3 1761 07065325 8

Sonnige Welten

Ostasiatische Reiseskizzen.

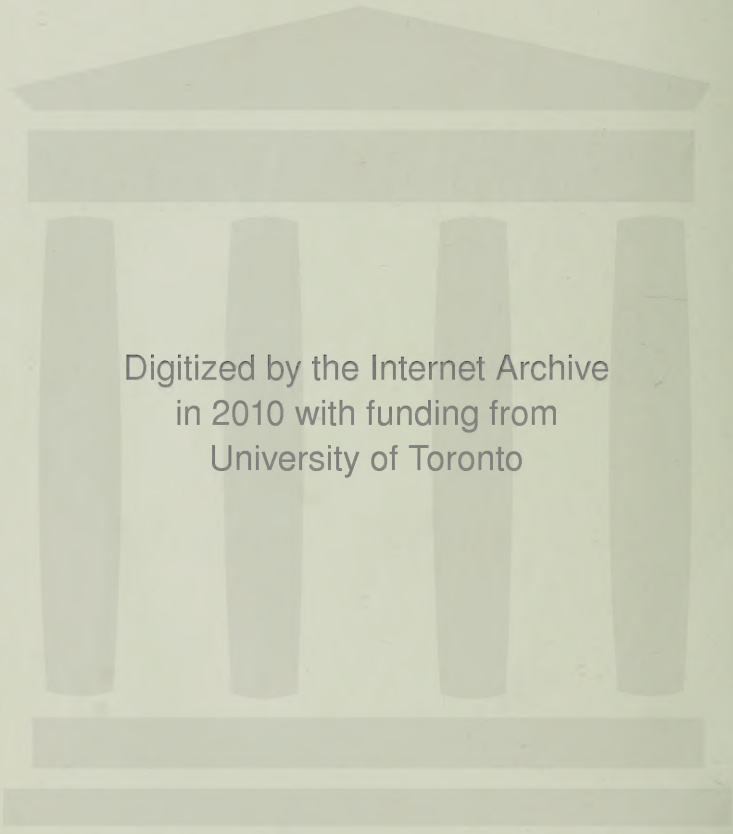
E. & L. Selenka.

Sonnige Welten.

Ostasiatische Reise-Skizzen

von

Emil und Lenore Selenka.


Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/sonnigeweltenost00sele

Emil Selenka

ATMAN

zum

Gedächtnis.

Sonnige Welten.

Ostasiatische Reise-Skizzen

von

Emil und Lenore Selenka.

Borneo. Java. Sumatra. Vorderindien.
Ceylon. Japan.

Mit zahlreichen Abbildungen im Text, vier faksimilierten Vollbildern
und dem Porträt von Emil Selenka.

Zweite umgearbeitete und ergänzte Auflage

herausgegeben von

L. Selenka.

[illegible]
16.[illegible].5[illegible]

Wiesbaden.
C. W. Kreidels Verlag
1905.

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck verboten.
Übersetzungen, auch ins Ungarische, vorbehalten.

Druck der Kgl. Universitätsdruckerei von H. Stürtz in Würzburg.

Dem Fürsten

OTTO VON BISMARCK

gewidmet.

Durchlaucht!

Ein Tagebuch, welches in harmlosen Erzählungen zufällige Reiseerlebnisse schildert, Eurer Durchlaucht zu widmen, mag befremdlich erscheinen; dennoch wage ich es.

Was Eure Durchlaucht für die Einigung und Grösse Deutschlands getan, gereicht nicht nur dem im Vaterlande Weilenden, sondern auch den durch fremde Lande ziehenden Deutschen zum Heil und Segen. Wohin wir unsere Schritte lenkten — überall ebneten sich uns die Pfade, weil wir Deutsche, weil wir Angehörige der grossen Nation, welche durch Geisteskraft und Mannesmut einen Ehrenplatz in der Reihe der Völker errungen. Der Name Bismarck war es, der uns auf den Streifzügen durch Kulturland und Wildnis das Vertrauen der Bewohner gewann und als sicherer Geleitsbrief manche Pforte öffnete, die unsern Vätern verschlossen geblieben.

So möge Eure Durchlaucht die Widmung dieser Schrift entgegennehmen als ein Zeichen aufrichtigen, innigen Dankes!

Emil Selenka.

Vorwort.

Dieses Skizzenbuch ist aus Tagebüchern und Briefen zusammengestellt, welche während einer zweijährigen Reise, die ich in Begleitung meiner Frau durch die Länder des Ostens unternahm, niedergeschrieben wurden.

Da ich die Reise unternahm, um die Entwickelungsgeschichte der Affen und Menschenaffen zu studieren, wurden Ort und Dauer unseres Aufenthalts durch die Rücksicht auf diesen Zweck bestimmt: unsere Aufzeichnungen erzählen daher fast nur die durch den Zufall dargebotenen Erlebnisse, teils im Charakter flüchtiger Augenblicksbilder, teils ausführlicher Beschreibungen. Einige Kapitel sind Vorträgen entnommen, welche ich nach meiner Rückkehr gehalten, und wollen als aphoristische Entwürfe beurteilt sein; andere Abschnitte erfuhren nachträglich erneute Überarbeitung.

Von meiner Frau verfasst sind die Kapitel VI und VII des Abschnitts Borneo, Kapitel X und XI des Abschnitts Japan, Kapitel III des Abschnitts Ceylon, sowie die Schilderung unserer Erlebnisse in Sumatra. Hie und da haben wir Notizen und Erinnerungen ausgetauscht und in unsern Manuskripten verwertet.

Um die Anschaulichkeit unsrer Schilderung zu beleben, habe ich eine Anzahl Photographieen, von denen ich viele selbst aufgenommen, sowie Farbendrucke, zeichnerische Darstellungen und Ölskizzen von der Hand meiner aufopfernden, treuen Gefährtin dem Texte als autotypische und lithographische Reproduktionen eingestreut.

So ist das Buch, gleich einem bunten Strausse, locker zusammengefügt aus Blüten und Früchten, welche wir in den Sonnenlanden des fernen Ostens pflückten. Wir übergeben es der Öffentlichkeit, damit auch andere sich daran erfreuen mögen, die nicht mit eignen Augen die Wunder des Ostens schauen und Herz und Geist seiner Menschenkinder nicht persönlich kennen lernen können.

Wollte ich der Dankbarkeit Ausdruck verleihen gegen alle, welche bei meinen schwierigen Untersuchungen durch Rat und Tat mich unterstützten, so müsste ich gar viele Namen aufzählen. In den holländischen Kolonieen

zumal erfreute ich mich des hochherzigen Entgegenkommens der Herren: Exzellenz Gey van Pittius, Resident Tromp, Assistent-Resident Snellebrand, Dr. Enthoven, Dr. Goedhuis und vieler anderer Beamten, deren Namen mir in steter Erinnerung bleiben werden. Unsere deutschen Gesandten und Konsule leisteten mir bereitwillig energische Hilfe; ich nenne hier nur die Herren: Baron von Gutschmit in Tokio, Dr. Gabriel in Batavia und — last not least — die Herren Brüder Freudenberg in Colombo. Sie und viele andere Landsleute und Fremde bahnten durch Empfehlungen und Ratschläge unsere Wege in fremden Landen, und wenn ihre Hilfe auch nur meinen wissenschaftlichen Bestrebungen galt, so kam dieselbe doch auch unsern Gelegenheits-Studien zugute.

Meinem Verleger, Herrn Fritz Bergmann, der unter liebenswürdiger Berücksichtigung meiner Wünsche die Ausstattung unsrer Schrift mit uneigennützigem Interesse sorgfältig überwachte, spreche ich an dieser Stelle meinen freundschaftlichen Dank aus!

Die Ausführung des Textdruckes und der farbigen Lithographieen durch die hochangesehene Anstalt des Herrn Kommerzienrats H. Stürtz in Würzburg, die der vortrefflichen Clichés durch Herrn J. B. Obernetter und Bruckmann in München[1]) redet sich selbst das Wort. Einige Clichés wurden von Angerer und Göschl in Wien, sowie von Meisenbach in München angefertigt und tragen deren Namenszeichen.

Oktober 1896.

Dr. Emil Selenka,
Professor in München.

[1]) Für die zweite Auflage hat ebenfalls die Kunstanstalt **Bruckmann** in München eine grössere Anzahl neuer Abbildungen in trefflichster Weise ausgeführt. L. S.

Inhalt.

Borneo. Seite

I. Flusstahrt im Urwaldreich 3
II. Im Heim der Dajak 13
III. Was wir bei unseren Dajakfreunden sahen und hörten 26
IV. Die Menschenaffen 45
V. Unter den Kopfjägern 55
VI. Vom alten Rajah (von Frau L. Selenka) 76
VII. Aus dem Geistesleben der Dajak (von Frau L. Selenka) 83

Auf hoher See 109

Java.

I. Ein Streifzug durch Java 117
II. Ein Hoffest zu Djokjakarta (von L. Selenka) 140

Aus Sumatra (Tagebuchblätter). (Von Frau Frau L. Selenka).

I. Aus den Pandangschen Hochlanden 151
II. Durch das Barrisan-Gebirge 163
III. Eine fürstliche Hochzeit im Hochlande 171

Vom indischen Festland.

I. Die Tamilstadt Madura 199
II. Von Kalkutta in die Himalayas 205
III. Die heilige Stadt 226
IV. Ein Denkmal der Arjamund 237
V. Jeypur 241
VI. Beim Brahmanen (von L. Selenka) 249

Ceylon.

I. Neujahr auf dem Adamspik 262
II. Teufeltänze 273
III. In den Ruinen einer Königsstadt (von Frau L. Selenka) 282

Japan.

I. Jung Japan 301
II. In den Strassen von Tokio 306
III. Japans Menschen 320
IV. Unter japanischem Dach 334
V. Über Sprache und Poesie 341
VI. Mit dem Tuschpinsel 360
VII. Nikko-Kekko 370
VIII. Theater (von Frau L. Selenka) 381
IX. Beim Mikado zu Gast. Blumenkult 406
X. Im Teehause 412
XI. Japanische Schauspiele (von Frau L. Selenka) 421
Anhang: Streiflichter auf das japanische Gemütsleben (von L. Selenka) . 441

Unsere braunen Diener 463

Die im vorstehenden Inhaltsverzeichnisse zwischen *.....* angeführten Kapitel sowie die bei anderen Kapiteln im Buche selbst zwischen Sternchen stehenden, oder mit L. S. unterzeichneten Stellen sind Zusätze zu dieser neuen Auflage.

Erklärung der farbigen Vollbilder.

Alle sind Reproduktionen nach modernen **japanischen** Farbendrucken.

1. Das Götterpaar siebenter Generation, Isánagi (männlich) und Isánami (weiblich), ist auf die Erde herabgestiegen und lernt aus dem Flattern eines Vogels die Erschaffung der ersten Menschen. (Shintoistisch.)
2. Blumengeist. Nach Joshitoshi.
3. Buddhistische Priester erlösen durch Gebet den irrenden Geist eines Fischers. Die zum Fischfang gebrauchten Kormorane umschwärmen den Geist des Verstorbenen.
4. Lotosteich bei Abenddämmerung. Nach Hokusai.

Das Einband-Motiv ist nach einem japanischen Gobelin ausgeführt.

BORNEO.

„Muffel“.

I.

Flussfahrt im Urwaldreich.

Ich will den Leser entführen in die „Gärten der Sonne", in eine Märchenwelt, wo Insekten gleich Blumen und Blumen gleich Insekten ausschauen, wo nachts die Bäume in flimmerndem Scheine leuchten, wo Fische auf dem Lande umherhüpfen, wo buntschillernde Vögel seltsame Melodien singen, wo Menschenaffen aufrecht einhergehen und allabendlich in Blatt und Geäst Schlafstätten bauen, wo herzensgute Menschen ein harmloses Dasein führen und ab und zu einander die Köpfe abschlagen, wo unter dem Schattendach von Riesenbäumen und Palmen der Inselsohn der Sprache der Luftgeister lauscht - in die geheimnisvollen, stillen Wälder von Borneo.

Im Fluge der Phantasie durcheilen wir den Raum gegen Osten bis zur anderen Seite der Erdkugel und, unter dem Äquator angelangt, dringen wir in die Urwaldinsel ein, dort wo der gewaltige Kapuasstrom seine orangebraunen Fluten in das javanische Meer wälzt.

Die Einfahrt in die Deltamündungen dieses Stromes ist während der Ebbezeiten durch Sandbarren verlegt und gelingt selbst während der Flutzeit nicht immer, so dass die Dampfer bisweilen sechs bis zwanzig Stunden in dem vom Kapuas abgesetzten Schlammbette eingepolstert liegen. Diesmal begünstigt uns das Glück, denn schon nach drei Stunden Festliegens auf der Sandbank wird unser winziger aber seetüchtiger Puppendampfer „Irrlicht" wieder flott, schraubt sich aufwärts gegen den reissenden Strom, dessen flache Ufer von den typischen Vegetationsformen der Niederung, Mangroven und Nipapalmen, gleich einer grünenden Mauer eingefasst sind, und erreicht nach vierundzwanzigstündiger Fahrt Pontianak, den westlichen Hauptplatz des holländischen Kolonialbesitzes.

Nachdem uns der tatkräftige und hilfsbereite Resident Tromp, wohlbekannt durch seine Berichte über die Dajak, mit Empfehlungsschreiben versehen hatte, engagierten wir ein halbes Dutzend malayischer Jäger und Diener, auch einen für diesen Zweck beurlaubten Soldaten, den treuen Schweizer Max Moret, und benutzten dann einen chinesischen Flussdampfer, um den breiten Kapuasstrom landeinwärts zu fahren. Nach fünf Tagen erreichten wir den letzten holländischen Garnisonplatz Sintang, wo wir mit dem feinsinnigen holländischen Militärarzte Dr. Johannes Goedhuis Freundschaft schlossen, einem sympathischen Herzensmenschen, der mir in ebenso energischer wie uneigennütziger Weise die wirksamste Hilfe für lange Zeit angedeihen liess. Auch des liebenswürdigen und erfahrenen Assistentresidenten Snellebrands Rat und Hilfe sollte ich hier finden.

Von Sintang liesse sich mancherlei Merkwürdiges erzählen: wie am einen Ufer des stattlichen Kapuasstromes die holländische Obrigkeit thront in all ihrer Würde, die sie selbst unter den Wilden nicht nur durch ein gesetztes Benehmen, sondern auch durch goldgestickte Staatsröcke und durch ein stabtragendes, in allen Papageienfarben schimmerndes, aber barfuss laufendes Gefolge aufrecht zu erhalten weiss — während am Ufer gegenüber in einem wackligen Bretterpalais die wacklige Scheinmajestät, Seine mohammedanische Hoheit der malayische Rajah, seinen Trabanten abendliche Feste gibt und sich das mit Höflichkeiten überzuckerte Gnadenbrot vortrefflich schmecken lässt, welches ihm die Holländer über ihre Kanonenschlünde hin zuwerfen.

Auch das bunte Getriebe des Chinesenbazars von Sintang bietet des Interessanten genug; doch wir verweilen hier nur kurze Zeit, um Vorräte für die bevorstehende Flussfahrt einzukaufen: lebende Hühner und Enten, Konserven in Blechbüchsen, Salz, Reis, in Erde gebackene Salzeier, Kokosnüsse, ganze Kisten mit Sodawasserflaschen, Seife, Petroleum, Kerzen, Nägel, Zündhölzer, Tabak und allerlei Tauschartikel für die Ureinwohner Borneos, für die Dajak.

Schnell werden zwei Kähne herbeigeschafft, von 1 1/2 Meter Breite und 4 1/2 Meter Länge, welche unsere malayischen Diener mit Palmblättern überdecken und mit javanischen bunten Tüchern oder Sarongs verhängen. Auf die Sitzbretter des einen Bootes, welches für die nächsten Wochen unsere Wohnung bilden soll, werden Wattedecken gelegt, die zugleich als Schlafmatratzen dienen müssen, das Boot wird mittelst Vorhängen in Zimmerchen geteilt, und der Weinkeller unter meiner Bank gefüllt.

Im zweiten Boote findet ausser den Jagd- und Präparationsutensilien die Küche Platz nebst dem Herde, d. h. einem leeren Petroleumblech, das auf zwei Backsteinen ruht. Unser Koch, ein riesenhafter gutherziger Malaye, übernimmt die Führung.

Unser braver Moret.

(Mit einem Dank vom [illegible])

Bemannt ist jedes Boot mit sechs Ruderern, kleinen, rührigen Malayen mit Gliedern von Stahl, die sofort hastig mit ihren kleinen Rudern ins Wasser stechen, sobald wir die Fahrzeuge bestiegen haben.

Um die Zeit, wo wir unsern Schatten verlieren, um zwölf Uhr mittags, wird Esspause gehalten. Einige der Bootsleute springen in den Fluss, ziehen schwimmend den Kahn ans Ufer, hauen frisches Geäst von den nächsten Bäumen, und in kürzester Frist lodern ein halbes Dutzend Feuerchen auf. Bald brodelt der Reis in den Kesseln, welche in geschickt angebrachten Astgabeln aufgehängt wurden, und nach einer halben Stunde ist die ganze Gesellschaft wieder flott.

Mittlerweile hat unser Riese, der Koch, im Küchenboote ein Mittagsmahl bereitet: ein frisches Huhn, Frankfurter Würstchen und holländischen Pudding. Um keine Zeit zu verlieren, halten wir unsere Mahlzeit auf dem Flusse während der Fahrt, indem unser Boot durch einige Malayenarme mit dem Küchenboote verankert wird.

Gesehen haben wir auf dem Kapuasstrom am ersten Tage unserer Fahrt ausser einem ungeheueren Krokodil, welches sich auf einer Sandbank sonnte, einigen Affenrudeln und vorüberflatternden Vögeln nichts als Bäume und nur Bäume. Vereinzelte bewaldete, ferne Hügelgruppen unterbrachen hin und wieder das eintönige, aber immer stimmungsvolle Landschaftsbild.

Wiederholt stiessen unsere Boote heftig auf, rannten auch einige Male fest auf Baumleichen, welche stromabwärts trieben und, durch das trübe, orangefarbige Flusswasser den Blicken des Steuermanns entzogen, mit unseren Fahrzeugen in Kollision gerieten.

Dem Zusammenstosse mit einem schwimmenden Baumstamme war es auch zuzuschreiben, dass später ein bedeutender Teil meiner wissenschaftlichen

Ausbeute verloren ging. Es war in der Nacht, als mein Boot auf Treibholz festfuhr, und während die Ruderer sich vergebens anstrengten, das Fahrzeug wieder flott zu machen, bog ein chinesischer Dampfer um eine Flussecke und überrannte dasselbe. Alle meine Jäger und Diener retteten ihr Leben, aber Flinten, Munition und, was mehr sagen will, das ganze wissenschaftliche Material sank in die Tiefe — ein für mich unersetzlicher Verlust!

Nach Sonnenuntergang, der hier jahraus jahrein punkt sechs Uhr erfolgt, wie denn auch die Sonne hier stets punkt sechs Uhr aufgeht, wurde nochmals kurze Rast gehalten, während welcher unsere Kulis hastig den von der Mittagsmahlzeit erübrigten Reis vertilgten und mit Flusswasser hinunterspülten; dann ward ohne Unterbrechung durchgerudert bis Mitternacht! Eine Schale Blümchenkaffee belebte die unermüdlichen Bootsleute mit derselben Wirkung, als hätten wir ihnen vom besten Wein kredenzt. Durch diese kleine Aufmerksamkeit haben wir uns bereits die in dieser Beziehung von den Holländern wenig verwöhnten Herzen der braunen Gefährten gewonnen, und eifrig fallen sie auf die Ruder, sich gegenseitig ermunternd durch einen nicht allzu unmelodischen, taktmässigen Gesang, den sie mehrmal mit der Versicherung unterbrechen, sie würden für uns rudern bis sie „tot gingen“ — „sampe mati“! Unter strömendem Regen erreichten wir ein auf dem Wasser ruhendes Holzhaus, in welchem wir Nachtruhe fanden.

Am folgenden Morgen schon verliessen wir den Kapuasstrom und lenkten unsere Boote in einen seiner majestätischen Nebenflüsse, den Ketungau, auf dessen Wasser wir vier Tage und Nächte zubringen sollten ohne eine menschliche Wohnung zu erblicken, ganz allein mit der grossartigen, wilden Natur! Diese zeigt sofort ein verändertes Bild; die Ufervegetation nimmt einen um so imposanteren und gleichsam individualisierteren Charakter an, je mehr der Flusslauf, den sie begleitet, sich verengt.

An den Uferwänden baut sich ein dichtes Laubdach weit über den Wasserspiegel hinaus, bald zu einem schattigen Blättertunnel gewölbt, bald ein Gewirr von Luftwurzeln bis ins Wasser abwärts entsendend. Zierliche Guirlanden ranken sich in Bogengehängen aus grosser Höhe von Ast zu Ast, Schlinggewächse hängen gleich grünenden Ampeln hernieder, grosse purpurne und violette Blüten krönen die Häupter der Bäume, und weisse Sternblumen übersäen das dunkle Ufergrün. Wie wenn die Pflanzenseelen alle den Ausblick auf den schönen, stillen Fluss suchten, so scheinen sie sich gerade am Ufer zu drängen, übereinander zu schieben. Im Wettbewerb um Nahrung und Licht winden sich Stämme und Zweige benachbarter Bäume umeinander, so dass oftmals drei, vier verschiedene Pflanzenarten ihr Laubdickicht in einem fremdartigen schön verschlungenen Formenbilde vereinigen.

Kein Fuss breit Erde ist zu sehen, jedes Fleckchen des Bodens wird von der Vegetation als Wohnstätte und Nährquell ausgenutzt.

An den Flusswendungen, wo die Kraft der ungestümen Strömung durch einen Vorsprung des Ufers gebrochen wird, siedelt sich im ruhigeren Wasser hie und da eine Gruppe der eleganten Pandanus-Palme an, deren gebogene Stämme gleich langen Schwanenhälsen aufsteigen und nach oben Büschel schwertförmiger, senkrecht abgeknickter Blätter, zahlreiche Stelzenwurzeln nach unten entsenden.

Wo durch den Sturz einer abgebrochenen Baumkrone im Laubmeer eine Lichtung entstand, da nistet sich auf dem Stammende ein büschelförmiges Farnkraut ein, mit seinen garbenartig sich ausbreitenden Blättern ein dekoratives Kapitäl auf der Baumsäule bildend. Die Sporen der Schmarotzerpflanze werden durch Vögel und Affen auf solche erhöhte Standorte verschleppt. Auch in den Astgabeln gesunder Bäume sieht man häufig diese Schmuckpflanze prangen, gleich einem künstlich aufgesetzten Dekorationsstück. Eine noch reichere fremde Zierde tragen oftmals die über den Wasserspiegel ausgestreckten Äste der Laubbäume, indem sie dicht umdeckt werden von den zarten Fiederblättern der Kletterfarne, zwischen denen Hängegräser, Orchideen und andere epiphytische Gewächse, wie von geschickten Gärtnerhänden zu „Stillleben" arrangiert, ihre Wohnung aufgeschlagen haben.

Und über diesem Dickicht erheben ihr Schirmdach noch einzelne Riesenbäume bis zu vierzig, fünfzig Meter Höhe — ein Wald über dem Walde.

Schon in der Frühe, wenn die leichten Nebel mählich von den Wipfelkronen schwinden, wenn der Tau auf dem Dickicht glitzert, und der sanfte Hauch der frischen Morgenluft unsere Wangen umschmeichelt, hält uns der vornehm träumerische Reiz dieser Flusslandschaft gefangen, und ein Zauber ergiesst sich über unsere Seele im Schauen solcher Naturpracht!

Erst kurz vor Sonnenaufgang erwacht das Tierleben. Vögelchen mit metallisch glänzendem Gefieder wiegen sich über der Flut, grüne, rote und violette Tauben und silbergraue Reiher flattern auf, Bekassinen, demantschillernde Eisvögel schiessen über das Wasser, Schwärme von Nashornvögeln ziehen rasselnd hoch durch die Luft, fliegende Hunde kehren heim von ihrem nächtlichen Schmause und muntere Affenscharen tummeln sich in den Baumkronen, beschäftigt mit ihrer Morgentoilette.

Unsere geladenen Flinten liegen bereit, aber wir bringen es nicht über's Herz, den Frieden dieser Stunde zu stören.

Rascher als bei uns steigt die Sonnenscheibe in die Höhe; eine drückende Schwüle legt sich über den Fluss und unsere Boote suchen Schutz unter dem Laubdache des Uferrandes. Aber immer glühender wird der Sonnenbrand,

immer unerträglicher die feuchte Schwüle, während unsere Augen den flitternden Glanz der vom Wasserspiegel reflektierten Helle kaum zu ertragen vermögen.

Nicht ein Windeshauch ist zu spüren, eine magische Ruhe lastet auf der Landschaft, und die Natur liegt in lethargischem Banne. Mühselig entringt sich der Atem unserer Brust, und heisse Schweisstropfen rinnen über die Augenbrauen herab; aber die Transpiration verschafft keine Erleichterung und Kühlung, weil die Luft derartig mit Wasserdampf gesättigt ist, dass eine Verdunstung von unserer Körperfläche nicht stattfinden kann.

Da, am Nachmittage, ertönt in der Ferne ein dumpfes Raunen, schwarze Wolkenballen steigen mit Windeseile auf, elektrische Entladungen von überwältigender Grossartigkeit brechen hervor und lösen sich in zahllose Äste flatternder Blitzesflammen auf, krachende Donner brüllen in das Gerassel der auf die harten Blätter niederstürzenden Regenmassen. Die ganze Luft ist mit Wasserstaub erfüllt, welcher Gesicht und Kleider besprüht — der Bann ist gebrochen, und erquickt atmen wir wieder auf.

Tagtäglich fast steigen solche Unwetter am Nachmittage auf. Während meines fünfmonatlichen Aufenthalts in Borneo hatte ich nicht einen einzigen Tag zu verzeichnen, an welchem nicht wenigstens ein Gewitter am Himmel sichtbar gewesen wäre.

Doch pflegen diese Wolkenbrüche von kurzer Dauer zu sein. Kaum sind die letzten Donnerschläge verhallt, so legt die sinkende Sonne ihren Glanz wieder auf das Flussbild, und die schräg einfallenden Strahlen gliedern die reichen Schattenmassen des Ufergeländes in eindrucksvoller Plastik. Bei jeder der zahlreichen Flusswindungen ein neuer überraschender Effekt! Bald weitet sich der Fluss zu einem seeartigen Becken, aus dem zierliche grüne Inselchen mit weissschimmerndem Sandsaume auftauchen, bald rücken die Ufer nahe zusammen, engen das Wasserbett ein und erzeugen rauschende Strudel und Stromschnellen, so dass Stimmungsbilder träumerischen und wilden Charakters in rascher Folge reizvoll wechseln. Und wo der Fluss den Ausblick in die Ferne frei lässt, da zeichnen sich die gigantischen dunklen Silhouetten des Urwalddickichts in malerischem Kontraste von milchweissen Wolkenwänden ab.

Noch spielt um die höchsten Wipfel das leuchtende Rot der scheidenden Sonne; dann senken sich dünne Nebel auf das Grün und, von zarten Duftschleiern umwoben, beginnen die Umrisse der Laubmassen zu verschwimmen. Die Kontraste der Beleuchtung werden milder und milder, und die Szene gewinnt jenen Ausdruck stillen Friedens, den die unberührte Natur in ihrer Harmonie von Form und Farbe über uns ergiesst. An die unvergleichlichen Gemälde eines Claude Lorrain und Poussin erinnern diese Dämmerungsbilder.

Rasch senkt sich der Tag; vom Osten steigt der violettgraue Erdschatten am Himmelsgewölbe empor, und ehe wir's geahnt, überdecken die Schleier der Nacht Wald und Fluss. Die Gestirne des südlichen Himmels erstrahlen in sanftem planetarem Lichte, über unseren Häuptern schimmert das Sternbild des Kreuzes, und vom westlichen Horizonte flutet der silberweisse Kegel des Zodiakallichtes zum Zenith empor — bis der aufsteigende Mond die Himmelsleuchten erbleichen macht und durch seinen magischen Schein die Schönheit dieses weltfernen Paradieses mit neuem unbeschreiblichen Zauber verklärt.

In diesen feierlichen Stunden eilt die Phantasie in die Weiten, über Wälder und Meere, zurück in die teure Heimat! Kaum vermögen wir den Gedanken zu fassen, dass jetzt in Deutschland, zur Winterzeit, ein eisiger Wind über Schnee- und Eisflächen saust und das Pflanzenleben in tiefen Schlaf bannt. So ferne, so weit entlegen scheint uns das unruhige Europa mit seinem Hasten und seinem Hader, mit seinen konventionellen Pflichten und Behelligungen, mit seinen zahllosen Dingen und Undingen, welche uns durch Gewöhnung unentbehrlich geworden waren, und deren wir uns hier so rasch und so leicht entledigten gleich eines unnützen und unerquicklichen Ballastes!

Aber hier! In welches Feenland sind wir geraten? Büsche und Bäume beginnen mit einem Male zu glitzern und zu leuchten: Millionen Feuerfliegen und Funkeltierchen schwirren um das Blätterwerk und werfen ihr intermittierendes Licht taktmässig auf das Grün, so dass das ganze Ufer bis in die Wipfel hinauf mit lebenden Silbersternchen illuminiert erscheint. Und während noch eben die Phantasie kaum den Weg fand in die winterliche Heimatlandschaft, fahren wir nun dahin wie durch einen verzauberten Wald funkelnder Weihnachtsbäume.

Plötzlich taucht über dem Wasserspiegel ein rötliches Licht auf, und ein Nachen, eine „Sampan", kommt uns entgegen.

„Orang derri mana"? Leute woher? rufen unsere Kulis in die Dunkelheit hinaus.

„„Kami dajak"", wir sind Dajak! tönt die Antwort herüber.

„Habt Ihr Fische?"

„„Nein, wir haben einen Kranken.""

„So kommt, hier sind weisse Menschen!"

Die Sampan schiesst herbei, und runzlige, magere Arme legen sich auf unsern Bootsrand.

„Was fehlt dem Kranken?"

„„Panas, er ist heiss, seit acht Tagen.""

Wir fassen die fieberglühende Hand eines alten Mannes, holen ein Dutzend Chininpulver aus unserer Medizinbüchse und erteilen unsere Verhaltungsmassregeln, die jedoch erst durch unsere Kulis verdolmetscht werden müssen, denn

hier reichen wir mit unserem Malayisch nicht mehr aus. Wir sind bereits mitten im Dajakgebiete.

Langsamer wird allmählich der Rhythmus der Ruderschläge, und wir kommandieren „Halten".

Die beiden Fahrzeuge werden gegen das Ufer gesteuert, an den knorrigen Luftwurzeln eines überhangenden Baumes befestigt, und im Nu ist die ganze Mannschaft in tiefen Schlaf gefallen.

Aber wie könnten wir schlafen im frischen Eindruck der wundervollen Wildnis! Eine ungeheuere Stille herrscht rings umher, kaum gestört durch das leise Plätschern der am Kiele der Schifflein sich brechenden Strömung, und in wohligem Entzücken schwelgen wir in dem Bewusstsein, dass wir im Herzen der Urwaldinsel weilen, dabei sicher und ohne jegliche Gefahr; denn die Natur ist hier gütig. Kein hungriger Tiger lauert auf Beute. Giftschlangen sind selten, und die Krokodile finden im Ketungau so reichliche Fischnahrung, dass sie den Menschen nicht oft erschrecken.

Plötzlich tönt durch das Dickicht ein dumpfer dröhnender Krach, dem ein prasselndes Geknatter folgt — ein morscher, vielhundertjähriger Waldriese stürzte nieder. Das sind die Stundenschläge auf der Uhr des Urwaldlebens, die Schläge, mit denen die Wildnis ihre Ewigkeiten misst!

Und wieder erschallt aus dem Dunkel ein Ton, hell und metallisch wie Glockenklang: es entstammt dem Kehlchen eines kleinen Laubfrosches, der seine eintönige Musik wohl eine halbe Stunde weit zu uns herüberschickt. —

Nach viertägigem Rudern erreichten wir einen kleinen Nebenfluss, an dessen Oberlauf das Dorfhaus Mrekai liegen musste; dort gedachten wir Station zu machen und die Jagd auf die Orangutans zu beginnen.

Um zu der Dajakgemeinde Mrekai zu gelangen, mussten wir unser Hausboot verlassen; denn das enge Flüsschen, welches zu diesem Langhaus führt, ist nur in schmalen ausgehöhlten Baumstämmen passierbar. Ein mystisches Halbdunkel umfängt uns in dem „Sungei", dessen Uferpflanzen ihre Astarme und Laubschleier zu einem grünen Tunnel über unseren Häuptern zusammenschliessen. Hin und wieder erweitert sich der Fluss zu einem kleinen Becken und bringt den wundervollen, vielseitigen Charakter der tropischen Waldungen gleichsam im Durchschnitt zur Anschauung.

Unsere Fahrt wurde vielfach erschwert durch gefallene und den Wasserweg versperrende Baumleichen, und einmal waren wir sogar genötigt, einen halbentwurzelten Waldriesen, dessen Krone sich in den Ästen der gegenüberstehenden Bäume gefangen hatte, mit Äxten durchzuhauen. Zu unserem Ent-

setzen wurde diese Arbeit bedeutend erleichtert durch den Vorwitz eines Malayen, der auf dem Stamme emporkletterte und durch sein Körpergewicht den Zusammenbruch des Baumes zu beschleunigen suchte. Unter Triumphgeschrei stürzte er aus einer Höhe von zehn Metern zugleich mit dem Stamme ins Wasser hinab.

Kleine Sampans, d. h. aus einem Baumstamme hergestellte flache Nachen, nicht länger als sechs, nicht breiter als anderthalb Fuss, bis zum Sinken überladen mit Hühnern, Wassermelonen, Gurken, Pisangtrauben und meist von zwei Frauen gerudert, schossen wiederholt an uns vorüber, in lautloser rascher Flucht.

Von Stelle zu Stelle fanden wir das Flüsschen in der Quere durch eine Pallisadenwand von Bambusstäben derartig abgesperrt, dass nur in der Mitte eine schmale Türe die Durchfahrt gestattete. Vor diesen Flussfiltern sammeln sich die Fische an und werden von den Dajaks mit dreispitzigen Harpunen erlegt.

Nächtigung im Urwaldgebiet.

Kein Laut war zu hören ausser den schnelltaktigen Schlägen der spatenförmigen kurzen Ruder, als plötzlich ein Rudel Nasenaffen (Semnopithecus nasicus) laute Warnungstöne erschallen liess. Mit unglaublicher Behendigkeit huschten die grossen Tiere durch das Dickicht und schwangen sich dann der Reihe nach durch die Luft quer über den Fluss. Nur ein grosses Männchen mit hochaufgestülpter, spitziger Nase war zurückgeblieben, sprang aber, da wir näher kamen, aus einer Höhe von wenigstens acht Metern entschlossen mitten in den Fluss und schwamm hurtig an das gegenüberliegende Ufer. Auch den sogenannten Javaaffen (Cercocebus cynomolgus), der in Borneo zu den häufigsten Vierhändern gehört, sahen wir öfters vom Ufer aus in das flache Wasser springen, denn auch er ist ein leidlicher Schwimmer. Für die höheren oder Menschenaffen Borneos bieten dagegen alle tieferen Flüsse unüberwindliche Hindernisse dar und wirken abschliessend auf die Verbreitung.

Endlich war der Aufstieg zum Dajakhause erreicht, und wir sprangen an das Land. „Wie weit zum Hause", fragten wir unsere Bootsleute. „„Dengar bunij ajam"", man hört die Hähne schreien, lautete die trostliche Antwort. Aber so bald sollten wir unser Ziel nicht erreichen, denn der Weg war schwierig und zum Teil sogar gefährlich. Die Malayen haben ein volles

Recht, dergleichen Dajakwege „djalan monjet", d. h. Affenwege zu schelten. Über glitschige Blätterpolster, durch steinige Flussläufe, über Baumleichen von zwei Meter Dicke, durch Gehänge stacheliger Schlingpflanzen, über endlos sich hinziehende Reihen der Länge nach voreinander gelegter glatter Baumstämme balancieren, springen, kriechen, klettern, turnen und waten wir vorwärts und können von Glück sagen, wenn wir die einzelnen geländerlosen Stämmchen, welche die Dajak als „Brücken" locker über die Flüsse legen, mit heilen Gliedern passiert haben. Der nackte Fuss des Inländers schmiegt sich der Unterlage an und gewinnt auch auf dem glatten Rundholze Halt, wo der unbewegliche europäische Stiefel ausgleitet. Tänzelnd und sicher trugen unsere Dajakführer unsere schweren Gepäckstücke auf dem Rücken über diese abscheulichen „Affenbrücken" hinüber.

Nach einstündigem Marsche lichtet sich der Wald, und wir stehen vor einem bebauten Reisfelde, einer „Ladang", aus welchem überall verkohlte Baumstümpfe als letzte Erinnerungszeichen des niedergelegten und verbrannten Urwaldes, hervorschauen. Einige runzlige Mütterlein hocken in der glühenden Sonne am Wege und schneiden Kürbisgurken. Auf unsere Frage, ob dieses der Ladang Mrekai sei, antworteten sie verneinend, weisen dann mit dem Arme gegen Osten und strecken die Hand gegen den Himmel aus, ein wenig westlich vom Stande der Sonne. Die Geberdensprache bedeutet auf Dajakisch: Sobald die Sonne dort steht, wohin die Hand weist, ist das Ziel erreicht. Also noch ein halb Stündchen im glühenden Sonnenbrande weiter!

Erschöpft langen wir am Gemeindehause Mrekai an und atmen auf bei dem frischen Luftzuge, der die Dorfhäuser zu umwehen pflegt, wenn ringsumher der Ladang in Sonnenglut brütet.

Einige Minuten entfernt liegt ein kleines Pfahlhaus, die Reisscheune.

II.

Im Heim der Dajak.

Die Wohnungen der Dajak bieten ein anschauliches Bild von ihrem gesamten Leben und Treiben, denn jede Gemeinde bewohnt nur ein einziges Langhaus, welches je nach der Anzahl der Familien fünfzehn bis zweihundert Meter lang und sechs bis zehn Meter breit ist.

Solch ein Gemeindehaus oder Dorfhaus ruht auf einem Gewirr von 4 bis 6 Meter hohen Pfählen und Stämmchen von Eichenholz und zeigt im Prinzip die gleiche Konstruktion, wie die Einzelwohnungen der Malayen und Polynesier. Klima, Bodenbeschaffenheit und der Überfluss an Holz bedingen diesen Pfahlbau. Ein mit Einkerbungen versehener schräger Baumstamm bildet den Aufgang.

Zwischen den Standpfählen treiben sich grunzende Schweine umher, aus dem Hause erklingt Hundegebell und Hahnengeschrei. Mit den drei Arten von Haustieren der Dajak hatten wir somit Bekanntschaft gemacht, aber noch zeigt sich kein menschliches Wesen. Werden wir freundliche Aufnahme finden?

Vorsichtig balancierend erklettern wir den Leiterbaum, dessen oberes Ende einen geschnitzten Menschenkopf darstellt, und betreten einen langen, dämmerigen Raum, dessen Boden aus einem lockern Spalier fingerdicker, unbehauener Äste, einer Stabflur, gebildet wird. Der Stiefel müssen wir uns entledigen, um nicht mit den Hacken in den breiten Lücken des Gitterwerks stecken zu bleiben.

Durch den ganzen Längsraum ziehen sich zwei Reihen von Baumpfählen, einen etwa zwei Meter breiten Gang zwischen sich fassend. Die eine dieser Reihen ist durch Wände von Baumrinde, in welche schmale Türen eingelassen sind, verbunden; das sind die „Pintu's“ oder Türen der einzelnen Familienwohnungen, nach deren Anzahl die Grösse der Dorfgemeinde bestimmt wird: so viele Pintu's, so viele Familien. Der ganze übrige Teil des Hausinnern ist

ein gemeinsamer Sammelplatz für alle Bewohner. Er ist an der Aussenseite durch geflochtene Blättermatten verhängt, durch deren Lücken wir auf eine Art offner Vorgalerie oder Plattform ins Freie treten. Hier liegen Waldfrüchte und Reis zum Trocknen auf Matten aufgestapelt, ferner alte Speere, Schalen von Kokosnüssen u. s. f. Einige alte Weiber und Männer, fast unbekleidet, sind beschäftigt mit einer Schar nackter Kinder, kommen uns aber sofort entgegen, sobald sie uns bemerkt, und begrüssen uns mit lächelnder Miene aufs Freundlichste. Auch das Dorfoberhaupt, ein gewandter, klugblickender Greis, ist zugegen, und da er fliessend malayisch spricht, so können wir ihm den Zweck unseres Kommens mitteilen. „Orang utan ada banjak", Orangutans gibt es viele hier, lautet seine tröstliche Auskunft, und zutraulich erklärt er uns seine Bereitwilligkeit, am folgenden Tage mit seinen Leuten uns auf der Jagd zu begleiten. Zugleich bietet er uns Gastfreundschaft an, und wir acceptieren seine Einladung gern. Dann führt uns der freundliche Mann im Hause umher.

Im gemeinsamen Sammelraum finden sich hier und da primitive Feuerstätten aus Lehm; an der langen Rindenwand stehen ausgehöhlte Baumstümpfe und Blöcke zum Stampfen des Reises, an der Pfostenreihe hängen Waffen, Pfeile, Hausgeräte, Bambusköcher, und von der Decke hernieder schaut ein Bündel angeräucherter Menschenschädel, die Trophäen ihrer Kopfjägerzüge. In der Mitte des Raumes sind zwei tischartige, mit Matten ausgepolsterte Schlafgestelle für Gäste angebracht.

Etwas behaglicher sieht es in den Familienkammern aus. Da hängen an den niedrigen Rindenwänden irdene Schüsseln und einzelne Eisentöpfe, die sich vom Markte zu Sintang hierher verirrt haben mögen, ferner aus Baumbast zusammengeheftete, oft auch mit Kunstsinn aus Fäden bunt gewirkte Männerjacken, feingeschnitzte Bambusbüchsen für Betel und Tabak, zierliche Körbchen aus Rotan geflochten und noch ein ganzer Haufen uns unverständlicher Gegenstände. Den Ehrenplatz aber nehmen die Tampajans ein, alte chinesische Tongefässe, die von Geschlecht zu Geschlecht sich vererben, in hohen Ehren gehalten werden, und nach deren Besitz jedes Familienhaupt sehnlichst trachtet. Benutzt werden dieselben zum Aufbewahren von Kleidern und Esswaren. Jede Pintu hat auch ihre eigene Feuerstätte, und so ruft der kleine Raum trotz aller seiner Armut und fremdartigen Unordnung den Eindruck einer abgesonderten Heimstätte hervor, mit ihren individuellen Leiden und Freuden, ihrem Sorgen und Lieben. Sobald aber die Türschwelle überschritten, geht die Einzelexistenz im Gemeinwesen auf: das ganze unter einem Dache vereinigte Dorf ist hier nur eine grosse Familie, in welcher ein friedliches Zusammenleben von allen Gemeindegliedern angestrebt wird.

Bald hat sich ein Schwarm von Mädchen und Frauen versammelt, die sich uns ohne den mindesten Argwohn nähern, ganz zart und manierlich unsere weisse Haut betupfen und mit drolliger Neugier in die Ärmel und den Halsausschnitt unserer leichten Tropenkleidung lugen, ob wir darunter auch so weiss seien.

Es werden nun einige funkelneue Matten aus feinem bunten Flechtwerk auf den Gitterboden für uns ausgebreitet, wir lassen ein paar Reisblöcke als Sitzbänke herbeitragen, und nachdem wir uns niedergelassen, hockt die ganze vorhandene Bewohnerschaft im Kreise um uns nieder. Dann geht es ans Auspacken unserer Gastgeschenke aus dem Rucksack: Tabak, Messingdraht, Spiegel, Blechschachteln, Taschenmesser, und wir empfangen dagegen gute frische Eier und junge Hühner. Nun beginnt ein Fragen und Antworten von beiden Seiten, wobei der Häuptling das erste Wort führt.

Da taucht über der Schwelle der Eingangsöffnung ein hübscher männlicher Kopf auf, und eine nervige nackte Männergestalt von prächtigem Körperbau steigt den Stufenbaum vollends empor. Unter dem turbanähnlichen Kopftuche fallen schwarze weiche Locken auf die Schultern herab; in der Rechten trägt der Mann einen schweren Sauspeer, im schmalen Hüfttuche ein langes Messer. Er schreitet vorwärts bis zu seiner Pintu, hängt den Speer in eine Schlinge seines Pfeilers und setzt sich dann in unserer Nähe nieder, aufmerksam uns betrachtend und belauschend.

Wiederum klettert eine Gestalt den Leiterbaum herauf, ein altes, gebrechliches Weib mit weissen, flatternden Haaren, keuchend und mühsamen Ganges einen schwerbeladenen Korb mit Reis schleppend. Der Korb ist aufgehängt an einem Streifen Baumbast, welchen die Alte quer über die Stirn gelegt hat, so dass das Hauptgewicht der Last vom Nacken getragen wird. Nur flüchtig streifen ihre vom Alter gebleichten, graublauen, grossen Augen unseren Kreis; sie wankt vorüber und verschwindet in ihrer Familienwohnung, um nach kurzer Zeit sich zu uns zu gesellen. Beim Niederhocken klappen ihre ermüdeten, dürren Glieder wie ein Taschenmesser zusammen. Im Dajak-Dorfe hat eben jeder sein Teil Arbeit zu leisten und die Kräfte der Frauen werden nicht geschont.

Eine neue Figur taucht über der Türschwelle empor, eine reizende junge Frau; sie ist dem Flussbade entstiegen, und das glänzende nasse Haar schmiegt sich weich über den nackten Rücken. Ihr folgt eine zweite, dritte, die in Kürbisflaschen frisches Wasser aus dem nahen Bache herbeibringen. Es sind elegante, nur mit einem schmalen Hüftröckchen aus Baumbast bekleidete Evafiguren von feinem ebenmässigem Gliederbau und mit gar unschuldsvollen Rehaugen. Elastischen Schrittes huschen sie über den federnden Stabboden an uns vorüber.

Das Gemeindehaus „Mrekai". — Frauen holen Wasser in Kürbisflaschen.
Nach einer Momentphotographie.

verschwinden für einen Augenblick hinter ihren Türen, kehren zurück und hocken dicht vor uns nieder, die niegesehenen „Weissen" erstaunt musternd.

Wieder erscheint ein heimkehrender Bewohner in der Hausöffnung, eine sieghafte schöne Jünglingsgestalt, einen angeschossenen Rhinozerosvogel in

der einen, eine Blasrohrlanze in der anderen Hand tragend; auf dem Rücken hängt ein Köcher mit vergifteten Pfeilen, an der Hüfte ein langes Messer. Mit blitzenden Augen überschaut er die fremden Gäste, hängt die Waffen an seinen Türpfosten, bindet die Jagdbeute an das Spalierwerk des Bodens fest und steigt über eine Gruppe von Kindern zu uns herüber, um hart an meiner Seite Platz zu nehmen und seine grossen Augen fragend auf mich zu heften.

Und immerfort kamen neue Bewohner heim: eine Frau mit ihrem Säugling auf dem Rücken, beide gemeinsam beschützt durch einen pilzförmigen Riesenhut, Männer mit Eisenholz oder mit eingesammeltem Honig beladen, und stets zahlreicher wurden die nackten Gestalten in der Runde, bis mit

Fremde Gäste im Dajakheim (Langhaus Mrekai).

Dunkelwerden die ganze Gemeinde vollzählig geworden — einhundertachtunddreissig Personen!

Ein wahrhaft biblisches Bild entrollt sich vor unseren Augen. Wir wähnen uns in die Urzeit der Menschen versetzt, wo die Erde anfing sich zu bevölkern, und die ersten Gemeinden zu partriarchalischem Zusammenleben sich ansiedelten!

Unvergesslich werden uns die Bilder und Erlebnisse in diesen Dajakhäusern bleiben.

Freundliche alte Grossmütterchen mit silbersträhnigem Haar schleppen ihre geduldigen Enkelkinder herum und unterweisen sie in Spiel und Arbeit, reizende junge Mütter tränken ihre Lieblinge, lustige Kinder spielen Blindekuh oder üben sich in Gewandtheits- und Kraftstücken, holdselige Backfischchen lugen verschämt zu den mit Schnitzarbeit beschäftigten Jünglingen hinüber,

Frauen führen mit hochgeschwungenem Arm den Reisstampfer, so dass das ganze Langhaus erzittert, und inmitten des Kreises der Männer hockt der Häuptling, Rat erteilend und Recht sprechend.

Ein behaglicher Friede scheint ausgegossen über alle Bewohner!

So bildet jedes Haus eine unabhängige Gemeinschaft. In traulichem Zusammenleben drängen sich alle Lebensaufgaben und aller Lebensgenuss in einen engen, übersehbaren Gesichtskreis zusammen. Unbekümmert um Zeit und Zukunft, nur vertraut mit der nächsten Umgebung, entrang sich dem Gemeindeleben dieser Naturmenschen niemals das Bedürfnis einer Schriftsprache — höchstens dass einige geschnitzte oder eingravierte Abbildungen von Tieren, Pflanzen und Menschenleibern auf den Stäben und Gefässen der Ärzte, der Medizinmänner, als Bilderzeichen gleichsam den Anlauf zu einer Zeichensprache verraten! Recht und Sitte, Geschichte, Legenden und religiöse Anschauungen wurden seit Alters her, von Geschlecht zu Geschlecht, nur durch den Mund der Greise und der Greisinnen überliefert.

Alle Interessen der Bewohner eines Langhauses sind gemeinsam: Der Reisacker ist das Gut aller, wird von Männern, Frauen und Kindern bearbeitet und abgeerntet, und allen gehört die Jagd.

Nur bei strenger Handhabung der Ordnungsgesetze und allseitigem gutem Willen vermag in solchem Zusammenleben der Friede dauernd erhalten zu bleiben, und so kann es nicht verwundern, wenn Diebstahl, Ehebruch, Verführung durch schwere Strafen an Geld und Eigentum geahndet werden.

Die Ehe erfolgt nach freier Wahl unter Zustimmung der Eltern, ist auf gegenseitige Neigung begründet und wird heilig gehalten. Ein geringer Kaufpreis in Produkten pflegt von den Eltern des Bewerbers denen der Braut gegeben zu werden. Bei Ehescheidungen muss von seiten des unzufriedenen Teiles eine Busssumme ausgezahlt werden; stets folgen die Kinder der Mutter. Kein Dajak hat aber das Recht, seine Frau zu verkaufen oder zu verschenken. Wird ein Mädchen Mutter, so hat sie oder die Ihrigen Strafe zu zahlen, und der Verführer ist zur Heirat verpflichtet, um die Ehre der Gefallenen wieder herzustellen. Eine Witwe darf erst nach Verlauf längerer Zeit, gewöhnlich einiger Jahre, wieder heiraten. Solche Vorschriften und Gebräuche herrschen wenigstens in den Gebieten, welche wir näher kennen lernten.

Schwer bestraft wird der Diebstahl, und die strengsten Begriffe von Ehrlichkeit und Respektierung des Eigentums anderer sind den Dajak in Fleisch und Blut übergegangen. Niemals wurden wir von einem Dajak übervorteilt, erhielten hingegen zahllose Beweise ihrer Ehrlichkeit, wie durch einige Beispiele gezeigt werden mag.

Um einen Brief zu bestellen, den ich während unserer Ketungaufahrt geschrieben, rief ich einen uns zufällig in seinem Nachen entgegenkommenden Dajak an. Er erklärte sich gerne bereit, für den Preis von anderthalb Mark den Auftrag, der zwei Tage Ruderns erforderte, auszuführen, und um dem Boten die Rückfahrt zu ersparen, reichte ich ihm mit dem Briefe zugleich das eingewickelte Geld, im berechtigten Vertrauen, dass er das Schreiben richtig befördern würde. Er weigerte sich jedoch aufs Entschiedenste, das Geld anzunehmen, bevor er den Auftrag ausgeführt habe, und erst nachdem ich ihm erklärt, dass er den Betrag behalten solle, auch wenn der Brief etwa durch Unfall verloren ginge oder unbestellbar wäre, steckte er zaudernd das in Papier eingewickelte Geld in den Gürtel, jedoch ohne dasselbe nachzuzählen. Nach vier Tagen kam der Bote zu mir zurück und zog behutsam aus seinem Gürtel das sorgfältig zusammengefaltete Papier, in welches ich seinen Lohn eingewickelt hatte: die Etikette einer Konservenbüchse mit einem bunten Pfirsich darauf! Dieses schöne Kunstwerk sei gewiss durch ein Versehen in seine Hand gekommen, meinte der treuherzige Mensch, und er bringe es mir daher zurück. Gross war seine Freude, als ich ihm das Bildchen zum zweiten Male schenkte und eine Handvoll guten Tabakes dazu.

Mein schweizer Jäger Moret hatte auf einer Exkursion seine zerrissenen, unbrauchbar gewordenen Strümpfe ausgezogen und an einen Busch im Urwald aufgehängt. Acht Tage später brachten mir einige Dajakleute die Strumpffetzen nach meinem Standquartier in Sintang, mit der Bemerkung, dass sie diese „Kleidung des weissen Mannes" zufällig aufgefunden hätten, und da wohl kein anderer Weisser als ich durch die Wälder zöge, so brächten sie mir dieselbe als mein Eigentum, das ich offenbar zum Trocknen aufgehängt, zurück. Und die ehrlichen Gesellen erwarteten und verlangten weder Belobung noch Belohnung.

Unsere ersten Dajakbesucher (Hauptlinge).

Dass die schlauen Malayen einstmals diesen harmlosen und braven Menschenstamm durch List und Betrug unterwerfen und tributpflichtig machen konnten, ist leicht zu begreifen, und die neue Herr-

schaft der Holländer, welche nur eine mässige Steuer von den Bewohnern heischt, ist für die Dajak ein Schritt zur Freiheit geworden. Bedrückung und Unterschleif seitens der nunmehr unter holländischer Kontrolle stehenden Malayenfürsten ist allerdings noch nicht gänzlich aus dem Wege geräumt; dazu ist die Zahl der europäischen Beamten zu gering.

Alter bärtiger Dajak im Festkleide.

Einfach und natürlich, herzlich und doch bescheiden zeigte sich uns überall das Benehmen der Dajak. Wie sollte uns nicht das Herz warm werden unter diesen braunen Brüdern — uns Abendländern, deren Gedanken durch geistreiche, pikante und amüsante Lektüre ermüdet sind, die wir unter Waffengeräusch die derben Sinnenromane der Gegenwart verschlingen, Inhalt und Form der Konversation den verflachenden Zeitungen entlehnen, und die wir mit dampfenden Meilenstiefeln die Eisenbahnländer zu durchfliegen gewohnt sind, gleich als liessen sich Nationen wie ein Bilderbuch durchblättern! In diesen Landen ergiesst sich eine wohltuende Ruhe über unseren Geist und lässt uns in stiller Freude einmal zu Atem kommen. —

Wir verbrachten die Abende im Mrekaihause beim Flackerscheine angezündeter Harzstücke in freundlichen Gesprächen, erzählten von der Heimat, wo jetzt alles Wasser durch die Kälte zu Stein geworden sei, und wo der Regen in Form weisser Baumwollenflocken vom Himmel fiele und fusshoch die ganze Erde bedecke, und liessen uns dafür die phantastischen, vielfach von innigem Mitgefühl und wahrer Menschenliebe zeugenden Legenden des Dajakvolkes berichten. Beim Rascheln der von der Hand fleissiger Mädchen hin und her geworfenen Weberschiffchen und beim Takte der von rührigen Männern geführten Axthiebe verlebten wir anregende Tage im Kreise dieser Dorfgemeinde und verabschiedeten die braune Gesellschaft gewöhnlich erst spät in der Nacht. Durch ausgespannte Tücher trennten unsere Kulis einige Zimmerchen ab, und in angenehmster Stimmung streckten wir uns auf den sauberen Matten aus, schliefen auch immer ganz wacker, wie-

wohl die Nachtruhe durch das Rasseln der über unseren Köpfen aufgehängten erbeuteten Menschenschädel, sowie durch Hundegebell und Hahnengeschrei unter dem Stabboden öfters unterbrochen wurde.

Begleitet von einigen bewaffneten Jünglingen machten wir uns früh am folgenden Morgen auf den Weg in das geheimnisvolle Urwalddickicht, welches den Ladang von allen Seiten umschliesst, um Orangutans zu erjagen.

Dusak

Staunen und Entzücken sind doch wohl zu schwache Ausdrücke zur Wiedergabe der Empfindungen des Europäers, der zum ersten Male in einen tropischen Urwald eindringt. Der märchenhaft üppige Pflanzenwuchs, die satten Farben des glänzenden Laubes, welches alle Nuancen des Grün gleichsam in chromatischer Tonleiter aufweist, ferner die bizarren Formen des Astwerkes, welches bald vertikal aufstrebend, bald kandelaberartig ausgebreitet, bald phantastisch verworren erscheint, endlich der Ausputz der Bäume mit Epiphyten erfüllt mit immer neuer Bewunderung. Anstatt der ruhigen Geschlossenheit und einheitlichen Ausstattung unserer europäischen Wälder, die wir nach der vorherrschenden Baumgattung als Buchen-, Eichen- oder Nadelholzwälder zu bezeichnen gewohnt sind, herrscht im Urwalde eine unübersehbare Fülle der verschiedenartigsten Gewächse! Die gesellschaftlich lebenden Pflanzenformen sind fast ausschliesslich auf die Flussufer beschränkt; der Urwald bietet hingegen das Bild eines phantastischen Parkes von unerschöpflicher Vegetationskraft und ewiger Jugend. In seinen „Ansichten der Natur" unterscheidet Alexander von Humboldt sechzehn verschiedene Pflanzenformen, welche hauptsächlich die Physiognomie einer Landschaft bestimmen, und von diesen Typen beteiligen sich alle bis auf drei am Aufbau der indischen Wälder, indes in unseren europäischen Waldungen gegenwärtig nur fünf dieser charakteristischen Vegetationsformen gedeihen —

als spärliche, auch für ein kälteres Klima geeignete Reste einer einstmaligen üppigen und vielgestaltigen Tropenflora. Denn mit der Temperaturerniedrigung Europas während der Tertiärzeit hat die Axt der natürlichen Auslese eine fürchterliche Sichtung gehalten. Der Kontrast zwischen der Flora der gemässigten und tropischen Zone wird noch dadurch erhöht, dass sich gerade im heissen Erdstrich die schönsten Vertreter fast aller Pflanzentypen herausgebildet haben.

Laubbäume bilden den Grundstock der borneanischen Wälder. Glatte, schlanke, lichte Stämme, durch bretterartige Leistenwurzeln gefestigt, steigen kerzengerade bis zu schwindelnder Höhe empor, Bambusen schiessen garbengleich in graziösen Bogenlinien in heiterer Leichtigkeit auf, Sträucher bilden ein undurchdringliches Dickicht, umgestürzte Baumleichen, im Falle oft von ihren stärkeren Genossen aufgefangen, prangen in einem parasitischen Festonschmuck und bilden phantastische Tore. Und wo das Pflanzendickicht hie und da eine Lücke lässt, nickt auf schlankem Stamme der anmutige Wedelstrauss einer Palme. Da das Blätterdach den am Boden wuchernden Pflanzen Licht und Existenzbedingungen zu rauben droht, ranken diese an den Stämmen der Baumriesen sich empor und umfassen schlangengleich ihre Feinde, um sie bisweilen in laokoontischer Umarmung zu erwürgen. Die verschiedensten Pflanzenformen werden hier zu Lianen oder Schlinggewächsen und wagen sich oftmals bis in die Baumkronen hinauf; selbst eine Palme, die Rotanpalme, aus deren Stämmchen unsere Rohrgeflechte hergestellt werden, wird zum Kletterer, krallt sich mit ihren Stacheln an ihre wehrlosen Opfer fest, kriecht bis fünfzig Meter weit durch Äste und Blätterwerk, um endlich gleich pompösen Helmbüschen die Baumwipfel zu krönen. Hunderte von Schmarotzerpflanzen, von der ernsten ruhigen Gestalt der strahlenförmig sich ausbreitenden Blattgewächse bis zu der zarten, niederwallenden Form der Hängegräser und der Schmuckform der grossblumigen Orchideen, deren Blütenblätter sich ausbreiten wie Schmetterlingsflügel, siedeln sich häufig auf dem Astgebiet eines einzigen Baumes an, indes das Buschwerk von den biegsamen Ranken der Nepenthes und der Passionsblume durchzogen ist.

Überall ein lautloses Ringen um Nahrung und Sonnenlicht, ein Streit aller gegen alle, ein allgemeiner Kampf auf Leben und Tod.

Jedes Fleckchen Erdboden ist ausgenutzt, alle Zwischenräume werden durch Sträucher ausgefüllt, alles zu einem wirren Dickicht übereinander geschoben und miteinander verwoben. Wohin sich das Auge wendet, bieten sich Gemälde der Wildheit, der Anmut, der Pracht.

Trotz des dichtgeschlossenen Ast- und Blättergewirrs erscheint der ganze Wald von einem geheimnisvollen Dämmerschein durchleuchtet. Zwar sind die

Blätter der tropischen Gewächse fast durchgehend lederartig dick, nicht transparent, und lassen das diffuse weisslichblaue Himmelslicht kaum durchschimmern; aber die Einzelblätter haben eine schräge Lage nach abwärts oder aufwärts, so dass eine zu starke Erwärmung durch die Gluten der scheitelrechten Sonne vermieden ist, indem die Lichtstrahlen vorbeigleiten. Ausserdem sind die meisten Bäume der Tropen blattarm zu nennen im Vergleich mit unseren Waldbäumen; denn da die Bedingungen des feuchtheissen Klimas dem Wachstum und der Ernährung das ganze Jahr hindurch ununterbrochen in gleichem Masse günstig sind, so genügt eine spärlichere Belaubung den Lebensansprüchen — ganz im Gegensatz zu den Pflanzen der gemässigten Zone, wo infolge des Winterschlafs die Nähtätigkeit der Blätter sich auf wenige Monate des Jahres beschränkt, und wo das Sonnenlicht schwächer und weniger wirksam ist, so dass die Pflanzen einer viel grösseren Blätterzahl bedürften. Und endlich sind die Blätter der tropischen Pflanzen ziemlich allgemein mit einer glatten und glänzenden, das Licht stark spiegelnden Oberhaut ausgerüstet. Alle diese Eigenschaften der Urwaldbelaubung tragen dazu bei, das atmosphärische Licht nach allen Richtungen durch die dichtesten Bestände des Urwaldes zu zerstreuen.

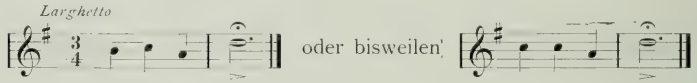
Sehr verbreitet sind auch Bäume mit Fiederblättern, bei welchen die Beleuchtungsintensität zweckmässige Reizbewegungen der Blättchen auslöst, wie dies bei der Akazie bekannt ist.

Ein Spaziergang durch solche Wälder ist ein lustiger Kampf mit dem grünen Elemente. Das sticht und schlingt und zerrt und schlägt und hakt von allen Seiten und erschwert den Durchzug auf tausenderlei tückische Weise; mit Axt und Schwertmesser *schlagen* wir buchstäblich den Weg *ein*, und indem wir durch die geöffnete Lücke kriechen, zerreissen Dornen unsere Kleider und Hände! Gedenken wir auf den Wurzelstreben eines Baumes festen Fuss zu fassen, so gleitet die Sohle auf dem schlüpfrigen Algenbelege aus, und da wir die Hand zur Stütze an einen Baum stemmen, bricht derselbe knisternd und krachend zusammen und überschüttet uns mit Borkenlappen; denn obwohl äusserlich scheinbar frisch und gesund, ist er durch Insekten und Bakterien zu einem papierdünnen Rohre ausgehöhlt. Die ertasste Liane gibt nach wie ein elastisches Seil, und der Fuss fängt sich in hundert zähen Schlingen, die als Kriechwurzeln unter den modernden Blättern verborgen liegen. Meterdicke umgestürzte Stämme versperren, Luftwurzeln verhängen den Weg, und wir möchten wünschen, gleich dem „wilden Jäger" der Dajak mit Axtmessern an den Schienbeinen ausgestattet zu sein, um bei jedem Schritt den Weg unter unseren Füssen gangbar zu machen! Wenn wir uns endlich eine Strecke weit durchgearbeitet haben und erschöpft von der Arbeit und der drückenden

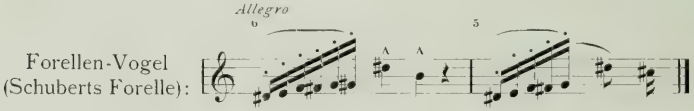
Schwüle auszuruhen wünschen, so dürfen wir doch kaum wagen, niederzusitzen, da sofort riesige Ameisen über uns herfallen und uns heftig beissen, und unzählige Blutegel von oben und unten auf uns springen und unser Blut saugen, ehe wir's nur gewahr geworden.

Doch was tönt da durch das Dickicht? Musikalische Flötentöne, zu einer weichen Melodie geordnet, treffen unser Ohr. Offenbar sind es menschliche Töne! Aber keiner Dajakkehle können sie entstammen, und ein Europäer findet sich nicht auf zwanzig Meilen in der Runde! Wir lauschen gespannt und bemerken zu unserer Überraschung, dass diese sentimentale Musik aus den Laubeskronen herniedertönt: es ist ein Waldvögelein.

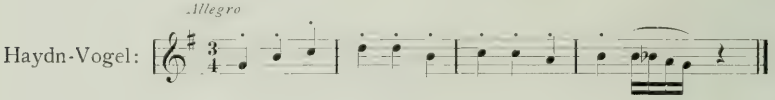
Ich kann es mir nicht versagen, den Leser mit diesem feinen Gesang bekannt zu machen.



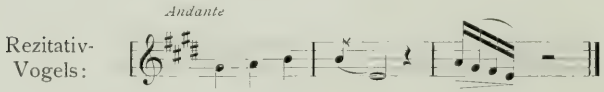
Zur Unterscheidung von anderen Sängern nannten wir diesen Vogel, dessen Gesang wir noch öfter, aber stets nur im Herzen des Urwalds, mit Entzücken belauschten, den Schubert-Vogel. — Ein nicht minder reizvolles Thema pfeift der



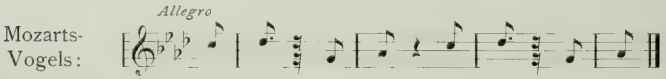
Sehr taktfest ist immer der



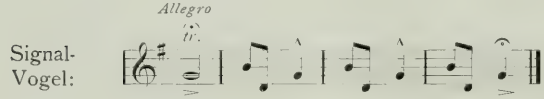
Fast modern mutet uns an der flötenartige Gesang des



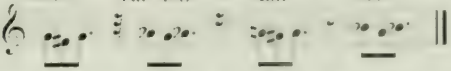
Kurz ist die Phrase des



Aus voller Kehle schmettert sein Lied durch den Wald der



und von den Flussufern ertönt bis zu Abend der melancholische Gesang des

Sentimentalen: 

Diese wenigen Beispiele, denen sich viele andere hinzufügen liessen, beweisen, dass die vielfach ausgesprochene Behauptung, die tropischen Wälder entbehrten der guten Sänger, ein Irrtum ist. Im Gegenteil zeichnen sich viele der Vögel Borneos aus durch eine das musikalisch gebildete Ohr des Europiers frappierende Klarheit und Klangfülle der Töne, durch das Melodienhafte des Gesanges und den Ausdruck ihrer musikalischen Phrasen, wie man es füglich nennen darf.

Übertrifft unsere Nachtigall an Schmelz und leidenschaftlicher Glut der Töne, unsere Lerche an Innigkeit des Jubilierens ihre borneanischen Genossen, so wird doch von keinem unserer befiederten Lieblinge die Klangfülle und gesangliche Akkuratesse erreicht, welche vielen borneanischen Singvögeln eigen ist.

III

Was wir bei unseren Dajakfreunden sahen und hörten.

Bietet uns das Studium der Ideenwelt eines Menschen überhaupt schon Anregung — nach dem Wahrwort, dass das Interessanteste für den Menschen der Mensch ist — so steigert sich dieses Interesse zu inniger Freude, wenn es sich um Naturmenschen vom Schlage der Dajak handelt; denn der Dajak fesselt unsere Aufmerksamkeit doppelt, sowohl durch eine sehr bestimmte Ausprägung seiner Charaktereigenschaften, als auch durch die unbefangene, naiv-elementare Form, in welcher sein Geistesleben in Erscheinung tritt, nämlich als ursprüngliche Menschennatur im Gewande liebenswürdiger Einfalt und männlichen Selbstbewusstseins.

Rasch schliesst daher der Reisende mit diesen Naturmenschen Freundschaft und gewinnt Interesse an ihrem sozialen Leben und Treiben, an ihren Sitten und ihrem Gedankenkreise. Hier geht Rechtschaffenheit und strenge Ehrlichkeit gepaart mit kriegerischer Tücke, herzliche Nächstenliebe und sanftes ruhiges Benehmen mit grausamer Sucht nach Meuchelmord, paradiesische Harmlosigkeit mit phantasievollem Aberglauben, strenge Sitte und Feinfühligkeit mit wilder Ausgelassenheit. Aber wer immer Gelegenheit fand, mit Unparteilichkeit Herz und Nieren der Dajakleute zu prüfen, ist voll des Lobes über diese sympathischen „Wilden", und so ist es auch mir keine geringe Freude, den Leser mit ihnen näher bekannt zu machen. Was wir auf unseren Reisen in den Flussgebieten des Ketungau und des Batang-Lupar gesehen und gehört, sei hier in Wort und Bild mitgeteilt.

Leicht ist es, die äussere Erscheinung der Dajak zu beobachten, denn Männer und Frauen gehen fast nackt. Ihre Statur ist wohlproportioniert und nach unseren Begriffen etwas unter mittelgross zu nennen; nur selten trifft

man reckenhafte Hünengestalten. Volle, breite, nicht abfallende Schultern und eine kräftige Muskulatur weisen auf den Waldbewohner, wogegen die schlanke Hüftenbildung mit einschneidender Taille, die schlanken Arme und Beine sowohl Frauen wie Männern eine unverkennbare Grazilität aufprägen.

Zwei verschiedene Formen sind mir unter den Dajakmännern aufgefallen: ein schmächtiger Typus von zarterem Körperbau, schmalerem Gesicht, dünnen Lippen und mit schmalrückiger, fast gerader Nase, und ein stämmiger Typus mit breitem Gesicht, vollen Lippen und breiter, aufgestülpter Nase. Die letzteren Gestalten, welche vor allen den Eindruck der Kindlichkeit wachrufen, sind im Ketungaugebiete vorwaltend; doch trifft man beide Typen in allen Gemeinden nebeneinander, wobei es auch nicht an Zwischenformen fehlt. Auch bei den Frauen lassen sich dieselben typischen Unterschiede erkennen, wenn auch weniger deutlich, weil das weibliche Geschlecht durch die saure Feldarbeit und infolge jahrelangen Säugens der Kinder rasch verblüht, so dass die individuelle Eigenart der Erscheinung durch Erschlaffung der Gesichtszüge und Vergröberung der Körperstatur verwischt wird. Der Dajak lässt die Frauen eben alles verrichten, was nicht gänzlich über ihre Kräfte geht.

Welch starke Zumutungen an letztere er in wahrscheinlich unbewusster Härte stellt, lehrte uns die zufällige Beobachtung eines grausamen Brauches erkennen. Wir fanden eine blutjunge, kaum vierzehnjährige Mutter am zweiten Tag nach der Geburt in einer vollgepfropften Familienkammer aufrecht gegen ein schmales Brett gelehnt sitzen, hinter welchem ein heftiges Holzfeuer ihr den Rücken einräucherte. Mit grossen, fieberhaft glänzenden Augen starrte sie wie in Betäubung auf das mumienhafte Würmchen, das der vor ihr hockende, fast knabenhafte Vater auf einem trockenen Palmenblatt steif vor sie hinhielt. So sollte sie, wie uns die wohlwollenden „Neneks“ (Grossväter) der Gemeinde versicherten, mit kurzen Unterbrechungen nun zwei Monate sitzen. Wir versuchten durch Bestechung ihre Marterzeit auf drei weitere Tage herabzuhandeln, zweifeln aber, ob es gelungen. Aberglaube und missverstandene hygienische Rücksichten zugleich scheinen hinter dieser Martersitte zu liegen, die sich ähnlich ja auch bei anderen Völkerstämmen finden soll.

Die Schönheitsskala für hübsch und hässlich schafft jedes Volk sich selber aus der Mitgift seiner nationalen Eigentümlichkeiten, und da der Dajak als „Malaye im weiteren Sinne“ einen anderen Rassenstempel trägt als der Mittelländer, so bedarf es für diesen der Gewöhnung an gewisse „Schönheitsfehler“, um gerecht, d. h. aus dem Geiste des Volks heraus, zu urteilen. Die vorspringenden Wangenknochen, die nur im jugendfrischen Alter durch die vollen Wangen verdeckt werden, ferner die breit ausladenden Nasenflügel, der derbe, hinten breite Unterkiefer mit dem kantig abgesetzten Kinn entsprechen keines

wegs unseren Schönheitsidealen, und der Mangel an Reinlichkeitssinn missfällt uns gar sehr; dagegen halten die hübschen Hände und Füsse und deren feingeformte Gelenke, sodann der schöne Halsansatz sowie der Hals selbst den kühnsten Vergleich mit unseren besten Aktmodellen aus. Und was besonders unser Gefallen erweckt, ist der federkräftige, elastisch schwebende Gang, wie wenn der Erdboden sie wieder emporschnellte, die anmutig weichen und dabei energischen Bewegungen, die natürlich-malerische Haltung und, tast not least, das treuherzige, freimütige, selbstbewusste, oft sieghaft-männliche, stets ruhig decidierte Wesen der Männer und das evahafte, unschuldsvolle Benehmen der Mädchen und Frauen. Da ist nichts von der Unterwürfigkeit, Zudringlichkeit oder Schlauheit vieler anderer Malayenstämme zu finden. Der Dajak weiss immer, was er will, lässt sich kaum von seiner Ansicht oder von einem gefassten Entschlusse abbringen, ist dafür aber durchaus zuverlässig.

Dajak.

Die Hautfarbe der Dajakmänner ist ein helles Braun mit einem Stich ins Rötliche. Kinder und Frauen sind fast durchgehends viel heller, oft von wachsgelbem Kolorit oder bisweilen sogar fast so hell wie die dunkleren Spanierinnen. Selten trifft man dieses lichtere Inkarnat auch bei jungen Männern. Tättowierung der Männer ist weit verbreitet. Die linke Brust, Schultern, Hals und Kehlgrube sind geziert mit blauen Ornamenten, wie mit dem Sonnenrad, mit Sternen, Eidechsen, seltener, und zumal im Sarawakgebiet, mit gehörnten Drachen, die offenbar chinesischen Ursprungs. Die Arme umschlingen häufig tättowierte Spiralen, und die Waden bedecken schachbrettartige Figuren. Etliche andere Ornamentformen höherer Stilisierung sind selbstverständlich den Kulturvölkern entlehnt, mit welchen die Seedajak in früheren Zeiten in Berührung kamen, namentlich den Indern.

Dajak-Mädchen.

Volles schwarzes Haar, bisweilen leicht gelockt, umrahmt die regelmässig geformte Stirn. Der Bartwuchs fehlt den Männern oder tritt erst mit zunehmendem Alter in spärlichster Form auf. Jünglinge und Männer tragen das Haar halblang oder bis an die Schulter reichend, Greise pflegen das Haar kurz zu schneiden, während die Frauen ihr Haar meist im Nacken aufknoten. Mattbraun ist häufig das Haar der Kinderchen.

Unter den schön geschweiften Brauen schauen die ausdrucksvollen, geheimnisvoll blickenden Augen hervor, deren satt dunkelbraune oder rehfarbene grosse Iris bisweilen von einem rötlich-braunen Hofe, nicht selten von einer bläulichen Ringzone, sowohl bei Alten wie Jungen, umgrenzt ist, wodurch der Ausdruck ein sanfter, sammetweich verlorener wird. Manche Dajak haben die Gewohnheit, die Augen halb geschlossen zu halten, und die schwer herabhängenden Lider mit dem träumerischen Ausdruck gelten für schön; häufiger sind jedoch die weit offenen Augen, so dass das Weisse unter der Regenbogenhaut sichtbar wird. Mongolenhaft geschlitzte Augen bemerkt man selten; im Gegenteil pflegen die äusseren Augenwinkel tiefer zu stehen als die inneren.

Dajak.

Die oberen Schneide- und Eckzähne sind mit Goldplättchen eingelegt, der äussere Ohrrand mit Ringen verziert.

Von kräftigem Schnitt, häufig von geradezu klassischer Form ist das Lippenpaar, und die Schlusslinie der Lippen bildet nicht selten die bekannte geschwungene Form des „Amorbogens". Öffnen sich die Lippen, so schauen die schwarz gefärbten, schon im Alter von zehn Jahren kurz gefeilten Schneidezähne hervor, deren obere Reihe gern mit zwei bis drei Millimeter grossen Messing- oder Goldplättchen eingelegt wird. Diese seltsame Dekoration kommt zur vollen Wirkung während des Sprechens, indem die Metallplatten gleich einer Reihe goldener Lichter plötzlich aufblitzen und das bräun-

liche Gesicht mit pikantem Funkelschein beleben. Grosse Sympathie erregte es stets, wenn ich den Dajak meinen goldplombierten Zahn wies. Sie gaben mir jedesmal den freundlichen Rat, nun auch noch die Zähne zu schwärzen.

Der Schönheitssinn der Dajak tritt in der Liebe zu allerlei Schmucktand, in den hübschen Flecht- und Webemustern und den Schnitzerein auf den Schwertschneiden und Schwertgriffen, sowie in ihren ästhetischen Liebhabereien deutlich zutage. So hängen die jungen Männer am Ketungau eine Menge Ringe aus Silber oder weissem Metall durch Ohrzipfel und äusseren Ohrmuschelrand, und Halsbänder aus geschmackvoll rangierten Glasperlen, Arm- und Beinringe aus Messing- oder Zinngliedern oder aus den schwarzen Fasern des Farnkrauts bedecken die Extremitäten, während die Frauen des Ketungaugebietes kardinalrot gefärbte Streifen der Rotanpalme in vielen Windungen um die Hüfte legen, oft noch geziert mit fingerhutgrossen Silberringen. Der reiche Messingschmuck der Schönen des Batanglupar-Gebietes wird noch Erwähnung finden bei der Besprechung des Sarawakreiches.

Geringere Sorgfalt wenden sie ihrer Kleidung zu, die für gewöhnlich bei den Frauen aus einem enganschliessenden, 30 bis 40 Zentimeter breiten, dunkelbraunen Röcklein aus Baumwollengewebe oder aus einem Streifen Baumbast besteht, indes die Männer sich mit einem anderthalb Meter langen, schmalen Streifen aus dem gleichen Material begnügen, der um die Hüfte gelegt und zwischen den Schenkeln durchgezogen, vorne wie hinten in kurzen Lappen niederhängt. Dass diese Glieder nicht gewohnt sind, den Ballast von Kleidern mit sich herumzuschleppen, sieht man an jeder Bewegung. Bei festlichen Gelegenheiten oder beim Auszug zum Kriege schmücken sich die Männer mit kurzärmeligen Jacken, deren farbiges, fein gemustertes Gewebe der Geschicklichkeit und Geschmacksrichtung der Frauen ein recht günstiges Zeugnis ausstellt.

Die Freude an künstlerischer Betätigung zeigt sich auch an allerlei Gebrauchsgegenständen, wie Bambusbechern zum Aufbewahren von Tabak und Betelnuss, auf Türbekrönungen, Schwertscheiden usw. Es sind aber nicht mehr, wie dies bei den meisten Naturvölkern, z. B. den Orang Hutan von Malakka, zu beobachten ist, hauptsächlich figürliche Darstellungen, sondern oft reine Ornamente: stilisierte althergebrachte Motive, deren ursprüngliche Bedeutung, nämlich als Abbildungen von Gegenständen, nur in seltenen Fällen noch zu entziffern ist. Gewisse Elementarformen des Dekors weisen ausserdem auf fremde Beeinflussung hin, und es ist leicht, Reminiscenzen chinesischer, arabischer, hindostanischer, hindujavanischer und polynesischer Dekorationsmotive in den Kleinkünsten der Dajak zu entdecken. So sind die Drachen ihrer Hauttätowierung und ihrer Schnitzereien chinesischen, die geritzten Blattranken auf ihren Bambusbüchsen arabischen Ursprungs, während die Tanzmasken

auf polynesische Herkunft weisen. Organisch verbunden mit der Kunst der Dajak dürften die ornamentalen Erzeugnisse der Orang Hutan in Malakka und der Battakker auf Sumatra sein, mit welchen Volksstämmen die Dajak wohl auch durch Blutsverwandtschaft und Ähnlichkeit der Charakterzüge verbunden erscheinen, während die Kunstprodukte der handelslustigen Chinesen — der „Griechen des Ostens" — sowie der Inder als fremdartige Elemente in den Kreis der Dajakschen Dekorationsprinzipien aufgenommen wurden.

Ein sehr praktisches, wenngleich sehr sonderbares Kleidungsstück ist das aus Rotan geflochtene steife Sitzblatt, welches manche Dajak vor dem Gesäss hängend tragen: es erfüllt den Zweck, beim Niedersitzen auf dem Boden eine schützende Unterlage zu bilden.

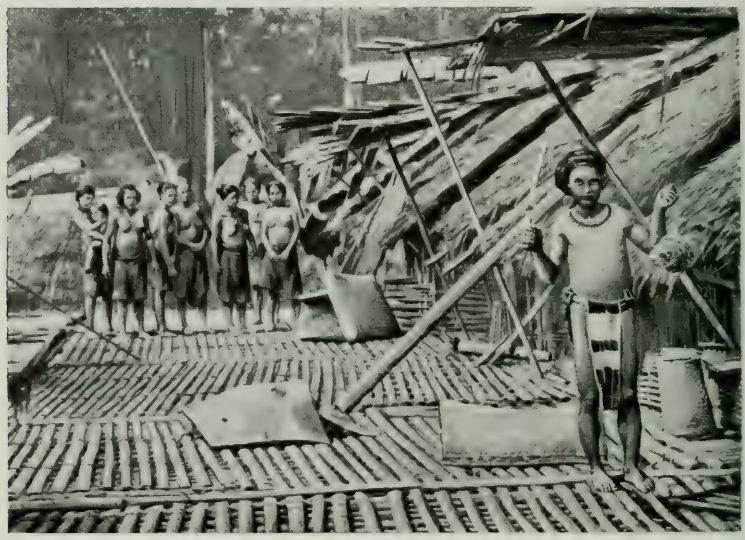
Wie in jeder Hausgemeinde eine oder einige Mädchen als „Schönheiten" gefeiert zu werden pflegen, so zählt auch jedes Haus seinen „Gigerl". — Mit den Worten: „Der da ist der Schönste", wurde uns in jeder Gemeinde ein „Beau" gezeigt, der in drolliger Eitelkeit den einen oder anderen Schmuck auf den Leib gehängt hatte, wie z. B. in Mrekai, wo der hübsche Bursche in eitlem Übermute seine elegante Taille mit einem bunten seidenen Zivilisationsfetzen umgürtet hatte, welcher noch die europäische Geschäftsmarke und die aufgeklebte Bezeichnung „Damenshawl" trug.

1. Arzneidose. — 2. Sandstein als Hautreiniger, in geschnitzter Holzfassung; von den Frauen im Landak-Gebiete benutzt. — 3. (Rechts unten) geflochtene Beutel, in welchen der gekochte Reis aufs Feld mitgenommen wird. — 4. Hölzerne Hausgöttin. — 5. Armringe aus Fasern der Farn und Gürtel aus Rotang. — 6. Ein bunter geflochtener Korb. — 7. Zwei mit Arabesken beritzte Bambusbüchsen zum Aufbewahren von Sirih und Tabak. — 8. Eine bunte Männerjacke aus feinem Gewebe.

Frauen wie Männer gehen gewöhnlich barhaupt. Doch heben es die Jünglinge, ein baumwollenes Tuch um das Haar zu legen, teils als Schmuck, teils zum Schutze gegen den Sonnenbrand. Bisweilen werden von den Mädchen auch wohl breite Basthüte während der Feldarbeit benützt.

Wie in der äusseren Erscheinung der Dajak Kraftfülle mit Zartheit sich paart, so geht in ihrem Geistesleben und ihren Sittenzuständen Derbheit mit Feinsinnigkeit Hand in Hand.

Die Kopfjägerei, jene scheussliche Gepflogenheit der Dajak, einzeln oder in Scharen auszuziehen, um Menschen zu überfallen, deren Köpfe im Triumphe heimzubringen und als Trophäen in ihren Häusern aufzuhängen, ist zwar im Sarawak sowie in einem grossen Teile des unter holländischer Oberhoheit stehenden Gebietes durch strenge Gesetze bis auf Ausnahmen beschränkt



Vorgalerie eines Dajakhauses. — Rechts ein Dajak mit erbeutetem Kopfe.
Nach einer Photographie des Herrn Kontroleurs Schadé. — Aus dem Landakschen (Westborneo).

worden, aber sie lebt doch noch im Geiste der Bevölkerung als Anerkennung heroischer Tapferkeit und erregt viel eher Bewunderung als Abscheu. Sicherlich ist diese grausame Unsitte ein Überbleibsel aus älteren Zeiten, wo Krieg zwischen den einzelnen Gemeinden an der Tagesordnung war, und in diesem Sinne dürfen wir diesem Auswuchse kriegerischer Tatenlust noch lieber eine mildere Beurteilung widerfahren lassen, als den Hexenprozessen und Inquisitionsverfolgungen, welche unter dem Titel der Menschenbeglückung Tausende in martervollen Tod trieben und über Scharen guter Menschen die finsteren Schatten der Angst und Verzweiflung warfen. „Wir brauchen keine Köpfe

mehr", erwiederte mir der Dajakälteste namens Hilet in Segallam auf meine Frage, ob die Kopfräuberei noch im Schwange sei; und so wird diese Abscheulichkeit bald vollends aus der Welt geschafft sein, was auch die Ausrottung einiger anderer unmenschlichen Gebräuche, wie das Martern des gefangenen Feindes, im Gefolge haben wird.

Gegenwärtig verlautet von Zeit zu Zeit immer noch von einer Kopfjagd, und ein holländischer Beamter erzählte uns, wie er, auf einer Dienstreise begriffen, einst in der Nacht von dem unheimlichen Rufe der mit dem erbeuteten Kopfe heimkehrenden Dajak erwacht sei! „Lē-ē-ēh, lé lē lé lē lē . . . ." so schallt der frohlockende Ruf des Mörders durch die Stille und ein Jubelgeschrei seiner Begleiteter „Uh — ui-i-i-ih!" antwortet ihm jauchzend. Dem erfolgreichen Zuge schliesst sich dann, sobald eine genügende Zahl Schweine nebst Reiswein angesammelt worden, ein wildes, oft sieben Tage dauerndes Fest an.

Nach dem System der Wiedervergeltung ist die eines Mannes beraubte Gemeinde natürlich darauf bedacht, bei nächster Gelegenheit den Kopf wieder zu bekommen und so geht es weiter, bis die Bestrafung des Mörders oder der Gemeinde von seiten der Regierung der grausigen Jagd Einhalt tut.

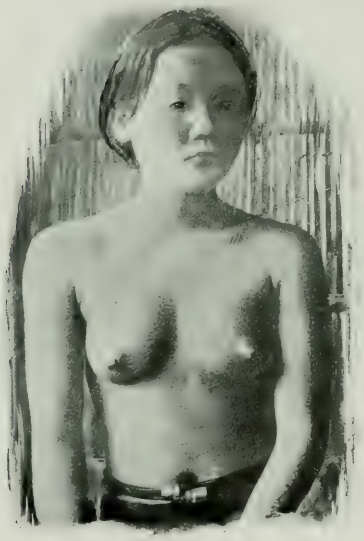
Wird jetzt in der Gemeinde ein Mann vermisst, so tröstet man sich wohl auch mit der Annahme, er sei in einen Baum verwandelt worden, um dem Racheakte und damit der Sühne durch das holländische Gouvernement aus dem Wege zu gehen.

Sympathisch berührt uns dagegen, was wir von dem Familien- und Gemeindeleben der Dajak erfahren. Nicht nur, dass falscher Schwur, zumal der Schwur beim Wasser- und Schicksalsgott, Betrug, Blutschande, Ehebruch, Unehrerbietigkeit gegen die Alten geradezu als Kapitalverbrechen angesehen und durch Busse am Eigentum bestraft werden, ja dass die ganze Gemeinde sich solidarisch gebunden fühlt zur Sühnung solcher Vergehen — es waltet sogar feine Sitte und Anstand unter allen Hausbewohnern, und abgesehen von den grossen Festen der Reisernte, dem Feste für den Schlachtengeist und den Totenfesten, die alle mit Gelagen oder sogar Bachanalien enden, herrscht Ordnung und Ruhe im Gemeindehause.

Und auch die religiösen Anschauungen legen ein günstiges Zeugnis ab für ihr sinniges Naturell. Wasser, Luft und Erde, Wald und Haus bevölkert der Dajak mit Geistern, und mit kindlichem Vertrauen beugt er sich vor den von Mund zu Mund getragenen Überlieferungen, welche in Naturvorgänger, die ausser dem Bereiche seines Verständnisses liegen, die Tätigkeit der Geister zu erkennen glauben, in unbewusster Ahnung der Kausalität alles Geschehens.

Einen tiefen Eindruck auf jeden Europäer macht endlich die wahrhafte Herzensgüte, die spontan sich ausströmende menschenfreundliche Gesinnung, und

der hörbare Niederschlag dieser Seelenstimmung, nämlich der Wohllaut des weichen Stimmorgans der Dajakmenschen. Freundlich und rücksichtsvoll behandelt der Mann seine Ehefrau, die er nicht als Sklavin, sondern als Gefährtin betrachtet, und deren Rat beherzigt wird. Hingebend und nachgiebig ist wiederum das Benehmen der Frau gegen den Eheherrn, und rührend die Sorgfalt der Mutter für ihre Kinder, welche sie „Stellvertreter meines Atems" zu nennen liebt. Dafür fällt den Kindern, zumal dem ältesten Sohne, die Aufgabe zu, die gebrechlichen Eltern bis zum Lebensende zu hegen und zu pflegen, was auch stets mit aufopfernder Hingebung geschieht. Die Liebe zu den Eltern findet ihren überzeugendsten Ausdruck in dem Selbstmorde, welchen bisweilen Kindern begehen sollen, wenn sie von ihren Eltern zu hart getadelt werden.



Mädchen mit Kurab behaftet.
Nach einer Photographie.

Ziemlich verbreitet scheint die Adoption zu sein, und es ward uns gesagt, dass es Männer gäbe mit einer ganzen Reihe von Adoptivvätern oder Adoptivkindern. Besiegelt sozusagen wird dieser Akt dadurch, dass beiden Kontrahenten etwas Blut entzogen, dieses unter Zufügung von Sirih vermengt und von beiden Personen verschluckt wird. Den Frauen wird das Blut der linken Brust, den Männern von der Schulter entnommen. Auch Blutsbrüderschaft wird mit Schulterblut geschlossen.

Unter den Krankheiten der Dajak ist eine Hautkrankheit, Kurab genannt, die häufigste; denn nahezu ein Sechstel der männlichen Bevölkerung wird von diesem Übel heimgesucht. Beginnend mit kleinen Flecken, breitet sich der Krankheitserreger in meist konzentrischen oder parallelen Bogenlinien allmählich über den ganzen Körper aus und verschont nur das Gesicht und die Hand- und Flussflächen. Selten werden Kinder und Frauen von dieser ansteckenden, jedoch nicht erblichen Krankheit befallen, welche den braunen Farbstoff der Haut vernichtet und die Epidermis fortwährend in schuppigen Schulfern abhebt, so dass die Oberfläche sich hart und rauh anfühlt. Mangel an Reinlichkeit, schlechte Ernährung und zumal der allzu spärliche Genuss von Salz, welches durch die Hafenstädte eingeführt werden muss und, weil mit

hoher Steuer belastet, schwer zu erwerben ist, leisten der Ausbreitung dieser Krankheit Vorschub. Heilbar ist diese Ichthyosis oder Kurab sicherlich wohl, wie unter anderem auch die durch Ansteckung mit Kurab behafteten Europäer beweisen, welche durch Schwefelsalbe und andere leichte Desinfektionsmittel das Leiden rasch beseitigen; aber die Dajak schenken der endemischen Plage wenig Beachtung und finden es ganz in der Ordnung, derselben nur insoweit zu begegnen, als sie sich unaufhaltsam kratzen, einen Schnee von Epidermisschuppen überall hinterlassend, wo sie einen Augenblick niedergesessen. In Lubu Moawang sah ich ein Mädchen von zwanzig Jahren, deren ganzer Körper durch Kurab wie tättowiert erschien, und die beifolgende Abbildung, welche nach meiner, leider unter ungünstiger Beleuchtung aufgenommenen Photographie angefertigt wurde, gibt ein getreues Bild der vertieften Linienzeichnungen in der Epidermis wieder. „Ist sie nicht verheiratet?" fragte ich den malayischen Fürsten Çikra, der hier in einer auf dem Wasser schwimmenden Hütte residierte, um die Steuern einzutreiben. „„Alle Frauenzimmer heiraten schon jung, mit einziger Ausnahme der mit Kurab Behafteten"", erwiderte mir der Fürst.

Auch die Pocken grassieren bisweilen, wiewohl die offizielle Impfung durch holländische Militärärzte diesem Übel Einhalt tut. Die Dajak stellen sich einen schwarzen Hund als Krankheitserreger vor.

Hauptnahrung der Dajak ist der Reis, und um die Kultur dieser Pflanze gruppiert sich vornehmlich ihr Tagesleben während des grössten Teils des Jahres.

Da der Waldboden die reichlichsten Erträge liefert, so werden, trotz der grossen Arbeit, welche das Niederlegen des Urwaldes erfordert, alle drei bis vier Jahre ganze Strecken desselben niedergehauen, verbrannt und für den Reisbau verwertet; denn auf längere Zeit liefert das urbar gemachte Terrain kein reichliches Korn. Nach zehn bis fünfzehn Jahren pflegt der ausgenutzte Boden wieder mit Wald bedeckt zu sein und kann dann aufs Neue zum Reisfeld oder Ladang umgeschaffen werden.

Diese dreijährige Periode des Ladangwechsels ist dem Dajak eine Zeiteinheit geworden; er rechnet nicht nach Jahren, sondern nach Reisernten und Feldwechseln.

Schon im achten Jahre werden die Kinder zur Bearbeitung und Pflege des Ladang herangezogen: Mädchen von zwölf bis dreizehn Jahren müssen dort anstrengende Arbeit verrichten; doch bleiben die schwersten Verrichtungen, das Fällen der Bäume und Ausroden der Wurzeln den Männern vorbehalten.

Der Reis ist eine Wasserpflanze oder bedarf doch wenigstens reichlicher Feuchtigkeit zum Gedeihen, und da anhaltende Dürren hier gar nicht vor-

kommen, so gehören Missernten zu den Seltenheiten. Weil aber die Dajak ihre Feldarbeit möglichst zu beschränken pflegen, tritt sehr häufig Nahrungsmangel ein, eine „Notzeit", welche der neuen Ernte vorausgeht, und die der Dajak sehr anschaulich mit den Worten: „unsere Löffel bleiben aufgehängt", bezeichnet. Dann dienen Sago, Früchte, Wurzeln und Blätter zur Nahrung, denn kein Dajak würde sich unterfangen, Reis zu essen, welcher einem fremden Ladang entstammt, bevor der Gemeindereis reif geworden! Gemüse baut der Dajak nicht, und ausser Zuckerrohr, einigen Bananen und Arecapalmen kultiviert er keine Gewächse. Auch das Zuckerrohr ist nicht allgemein verbreitet; an dessen Stelle tritt gewöhnlich die wild wachsende Arengpalme, welche einen süssen Zuckersaft liefert.

Wir waren oft erstaunt, welche enormen Quantitäten von gekochtem Reis die Dajakmenschen zu vertilgen imstande sind; man rechnet etwa zwei Kilo täglich für eine Person. Dafür sind ihre Ansprüche an Fleischnahrung sehr bescheiden; ein erbeuteter Vogel, ein mageres Huhn oder einige Fischchen genügen als schmackhafte Zuspeise für zwanzig Personen. Schweine, manchmal auch Hunde, pflegen nur bei Festlichkeiten geschlachtet zu werden.

Ein ganzer Sagenkreis hat sich um den Reis als unentbehrliche Nährpflanze gebildet. Ich kann es mir nicht versagen, einige dieser Reis-Legenden mitzuteilen: sie mögen als Belege dienen für die kühne Phantasie und das innige Gemütsleben dieses Kindervolkes.

I.

Das Siebengestirn stellt in der Dajakphantasie das Bild einer Schar von sieben Küchlein dar, deren Mutterglucke als achter unsichtbarer Stern im nächtlichen Himmelspurpur sich verbirgt. Eines der neugierigen Küchlein flatterte zur Erde und suchte nach einem Körnchen Reis, aber vergebens; denn solchen gab es nicht! Da flog es heim, holte vom himmlischen Gefilde eine Kokosnuss und brachte diese zur Erde. Den dreifachen inneren Bestandteilen der Nuss entstammen die drei Reissorten, von denen der Mensch sich nährt.

Vor dem Zorn der himmlischen Mutterglucke ob dieses kecken Diebstahls flüchtete sich das verwegene Küchlein in den Gürtel des Orion.

Seither sind die Plejaden die schützende Gottheit des Mahles.

II.

In frühester Zeit gab es auf der Erde nur die Blätter und Wurzeln bestimmter Pflanzen. Da segelte einst eine Schar von Dajak unter Führung ihres Häuptlings Sijura auf die See. Nach langer Zeit hörten sie im Wasser

ein Brausen wie von einem gewaltigen Strudel und sahen plötzlich zu ihrem grössten Erstaunen einen unermesslich hohen Fruchtbaum, welcher im Himmel wurzelte und seine Zweige herniedersandte bis auf die Oberfläche des Meeres. Auf die Bitte seiner Freunde schwang sich Sijura auf einen der Zweige, um von der Fülle der Früchte für seine Genossen zu pflücken. Da wandelte ihn die Lust an, am Stamme des Baumes emporzuklettern, um zu erfahren, wie es doch komme, dass der Baum umgekehrt wachsen könne? Er kletterte höher und höher, bis seine Gefährten ihn ganz aus den Augen verloren. Sie warteten ein Weilchen auf ihn, segelten aber dann, unbekümmert um sein Los, mit den herrlichen Früchten davon. Sijura beobachtete voll Schrecken ihre Flucht von seinem hohen Sitze, und es blieb ihm nichts übrig, als noch höher hinauf zu klettern, in der Erwartung, vielleicht einen sicheren Ruheplatz zu finden. Höher, immer höher stieg er, bis er endlich zu den Wurzeln des Wunderbaumes gelangte und sich plötzlich in einem ganz neuen Lande befand, im Reiche des Siebengestirns. Ein Wesen von menschlicher Gestalt, namens Sikira, empfing ihn, führte ihn in sein Haus und bewirtete ihn gastfreundlich. Was er ihm vorsetzte, war ein Gericht von weichen weissen Körnern — gekochter Reis! Iss, sprach Sikira, von diesem Gericht! Und da Sijura ihn nach der Herkunft der wohlschmeckenden Körner fragte, unterrichtete Sikira seinen Gast im Verfahren, wie der Reis gepflegt, gejätet, geerntet, gestossen, gerieben und gekocht werde. Zufällig blickte Sijura in den grossen Krug, der neben ihm stand, und gewahrte durch den Boden des Kruges seines Vaters Haus, seine Eltern, Brüder und Schwestern, alle versammelt in lebhaftem Gespräche über den Verschollenen. Im Anblick der Heimat, zu welcher er vielleicht niemals wiederkehren würde, ward sein Gemüt traurig; anstatt weiter zu essen, fing er an zu weinen. Sikira merkte wohl, was ihm fehlte, hiess ihn gutes Mutes sein und nur tapfer essen: er würde schon alles zum Guten wenden. Da machte sich Sijura wacker über die köstliche Speise her, und als er gesättigt, gab ihm Sikira dreierlei Arten Reis und lehrte ihn, wie man den Wald niederhauen und verbrennen und die Reissorten pflanzen müsse, und wie das Erntefest zu feiern sei. Dann liess er ihn an einem langen Seile auf die Erde hinab zu seines Vaters Haus.

Die Stellung des Siebengestirnes am Himmel weist den Dajak noch heute an, wann sie den Reisbau beginnen müssen. Daneben aber spielt die Beachtung von Weissagungen aus dem Vogelfluge dabei eine grosse Rolle.

Der Dajak hat sich ganz und gar von dem Augurentum abhängig gemacht. Hauptsächlich sind es sieben Vögel, welche den Menschen Winke geben ob eine Sache auszuführen sei oder nicht. Aber auch das Zwergreh, das Schuppentier, Eidechsen, Schlangen und einige Insekten gelten als prophetische Tiere, d. h. als gute Geister, welche diese Tierformen angenommen haben, um dem

Menschen durch ihren Rat beizustehen. Im allgemeinen hält sich der Dajak streng an die Omina, aber auch die Dajakgeduld ist erschöpflich, und es gibt zumal beim Reisbau ein „Corriger la fortune". Bleiben die Vorzeichen dauernd ungünstig, so wird ein Stückchen Gold in den Boden gesteckt, oder das Blut eines Huhnes wird auf die Erde geträufelt, auch wohl ein frisch gelegtes Ei auf den Boden geworfen; wird das Ei faul befunden, was ja nicht möglich ist, so wäre das ein ungünstiges Omen. Über den Entstehungsursprung dieser Omenkunde sagt die Überlieferung:

III.

In grauer Vorzeit übergab ein mächtiger Geist den Vorfahren der Weissen, der Malayen, der Chinesen und der Dajak je ein beschriebenes Blatt als Vorbild ihrer Schriftzeichen und hiess sie es gut bewahren.

Der weisse Mann steckte das Blatt in seinen Hut, der Malaye in sein Kopftuch, der Chinese knüpfte es in seinen Zopf, und der Dajak barg es in seinem Lendentuch. Nun traf es sich, dass sie alle durch einen Fluss waten mussten, dessen Wasser ihnen bis zur Schulter reichte. Das Blatt des Weissen und des Malayen blieb trocken, dasjenige des Chinesen ward vom Wasser etwas beschädigt, aber das Blatt des Dajakmannes ward vollends weiss gewaschen. Daher kommt es, dass die Dajak gar nicht schreiben können, indes die Schrift der Chinesen sehr verwirrt erscheint.

Den Dajak gaben die guten Geister als Ersatz der Schrift die Kunde von den Vogelzeichen!

IV.

Wir zitieren hier noch eine merkwürdige Legende von der Sintflut, einer Sage, welche, wie es scheint, Weltgültigkeit hat. Einstmals gingen einige Dajakfrauen aus, um junge Bambussprossen zu essen. Sie setzten sich im Wald auf einen dicken Stamm und begannen die Bambusstücke zu schälen; da sahen sie plötzlich den Stamm bluten. Einige Männer kamen herbei, sahen, dass es nicht ein Stamm, sondern eine schlafende, riesige Schlange sei. Sie töteten dieselbe und hieben sie in einzelne Stücke, um sie mit nach Hause zu nehmen und zu essen. Beim Braten derselben hörten sie plötzlich seltsame Töne aus der Pfanne kommen, und zugleich begann ein furchtbarer Regen. Es regnete und regnete und stürmte, bis alles Land und alle Berge bis auf einige höchste Spitzen unter Wasser standen. Die Welt ertrank, weil sie die Schlange getötet und gebraten hatten; alle Menschen starben bis auf eine Frau, die auf den höchsten Berg floh. Dort fand sie einen Hund am Fusse eines Schlingbaumes liegen, und es schien, dass er sich daran wärmte; daher glaubte sie, dass sich vielleicht Feuer aus dem Baum gewinnen liesse; deshalb nahm sie

einige Stücke von seinem Holz und rieb sie gegeneinander, und siehe, es gab Feuer. So entstand der Feuerreiber, das erste Feuer nach der grossen Flut.

Die Frau und der Feuerreiber erzeugten zusammen einen Sohn, namens Simpang, der nur ein Auge, ein Ohr, eine halbe Nase und einen halben Körper hatte. Viele Tiere hatten ebenfalls Rettung vor der Flut auf dem Berge gefunden. Eine vorsichtige Ratte hatte eine Hand voll Reis gerettet. Diesen stahl Simpang, und so bekam der Mensch den ersten Reis nach der Flut. Simpang legte den Reis auf ein Palmblatt zum Trocknen, aber ein Windstoss entführte Reis und Blatt. Da erboste Simpang und ging aus, den Windgeist zu strafen und den Reis wiederzuerlangen. Er kam in die höheren Regionen zu den Häusern von Buntang agra und Ensang und Begaia.

Diese trugen ihm auf, den Windgeist zu fragen, warum, wenn sie Zucker und Bananen in die Erde pflanzten, diese stets nur einen Strauch wieder hervorbrächten. Danach kam er an einen See, der ihn bat, den Windgeist zu fragen, warum er keinen Ausfluss habe und nicht leer würde. Dann sah er einen hohen Baum, darauf nisteten alle möglichen Vögel und wollten nicht fortfliegen. Der Baum gab ihm eine Botschaft für den Windgeist, er solle kommen und ihn umwehen, denn wie könne er leben, wenn alle diese Vögel jedes Blatt und jeden Zweig unterdrückten, die er treiben wolle seit der Sintflut. Nun kam Simpang zum Haus des Windgeistes, stieg die Leiter hinauf und setzte sich auf die Veranda. „Was willst du," fragte der Geist. — „Ich will Sühne für den Reis, den du mit fortgenommen." — „Die verweigere ich," sagte der Windgeist, „doch lass es uns durch Tauchen entscheiden." Sie gingen zum Wasser, jeder mit seinen Freunden. Diejenigen Simpangs waren verschiedene Tiere, Vögel und Fische, mit denen er sich unterwegs befreundet hatte. Er konnte nicht schwimmen, aber ein Fisch tauchte für ihn und besiegte den Windgeist. Da schlug dieser ein neues Schiedsgericht vor: „Lass uns über das Haus springen." Simpang hätte verloren ohne die Waldtaube, die den Sieg davontrug. „Lass sehen, wer durchs Loch des Blasrohres schlupfen kann," sagte der Geist; hier half die Ameise dem Simpang siegen. Aber immer noch verweigerte der Windgeist Entschädigung. „Dann werde ich dein Haus verbrennen," sprach Simpang. „Tu's, wenn du kannst." Simpang aber hatte den Feuerreiber mitgebracht und warf ihn auf das Dach, das sofort in Flammen stand. Der Geist raste und blies voll Zorn, was das Feuer nur vergrösserte. Da ergab er sich und sprach: „Rufe den Feuerreiber zurück; ich will dir Entschädigung geben." Das geschah, und der Geist sagte: „Ich habe weder Gut noch Geld, dir deinen Reis zu bezahlen. Doch sollst du fortan ein ganzer Mensch sein und zwei Augen, zwei Ohren und Wangen haben." Damit war Simpang sehr zufrieden und trug ihm nun die aufgetragenen Botschaften vor.

Der Geist antwortete: „Die Bananen und Zuckerbäume tragen wenig Frucht, weil ihre Besitzer die richtigen Gebräuche versäumen. Sag' ihnen, dass sie niemals den Namen ihrer Schwiegerväter und Schwiegermütter aussprechen, noch je vor ihnen hergehen, nicht nahe Verwandte heiraten, noch zwei Weiber nehmen, und sie werden Erfolg haben. Der See kann nicht ausfliessen, weil Gold an seiner Öffnung liegt; nimmt man dieses fort, so wird er einen Ausfluss haben. Für den Baum aber will ich sorgen" — und er blies ihn um. Wie aber der Mensch den Reis wieder gewann, das ist nicht bekannt. —

Wir schliessen diesen Sagen noch einige Legenden an, welche das Seelenleben der Dajakleute in vortrefflicher Weise beleuchten. Man wird darin mancherlei an andere Sagengebiete erinnernde Anklänge finden, die wohl nicht ausnahmslos auf Übertragung zu schieben sind, sondern zum Teil aus der angeborenen Übereinstimmung menschlicher Empfindung sich erklären. Wir verdanken diese und einige andere Erzählungen den Missionären des Sarawakgebietes, dem Bischof Perham, dem Missionär Howell u. a., deren persönliche Bekanntschaft wir zu machen die Freude hatten.

V.

Ein Vater sandte einstmals seine fünf Söhne auf den Kriegspfad. Sie zogen in das Land eines benachbarten Stammes, besiegten viele Feinde und begaben sich mit den erbeuteten Köpfen auf den Heimweg.

In einem schmalen Nachen fuhren sie den Fluss hinauf und kamen eines Abends an den Eingang einer grossen Höhle. Da sagten die vier Ältesten: Lasst uns diese Nacht in der Höhle zubringen; dort schlafen wir besser als im Boote. Der jüngste riet ab und meinte, es sei dort oben vielleicht nicht geheuer, und die Höhle könne der Sitz böser Geister sein; aber die älteren Brüder liessen sich nicht umstimmen. So stiegen sie an das Ufer und legten sich alle in der Höhle schlafen. Beim Morgengrauen weckte der Jüngste die anderen und sprach ängstlich: Lasst uns eilen, diese Höhle zu verlassen, denn seht ihr nicht, wie die Öffnung, die gestern so gross war, heute viel kleiner geworden ist? Die Brüder waren noch schlaftrunken und wollten ihm nicht Glauben schenken. Sie rieben sich die Augen und da gewahrten sie wirklich, dass die Wände des Höhlentores langsam, langsam gegeneinander rückten, und der Ausgang immer schmäler wurde.

„Wir wollen nur schnell noch ein wenig Sirih nehmen", meinten die Brüder, „bevor wir gehen". Der Jüngste aber stürzte voller Angst dem Ausgang zu, ins Freie. Er wandte sich, um die Brüder nochmals zur Eile anzutreiben, aber siehe da, die Öffnung hatte sich lautlos geschlossen bis auf einen schmalen

Spalt, durch welchen sich kein Menschenleib mehr hindurchzwangen konnte, und durch den Spalt gewahrte er seine vier Brüder, ein jeder von ihnen an der Hand einer wunderschönen Frau, nach dem dunklen Hintergrund der Höhle verschwinden. Dann schloss sich die Öffnung ganz und gar!

Seit jener Zeit aber bis auf den heutigen Tag sieht man an der Bergwand, welche die Höhle umschliesst, eine lange Baumleiter angelehnt, und die Stammesgenossen setzen von Zeit zu Zeit Speise und Trank dorthin, um die Geister der gefangenen Brüder zu laben.

1. (links oben) Streichinstrument. — 2. [illegible] instrument. — 3. Stilisierter geschnitzter Nashornvogel. — Unten: eine mit der Haut des „Wauwau"-Affen bespannte Handtrommel. — Oben ein erbeuteter Schädel. — Waffen mit geschnitzter und perlenbehangener Holzscheide.

VI.

Kadawa, ein grosser Hahnenkämpfer, ward wiederholt von seinen Dajakgenossen besiegt. Das verdross ihn, und er zog aus, um einen Burung grungang zu suchen, d. h. einen Hahn von einer ganz bestimmten, rot und weissen Färbung des Gefieders; denn dieser, meinte er, würde selbst die stärksten Hähne besiegen. Aber solch ein Frühsänger war eine grosse Seltenheit. Kadawa durchstrich Dorf auf Dorf, doch konnte er weder für Geld noch gute Worte den begehrten Vogel erhalten.

Auf seiner Streife kam er auch in das Land von Mandai Itup, d. i. das Grenzland zwischen unserer und der Unterwelt, dessen Bewohner beide Gebiete besuchen dürfen. Er gewahrte hier ein langes Dorfhaus und stieg dessen Leiter empor: Feuer flackerten auf den Herden und Stimmen schwirrten rings umher, doch war kein Mensch zu sehen. Da rief er laut: Heda! wo seid ihr alle? und eine körperlose Stimme antwortete ihm: „Bist du es, Kadawa? sitze nieder und nimm Sirih! Was ist dein Begehr?" — Kadawa antwortete, dass er einen Burung grungang kaufen wolle. — „Im nächsten Dorfe wirst du einen solchen bekommen", entgegnete die geheimnisvolle Stimme.

Kadawa wanderte also weiter, tief verwundert ob des sonderbaren Ortes, den körperlose Wesen bewohnten. Bald kam er an einen volkreichen Platz,

wo viele Dorfhäuser standen; das war Mandai mati, der erste Distrikt im Lande der Toten. Aber Kadawa merkte das nicht; denn nichts erinnerte hier an den Tod: die Leute gingen umher, sprachen und hatten Gestalt und Antlitz wie seinesgleichen. Auch erkannten ihn alle, nannten ihn beim Namen und boten ihm einen Burung grungang an, den er erfreut entgegennahm. Glücklich, sein Ziel erreicht zu haben, dachte er vorläufig nicht an die Heimkehr und blieb bei seinen neuen Freunden länger als ein Jahr, der Heimat und seiner Pflichten fast ganz vergessend.

Inzwischen grämte sich sein Weib zu Hause über seine lange Abwesenheit und starb endlich vor Kummer. Als nun die Verwandten die Totenfeier für die Verschiedene bereiteten und das Klageweib die Geister aus der Unterwelt zum Feste herbeirief, schickte sich just Kadawa an, nach Hause zurückzukehren. Er trat auf die Plattform und gewahrte einen Zug, der am Hause entlang schritt, und inmitten des Zuges sah er sein eigenes Weib! Da ward ihm plötzlich inne, dass sein Weib gestorben, und er selbst im Bereiche des Totenlandes sei. Er packte seinen Hahn, seine Waffen und eilte zu seinem Weibe. Sie wies ihn von sich, aber er folgte ihr bis zum Unterweltssee. Hier lag ein Boot, in welches sich alle drängten; auch er ward mitgenommen. Nach kurzem stiess der Nachen auf einen Felsen und alle sprangen heraus, um das Fahrzeug wieder flott zu machen; nur Kadawa blieb ruhig in demselben sitzen, aus Furcht, man könnte ihn zurücklassen.

„Weisst du nicht, dass ich tot bin?“ sagte sein Weib, „warum folgst du mir?“ — „Lass mich auch sterben“, entgegnete Kadawa. — „Nun wohl“, sprach die Frau, „bist du entschlossen, mir zu folgen, so wirst du in unserem Hause, welches wir bald erreichen werden, ein Stück trockenes Zuckerrohr über der Feuerstätte finden; verzehre es, dann wirst du bei mir bleiben können. Aber nun steige aus und hilf das Boot vom Felsen ziehen.“

Kadawa sprang heraus, doch kaum hatte sein Fuss den Felsen berührt, so verschwanden Leute und See, und er fand sich vor der Leiter seines Hauses.

Aber die Heimkehr brachte ihm keine Freude, denn er traf die Verwandten beim letzten Abschiedsschmaus für seine verstorbene Frau. Er ass nicht und trank nicht und nahm nicht teil an der Feier, sondern suchte nach dem Zuckerrohr über seiner Feuerstätte, fand aber nichts als ein Stück der giftigen Tubawurzel. Da ward ihm klar, dass es diese Wurzel sein müsse, welche sein Weib gemeint hatte. Ruhig nahm er Abschied von seinen Genossen, sagte ihnen, dass er nicht lange mehr leben werde, und bat sie, für seinen verwaisten Knaben zu sorgen und diesem sein Erbe aufzubewahren. Dann legte er sich in seinem Zimmer auf den Boden nieder, hüllte sich in ein Tuch und ass die unheilvolle Wurzel. Bald war er mit seinem geliebten Weibe im Totenreiche vereinigt. —

Einen wohltuenden Einblick in das Gemütsleben der Dajak gewährt auch ihre Umgangssprache. Zwar hatten wir versäumt, die Dajaksprache zu erlernen, da wir anfangs nicht die Absicht hegten, längere Zeit in Borneo zu verweilen. Da jedoch fast in allen Gemeindehäusern, welche wir auf unseren Streifzügen besuchten, einige Leute des Malayischen mächtig waren, und zwei unserer malayischen Kulis auch dajakisch sprachen, so gelang uns immer eine flotte Unterhaltung mit den Dorfbewohnern. Wir geben hier einige Beispiele der Redeweisen und Spracheigentümlichkeiten, welche das Seelenleben des Dajakvolkes zu charakterisieren geeignet erscheinen. Häufiger Gebrauch solch feststehender Redeformen kennzeichnet ja im allgemeinen einen beschränkten Gedankenkreis. Je breiter der Verkehr, desto individueller die Ausdrucksweise, sowohl beim Individuum wie beim Volke.

Die Redewendungen der Dajak tragen den Stempel naiver Anschauung, denn dieselben schildern die Aussenseite der Vorgänge oder erstrecken sich auf Vergleiche der zu beschreibenden Geschehnisse oder Seelenvorgänge mit bekannten Gegenständen oder Tätigkeiten, wie nachfolgende Vorbilder lehren.

Sein Herz hat ein dickes Fell (er ist undankbar).
Sein Herz ist dünn (er ist empfindlich).
Sein Herz hat einen Sprung (er grollt).
Er hat keine Dinge im Leibe (ist dumm).
Die Augen bluten (eifrig suchen).
Seine Seele steht aus ihm heraus (er ist schon alt).
Sein Atem ist aufgebraucht (er ist an Altersschwäche gestorben).
Sie haben zusammenpassende Augen (verstehen sich gut).
Sie braten ihre Ruder (sind faul).
Ich kann seinem (Ruder-) Schaum nicht nachgehen (ich kann mich ihm nicht vergleichen).
Er hat Arme und Beine verstümmelt (hat sein Boot verloren).
Sein Boot stösst mir ins Herz (er macht mich neidisch).
Die Nase ertrinkt (es stinkt).
Das Kokosöl schläft (ist erstarrt; d. h. es ist sehr kalt).
Seine Worte machen ein Loch (er spricht überzeugend).
Sein Mund beleckt den Himmel (er flucht).
Er rudert mit seinen Worten (er lügt).
Viele Knoten deiner Vergehen sind in meinem Herzen (du hast mir viel Leides getan: gemäss der Gepflogenheit der Dajak, nach den Knoten in den Rotanstäben zu zählen).
Sein Essen bleibt stehen (er ist traurig).

Ich habe sechs Menschen im Kochtopfe (meine Familie zählt sechs Personen).
Die Leiche der Flut (Ebbe).
Wellentrunken (seekrank).
Ihr möget dauern! (als Abschiedsgruss).
Es lebe dein Mund! (als Segenswunsch).

Von Sprüchwörtern seien erwähnt:
In der ganzen Welt sind die Menschen nur leihend (vorübergehend Besitzer).
Gefallenes Wort ist schwer aufzuheben.
Starker Wind und kein Regen (viel Geschrei und wenig Wolle).

Einen köstlichen, ganz originellen Beleg für die Wahrheitsliebe der Dajak bietet die verbreitete Vorstellung, dass schon eine unrichtige oder unsinnige Behauptung den Blitzgott erzürne, und die Aussage, dass ein Mensch eine Katze zur Mutter habe, oder dass eine Laus tanze, oder die Ratten brüllen u. dergl., gelten für ebenso verwerflich wie alle boshaften Scherze und beleidigenden Unanständigkeiten.

Als Rufnamen der Männer hört man Bezeichnungen wie: Dicker, Lanze, Glocke, Topf, Vogel, Bär, Berg, Feuer, Schall, Hilfe.

Die Wahl der Mädchen- und Frauennamen macht dem ritterlichen Sinn der Männer alle Ehre. So sind beliebt die Namen: Kokosblüte, Stern, Mond, Diamant, Tau, Schaum, Duft, Schönheit, Wunsch, Inneres, Lächeln, Feier; selten sind tadelnde Rufnamen wie z. B. die Geschwätzige.

Höchst sonderbar und offenbar durch einen Aberglauben bedingt ist die Abneigung der Dajak, ihren eigenen Namen zu nennen. Sie vermeiden sogar, den Rufnamen eines ihrer Verwandten auszusprechen und nehmen ihre Zuflucht zu Umschreibungen, indem sie z. B. anstatt „Mein Onkel namens Ampani“ sagen: „Mein Onkel, welcher vier Kinder hat.“ Niemals erhielten wir Antwort von dem nach seinem Namen befragten Dajak, denn die bringt Unheil. So pflegen Verwandte sich mit Spitznamen zu rufen oder wählen die traulichen Worte: Freund, Freundin. Kinder erhalten Kosenamen wie Hühnchen, Schlange.

Änderung der Namen pflegt auch zu geschehen nach überstandener schwerer Krankheit, oder wenn etwa ein Krokodil nach Jemandem geschnappt hat, oder sogar nach Unheil verkündenden, bösen Träumen. Der neue Name soll den verfolgenden Dämon gleichsam über die Persönlichkeit irre führen und das Wiedererkennen erschweren. Zugleich wird auch wohl, um den bösen Geist zu beschwichtigen, ein Strohpüppchen angefertigt und als Stellvertreter preisgegeben.

„Stoffel" (Skalau-Rasse).[1]
Nach einer Augenblicksaufnahme.

IV.

Die Menschenaffen.

Unter den Affenkindern, welche ich in Borneo und Sumatra in Pflege hatte, waren mir die jungen „Menschenaffen", nämlich die Gibbons und Orangutans, durch ihr Benehmen und ihre Intelligenz die interessantesten und liebsten.

Ich entnehme hier meinem Tagebuche, was ich über einen drolligen, etwa dreijährigen männlichen Orangutan, der den Kosenamen „Muffel" erhalten hatte, aufzeichnete.

Der junge Muffel belästigte uns in den ersten Tagen seiner Gefangenschaft durch sein Geschrei und seine Unbändigkeit, liess sich aber bald zu einem manierlichen und ziemlich artigen Jungen erziehen. Die Haut des drolligen Wesens ist durchweg körnig und runzelig und zeigt zum grössten Teil eine braunschwärzliche Farbe; nur ein Stück des Bauchfells, Innenseite von Hand und Fuss, sowie Augengegend, Augenlider, After und Ohren sind rötlichgelb, das winzige platte Näschen wieder schwarz.

Langes, struppiges, rostgelbes Haar bedeckt mässig dicht den Rücken, die Flanken und die Schultern, während Unterarm, Schienbein und Kopf mit dunkelrostbraunen, langen Strähnen besetzt ist. Gesicht, Hände und Füsse, sowie der Bauch erscheinen ganz oder fast ganz nackt. Auf dem Kopfe stehen die dünngesäten, langen Haare nach allen Seiten borstig auf, was dem Kinde den Anschein eines karrikierten alten, nervösen Schreibers verleiht, obwohl

[1] Die Rassen-Benennungen entsprechen der von Selenka in den Studien zur Entwicklungsgeschichte (Menschenaffen Heft 1—4) gegebenen Einteilung.

sich auf seinem Gesicht für gewöhnlich Behagen und eine gewisse Blasiertheit oder geistige Überlegenheit abspiegelt.

Die Fingernägel sind sehr zierlich, fehlen aber an den grossen Zehen vollständig. Gewöhnlich lassen wir Muffel frei im Hause und auf der Veranda umherlaufen. Vorderleib und Kopf etwas erhoben, die Hinterbeinchen zum Vorwärtsschieben, die geradegestreckten Arme zur Stütze benutzend, bewegt er sich bedächtig und langsam auf allen Vieren vorwärts, und er beschleunigt seinen Gang zu einem watschelnden Schnellschritt nur, wenn es etwas Gutes zu erhaschen gilt. Geschickt klettert er an Pfeilern, an Stühlen und Tischen in die Höhe, nascht wo er kann, sucht sich blinkende Gegenstände, wie silberne Löffel und Schmucksachen anzueignen, turnt an uns selber auf und ab und versucht die Knöpfe unserer Kleider abzureissen.

Unbeholfen steigt er in sein mit Baumwolle gepolstertes Körbchen, sitzt häufig in aufrechter Stellung da, oder legt sich nieder, indem er Körper und Kopf mit einen Stückchen Zeug oder Papier sehr zweckentsprechend und gewandt zudeckt oder über den Kopf zieht. Sobald Muffel Hunger fühlt, beginnt er unruhig hin und her zu krabbeln, unaufhaltsam in langgezogenen hohen Quietschtönen schreiend. Wird sein Hunger nicht gestillt, so steigert sich sein Unmut zum Zorn: jedem Quietschtone wird ein sehr tiefer kurzer Rülpslaut als Drucker aufgesetzt, indem er abwechselnd das Mäulchen weit aufreisst und darauf rüsselartig vorschiebt; er wirft sich platt auf den Bauch, schlägt mit den Händen wütig auf den Boden, strampelt mit den Beinen und dreht sich im Kreise herum, die Stirne am Boden und den Steiss in der Luft. Um ihm die Unart abzugewöhnen, erhält er einige leichte Schläge mit einem Fächer, und diese Erziehungsmassregel ist fast immer mit Erfolg gekrönt — wenigstens eine Zeitlang. Wird ihm nun Milch mit Brot in einer halbierten Kokosschale gereicht, so stürzt er hastig auf den Napf zu, umklammert ihn mit seinen Händchen und vergräbt den Kopf in der Schale, inbrünstig schlürfend und schleckend. Ist der ärgste Hunger gestillt, so trinkt Muffel seine Milch oder Schokolade ganz zierlich aus dem dargereichten Löffel, indem er die schmalen Lippen rüsselartig lang und fein zuspitzt, ähnlich wie es unsere Feinschmecker bei der Weinprobe machen — offenbar um den Weg des Genusses zu verlängern. Reicht man ihm ein Stückchen Gebäck, so ergreift er es bedächtig mit der Hand, zieht die Lippen zurück und beisst dann vorsichtig ein Stückchen nach dem andern ab, vor Wonne häufig die Augen zusammenkneifend, so dass die Haut zwischen den schwach entwickelten Brauen sich runzelt; horizontale Stirnfalten, wie solche bei dem Menschen als Zeichen der Aufmerksamkeit allgemein beobachtet werden, habe ich niemals bei dem Orangutan bemerkt. Nach vollendeter Mahlzeit schmatzt er noch eine Zeitlang wie ein Gourmand mit den Lippen, befriedigt über den Nachgeschmack und in angenehmer Erinnerung an den Genuss.

Mit weitgeöffneten runden Augen und gespannter Aufmerksamkeit pflegt Muffel alle unsere Beschäftigungen zu beobachten: er setzt sich aufrecht, streckt die Händchen aus, reckt den Hals, stützt den Kopf oder neigt ihn allerliebst auf die Seite, reibt sich mit dem Rücken der Hand die Augen aus, schmunzelt und spitzt das Mäulchen, und dreht sich fast den Hals ab, wenn man um ihn herumgeht. Seine blanken Zähne — er hat noch sein Milchgebiss und von dem Dauergebiss sind erst die vorderen Molaren durchgebrochen — zeigt er nur, wenn er gähnt, isst oder laut schreit. Niemals macht er Miene, uns zu beissen. Zärtlichkeit ist Muffels hervorstechender Charakterzug. Mit Vorliebe ergreift er Kleider, Hände und Beine der Vorübergehenden und klammert seine vier Händchen so fest an den geliebten Gegenstand, dass es grosser Gewandtheit und Kraft bedarf, um sich von ihm zu befreien. Wir sind es fast gewohnt geworden, mit diesem lebendigen Klotz am Beine unserer Beschäftigung nachzugehen; die schaukelnde Bewegung bereitet ihm offenbar Vergnügen, denn sein drolliges Frätzchen spiegelt stets grosses Wohlbehagen.

Muffel! mach's Paket! (Dadap-Rasse).
Nach einer Momentaufnahme.

Sehr gern lässt er sich in die Luft emporheben. Dann kreuzt er sowohl Arme als Beine und gleicht einem rothaarigen Paket. Auf den Anruf: „Mach's Paket!" lernte er bald sich in dieser Weise zusammenkauern, und wir können ihm keine grössere Freude bereiten, als ihn in solcher Haltung über den Boden zu rollen gleich einer Tonne, ihn wie ein veritables Paket unter den Arm zu schieben und mit ihm umherzuspringen, ihn auf den Kopf zu stellen und sogar Fangball mit ihm zu spielen — er rührt sich nicht und schmunzelt in Wohlbehagen.

Bei Tafel benimmt sich unser Pfleglng nicht immer bescheiden und gesittet: er klettert auf den Schoss und fährt gern mit dem Finger oder der Hand in Teller und Schüssel, um zu kosten. Als wir ihm zum ersten Male einen Teelöffel in die Hand gegeben und eine manierliche Essbewegung gewiesen, führ er einfach fort, weiter zu essen mit Hilfe des Löffels, den er freilich noch nicht regelrecht zu führen, immerhin doch zu benützen verstand!

Sobald die Luft kühl wird, sucht sich Muffel zu wärmen. Er klettert in sein Bett, legt sich auf den Rücken und deckt sich mit einer Decke oder einem Kissen ganz manierlich und zierlich zu, ungefähr so wie wir das auch tun!

Wenn er spielt, ist er immer ganz bei der Sache. Ernsthaft und fleissig zerfasert er weiche Holzstückchen in dünne Späne, spaltet trockene Palmblätter in feine Faserchen oder zerreisst Zeitungen in lauter kleine Stückchen. Zum Zeitvertreib hängt er sich Papier oder Zeug über den Kopf und schaut dann aus wie ein kleiner Beduine; er legt einen Lappen auf den Handrücken und reibt sich die Augen damit, sammelt allerlei Gegenstände in sein Lager und zerkaut davon, was sich zerkauen lässt. Hat Muffel sich beschmutzt, so wird er unruhig und schreit so lange, bis er gesäubert wird. Ein warmes Bad ist für ihn eine Wonne. Er macht das „Paket", lässt sich untertauchen, abseifen, übergiessen, trocknen und kämmen mit dem höchsten Behagen, indem er das winzige Näschen rümpft und die Augen bisweilen schliesst, damit kein Seifenwasser hinein komme. Zum Danke führt er gerne die Fingerspitzen des Wohltäters an die zugespitzten Lippen, nach der Reihe und einen nach dem anderen. Ja, nicht selten, wenn er recht froher Stimmung ist, presst er leise sein Mäulchen auf unsere Wange und versucht dies oft auch mit unserem Munde. Es kann kein Zweifel darüber entstehen, dass solch zierliches Küssen ein Ausdruck der Zärtlichkeit ist, wenn ihm auch nur die Bedeutung eines harmlosen Spielens zukommt.

Eines Tages erhielt Muffel einen Gefährten, ein gleichalteriges Orangutan-Kind, ebenfalls männlichen Geschlechts. Im Gegensatz zu dem feinen zierlichen Muffel nannten wir den neuen Ankömmling „Stoffel", sowohl wegen seiner derberen Gliedmassen, als auch wegen seines plumperen Benehmens. Stoffels Haar ist härter, weit heller von Farbe und die Pigmentierung seiner Haut ist leichter und spärlicher. Er ist weniger gelehrig und zärtlich.

Riesenexemplar des Orangutan (Dadap-Rasse).
Mit Wangenfalten — Maias tschappan.
(2 Stunden nach dem Tode aufgenommen.)

Beide Tierchen vertrugen sich gut miteinander, doch pflegte Stoffel die besten Bissen für sich einzuheimsen und dem zarteren Muffel aus der Hand oder sogar aus dem Maule zu reissen, was bei letzterem immer ein starres Erstaunen und zuweilen empörtes Quietschen hervorrief. Wurden beide zusammen spazieren geführt, so hing sich Muffel

Muffel ist verdriesslich.

stets an seinen Kameraden und liess sich von ihm schleppen, wie er sich denn auch gerne in einem flachen Wägelchen von dem vorgespannten Stoffel umherfahren liess, wobei er aufrecht sitzend mit untergeschlagenen Armen und erhobenem Kopfe umherschaute, wie ein kleiner Prinz, der sich bewundern lassen will. Muffel selber vor den Wagen zu spannen und das Pferdchen spielen zu lassen, gelang niemals; er schleuderte wütend die Ziehbänder von seinen Schultern.

Noch viele andere junge Orangutan-Kinder kamen in unseren Besitz während unseres Aufenthaltes in Borneo, aber keiner tat es dem Muffel gleich an Zierlichkeit der Gestalt, Selbständigkeit und Manierlichkeit des Benehmens und Intelligenz. Muffel gehörte aber auch jener von den Eingeborenen als „Maias rameh“ oder „M. rambeh“ bezeichneten feineren Spielart an, die sich durch das weichere dunkelbraune Haar und den zarteren Knochenbau von dem allbekannten Maias kasar, welcher starkknochiger ist und ein rostgelbes, sehr rauhes Haarkleid trägt, unterscheidet.

Die Jagd auf Orangutans oder „Waldmenschen“ (das malayische Wort „orang“ bedeutet Mensch, „utan“ heisst Wald) ist ebenso aufregend wie ermüdend, denn diese gewandten Kletterriesen bewegen sich, selbst wenn sie verwundet sind, durch die Laubeskronen von Baum zu Baum mit der Geschwindigkeit eines rasch schreitenden Menschen; ihnen in gleichem Tempo zu folgen, macht aber das Urwaldgestrüpp geradezu unmöglich.

Muffel im Wort

Als wertvolles Verkaufsobjekt suchen die Dajak des Kapuasgebietes die Orangutans lebend zu fangen. Zu diesem Zwecke, so erzählten uns zwei vertrauenswürdige „Jacken", wie wir scherzweise die nackten Dajakmänner zu nennen pflegten, wird ein Stück Wald rings um den Baum, auf welchem ein Maias Quartier gemacht hat, gekappt, damit derselbe nicht entwischen könne. Zugleich werden Pallisaden um den bewohnten Stamm eingerammt und nun abgewartet, bis der Orangutan von Hunger getrieben in den Pallisadenraum hinabsteigt, der dann durch eine Fallklappe geschlossen wird. Durch die Zwischenräume des Pallisadenkäfigs werden nun Rotanschlingen geworfen, und das mächtige starke Tier, nachdem es genügend gefesselt ist, in einen engen Käfig von Bambusstäben bugsiert. Mir sind auf unseren Fahrten Dutzende solcher Käfige begegnet, die nach Sintang gebracht wurden, um von dort weiter nach Europa verschifft zu werden. Leider sterben die meisten dieser Fabeltiere schon während der Seereise.

Recht verschieden ist das Benehmen eines anderen Menschenaffen Borneos, des „Wauwau" oder Gibbon (Hylobates). Zierlicher Körperbau, freie Eleganz der Bewegungen, aristokratische Zurückhaltung, ernster, fast melancholischer Gesichtsausdruck kennzeichnen diese sanftmütigen Tiere, von denen ich junge und erwachsene Exemplare monatelang in meiner Umgebung hatte. Auf dem schlanken Körper wiegt sich der kleine rundliche Kopf, und die zarten Beine und langen Arme, sowie die schmalen Hände und Füsse harmonieren vortrefflich mit dem Rumpfe.

Die Bewegungen des Wauwaus sind in der Regel lebhaft, oft sogar hastig, aber dennoch nie ohne Anmut.

Zeigt man dem Wauwau eine Paradiesfeige (Banane), so gleitet er mit leichtem Satze von seiner Sitzstange auf den Boden, geht in aufrechter Haltung mit etwas gebogenen Knieen und über den Kopf erhobenen Armen auf den Geber zu, erhascht die Frucht in raschem Griff und verzehrt sie lebhaft, die Schalen mit graziöser und lässiger Handbewegung fortwerfend. Ohne Anstrengung schwingt er sich wieder auf seine Querstange, setzt sich aufrecht wie ein Mensch darauf, den Kopf ein wenig nach vorn gebeugt, kreuzt die Hände im Nacken und lässt sie wieder sinken, legt sich dann der Länge nach mit dem Rücken auf die Stange wie ein Seilkünstler, ergreift mit den Händen die Stange und lässt den Körper heruntergleiten, gleich einem Reckturner sich hin und her pendelnd, bleibt auch wohl minutenlang an einer Hand aufgehängt, hebt sich plötzlich wieder empor, um nun längere Zeit in lässiger Haltung regungslos zu sitzen, die grossen rehbraunen Augen verloren in die Weite richtend.

Tritt man hinzu und streckt ihm die Hand entgegen, so beachtet er sie entweder nicht oder ergreift dieselbe mit seinem Fusse oder seiner Hand, hält sie auch wohl kräftig fest, sobald man sich anschickt, ihn zu verlassen.

Sowohl bei jugendlichen als bei älteren Tieren, bei gut gezähmten oder frisch eingefangenen, beobachtete ich immer ein ähnliches Benehmen: bewunderungswürdige Gewandtheit und Grazilität des Körpers, gepaart mit ernsthaftem, schwermütigem Gesichtsausdruck.

Höchst sonderbar ist die Art, wie der Wauwau Flüssigkeiten zu sich nimmt. Reicht man ihm eine Kokosschale voll Milch oder Wasser, so nimmt er dieselbe mit dem Fusse oder einer Hand, taucht die freie Hand in das Nass und führt sie dem Munde zu, um die hangenbleibende Flüssigkeit vom Handrücken abzulecken. Diese nicht allzu ausgiebige Trinkweise ist offenbar die natürliche und gewohnheitsmässige Art, Regen und Tautropfen von den Blättern im Walde abzunehmen; denn der Wauwau geht nicht gerne auf dem Boden, lebt vielmehr fast ausschliesslich in den Baumkronen, wo er sich mit verblüffender Sicherheit und Schnelligkeit von Ast zu Ast zu schwingen versteht, oft in weitem Bogen frei durch die Luft sausend. Diese dem Fluge nahekommende Fortbewegung spottet dem Unterfangen, eine Herde Wauwaus im Walde zu verfolgen, denn die behenden Tiere schiessen schneller durch die Waldeskronen, als ein Pferd laufen kann. Der Jäger hat daher die Tiere zu beschleichen, was wir in folgender Art ausführten.

Junger Orangutan (Genepa-Rasse).
(Auf der Fahrt nach Europa.)

Vor Sonnenaufgang brachen wir auf und nahmen die Richtung nach einer Stelle, wo das laute, sonderbare Geschrei der Gibbons ertönte. Durch Gebüsch und Morast, über Baumstämme und durch Wasserlachen, zwischen dornigen Schlingpflanzen und verfaultem Blätterwerk arbeiteten wir uns mühsam durch, den Weg buchstäblich „einschlagend" mit dem schwertartigen malayischen Messer. In die Nähe der Affenherde gekommen, bedarf es der allergrössten Vorsicht, um nicht bemerkt zu werden: ein knackender Ast, ein hörbarer Fusstritt, das Rascheln der Blätter verrät den scheuen Tieren schon aus der Entfernung die nahende Gefahr, und nur während des lautschallenden, von Zeit

zu Zeit sich wiederholenden Geschreies der Wauwaus darf man wagen, vorwärts zu dringen, sofort den Fuss hemmend, sobald dasselbe ausklingt.

Diese sonderbare Musik hebt an mit vereinzelten kurzen, bellenden Tönen „wau-wau-wau“ einiger Tiere, dann fällt allmählich die ganze Herde — drei bis acht Individuen — ein, und es folgt nun eine ununterbrochene Reihe von lauten Heulklängen, tief beginnend und langsam hoch aufwärts schleifend, allmählich aber immer kürzer werdend und endlich auf einer hohen Note stehen bleibend und in stets beschleunigtem Tempo eine trillerartige Geschwindigkeit erreichend; leise und leiser werden nun die Töne, bis sie nach einer vollen halben Minute in kaum hörbarem Zittern ausklingen. „Die Heulbrüder jodeln“, pflegte unser Schweizer Moret zu sagen, wenn diese köstliche Musik eine halbe Stunde weit aus dem benachbarten Urwalde zu unserer Wohnung in Sintang herübertönte, oder wenn unsere in Gefangenschaft gehaltenen Tiere, angeregt durch den Gesang ihrer Waldgenossen, aus nächster Nähe ihr musikalisches Pensum beim Tagesanbruch uns in die Ohren riefen.

Wenn es gelungen ist, den Wauwaus auf etwa fünfzig Schritt zu nahen, so gilt es, gut zu zielen und auf ein verabredetes Zeichen schnell zugleich zu schiessen, denn nach zehn Sekunden ist die Herde ausser Sicht und nur die Getroffenen bleiben zurück.

Noch ausgelassener, bis zu jauchzendem Jubelgeschrei gesteigert, ist das Morgenkonzert der Siamangs auf Sumatra, einer dem Wauwau nahe verwandten Affenspezies. Die Herden erfüllen allmorgendlich Wald und Tal mit ihrem Gesange, der gewöhnlich erst gegen neun Uhr, sobald nämlich die Sonne die regelmässigen Morgennebel verscheucht, sich hören lässt. Einige alte Männchen beginnen den Reigengesang in vereinzelten sehr tiefen, glockenähnlichen Tönen, dann setzen die Weibchen und jüngeren Tiere ein mit einem regelrechten, schmetternden, hohen Juchzer „juhhh“, dem sich ein überlautes hochtöniges Gelächter anschliesst, in immer leiseren Tönen verklingend. Bei unseren Wanderungen durch die Bergstrecken Südwest-Sumatras begleitete uns diese eine Stunde weit vernehmbare Waldmusik während der Vormittagsstunden fast täglich, und wir hätten uns nach Tirol versetzt geglaubt, wo dumpfe Kirchenglocken ihren Klang mit den jauchzenden Rufen fröhlicher Senner mischen, hätte uns nicht die zauberische, majestätische Pracht des tropischen Urwaldes in die wundervolle Wirklichkeit gebannt.

Nach dem oben Erzählten kann es nicht wundernehmen, dass diese merkwürdigen, klugen Menschenaffen von ihren Waldgenossen, den Dajak, gewissermassen als Brüder betrachtet werden, und dass zumal der imponierende Orangutan oder „Maias“ in ihren Sagenkreis hereingezogen wurde und hier keine geringe Rolle spielt. So ist jedes Dajakherz davon überzeugt, dass der

Maias sprechen könne, und wiederholt hörten wir behaupten, diese Tiere schwiegen nur aus Klugheit, um keine Steuern zahlen zu müssen! Häufig auch, so wurde uns berichtet, seien Menschen in den Wald gegangen und ein Maias geworden. In dem Glauben an solche Verwandlungen mag die abergläubische Furcht vor dem Erlegen eines Orangutan wurzeln, mit welcher ich mehrfach schwer zu kämpfen hatte.

Grösste Gesichtsbreite nebst Wangenfalten 32 cm.
Gesichtshöhe vom Scheitel bis Unterwand der Oberlippe 24½ cm.
Scheitelhöhe bis Unterwand der Kehltasche 37 cm.
Profilmitte der Wangenfalten bis Unterwand der Oberlippe 11 cm.
Fingerspitze bis Mitte Brustbein 125 cm.
Scheitel bis Zehenspitze 130 cm.
Vom Hacken bis Zehenspitze 31 cm.
Schenkeldicke (Mitte) 42 cm.
Wadendicke (obere Drittel) 29 cm.
Halsumfang 65 cm.

Prachtexemplar eines Orangutan, Lindap Rosse [illegible]
(Mit Wangenfalten und Kehlsack, [illegible])

Im Gebiete des oberen Ketungau wurde uns erzählt, auf dem Gipfel eines Berges Kedang hause in einer Höhle ein mächtiger König von Gestalt eines Maias, mit schneeweissem Haare und Bart, den manche schon erblickt hätten, wie er seinen Oberkörper aus dem Höhlenloch herausreckte. Bei Vollmond öffne sich jedesmal die Höhle, und heraus stürze eine Schar gefährlicher Wildschweine, gefolgt von einem Haufen schwarzer Bären, als Vorfrau für hunderte

der grössten Orangutans. In feierlichem, langsamem Schritte erscheine dann erst der weisshaarige Maias-Rajah selbst und halte mit seinen Scharen einen Umzug durch sein Gebiet. Diese Erzählung ward uns stets mit gläubiger, ehrfurchtsvoll gedämpfter Stimme und ängstlich aufgerissenen Augen vorgetragen, wie wenn jeder es selber erlebt. Auf diesem Berge soll es dann auch doppelt gefährlich sein, den Orangutan oder „Waldmenschen" anzugreifen, da dem Verwundeten wohl zwanzig und mehr Genossen wutschnaubend zu Hilfe eilen sollen. Natürlich habe ich auf dieses, offenbar an Orangutans reiche Gebiet meine besondere Aufmerksamkeit gelenkt und in der Tat mit Hilfe eines gewandten singhalesischen Jägers dort reiche Beute erzielt.

Die Medizinmänner in Lubok Antu halten die schlauen Wauwaus (Hylobates) für wohltätige Antus. Diese gewandtesten unter den Menschenaffen halten sich gerne auf einsamen Bergesgipfeln auf und spenden dem Medizinmanne, welcher heimlich und ohne Mitwissen eines Menschen sich allein dorthin begibt und drei Nächte hintereinander auf der Bergeshöhe sich schlafen legt, im Traume Ratschläge und Mittel gegen Krankheit und Ungemach. Es wurden uns Steine und Wurzeln gezeigt, welche die Ärzte und Wundermänner behaupteten, bei solcher Gelegenheit von den Hylobates-Geistern empfangen zu haben.

Eine etwas realistische Evolutionstheorie haben sich die Dajak über den Ursprung der Hylobates zurechtgelegt. Eine Dajakfrau, zu faul um auf dem Gemeinde-Ladang zu arbeiten, schlich sich in den Wald und wurde dort schlafend von den grauen Kra-Affen fortgeschleppt. Ihre Sprösslinge erfüllen jetzt als Wauwaus die Wälder mit ihren Juchzern.

V.

Unter den Kopfjägern.

Mit dem chinesischen Kapitän eines kleinen Flussdampfers schlossen wir in Sintang einen Kontrakt, uns den Kapuasstrom hinaufzufahren. Wir beabsichtigten durch das Seen-Gebiet zum Batanglupar-strome des Königreichs Sarawak zu gelangen, da in diesem nördlichen Teile Borneos Wallace seine erfolgreichen Jagden auf Orangutans ausgeführt hatte, und hier hoffte auch ich reiche wissenschaftliche Ausbeute zu erhalten.

An der holländischen Landungsstation Smitau fanden wir einen Antwortsbrief des Assistent-Residenten Bailey aus Semangang im Sarawakgebiete vor, des Inhalts, dass wir dieses Land nicht betreten durften, weil das Schiessen von Affen infolge der rohen Vernichtungsjagden einiger amerikanischer Naturalienhändler verboten worden sei. Da mir der Rajah Brooke von Sarawak jedoch vor vier Jahren persönlich versprochen hatte, meine zoologischen Studien fördern zu wollen, und ich auf ein Königswort mehr Vertrauen setzte, als auf das Verbot eines Regierungsbeamten, da wir ferner aus verlässlichen Quellen gehört, dass der Durchzug durch das Königreich Sarawak jedermann gestattet sei, der sich als ordentlicher Mensch legitimieren könne, so liessen wir uns durch den sonderbaren Befehl nicht verblüffen, machten uns das Motto unseres Dampfers „Vorwärts" zu eigen und setzten die Reise in freudiger Stimmung fort.

Nach zwei Tagen war die Mündung eines grossen Nebenflusses, des Tawang, erreicht; wir fuhren seinen Lauf aufwärts und warfen Anker im Tawang-See, einem der ausgedehnten Binnenwässer, welche sich nach allen Richtungen in Sumpfland verlieren und eine Art Wasserdickicht darstellen. Die Szenerie ist eigenartig genug. Während der Landschaftscharakter des

westlichen Niederlandes einen vorwiegend lieblichen und weichen Charakter aufwies, indem aus dem sumpfigen flachen Urwaldlande nur hie und da vereinzelte niedere, bewaldete Kuppen gleich Maulwurfshügeln auftauchten, so erhob sich hier gen Norden der stattliche Rücken des Klinkang-Gebirges als Wasserscheide und zugleich als politische Grenze zwischen Holländisch-Borneo und Sarawak. Nach den übrigen Himmelsrichtungen dehnt sich ein unabsehbarer niedriger Gestrüppwald aus, zwischen dem überall der glänzende Wasserspiegel hervorblitzt.

Der Dampfer setzte uns ab, wir bestiegen wieder unsere Ruderboote und fuhren vier Stunden lang durch ein Labyrinth niedriger Wassersträucher. Ungeheuere Strecken Urwald waren hier durch Feuer niedergelegt, zahlreiche halbverkohlte Baumleichen ragten noch gespenstisch aus dem Sumpflande hervor, ihre nackten Äste wie hilfesuchend zum Himmel streckend. Fehden zwischen den Dajak des Grenzgebietes haben diese Strecken grossartiger Vegetation in eine Öde verwandelt, die unser Auge, das noch trunken war von der üppigen Pracht des Umlandes, melancholisch und feindselig berührte.

In einem engen Flusslaufe machten wir Halt; hier sollte das Dajakhaus „Penkalla Pesaja" liegen.

Kaum hatten wir unsere Boote in der schmalen Fahrstrasse festgelegt, als schon einige neugierige nackte Gestalten herbeischlichen. Wir waren im Gebiete der Batang-Lupar-Dajak, der durch Unternehmungslust, kriegerische Kühnheit und Tapferkeit berühmt-berüchtigten Kopfjäger, die auch jetzt noch in Schwärmen auszuziehen lieben, um „Köpfe zu sammeln". Vierzehn Tage vor unserer Ankunft war hier wieder ein Kopf geschlagen, und dies wurde der Grund, weshalb später der holländische Resident von Pontianak sich mit drei Polizeisoldaten herbegab, um den Mörder zur Rechenschaft zu ziehen, oder, falls derselbe nicht dingfest zu machen wäre, seine Dorfgenossen verantwortlich zu machen und mit Geldbusse zu belegen.

Die Bewohner des Batanglupar-Flussgebietes sind, wie wir uns in den nächsten Wochen überzeugen konnten, meistens kräftige, wohlgebaute Dschungelgestalten, deren ganze Erscheinung auf Rührigkeit und Ausdauer hinweist. Sie unterscheiden sich von den sanfteren Ketungau-Dajak durch ihre kühnere Haltung und freie Anmut der Bewegungen, und ein Zug kräftigen Selbstgefühls strahlt aus ihren Mienen. Keine Spur jener frechen Zudringlichkeit vieler Afrikaner, noch der Schlauheit der Chinesen, vielmehr naive Unbefangenheit und schlichte Ehrenhaftigkeit kennzeichnet diesen Menschenschlag.

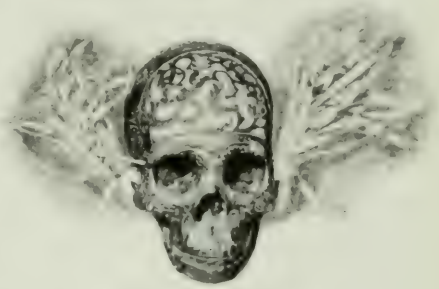
Ausser dem schmalen Hüfttuche tragen die Männer nur noch glänzende Messingringe und Spiralen, welche Unterarm und Unterschenkel häufig so dicht umspannen, dass das Fleisch nicht mehr sichtbar ist. Mädchen und

Frauen führen den gleichen Zierrat, umgürten aber die Taille noch mit einer Art Korsett von Messingketten, welche bis mitten auf die Brust hinaufreichen: ein blitzender biegsamer Harnisch, der die zarten und häufig überaus reizenden Gestalten wie liebliche Amazonen kleidet.

Nachdem wir in unseren Booten abgekocht hatten, erstiegen wir den Uferrand, nahmen auf den Wurzelstreben eines riesigen Urwaldbaumes Platz und unterhielten uns in malayischer Sprache eifrigst mit den kindlichen Kopfjägern, deren sich wohl fünfzig angesammelt hatten. Die Sonne ging zur Rüste und übergoss mit feurigem Glanze eine Schar graziler Mädchengestalten, welche herbeieilten, um uns frische Eier als Gastgeschenke zu überreichen; eine Spende von venetianischen Perlen und Tabak bildete unser Gegengeschenk.

Als es dunkel geworden, zündeten die Männer ein Feuer an; wir liessen einige Flaschen Wein entkorken, und bei Trank und Erzählen verflogen die Stunden so angenehm, als wären wir im Freundeskreise.

Die Nacht verbrachten wir in unseren Booten, gegen die unzähligen Moskitos geschützt durch Tüllvorhänge.



Verzierte Kopftrophäe.

Original im Museum für Völkerkunde in Berlin.

Da wir am anderen Morgen mit der Sonne erwachten und den Kopf zwischen den Vorhängen unseres Bootes hinausstreckten, wurden wir überrascht durch den Anblick von etwa sechzig Dajakmenschen, die den steilen Uferrand garnierten. Es waren zumeist Mädchen und Frauen, die uns der hilfsbereite holländische Kontrolleur Enthoven auf unsere schriftliche Bitte aus der Grenzstation Nanga-Badau als Trägerinnen entgegengeschickt hatte. „Tabeh tuan, tabeh njonja", Guten Tag, Herr; guten Tag, Frau, klang es vielstimmig uns entgegen. Da wir Speisen und Getränke für mehrere Wochen, ferner Gewehre und Munition, Gläser und Chemikalien, auch Feldbetten, Tische und Stühle nebst Kochgeschirr usw. mit uns führten, so wurden zweiunddreissig Trägerinnen engagiert, um unser Gepäck eine Wegstunde weiter zu befördern, wo wir Quartier zu finden hofften. Ich will gestehen, dass ich wohl auch mit einer geringeren Zahl Kulis ausgekommen wäre, aber die allerliebsten, zum Teil recht hübschen Mädchen baten so herzrührend um eine Traglast, dass ich meine Karawane gern über das erforderliche Mass hinaus vergrösserte. Die Gepäckstücke wurden nun in Lastkörbchen gesteckt, und

diese dem Rücken der nackten Körperchen aufgehockt. An einem über die Stirn gelegten Bastbande hängt die Hauptlast. Jede Trägerin ging nun ihres Weges, und wir liessen sie laufen mit der Sorglosigkeit meines unvergesslichen Gesanglehrers, welcher uns Knaben, sobald die einzelnen Stimmen unseres Chorgesanges die gegenseitige Fühlung verloren hatten, ermunternd zuzurufen pflegte: „Nur immer vorwärts! Bei der Fermate kommen wir später schon wieder zusammen!“ Und so geschah es auch hier. Gegen Mittag fanden sich alle Trägerinnen vollzählig wieder in einem verlassenen, auf Pfählen ruhenden Schuppen, der als Post- und Unterkunftshaus für den holländischen Dienst erbaut war.

Wir waren von einem holländischen Beamten zur Vorsicht ermahnt und richteten uns in dem gebrechlichen Obdach, das leider nur mangelhafte Mattenwände und keine Türen besass, möglichst diebs- und überfallssicher ein, liessen nachts einige Laternen brennen und schliefen alle mit geladenen Gewehren und Revolvern zur Seite. Plötzlich gegen Mitternacht wurde ich durch ein Rascheln und Knarren geweckt; ganz deutlich meinte ich Schritte auf der Holztreppe zu vernehmen, und mit einem Male begann das ganze Holzhaus heftig zu zittern und zu wackeln. Die Kopfjäger kommen! Ich sprang auf, weckte meine Kulis und, die Laterne in der Linken, den Revolver in der Rechten schlich ich meinen schussbereiten Leuten voran zur Eingangsöffnung. In der Dunkelheit waren vor der Treppe mehrere Gestalten wahrzunehmen. Ich erhob den Revolver — aber als ich den Schein der Blendlaterne auf die vermeintlichen Mordgesellen spielen liess, brachen wir alle in ein unbändiges Gelächter aus: einige wild umherlaufende Kühe hatten sich nächtlicher Weile an den Stützpfählen unseres Pfahlhauses gescheuert und beknabberten eben die Treppe. Im Übermute knallten wir ein Paar Schüsse in die Luft und legten uns wohlgemut wieder auf unseren harten Lagerstätten schlafen. Noch lange hörte ich das Kichern meiner Leute und nahm mir vor, nie wieder mich einschüchtern zu lassen! Dagegen würde ich mich, falls es einen vernünftigen Zweck hätte, anheischig machen, durch West- und Nordwest-Borneo ohne jegliche Begleitung, ohne Waffe und ohne Geld zu reisen, im berechtigten Vertrauen auf die Bravheit, Herzensgüte und Gastfreundschaft der Kopfjäger. Wäre doch die helle Haut allein schon ein zuverlässiger Geleitsbrief!

Früh am anderen Morgen schickten wir unsere Karawane voraus über das Klingkang-Gebirge nach dem $4^1/_2$ Wegstunden entfernten Lubok Antu, der Grenzstation des Königreichs Sarawak, in der Erwartung, dass uns der Durchzug durch das fremde Land nicht versagt werden würde, und es ging auch alles glatt!

Mit zwei Kulis, welche meine Wegzehrung trugen, bildete ich den Nachtrab. Wir passierten zuerst den Pallisadenbau des äussersten holländischen Vorpostens Nanga Badau und überschritten dann auf allmählich ansteigendem Terrain die niedrige Passhöhe, welche das holländische Kolonialgebiet von Sarawak, dem Reiche des Rajah Brooke, scheidet.

Diese Wanderung wird mir unvergesslich bleiben; sie wirkte auf mich wie der Genuss neuen Weines. Vier volle Monde lang hatten wir in einer treibhausartigen, von Feuchtigkeit gesättigten Luft zugebracht, welche nicht nur allerlei Gebrauchsgegenstände, Kleider und Esswaren in kurzester Frist mit Schimmel überzieht, alle eisernen Werkzeuge, sogar die Schlüssel in der Tasche, rosten und die Zündhölzer unbrauchbar macht, sondern auch auf die Konstitution des Europäers erschlaffend wirkt — nun brauste mir mit einem Male eine trockene mussierende Luft entgegen, und im Wohlgefühl neuer Spannkraft und Regungslust intonierte ich eine Reihe von Freudengesängen, die meine braunen Begleiter mit höchster Verwunderung anhörten.

Das Land war hügelig, zeigte viele Spuren verlassener Niederlassungen, deren Insassen in das Sarawak-Gebiet gezogen waren. Öde und traurig lag die Gegend.

Plötzlich verbreitert sich der Weg; er scheint frisch gesäubert und gefegt zu sein, ein weisser Stein trägt die Zahl eins: ich hatte das Idealkomgreich Sarawak beschritten! Hart an der Grenze standen einige Lastkörbe mit Reis und Ackerzeug, der Eigentümer hatte sie niedergesetzt, um sie gelegentlich heimzuschaffen. Diebstahl ist hier nicht zu befürchten.

Alle Dajak, welche uns begegneten, traten mit freundlicher Miene auf mich zu, streckten mir die Hand entgegen, fragten woher ich käme, wohin ich ginge, was ich triebe. Da einige unter ihnen Malayisch verstanden, so konnte ich ihre Neugier befriedigen. Unter diesen Gestalten ist mir ein Mann erinnerlich von wundervollem, athletischem Körperbaue, sympathischem Gesichtsausdrucke und freier, sieghafter Haltung. Er stürzte aus dem Dickicht auf mich zu, ergriff meine Hand, wie ein guter Freund tut, und schaute mich mit seinen sanften dunkelbraunen Augen unverwandt an — ein wahrhafter Paradiesesmensch!

„Gruss, Herr", sagte er auf malayisch

„„Gruss, Freund.""

„Wohin gehen?"

„„Zum Rajah nach Kuching.""

„Was hier machen wollen?"

„„Affen schiessen und Arznei draus machen.""

Er hielt noch immer meine Hand fest umklammert.

„Haben Arzenei für Frau meinerseits?"

„„Was krank?““

„Fieber.“

„„Morgen früh Lubok Antu kommen, Arzenei geben wollen““ usw.

Ich betrachtete mir den „Wilden“ etwas genauer. Der unbedeckte Kopf war wohl geformt, das rundliche Antlitz von lockigem, schwarzem Haar umrahmt, die Lippen voll und der Mund schön geformt und wie in Stein gemeisselt. Alle Bewegungen des tadellos gebauten Körpers waren weich und elastisch, zugleich kraftvoll. Auf dem Rücken trug der Dajak ein geflochtenes Körbchen, nicht viel grösser als ein Amorköcher, welches mit Früchten gefüllt war; im Gürteltuch staken zwei Waffen, das berüchtigte mit geschnitztem Griff und einem Schopf Menschenhaare gezierte Kopfschwert, und ein kleines säbelartiges Messer. Zum Abschiede reichte ich ihm einen Trunk Wein. Aus der Ferne riefen wir uns Grüsse zu.

Der Grenzort Lubok Antu besteht aus wenigen Malayenhütten und einem, auf einer Anhöhe gelegenen und durch einen hohen Pallisadenzaun beschützten militärischen Fort mit Bemannung von drei Soldaten und einem Halbblut-Schreiber, der englisch spricht, nebst seiner reizenden Frau Uti. Zur Legitimation wies ich meinen bayerischen Ministerialpass vor, und dieses mit einem Siegel geschmückte Papier imponierte dem Schreiber derartig, dass er mich in die Festung hineinkomplimentierte und uns alle Räumlichkeiten zur Verfügung stellte. Meine Frage, ob uns der Durchzug durch das Land erlaubt sei, beantwortete er bejahend; er habe keinerlei Grund, das Gegenteil anzunehmen.

Der Blick von dem erhöht gelegenen Fort auf den brausenden Batang-Lupar-Strom, auf die sauberen Wege und sorgsam gepflegten Kaffeepflanzungen, auf das Hügelland rings umher kontrastierte wohltuend mit den verwüsteten, durch Erpressungen malayischer Fürsten verarmten Gebieten, welche wir soeben durchzogen hatten. Segensreich hat zwar die holländische Regierung eingegriffen, indem sie die Tyrannis der malayischen Usurpatoren brach, diese unter holländische Gesetze stellte und eine mässigere Besteuerung der Dajak einführte; aber der holländische Besitz auf Borneo ist unübersehbar gross, und trotz der aufopfernden, mit grösster Energie durchgeführten Überwachung seitens der Beamten ist es nicht möglich, die Missbräuche der malayischen Häupter in Schranken zu halten. So wurde uns z. B. in Sintang berichtet, dass der dortige Palembahan noch immer heimlich Dajak als Sklaven — für zirka 50 Rupien das Stück — an seine Malayen verkaufe. — Im Sarawak-Gebiete gibt es solche tyrannischen Duodezfürsten nicht mehr, und dieses Land konnte daher nach ganz anderen Prinzipien verwaltet werden. Anerkennung der Persönlichkeit, Ausübung der Gerechtigkeit nach rein humanen Grundsätzen unter verständiger Berücksichtigung der verschiedenartigsten Einzelgewohnheiten ist in diesem Staate

die Richtschnur in der Verwaltung geworden. Gering ist die Zahl der Beamten, und da der König oder Rajah mehrere sehr einträgliche Einnahmequellen in Bergwerken u. dergl. hat, so können die Kosten der Landesverwaltung grossenteils ohne Steuerzuschuss bestritten werden, und das Königreich weist niemals ein Defizit auf. Europäer, Chinesen, Dajak und Malayen haben gleiche Rechte und Pflichten! Jede Familie zahlt jährlich das winzige Sümmchen von einigen Mark Steuern oder leistet statt der Zahlung einige Tage Arbeit fürs Gemeinwohl. Mord wird mit dem Tode bestraft, und Krieg ist — nicht erlaubt. Wenn ja einmal eine Dajak-Gemeinde einen anderen Kampong räuberisch überfällt, was freilich selten vorkommt, so lässt der Rajah in Kuching zur Mobilmachung die grossen Messingpfannen, die Gongs, schlagen, deren Ruf als Sammelzeichen von Ort zu Ort weitergegeben wird, mit der Schnelligkeit des Schalles über das ganze Land sich verbreitet und in wenigen Tagen schon ein gewaltiges Kriegsheer zusammenruft. Und es sind kühne, gewandte und ausdauernde Krieger, diese Berg- und See-Dajaks! Zwar besitzen sie keine Feuerwaffen, denn diese sind im ganzen Lande verbotene Ware; aber sie führen Lanzen und wuchtige Schwerter und sind alle begeistert für den uneigennützigsten und gütigsten aller Könige, für ihren Rajah Brooke, dessen Herrscherrecht in der Ausübung der Menschenliebe besteht. Recht gesprochen wird gewöhnlich in den Gemeinden, nur in schwierigeren Fällen bringen die Untertanen ihre Klage vor den Rat der Hauptstadt Kuching, allwo die Landesgesetze sogar nunmehr gedruckt vorliegen. Aber die Dajak haben keine Schriftsprache, und wenigen von ihnen ist die Bekanntschaft mit den Regierungsgesetzen beschieden.

Für gewöhnlich übt eben jede Gemeinde ihre Rechtspflege selber aus. Aber nicht immer fügen sich die Gemeindekinder dem Schiedsspruch des Dortoberhauptes. Sobald einer aus der Versammlung das Wort „beselam" dazwischenruft, ist der Entscheid dem Ermessen der irdischen Richter entrückt, und die Wahrheit kann nunmehr einzig durch Hilfe der Götter an den Tag gebracht werden, nämlich durch ein Gottesgericht. Im Batang Lupar-Gebiete ist in schwerwiegenden Streitigkeiten das Gottesurteil durch Tauchen beliebt, und im Gebiete von Semangang wird dasselbe in folgender Weise in Szene gesetzt: Es bilden sich zwei Parteien, jede derselben wählt sich einen Taucher und zwar trotz des Vertrauens, dass die Götter den Vertreter der guten Sache schon zum Siege führen werden, einen möglichst starken und wohlgeübten. Am Tage des Entscheidungskampfes ziehen beide Parteien mitsamt dem ganzen Dorfanhang zum Ufer des Flusses, und nochmals werden die Kämpen tüchtig gespeist. Unter besonderen Zeremonien werden in das Flussbett zwei lange Bambusstangen eingerammt, an welchen sich die Kämpen beim Tauchen fest zuhalten haben. Der ganze Sachverhalt wird nun in der dramatischen Form

eines ehelichen Zwistes langatmig abgesungen. Hierauf eingeübte Weiber rufen in feierlicher Weise die Götter und Geister des Dajakolymps herbei, um die Wahrheit an den Tag zu bringen. Darauf werden die Taucher von den Ärzten oder Manangs zum Flusse geleitet, steigen in das Wasser, ergreifen die festen Bambusstöcke und tauchen auf ein gegebenes Zeichen zu gleicher Zeit den Kopf unter. Das Recht ist auf seiten jener Partei, deren Taucher am längsten aushält; wer zuerst wieder über dem Wasser erscheint oder, was bisweilen vorkommt, wer bei dem Akte umkommt, dessen Sache ist verloren. Bewusstlosigkeit beim Emporsteigen aber wird von beiden Seiten als Zeichen des Ausharrens erstrebt und nötigenfalls simuliert. Während des Tauchens erhebt sich von seiten beider Parteien ein Schwall eifriger Beschwörungen. Die Geister des Wassers, die Beherrscher der einzelnen Fischgattungen, werden zu Hilfe gerufen, damit sie des feindlichen Tauchers Kehle mit Schlamm füllen, seine Augen blenden, sein Herz stillstehen machen, der Strom ihn fortreisse! In früheren Zeiten mag die Beselam-Entscheidung wohl einwurfslos alle Gemüter befriedigt haben. Jetzt, seit des guten Rajah Brooke gerechten Zeiten, kommt es zuweilen vor, dass ein durch Beselam entschiedener Fall noch vor den Justizhof in Kuching gebracht wird, und dieser soll, wie gerade während unserer Anwesenheit geschah, in solchen Fällen die Rechtsprechung ablehnen, „da ja der Fall durch Beselam schon erledigt sei".

Bei den verschiedensten Zwistigkeiten wird das Gottesgericht in Anwendung gebracht, wenn der Schuldige nicht zu überführen war durch tatsächliche Beweise.

Um den Verführer eines Mädchens zu ermitteln, lässt man z. B. den Verdächtigen einen Finger in geschmolzenes Harz stecken; zeigt der Finger Brandwunden, so gilt der Beschuldigte als überführt.

In anderen Fällen werden zwei Münzen, von denen die eine blankgeputzt ist, in ein Gefäss mit Aschenwasser geworfen. Wer das blanke Stück erwischt, ist unschuldig.

Fein ersonnen ist folgende Probe. Um einen Dieb zu ermitteln, ward der Rücken einer Ziege mit Russ geschwärzt, und alle Verdächtigen wurden aufgefordert, im Dunkeln den Rücken der Ziege mit der Hand zu bestreichen: die schwarze Farbe, so prophezeite der Richter, würde nur an der Hand des Schuldigen haften. Nachdem die Prozedur ausgeführt, wurde Licht gemacht, und siehe da, nur bei Einem war die Hand weiss geblieben. Er war natürlich der Dieb! Im Schuldbewusstsein hatte er nicht gewagt, den Rücken der Ziege zu berühren.

Am ersten Morgen in Lubok Antu wurden wir aus dem Schlummer geweckt durch den Gesang von zehn Dajakfrauen, die sich vor unseren Zimmern

niedergehockt hatten. Die Vorsängerinnen hielten drei aus leichtem Holz geschnitzte, bemalte und perlenbehangene Vögel im Arme, so sonderbar stilisiert, dass sie kaum noch Vögeln glichen. In langen schleifenden Tönen trugen sie ihre Dajakschen Nationallieder vor, fingen aber bald an, in malayischer Sprache zu improvisieren, wobei der köstliche Humor dieses Völkchens zum lebendigen Ausdruck kam.

Zumal die Mädchen boten einen reizenden Anblick: sie hatten als Festschmuck ihre Korsetts von Messingketten angelegt, Arm und Beine mit Messingringen und die Schulter mit einem selbstgewebten farbigen Shawl dekoriert.

Nachdem wir Tabak für die Frauen und Kattunlappen für die Kinder daheim ausgeteilt, entliessen wir die freundlichen Menschen mit dem Versprechen, sie abends in ihrem Dorfhause zu besuchen. Während sie in ihre schmalen, ausgehöhlten Baumstämme stiegen, sangen mir die hehlichen Evatöchter noch einen Abschiedsgruss zu: „Weisse Menschen von weit hergekommen, gaben Geschenke; wenn Tagesauge herabsinkt, weisse Menschen wollen kommen zu unsrer Tür und noch mehr Geschenke bringen" usw. „Tabeh tuan, tabeh tuan. Gruss, Herr!" — Auf Wiedersehen, ihr charmanten Puppen!

Nachmittag bestiegen wir eine kleine Sampan, von einem halben Meter Breite und etwa vier Meter Länge und liessen uns den reissenden Batang-Lupar-Fluss hinauffahren, anderthalb Stunden weit. Drei nackte Jünglinge standen aufrecht in dem schwankenden Nachen, dessen Ränder kaum über die Wasserfläche hervorragten, und stauten denselben mit langen Bambusstangen den brausenden Fluss aufwärts. Zwischen den mit üppigem Urwuchs geschmückten Ufern schoss unsere Sampan rasch dahin, bald über flachen Kieselgrund schleifend, bald durch kochende Sturzwellen auf- und niedergeschleudert, dass der Gischt lustig auf unsere Kleider niederklatschte, bald von einem Wasserwirbel erfasst und im Kreise herumgeworfen. Es schien nur ein wahres Meisterstück unserer Bootsführer, wie sie durch Balancieren das Gleichgewicht hielten, ihr Sturz hätte jedenfalls das schmale Hohlholz zum Kentern gebracht und uns alle in das tosende Wasser geworfen! Die Situation schien noch bedenklicher zu werden durch ein aufziehendes Gewitter: Beim Brüllen des Donners, dem Sausen des Windes, dem Zischen der Flut arbeiteten sich die röthlichen Leiber mit Anspannung aller Muskeln durch den reissenden Fluss — ein wundervolles Bild menschlicher Kraft und Gewandtheit im Siege über die wütenden Elemente. Bisweilen schoss eine Sampan, bemannt mit aufrechtstehenden Männern, stromabwärts mit rasender Schnelligkeit wie ein Schatten vorüber.

Endlich war das Dajakhaus erreicht. Wir waren enttäuscht, ein halbverfallenes, schlecht unterhaltenes Haus von „elf Türen", d. h. elf Familien anzutreffen. Wir verteilten Sirup, Tabak, bedruckte Kattune, sowie europäische

Modebilder, welche die allergrösste Verwunderung erregten, erhielten einige geschnitzte Dajakgerätschaften als Gegengeschenke und verabschiedeten uns aufs Herzlichste unter vielfachen Entschuldigungen der Bewohner, dass sie uns in ein so schlechtes Haus geladen: sie seien im Begriffe ein neues Langhaus zu bauen.

Die Rückfahrt nach Lubok Antu geschah in kürzester Zeit. Wie ein Pfeil flog unser kleiner Nachen über Wellen und Strudel flussabwärts, geschickt gelenkt von den Jünglingen.

Noch eine andere Überraschung war uns für den heutigen Tag vorbehalten. Gemäss unserer Anordnung hatten sich im Fort einige Dajak-Ärzte, hier Manang genannt, eingefunden, um uns ihre Kunst und Gebräuche vorzuführen. Da jedoch die Zeremonien ihrer Beschwörungen und Heilungen ganze Tage und Nächte in Anspruch zu nehmen pflegen, so liessen wir uns dieselben in abgekürzter Form zeigen.

Der Seelenfang. Der Mensch erkrankt, indem seine Seele auswandert; dann verfällt die Seele der Nachstellung gefährlicher böser Geister oder Gespenster, der Antus, schlimmen Knechten gewisser Obergeister, welche die umherschwärmende Seele attackieren und quälen und in die Unterwelt zu ziehen trachten. Der Manang oder gelernte Arzt hat nun die Aufgabe, die Seele wieder einzufangen, bevor dieselbe in die Unterwelt gelangt, was den Tod des Menschen zur Folge haben würde, oder die Antus, welche einstweilen in den seelenlosen Körper Einzug gehalten haben, wieder auszutreiben.

Der Seelenfang wurde folgender Art bewerkstelligt. Aus seinem geheimnisvollen Medizinsack, der, wie wir später sahen, Holz- und Rindenstückchen, Wurzeln, Steinchen, eine gläserne Kugel, welche sie ein „Sternen-Ei" nannten, usw. enthielt, holte der Manang zunächst einen „Lichtstein" hervor — es war ein Bergkristall mit Einschluss von Turmalinnadeln —, brachte ihn nach allen Himmelsrichtungen vor das Auge und gewahrte plötzlich die Seele. „Seele nicht weit, ist nahe!" sagte er überlegen. Darauf hockten die drei Manangs zusammen, assen einige Areca-Nüsse, hingen darauf den Medizinsack an eine inmitten des Zimmers aufgestellte Lanze, und zwei derselben umkreisten dieses Emblem wohl eine halbe Stunde lang unter stetem Wechselgesang. Der Vordermann fuchtelte von Zeit zu Zeit mit einem ausgebreiteten Zeuglappen in der Luft herum, konnte die Seele aber nicht erwischen, während der Hintermann, den sonst nackten Körper nur mit einem Schamtüchlein und einem äusserst kurzen Jäckchen bekleidet, durch Zusammenschlagen zweier Schwerter unausgesetzt den Marsch- und Gesangstakt markierte. Plötzlich warf der vorderste Manang sein Tuch auf den Boden, griff schnell mit der Hand zu und holte einen bohnenförmigen braunen Stein hervor: meine Seele! Dieselbe wurde nun

in Wasser getaucht und gewaschen, der Manang blies darauf, rieb sie vorn auf meiner Stirn herum, und plötzlich war der Stein verschwunden und die Seele sass wieder im Kopfe. Der Seelentang war glänzend gelungen und ich war genesen!

Die während solcher Seelenjagden vorgetragenen Gesänge stellen der poetischen Begabung der Dajak ein günstiges Zeugnis aus, wie folgende von einem Beamten mitgeteilten Verse zeigen mögen:

Die Taube fliegt und sitzt auf dem Kitap-Baum;
Die Seele entflieht durch das tiefe Tal:
Der Dämon verfolgt sie mit haarflatternder Hast!

Die Taube fliegt und sitzt auf dem Pulubaum;
Die Seele flieht heimwärts am Hügelrand:
Der verfolgende Dämon — er möge fallen!

Die Taube fliegt und sitzt auf dem Pisangbaum;
Die Seele erklettert die Leiter des Hauses:
Der verfolgende Dämon — er sieht sie nicht mehr!

Beschwörung des Unglücks. Um mich von einem bösen Antu zu befreien, ergriff der Manang ein lebendes Huhn bei den Füssen, schwenkte es wiederholt durch die Luft, sang mit näselnder Stimme die Beschwörungsformel ab, führte das gackernde Huhn im Kreise über meinen Kopf und hatte damit das mir drohende Ungemach d. h. den bösen Antu, welcher sich in meinem Hirn eingenistet, in den Leib des Vogels gezaubert. Regelrecht sollte danach das Huhn im Flusse ersäuft werden; doch widersetzte ich mich diesem grausamen Akte, was auch keinen Widerspruch hervorrief, da der Manang, der an die Wirksamkeit der Beschwörung wohl selber nicht glaubte, seine Prozedur des Übelaustreibens mit lustigem Lachen beschlossen hatte.

Auf die Frage, ob das „Behau" oder Übelaustreiben auch mittelst anderer Vögel bewerkstelligt werden kann, antwortet der folgende erklärende Gesang:

„Warum kann es nicht der Leib von anderen Vögeln sein?
Der Leib des Waldhahns, der die Niederung mit leisem sanftem Floten füllt?
Der Leib der langhalsigen Reiher, die den Hügel bedecken?
Der Leib des Arguspfau's auf den welligen Fluren der Ebne?
Der Leib feuerrückiger Fasanen, die das Niedrungsdickicht beleben?
Der Leib blauer Königstischer, ein ganzer Teich voll! Eben kommen sie vom grossen Felsen, an dem sie pickten?
Der Leib der einbeinigen Moorhühner, die im Sumpfe wimmeln?
Der Leib des rotgeschnabelten Nashornvogels, der in den Schluchten krächzt?
Der Leib der Adjutant-Vögel, im Moore gleich den Rajahs mit bedeckten Füssen?

Der Leib von Eulen? Eine Herde sitzt dort mit ungesträubten Schöpfen!
Viel sind der Vögel, viel der gefiederten Leiber der Tauben, Leiber der grünen Papageien,
Doch alle sind sie nicht nütze zum Schwenken, nicht zum Opfern,
Alle gelten sie nicht gleich einem Huhn, so gross nur als ein Finger.
Das ist das rechte Ding zum Opfern, zum Schwenken!

Stets wart ihr Hühner der Same des Opfers,
Seit der Grossväter und Grossmütter Zeit,
Von alters her, von der Häuptlinge Vorzeit
Bis herab zu unsern Vätern und Müttern.
Denn wir geben euch Reis, wir ziehen euch auf,
Wir nähren euch, wir pflegen euch,
Wir machen euch Nester, wir machen euch Tennen,
Wir machen euch Körbe,
Darum seid ihr Hühner gut als Ersatz beim Kaufen,
Ersatz für den Leib, Ersatz für das Leben.

Wir erfuhren von unseren Medizinmännern ferner, dass ein leichteres Unwohlsein oder das Eintreten beunruhigender Träume am sichersten durch das Begiessen der „Lebensblume" eines Patienten gehoben würde. Wird ein Mensch geboren, so wächst gleichzeitig mit ihm eine Blume in der Unterwelt empor, mit deren Gedeihen sein Leben im innigsten Zusammenhange bleibt. Welkt die Unterweltsblume, so erkrankt der Mensch, und der herbeigerufene Manang lockert nun den Boden rings um die Pflanze und tränkt sie — natürlich alles in symbolischen Gesten.

Noch in einer anderen Form spielt das qui-pro-quo eine Rolle. Einer der Manangs lässt sich wie einen Toten einhüllen, in Matten schnüren und auf den Boden unter das Haus des Kranken legen. Nach Verlauf einer Stunde lösen die Genossen seine Bande und bringen ihn wieder zum Leben. Vorausgesetzt wird, dass zugleich mit dem Substituten auch der Patient selbst sich neu belebe!

In anderen Fällen, meinten meine Dajakkollegen, sei zu empfehlen, aus gekochtem Reis eine Rieseneidechse zu formen, welche die Krankheitsgeister mit Stumpf und Stiel aufzufressen hat — nachdem zuvor das Ungeheuer wohlweisslich mit Tüchern überdeckt war!

Eine Täuschung ähnlicher Art führen die Manangs aus, wenn die Krankheit hartnäckig ist und auf solche symbolische Mittel nicht reagiert hat. Dann wird der Patient auf die Vorflur gebracht, eine Anzahl Manangs durchschreiten in feierlicher Prozession und unter Gesang das ganze Langhaus mehrere Male, um den feindlichen Dämon in ihr Bereich zu locken und verschwinden endlich

in einer sorgfältig verdunkelten Kammer. Plötzlich erheben sie ein wütiges Kampfgeschrei, Waffen klirren, und der Dämon ist getötet. Als Beweis seiner Niederlage zeigen die Manangs Blutspuren auf dem Boden vor, oder auch wohl die Leiche eines — Affen.

Auf die Heilung gefährlicher epidemischer Krankheiten, wie Pocken und Cholera, pflegen sich die schlauen Medizinmänner gar nicht einzulassen, unter dem Vorwande, dass sie mit derartigen Krankheitsgeistern sich nicht abgeben dürften!

Mancherlei ward uns auch von hypnotischen Zuständen erzählt. Dieselben treten spontan auf oder werden z. B. dadurch künstlich erzeugt, dass der Kopf eines Mannes an den Zipfeln eines umgebundenen Tuches wohl eine Viertelstunde lang hin und her gerissen wird, eine Behandlung, welche dem Medium die Wahnvorstellung verschaffen soll, er sei ein Affe.

Der Hypnotisierte gebärdet sich denn auch wie ein Vierhander, bis der Manang ihn wieder von dem Banne befreit. Man nannte dieses gewaltsame Spiel „den Affen herabholen". Nach Mitteilungen des Residenten Tromp werden auch Wahnvorstellungen erzeugt, in denen der Hypnotisierte meint, ein Vogel zu sein, und sich gemäss dieser Wahnidee beträgt.

Schlaf und Tod gelten dem Dajak kaum verschieden. Wenn die Seele den Körper auf zu lange Zeit verlässt, indem sie etwa von den Antus in die Unterwelt oder in den Wald oder auf Berge geschleppt wird, oder indem die Seele sich verirrt und den Weg zu ihrem Körper nicht zurückfindet, so stirbt der Mensch.

Die Antus, teils freundlicher teils böser Art, treten oft in sichtbare Erscheinung als etwas Huschendes, Springendes, als Schatten, Puls, Nebel, Wölkchen, Meteor, oder als Seelentiere, wie z. B. in der Gestalt einer Taube, einer Maus oder Schlange oder als Schmetterling; oder gar in Form eines Riesenmenschen mit struppigem Haar, tellergrossen Augen und blitzenden Zähnen.

Mit Vorliebe nehmen die Antus ihren Wohnsitz in den riesigen Feigenbäumen. Schlägt man abends eine Axt in solchen Baum und diese ist morgens zu Boden gefallen, so ist der Baum von einem Antu bewohnt. Häufig wird auch ein Baum zur Besänftigung eines Antu gepflanzt. So erzählte uns ein in Sarawak lebender Engländer, er habe sich eines Tages im Walde einen Bambusstock gebrochen; zwei Tage darauf kam ein Dajak zu ihm und beklagte sich bitter, dass er sein Kind krank gemacht habe durch Schädigung des Bambusstrauches, welchen der Dajak als Opfer für den Antu gepflanzt hatte.

Bei allem Respekt vor den gefährlichen Antus genieren sich die Dajak übrigens nicht, dieselben, wenn sie es gar zu bunt treiben, mit einer Faile

oder einem Käfig zu fangen. Zu diesem Zwecke hängt der Medizinmann die Falle auf und sucht den Antu durch Beschwörungsformeln herbeizulocken — bringt denn auch regelmässig den gefangenen bösen Geist mit nach Hause, und zwar in Gestalt eines — knorrigen Ästchens oder Steines, welcher von der Gemeinde sorgfältig aufbewahrt wird.

Die hier abgebildete Antu-Falle ist in meinem Besitze. Ich erhielt dieselbe von meinem schweizer Jäger Max Moret aus Sibau am oberen Lauf des Kapuasstromes zugeschickt, nebst einem Begleitschreiben, welches ich hier wörtlich folgen lasse.

„Wenn eine Person lange krank gewesen und keine Medizin mehr helfen will, dann ist sicher, dass sie von einem Antu verfolgt wird. Um den Antu zu fangen, wird die Hilfe des Zauberers oder Manang, malayisch: Dukun, angerufen. Der Manang macht sich einen Klankang, Geisterfalle, die mit jungem Bast und Pinang-Blüten verziert wird, die an einem den Klankang umspannenden Rotanfaden gleich verteilt sind. Ebenso werden Hölzchen ringsum aufgehängt, welche grosse Anziehungskraft auf den Antu ausüben! Der Klankang wird im grössten Raume des Hauses aufgehängt, und in den Kasten werden alle möglichen Speisen gelegt, je eine Portion von Haselnussgrösse, ebenso Zuckerwasser und — nicht zu vergessen — ein Schälchen Tuak (Reisschnaps). Nun wird der Kasten zugedeckt mit einem gelben Tuch, das zwei Öffnungen lässt, und oben wird es an den Kasten befestigt, so dass der Klankang als eine Pyramide erscheint. Ist alles bereit, so geht der Dukun zum Kranken und erkundigt sich genau nach allen Umständen der Krankheit, begibt sich dann zum Klangkang und beginnt zu tanzen. Glaubt der Dukun nicht stark genug zu sein, so ruft er noch andere Zauberer und Zauberinnen zu Hilfe. Durch seine Tänze und Beschwörungsformeln ruft und lockt der Dukun den bösen Geist zu sich, welcher nur für denjenigen sichtbar ist, welcher den Klangkang gemacht hat und also Zeremonienmeister ist. Kommt der

Antu-Falle.
(Einen Meter breit.)

Antu herbei, was gewöhnlich erst am dritten Tage geschieht, so nimmt der Dukun eine Extraschale auf seinen Kopf und tanzt allem weiter. Sobald der Antu dann durch die Öffnung im Tuch in den Klangkang geht, um sich am gebeizten Essen oder an einem Schnäpschen gütlich zu tun, schlägt der Dukun mit dem während der ganzen Zeremonie als Zepter geführten Zweigbündel einen Kreis um sich, und auf einen Schlag an die in der linken Hand gehaltene Schale fällt der in einen Stein verwandelte Antu herab! Unter dem Gebums der Trommeln dauert diese Zeremonie gewöhnlich drei Tage und während dieser Zeit entfernt sich der Dukun nur einmal täglich, um zu essen, hängt aber sein Kopfband oder Mütze an den Klangkang, damit dieser die Kraft nicht verliere während seiner Abwesenheit. Also in gewöhnliche Steine, und zwar bis zur Grösse von zwei Fäusten, verwandeln sich die gefangenen Antu! Der versteinerte Antu wird dann zu den früher gefangenen gelegt und vom Dukun sorgfältig bewahrt; denn die gefangenen Antu müssen dem Dukun bei künftigen Fällen helfen. Also je mehr gefangene Antu der Dukun besitzt, desto mächtiger ist er, was ja ganz natürlich ist! Denn wenn man einen ganzen Korb voll dienstbarer Geister zur Verfügung hat, dann lässt sich schon was machen!

Hat sich der Antu fangen lassen, muss der Kranke genesen sein, früher oder später. Will er aber gar nicht gesunden, so ist sicher, dass noch ein anderer Antu den Kranken verfolgt, und die Zeremonie wird nach drei Monaten wiederholt. Stirbt der Kranke gar, dann muss irgend ein mächtiger, unbekannter Antu die Hand im Spiele gehabt haben.

Der gebrauchte Klangkang darf nie veräussert werden. Bei jedem Fang wird ein neuer gemacht, da kein Antu eingeht, wenn schon einer darin gefangen ward (sind also noch schlimmer als die Mäuse). Ebensowenig darf der Dukun einen gefangenen Antu veräussern, sonst würden sämtliche versteinerte Antu wieder frei, und so ein frei gewordener Antu ist kein Spass! Sie werden die schrecklichsten Feinde der Dukun, ja sind sogar imstande, einen ganzen Kampong zu ruinieren.

Der hölzerne Vogel, der oben darin hängt, stellt den Burung papan, einen guten Freund des Antu, vor.

Ähnliche Klangkang sind auch bei den Taman- und Kajan-Dajak gebräuchlich."

So weit mein Gewährsmann, dessen Angaben gut übereinstimmen mit den Nachrichten, welche wir über die Geisterfallen der „Orang Hutan" in Malakka besitzen.

Einen deutlichen Begriff von dem, was der Dajak einem höheren Antu zumutet und wie real er sich seine Geister vorstellt, gibt folgende Gepflogen-

heit. Wenn die Dajak in Gesellschaft auf Kopfräuberei ausziehen, pflegen sie einen der grossen Geister, den Babei karniba anzurufen, welcher dann unsichtbar herniedersteigt mit einer Schüssel, gefüllt mit den Seelen erschlagener Feinde. Diese Seelen werden dann von den Kopfjägern gegessen und geben ihnen Mut und Fähigkeit, so viele Feinde zu töten, als die Zahl der verspeisten Seelen betrug.

Als sicheren Beweis des Fortlebens der Seele nach dem Tode sehen die Dajak die Traumgesichte Verstorbener an. Als meine Frau einst einen hübschen Burschen malen wollte, weigerte sich dieser aufs Entschiedenste Modell zu stehen, obwohl ich ihm eine gute Belohnung versprach. Nach drei Tagen kam er jedoch zurück und erklärte sich bereit, die ausgesetzte Summe zu verdienen, denn sein verstorbener Grossvater sei in der Nacht zu ihm gekommen und habe ihm die Erlaubnis erteilt.

Den Feierlichkeiten einer Beförderung zum Arzte, einer regelrechten Doktorprüfung der Dajak beizuwohnen, ist bisher wohl nur wenigen Weissen beschieden worden; ich will daher den Vorgang kurz beschreiben. Die Manangs machten anfangs Schwierigkeiten, ihre geheimen Gebräuche zur Schau zu stellen, aber unser guter Tabak und die Versicherung, dass ich in meiner Heimat auch schon Doktoren kreiert hätte und den Ritus der Dajak-Kollegen kennen zu lernen wünschte, überredeten endlich unsere Heilkünstler. Zum besseren Verständnis sei angeführt, dass der Dajak gewöhnlich schon im Knabenalter zum Manang bestimmt wird und, nachdem er Jahre hindurch bei einem Lehrer eine erkleckliche Zahl von Zauberformeln auswendig gelernt und eine Anzahl Krankheiten durch das „Gefühl" heilen gelernt hat, durch eine Art Vorprüfung die Befugnis zum bedingten Praktizieren erlangt. Manche Manangs bleiben auf dieser Stufe eines Baders oder Feldschers stehen; die Tüchtigeren aber werden später durch eine feierliche Promotion in eine höhere Rangstufe befördert.

Diese Promotion verlief in Lubok Antu in folgender Weise. Der Kandidat wurde vor die am Boden hockenden Manangs geführt, der Wortführer — sagen wir der „Dekan" — sprach ihn an, erhob sich, rieb ihm die Stirne mit Öl ein und hiess ihn nun die Lanze mit dem aufgehängten Medizinbeutel umkreisen, während der Dekan hinter ihm hertrottete. Immer rascher wurde die Umkreisung, immer lebhafter der begleitende Gesang der übrigen Medizinmänner, deren Ältester ein längeres gesangliches Responsorium mit dem herumlaufenden Würdenmann führte, bis endlich der Doktorand keuchend und taumelnd, wie hypnotisiert, zusammenbrach. Schwertgeklapper begleitete den ganzen Akt. Dekan und Senior nahmen nun an dem auf dem Rücken ausgestreckten keuchenden Kandidaten merkwürdige Operationen vor. Seine Brust wurde mit einem Tuche bedeckt und der Wortführer schritt langsam über den Körper des Bewusstlosen weg,

den Fuss auf das linke, dann auf das rechte Schienbein, dann auf den Bauch, die Brust und endlich auf die Stirn setzend, und in umgekehrter Folge wieder zurück. Hierauf wurden Brust und Arme des unbeweglich Daliegenden befühlt und geknetet und mit einem Schwerte geritzt „damit der junge Arzt gefühlvoll werde". Symbolisch wurde sein Herz durchstochen, „damit es weich werde", die Augenlider wurden ihm mit des Schwertes Schneide geöffnet und Goldstaub eingestreut, „auf dass sein Auge hellsehend sei", und zum Schlusse ward ihm das Gehirn gewaschen, „damit es rein und lauter sei". Zu diesem Zweck fingierte der Dekan die Spaltung des Kopfes des Kandidaten, nahm die Seele, welche dieses Mal leider unsichtbar war, heraus und wusch dieselbe in einer Kokosschale sorgfältig mit Wasser ab, drückte sie dem Seelenlosen wieder in den Kopf hinein und — mit einem Sprunge schnellte der Beförderte auf die Beine.

Nachdem dem neuen Manang, zum Zeichen, dass er eine höhere Persönlichkeit als Medizinmann priesterlicher Art geworden, ein neuer Rufname — gleichsam ein Doktortitel — gegeben war, erklärte der Älteste die Promotion für beendet.

Die höchste Stufe der medizinischen Priesterwürde wird nur von wenigen erreicht. Sie wird besiegelt durch eine anstrengende Turnübung, indem der Gelehrte während einer ganzen Nacht auf zwei an einen heiligen Krug gelehnten kurzen Leitern auf und nieder steigt. Auf die Vorführung dieser Prozeduren leisteten wir jedoch Verzicht.

Ausser den männlichen Manangs findet man bei den Dajak häufig auch weibliche, und es ist überraschend, dass die männlichen Ärzte auch die weibliche Kleidung anzulegen lieben. Die Erklärung zu dieser sonderbaren Sitte ist vielleicht darin zu suchen, dass viele höhere Geister als „Grossmutter" angeredet werden, und dass überhaupt viele höhere Antus als weibliche vorgestellt sind. Diesem Gedankenbilde kommen die Medizinmänner entgegen, indem sie sich soz. als Grossmütter verkleiden.

Nach beendeter Promotion hockten die Medizinmänner befriedigt lächelnd, wenn auch etwas erschöpft, vor uns nieder, und begannen sofort um Obat, d. h. Arzenei für sich selber zu bitten. Als ich ihnen einwarf: „Ihr Menschen, Ärzte, können selbst gesund machen", erwiderten sie schalkhaft, es sei die Medizin der weissen Menschen doch auch gut, und sie hätten den Wunsch, dieselbe zu probieren. Einer der Manangs hatte Leibweh und bekam Kastoröl und Opium, der zweite litt an rheumatischen Schmerzen, ihm verabreichte ich salicylsaures Natron, indes der dritte eine Flasche Borwasser gegen Augenentzündung erhielt.

Zum Schlusse ward uns ein uralter blinder Greis vorgeführt, mit der Bitte, ihn wieder sehend zu machen. Da ich dieses nicht vermochte, so suchten wir

den am Grabe stehenden Mann wenigstens durch Hoffnungen über sein Gebrechen zu trösten. Meine Frau schnitt aus gelbem Leder ein Menschenantlitz mit weit geöffneten Augen aus und hing ihm dasselbe an rotem Bande auf die Brust; diesen Talisman solle er stets tragen, dann sei Hoffnung, dass er später wieder sehen lerne. „Aber er wird nass, wenn ich mich bade", warf der Greis ein. Ich erlaubte ihm, das Wunderding beim Baden abzulegen. Ernst nickten meine Dajakkollegen Beifall.

Vier Tage lang verweilten wir an diesem freundlichen Platze, liessen uns Legenden und Märchen erzählen, teilten Geschenke und Arzneien aus und setzten inzwischen ein gebrechliches Boot für unsere Weiterreise in Stand. Nachdem wir dann von den drei Soldaten des Forts, von dem Schreiber und dessen schöner Frau Uti Abschied genommen, bestiegen wir das notdürftig reparierte, mit 13 Leuten bemannte Ruderboot; eine Sampan führte unser Gepäck.

Während der ersten drei Stunden hatten wir Not, durch Strudel und schäumende Strömung uns durchzuarbeiten, rannten auch einmal auf eine Sandbank, kamen endlich aber in ruhiges Wasser. Am Ufer des immer breiter werdenden Stromes lagen zerstreut etwa 15 bis zu 60 Meter lange Dajakhäuser, umgeben von Reisfeldern und von den Symbolen menschlicher Ansiedlung in den tropischen Ländern, den Paradiesfeigen mit ihren, in mächtigen Dolden stehenden Früchten, und den eleganten Arecapalmen, unter deren Wedelkrone die traubenartigen Fruchtstände mit ihren goldgelben Nüssen sich entwickeln.

Als gegen 9 Uhr abends der Glockenton des Gamelang, eines aus Siam stammenden, aus Bronzeglocken verschiedener Tonhöhe bestehenden Schlaginstruments an unser Ohr schlug, beschlossen wir dem Klange nachzugehen. Kaum hatten wir das Ufer betreten und die Boote festgemacht, als der Strom anfing zu rauschen und zu brausen und, wie von einer Eruption getrieben, hohe Schaumwellen aufzuwerfen. „Pasang ajer, tuan", Schiesswasser, Herr! schrieen angsterfüllt meine Dajak. Ich liess mir die merkwürdige Erscheinung erklären. Es war die Flutwelle, welche vom chinesischen Meere her in die weite Mündung des Batang-Lupar-Stromes eindringt, viele Meilen weit sich flussaufwärts wälzt und weit und breit ein Anwachsen und Sinken des Wasserspiegels in allen umliegenden Flüssen und Kanälen verursacht. Überall an der West- und Nordküste Borneos macht sich der Einfluss der Gezeiten über das ganze Tiefland geltend, aber am mächtigsten bricht die Gegenströmung in den Batang-Lupar-Strom herein, indem sie sich bisweilen zu einer bis zwei Meter hohen Wasserwand aufstaut. Einige Wochen vor unserer Ankunft ward ein grosses Boot durch solches Schiesswasser verschlungen, wie wir später erfuhren; aber damals kannten wir die Gefahr noch nicht und schauten mit Vergnügen auf die mondbeschienenen Schaumwellen und auf unsere lustig tanzenden Boote.

Das Dajakhaus, aus welchem die Töne des Gamelang erschollen, war bald erreicht, und als wir den Kerbbalken erklettert, bot sich unserm Auge ein überraschender Anblick: ein junger Dajak in vollem Kriegerschmuck führte nach dem Takte des Glockenspiels den Kopfjägertanz auf! Da wir diesen fesselnden Tanz mehrere Male zu sehen bekamen, so will ich denselben beschreiben, obwohl ich weiss, dass meine Worte nicht den überwältigenden Eindruck hervorrufen können, welchen dieser pantomimische Tanz auf den Beschauer macht.

Beim Flackerschein von Holzfakeln tritt ein Jüngling in den Kreis der auf der Flur des Sammelsaales hockenden Zuschauer. Um die Lenden des nackten, rötlich braunen Körpers schlingt sich eine feuerrote Schärpe mit herabhangenden Zipfeln. Der Jüngling spannt alle Muskeln an, schaut mit funkelnden Augen umher, und der Tanz beginnt. Mit feinem Anstande und in reizender Anmut werden Arme und Beine in malerischen Attitüden bewegt, indes der Körper sich in den Hüften wiegt und wendet, und der Kopf sich neigt und dreht, so dass Linien von entzückender Schönheit fortwährend den ganzen Körper durchfluten. Bald erhebt sich die Gestalt auf die Zehenspitzen und schwenkt die Arme graziös durch die Luft, wobei die Hände wie Quasten flattern, bald schlagen die Füsse mit der elastischen Wucht einer Pantherkatze auf den Stabboden, dass das ganze Pfahlhaus erzittert, alles in massvollem, gefälligem Wechsel. — Wie eine geschulte Ballettänzerin, rief mir meine Frau zu; und doch wieder nicht so, sondern freier, freudiger, natürlicher! Da plötzlich blitzt es in den Augen des Jünglings wie Wetterstrahl; er ergreift ein breites Schwert, dessen Holzscheide mit prächtigem Hangeschmuck, dessen geschnitzter Griff mit einem Büschel von Menschenhaaren geschmückt ist, umgürtet sich, wirft über den Oberleib ein Pantherfell, auf welchem die weiss und schwarz gebänderten Schwanzfedern des Nashornvogels reihenweise befestigt sind, und drückt sich ein Diadem von aufrechtstehenden Federn auf das lockige Haar. In ausdrucksvollen Posturen bringt der Jüngling den lauschenden, den Feind erwartenden Krieger zur Darstellung. Allmählich beschleunigt sich der Rhythmus des Glockenspiels, die Evolutionen des Jünglings werden kräftiger, trotziger, mannhafter; er ergreift mit Blitzesschnelle einen hölzernen Schild, der mit Haarbüscheln erbeuteter Feindeskopfe behangt ist, reisst das funkelnde Schwert aus der Scheide und führt in wundervoller Gebärde und Haltung kriegerische Attacken und Deckungen, Ausfälle und Schutzstellungen aus: jetzt am Boden kauernd, jetzt vorwärts schleichend und mit einem Tigersprunge auf den Gegner stürzend und wuchtig einhauend. Es folgt ein neuer Angriff! Feinde ringsum! Das Schwert saust durch die Luft und blitzt im Fackelschein unheimlich hier und dort. — Plötzlich scheint der Krieger getroffen, er stürzt zu Boden, schnellt wieder empor, springt mit verdoppelter Kraft vorwärts, führt einen mächtigen

Streich — der Kopf des fingierten Gegners ist gefallen, und unter dem Getöse des Glockenspiels reckt der Sieger triumphierend das Eisen in die Höhe! Noch ein taumelnder sinnverwirrender Siegestanz, und der Dajak wirft seinen Kriegerschmuck nieder, stellt sich vor mich hin und spricht mit kindlich lachendem Munde „panas, tuan", das macht warm, Herr! Der unbesiegbare Dajakhumor brach wieder hervor.

Freundlich und herzlich wie der Empfang, war der Abschied. Wir erhielten als Andenken ein schön geschnitztes Türschild eingehändigt; dann reckten Männer und Greise, Frauen und Mädchen die Arme nach uns aus zum Lebewohl, hielten unsere Hände fest umklammert und schauten uns mit ihren dunkeln Rehaugen gar treuherzig an. Selbstvertrauen und Bescheidenheit, Offenherzigkeit und Dankbarkeit, Mannesmut und Lebensfreudigkeit, Rechtschaffenheit und Menschenliebe sind nebst sanften häuslichen Tugenden das gute Erbteil dieser glücklichen Erdenkinder. Sie heiligen keinen Sabbat, bauen keine Tempel und kennen keine andere Richtschnur für ihr Tun als die naive Sitte ihrer Hausgemeinde. Ohne Religionsübungen, ohne Erziehung und Schulbildung sind sie zufrieden und glücklich. Der „weisse Mann", nachdem er ihnen das Kopfabschlagen und einige andere teils aus törichtem Aberglauben, teils aus mannhafter Tatenlust entsprossene Neigungen ziemlich abgewöhnt hat, vermag die Zufriedenheit dieser Paradiesesmenschen nur wenig zu fördern, es sei denn etwa durch venetianische Perlen und — Seife! Mögen wenigstens die heutigen Vorläufer der Zivilisation, Branntwein und Gold, den Dajak noch recht lange ferne bleiben!

Ich will unsere Weiterreise nicht näher beschreiben, da grade über das Sarawak-Gebiet eine grössere Zahl von Reiseberichten vorliegen. Nur unsere Einkehr in Undup und meine Begegnung mit dem Rajah sei hier noch erwähnt.

Auf unserer Fahrt den Batang-Lupar-Strom abwärts kam uns ein Dajak entgegen mit einem Briefe des Assistenten Bayley in Semangang; er enthielt das erneute Verbot, das Land zu betreten, was uns natürlich nicht hinderte an der Weiterfahrt. Immerhin konnten wir keines sehr freundlichen Empfangs von seiten des Regierungsbeamten gewärtig sein, und so beschlossen wir, bei dem in Undup stationierten Missionar Howell einen Unterschlupf zu suchen, da unsere Kulis diesen als „guten Herrn" bezeichnet hatten.

An der Mündung des Undup-Flusses trafen wir zur Ebbezeit ein; das Flüsschen war nahezu leer gelaufen und glich einer Schlammmulde mit schmalem Wasserfaden. Mit dem Einsetzen der Flutwelle drangen die Boote flussaufwärts zwischen den versandeten Ufern hin. Eine Unzahl von Springfischen, Periophthalmus Schlosseri, krochen, kletterten und hüpften an den Uferrändern umher, reckten den Vorderleib in die Höhe und schauten mit ihren grossen, beweg-

Dajakjüngling.
Nach einer Olskizze von Frau L. Selenka.

lichen Augen nach Muskiten und anderen Insekten um, die sie geschickt zu erhaschen verstehen. Die fünf bis vierzehn Zentimeter langen Tierchen schlüpften mit grosser Geschwindigkeit in ihre Schutzlöcher, sobald der Schlag der Ruder oder unsere Stimme sie erschreckte. Während zehn Minuten zählte ich 153 dieser behenden Fischchen auf dem einen Ufer.

Nach drei Stunden Ruderns fuhren unsere Boote bei glühender Hitze im Schlamme fest, als ein freundlicher Zufall den nichtsahnenden Missionar just in diesem Augenblicke an das Ufer führte. Er rief uns ein herzlich Willkommen zu, wir sprangen aus den Booten und betraten nach zehn Minuten das trauliche Heim des Missionars, wo wir einige Tage verbrachten in freundschaftlichen Gesprächen, bewirtet von der liebenswürdigsten der Hausfrauen, der Ehefrau des Missionars, einer Dajakin.

Dass der grimme Beamte in Semangang uns ebenfalls freundlich, wenn auch etwas erstaunt, begrüsste, überraschte uns schliesslich nicht.

Einige Tage später traf ich in Lingga mit dem Rajah Brooke zusammen. Trotz des jüngst erlassenen Verbotes, Affen zu schiessen, gestattete mir der Rajah die Jagd auf Orang-Utans und Gibbons, wenn freilich auch mit einigen Beschränkungen.

Einige heitere Tage verlebten wir in Sadong, am Unterlauf des Batanglupar, herzlich aufgenommen von dem tatkräftigen Assistenten Phillips, einem jungen Amerikaner, der in diesem Gebiete Recht spricht. Vor seinem Hause bleichten in der Sonne etwa anderthalb Dutzend grosse Gavial-Schädel. Des Rajah väterliche Fürsorge hatte nämlich zur Vertilgung der hier sehr menschengefährlichen Krokodile Preise auf getötete grosse Exemplare gesetzt, und bezahlte sie der Elle nach. Die findigen Küstenmalayen verlegten sich nun aufs Grosszüchten junger Saurier und lachend führte uns unser Gastfreund an eine solche soeben von ihm entdeckte Krokodilmanufaktur. Trotz seines ausgelassenen Humors und seiner sonderbar gefärbten Kleidung wusste der junge Beamte den Eingebornen gegenüber seine Würde und die Gerechtsame der eigentümlichen Landesregierung vortrefflich zu behaupten.

VI.

Vom alten Rajah.

„Es war einmal ein Mann, der zog auf Abenteuer aus und ward ein König", so könnte man füglich die Geschichte des ersten weissen Rajah von Sarawak beginnen. James Brooke wurde im Jahre 1803 als Sohn eines Beamten im Zivildienst von Britisch-Indien geboren. Er diente selbst eine Zeitlang als Offizier in der indischen Armee, ward verwundet und quittierte den Dienst in seinem 27. Jahre. Auf mehreren Reisen im malayischen Archipel und nach China entwickelte sich sein natürlicher Hang zu abenteuerlichen, tollkühnen Unternehmungen zur Leidenschaft. Nach einigen in der englischen Heimat missmutig verbrachten Jahren rüstete er selbst eine kleine Handelsbrigg aus, mit der er nun sein Glück in den geliebten ostasiatischen Wunderländern suchen wollte, die es ihm, wie so manchem vor und nach ihm, bei erster Bekanntschaft schon angetan hatten. Bezeichnend für den Geist, der ihn zu dieser Zeit beseelte, sind die Worte eines Briefes: „Da liegt sie nun, wie ein lebend Ding, schwarz, geheimnisvoll, bereit zu fliegen, sobald wir die Segel hissen! Und zu denken, dass sie nun unsere Heimat, das Gefährt, das unser Schicksal und unsern Leib weit über die Meere tragen wird, ein Pünktchen, das die aufgehende Sonne an allen Teilen der Erde grüssen, manch wilde Szene und unbekannte Küste umschiffen, von Christen und Heiden begafft werden wird, den Stürmen trotzen und mit günstigen Winden spielend gleiten!" Die ganze Taten- und Wagelust, die den reiferen Mann später so Grosses vollführen liess, liegt in diesen Worten. Sein Unternehmen scheiterte, wenigstens soweit es den kommerziellen Teil betraf, (wie denn Brooke niemals Talent für Geschäfte an den Tag gelegt) und erst im Jahre 1838 verliess er zum zweiten Male mit seiner Yacht „Royalist" die Heimat, diesmal allein mit dem ausgesprochenen Zweck, die Welt in ihren

entlegensten Schlupfwinkeln kennen zu lernen, und Aufgaben für seine Tatkraft aus der Hand des Zufalls zu empfangen. „Meinen Fuss zu setzen, wo noch nie eines weissen Mannes Fuss gestanden; Szenen zu erschauen, auf denen noch keines Zivilisierten Auge geruht, die Menschheit in ihrer ursprünglichen Verfassung zu belauschen, das ist mir Glück und Ziel genug!" Zugleich hatte er sich durch eifrige Studien vorbereitet und hegte den ernsten Wunsch, sie vielseitig fördernd zu verwerten. Er erbietet sich in einem bei der Abfahrt hinterlassenen Memorandum, in welchem er seine direkt auf Nord-Borneo gerichteten Reise- und Unternehmungspläne auseinandersetzt, zur Ausführung all solcher Beobachtungen auf geologischem, meteorologischem, naturhistorischem Gebiete, die ihm von den Fachgelehrten angegeben werden, und zu denen ihn seine Vorkenntnisse befähigen würden.

Brooke fand bei seiner Ankunft an der Nordwestecke Borneos, in Kuching, der temporären Residenz, den malayischen Rajah Muda Hassim in ratloser Verzweiflung gegenüber den kriegerischen Aufständen mehrerer Dajakstämme. Selbst die Hauptstadt war bedroht. Der Rajah begrüsste die Ankunft des weissen „Grossen Herrn" wie eine Gnade Allahs und hoffte durch das Prestige von dessen Nähe seine eigene wackelnde Majestät zu stützen. Brooke aber durch die dauernden Feindseligkeiten am Vordringen in das Innere verhindert und erfolglos mit seinem Rate gegenüber dem kindischen Ungeschick der malayischen Heerführer, war schon nach einem halben Jahre des tatenlosen Abwartens müde und wollte das Land verlassen, als ihm der Rajah die ganze Provinz Sarawak zum Geschenke anbot.

Brooke machte von diesem der Not abgerungenen Versprechen keinen Gebrauch, beteiligte sich aber von da an mit Energie und Autorität an der Herstellung des Friedens und gewann sich schon bei dieser Gelegenheit durch seine Milde und Mässigkeit das Herz der Bevölkerung.

Nach vierjährigem Kriege war nun durch seine Hilfe zum erstenmal eine Art Frieden erreicht, aber die verworrenen Zustände des Landes spotteten aller Beschreibung. Seeräuberei, mörderische Überfälle unter den einzelnen Stämmen, Rebellion der malayischen Häuptlinge, Aufruhr im ganzen Lande, waren seit lange an der Tagesordnung. Muda Hassim, seiner Ohnmacht wohl bewusst war weit entfernt, sein früheres Versprechen nach dem momentanen Stillstand der Feindseligkeiten, dem er schwerlich traute, zurückzuziehen. Er sandte vielmehr jetzt ein Gesuch um Bestätigung seiner offiziellen Übergabe Sarawaks an den weissen Fremdling, an seinen Neffen, den Sultan von Borneo (oder Brunei), unter dessen nomineller Suzeränität Sarawak stand und dessen präsumptiver Thronerbe Muda Hassim war. Da diese Bestätigung auf sich warten liess und Brooke sich bald von der Unzuverlässigkeit und Falschheit des malayischen

Charakters überzeugen musste, auch die raffinierten Intriguen von seiten der Brüder und der untergebenen Pangeran des Rajah erkannte, so liess er sich am 24. September 1841 von letzterem feierlich und öffentlich zum Rajah von Sarawak erklären. Aus Brookes Briefen geht hervor, dass, so sehr auch diese merkwürdige Wendung seines Geschicks seinem Tatendurst und Ehrgeist entgegenkommen musste, seine Motive zum grossen Teil die einer begeisterten Menschenliebe und Rechtlichkeit waren. „Ich betrachte mich als eine Hand des Schicksals und fühle in mir die feste Gewissheit, Recht zu tun.“ „Die Unterdrückten, die Elenden und Verfolgten haben in mir ihren einzigen Beschützer gefunden; so lange ich lebe will ich sie nicht enttäuschen! Wenn meine Arbeit in diesem Lande von Erfolg gekrönt wird, so wird es diesem unglücklichen Volke ein Segen sein und seine Kindeskinder werden meinen Namen segnen.“

Heute nach fünfzig Jahren, ist des edlen Mannes Hoffnung erfüllt und im Herzen der Enkelkinder seines Volkes nimmt sein Name den ersten Platz nach ihrer Gottheit ein, nur von wärmerer Liebe umfasst.

Die von allen Seiten an ihn herankommenden Klagen der von den Malayen bis aufs Blut ausgesogenen und geknechteten, von feindlichen Bruderstämmen ihres Heims und ihrer Familien beraubten Dajak erweckten des neuen Rajahs tiefes Mitleid. Immer und immer wieder schildert sein Tagebuch die kläglichen Szenen, die herzbewegenden, von naiver Poesie umkleideten Klagen und Bitten um Hilfe, die täglich durch Abgesandte selbst entfernter, ausserhalb des Sarawak-Gebietes sesshafter Stämme vor sein Ohr kommen. „Die ganze Welt“, sagt einer dieser Abgesandten, „hat gehört, dass ein weisser Sohn vom fernen Land Europa hergekommen und ein Freund der armen Dajak geworden ist.“

In der Tat waren die Zustände des Landes bejammernswerte. Der Sultan, der Rajah und seine Häuptlinge beraubten ihre malayischen Untertanen so viel sie konnten; die Malayen beraubten wieder die Dajak, und diese versteckten so gut sie vermochten ihr Eigentum.

„Ein elenderer Zustand, als unter den bemitleidungswürdigen Bergdajak ist gar nicht zu denken. Obwohl arbeitsam, ernten sie nie, was sie säen. Obgleich ihr Land reich an Ertrag, müssen sie alles ihren Unterdrückern geben; es werden ihnen oft genug ihre Frauen und ein Teil ihrer Kinder genommen.“

Sklaverei herrschte in ausgedehnter Weise, sowohl durch Kampfrecht wie Schuldrecht. Die Stämme der Saribus- und Sekarran-Dajak sind kriegerisch und seeräuberisch und hatten zum Teil die malayische Herrschaft ganz abgeworfen. Bei ihren Raub- und Kopfjagdzügen waren sie meist von einem Häuflein Malayen begleitet, die ihren Vorteil dabei fanden, und die malayischen Herren unterstützten ganz unverhohlen die mörderischen Überfälle, aus denen sie

ihren Gewinnanteil bezogen. „Ich habe an 100 Kriegsprauen beieinander gesehen (erzählt Brooke), die 25–50 Mann trugen und ihren Schrecken selbst bis Banjermassin verbreiteten."

Der Rajah ging auf das Schärfste gegen diesen Unfug vor. Sobald verlautete, dass eine solche Schar sich rustete, oder auch nur die Vogelomina für den Auszug belauschte, wurde ihnen von der Regierung der Weg abgeschnitten, und falls es ihnen geglückt, Köpfe zu erbeuten, mussten sie diese hergeben und überdies schwere Busse zahlen. „Nach wenigen Monaten war unser Vorrat an Köpfen schon stattlich und der Busseingang erheblich!" Wer sich nicht fügte, dessen Haus wurde mit Hilfe einer benachbarten Dajakgemeinschaft niedergebrannt.

„Mein Gefühl war von Anfang an das eines intensiven Interesses für das Volk, und ich konnte ihnen ihr Kopfjagen nicht so schwer übelnehmen. Es war eine von den Vätern ererbte Sitte, die zu befolgen ihnen heilige Pflicht schien, aber mein war die Pflicht, aufs Strengste dagegen vorzugehen, mit starker Hand und eiserner Konsequenz."

„Häufig kamen unsere Dajak mit stürmischen Bitten, nur ein paar Köpfe nehmen zu dürfen, nicht unähnlich Kindern, die um Zuckerwerk betteln."

Die ersten Regierungsjahre Brookes, dessen Bestätigung durch den Sultan von Brunei im August 1842 erfolgte, sind eine lange Reihe mühevoller Kampfzüge gegen die verschiedenen kriegerischen Stämme, welche das Kopfjagen nicht lassen wollen, gegen die rebellischen malayischen Führer, die sich in die Verminderung ihrer Einnahmen durch ein Regime der Ordnung, der Unterdrückung des schamlosen Erpressungssystems nicht gefallen lassen wollen, und manchesmal muss der Rajah aus seinen eigenen, schmalen Mitteln die Busse seiner Gerechtigkeit zahlen. Geldsorgen hemmen demnach die frische Tatkraft dieser ersten Jahre in qualvoller Weise. Vergebens sucht er, alle persönlichen Vorteile in die Schanze schlagend, Hilfe bei der heimatlichen Regierung. Dabei beschränkte er von Anfang an die Steuern des Volkes auf ein Minimum, in der Erwartung, dass dieses dereinst in der Lage sein würde, seine Steuern sich selbst zu diktieren.

„Die Entwickelung der Eingeborenen durch ihre eigenen Kräfte ist eine meiner Lieblingsideen. Gelingt es, so ist es ein edler Erfolg, ein heller Punkt inmitten des trüben Ozeans der Kolonialpolitik. Schlägt es fehl, so ist wenig verloren, denn schlimmer kann es um das nordwestliche Borneo nicht stehen, als es stand wie ich es fand."

Wir können hier dem Lebenswerk des edelherzigen Mannes nicht in all seinen Einzelheiten folgen; es mögen nur noch einige seiner Aussprüche und Erlasse Erwähnung finden.

„Mein System war, die Eingeborenen möglichst mit dem Europäer zusammen an der Regierung zu beteiligen. Einzig durch höhere moralische und intellektuelle Qualitäten darf der Europäer erwarten, dauernd sein Übergewicht in diesen Ländern zu erhalten.

„Nichts ist schwieriger, erfordert mehr Geduld und Geschicklichkeit, als zwischen unwissenden Zivilisierten und unwissenden Wilden ein leidliches Verständnis herbeizuführen."

Unter den Regeln die der Rajah den ersten angestellten europäischen Beamten gibt, ist das Verbot, bei Eingeborenen Schulden zu machen, Geschäfte irgend welcher Art einzugehen und sich in intimen Verkehr mit eingeborenen Frauen einzulassen. (In neueren Zeiten scheinen diese Gebote nicht mehr mit demselben sittlichen Respekt beachtet zu werden.)

„Wenn wir daran gehen ein Volk emporzuheben und zu besseren Zuständen zu führen, so dürfen wir nicht damit beginnen, sie als eine untergeordnete Rasse zu behandeln. Dies ist der Fehler, in den Europäer im Osten allzu häufig verfallen."

„Freilich stehen die Dajak noch auf einer niedrigen Entwickelungsstufe und leben im Zustande einer naiven Unschuld, aber ich halte sie für befähigt, auf der gesellschaftlichen Stufenleiter emporzusteigen. Sie haben keinerlei Vorurteile bezüglich ihrer Nahrung, zeigen grosse Redlichkeit und Einfachheit des Charakters und reine Sitten!"

Brooke schrieb dies im Beginn seiner Bekanntschaft mit dem Volk.

Eine der ersten öffentlichen Kundgebungen des Rajah enthielt folgende Stellen: „James Brooke, Rajah des Landes Sarawak, macht bekannt allen Menschen seines Landes, dass Mord, Raub und Verbrechen gemäss dem Undung, d. h. dem geschriebenen Gesetz von „Borneo Proper", bestraft werden sollen. Keiner wird der Strafe entgehen.

Um das Wohl des Landes zu fördern, sollen alle Menschen, Malayen, Chinesen oder Dajak, nach ihrem Belieben Handel treiben und arbeiten können, und die Frucht ihrer Arbeit geniessen.

Alle Wege sollen offen stehen, so dass die Bewohner zu Wasser und zu Land ihren Gewinnst suchen können, und alle Boote von anderen Gegenden sollen ohne Hindernis unsere Flüsse befahren.

Es ist unser Befehl, dass niemand in die Ansiedelungen der Dajak gehe, um sie zu belästigen, oder ihren Besitz unter falschen Vorwänden antaste. Die verschiedenen Dajakstämme sollen genau wissen, dass die Steuer nur durch die drei Datus erhoben wird, die das Siegel des Rajah führen, und dass sie ausser dieser Abgabe niemandem sonst etwas zu zahlen haben. Noch auch

sollen sie Güter verkaufen, ausser wenn sie selbst es wünschen, und sie sollen ihre Preise selbst bestimmen.

Der Rajah erlässt diese Gebote, und er wird allen Menschen, die rechtschaffen handeln, seinen Schutz gewähren. Wer aber den öffentlichen Frieden stören will und Verbrechen begeht, den wird seine Strafe treffen. Daher mögen alle solche das Weite suchen und ein anderes Land finden, wo sie ungestraft das Gesetz Gottes und der Menschen brechen können."

In konsequenter Durchführung dieser Gebote errichtet der Rajah sofort einen offenen Gerichtshof, in welchem er jedermanns Klage selbst entgegennimmt und selber richtet. Noch heute ist der jetzige Rajah, Charles Brooke, der persönliche Rechtsprecher seines Landes, wenn auch mit Beirat verständiger Eingeborener. Es wurde uns ein Fall erzählt, wo einem gewitzten Hallunken absolut nichts nachgewiesen werden konnte, obwohl er offenbar schuldig war. Der Rajah, der aufs strengste die Gebote europäischer Rechtsempfindung festhält, sprach ihn frei, liess sich aber zu dem klassischen Nachsatz hinreissen, „Er sollte es ja nicht noch einmal wagen, sonst ginge es ihm schlecht."

Im Jahre 1857 hatte das seltsame kleine Staatswesen, das bereits im Sonnenlicht der neuen Ordnung kräftig im Aufblühen begriffen war, eine harte Gefahr zu bestehen. Es befand sich im Lande eine nicht unbeträchtliche Schar von Chinesen, die noch unter Muda Hassim aus dem Sambasgebiet eingewandert waren und sich als Gold- und Antimonsucher besonders im Sadong-Distrikt festgesetzt hatten. Sie gehörten fast alle einer gemeinsamen Kongsi an, einer jener mächtigen chinesischen Geheimverbindungen, die ihre Mitglieder durch die verbündete Gewalt von Furcht und Interesse so fest aneinander schmieden. Schon bei des Rajah Regierungsantritt waren hier Reibereien entstanden, nachdem sich herausgestellt hatte, dass die Chinesen die von Muda Hassim gewährte Erlaubnis zur Niederlassung und Goldsucherei in der Urkunde zu einem förmlichen Landabtritt gefälscht hatten. Die zahlreiche handeltreibende chinesische Kolonie vom Bazar zu Kuching war dagegen dem neuen Rajah anfänglich sehr wohlgesinnt, und dem in die Kongsi-Mysterien nicht Eingeweihten kam daher der plötzliche allgemeine Chinesenaufstand, der mit nächtlichem, wütend waghalsigem Überfall des Gouvernementhauses und der wenigen europäischen Wohnungen Kuchings begann, um so überraschender. Der Rajah entkam mit genauer Not dem Tode, indem er unter den chinesischen Booten am Rand seines Gartens hindurchschwamm, aber mehrere seiner europäischen Genossen wurden verwundet und getötet. Die Chinesen hatten es nicht nur auf die Regierung, sondern auf Überwältigung des ganzen Landes abgesehen. Der Rajah musste ins Innere fliehen, bis sein Neffe Charles Brooke durch Trommelschall von Dorf zu Dorf in kurzem ein tausendköpfiges Heer federngeschmückter,

wutschnaubender Waldsöhne versammelt hatte, die mit dämonischer Wildheit, glücklich, einmal wieder „auf Köpfe“ losgehen zu dürfen, wenn diese auch die unnötige Zugabe eines Zopfes trugen, sich auf die verhassten Fremdlinge stürzten, welche ihrem geliebten Rajah ans Leben gewollt. Binnen kurzem war nicht nur die Residenz, sondern das ganze Gebiet von Chinesen gesäubert; die mit dem Leben davongekommen waren, flüchteten in wilder Hast über das Gebirge ins holländische Gebiet, und erst nach Jahren kamen von dort wieder schüchterne Zuzüge der Bezopften, die, nunmehr durch strenge Verfügungen eingeschränkt, zu einem ständigen und nützlichen Bestandteil des kleinen Volkswesens geworden sind. Auch heute noch dürfen die Chinesen sich nicht im Innern ansiedeln, sondern nur im Umkreise der Flussmündungen.

Im Jahre 1858 suchte Brooke England zu bewegen, dass es Sarawak entweder als Besitz aufnehme oder doch das Protektorat über dasselbe übernehme. Stets betonte er, dass es ihm nicht um sein persönliches Interesse, sondern einzig um das Wohl und Gedeihen des Landes und Volkes, dem er solch tiefe Sympatie geweiht, zu tun ist.

Dieser Plan scheiterte an Intriguen und Engherzigkeiten im englischen Parlament, und erst im Jahre 1864 wurde Brooke nach jahrelangen Widerwärtigkeiten als unabhängiger Herrscher des Reiches Sarawak von der englischen Krone anerkannt und ein englischer Konsul in Kuching eingesetzt. Bald darauf ernannte der Rajah seinen Neffen Charles Johnson, nachdem dieser auf des Rajah Wunsch den Familiennamen Brooke angenommen, zu seinem dereinstigen Nachfolger, und 1867 übernahm dieser die Herrschaft über ein glückliches, emporblühendes Land aus den Händen seines erkrankten Onkels — eines der heldenmütigsten und edelsten der Herrscher, auf dem seltsamsten der Throne, welchen die neuere Geschichte aufzuweisen hat.

Wir, die wir ein Menschenalter nach seinem Wirkensende sein Land, das noch vor fünfzig Jahren der Schauplatz wilder Greuel war, in Frieden und Sicherheit durchzogen, überall begrüsst als willkommene Stammesgenossen des unvergessenen weissen Königs — wir gedachten oft mit Bewunderung des edlen Mannes, dem das in unserer Zeit so seltene Menschenlos gegönnt war, ganz aus eigener Kraft, durch gutes und starkes Wollen, Segen zu verbreiten in weitem Kreise und für lange Zeiten.

VII.

Aus dem Geistesleben der Dajak.

Obwohl wir die Dajak des Ketungau- und Batang-lupar-Gebietes als offene, ehrliche und wahrheitsliebende Menschen kennen lernten, war es dennoch schwierig, über ihr Geistesleben und ihre religiösen Anschauungen Auskunft zu erhalten, — weil ihre Begriffe von Religion und Übersinnlichem ziemlich zusammenhanglos und träumerisch unbestimmt sind, wie das bei einem Naturvolke, welches der Schriftsprache entbehrt und lediglich auf mündliche Überlieferung angewiesen bleibt, nicht anders zu erwarten ist. Hierzu kommt ferner die natürliche Scheu, dem Fremden das innere Fühlen zu offenbaren. Aber oft haben wir es erlebt, dass die Zunge der Dajak sich löste, sobald wir ihnen unsere Bekanntschaft mit ihren Geistern, ihren Göttern zeigten, unsern Respekt vor ihren Anschauungen bekundeten und uns mit ihnen gleich zu stellen suchten. Das ist ja auch der Weg gewesen, auf welchem die Missionare in das Seelenleben der Dajak eindrangen.

Erschwerend auf die Erkenntnis der Dajakideen wirkt die kindliche Gewohnheit, respektierte Vorstellungsobjekte überhaupt nicht zu nennen, oder, falls es geschieht, mit Umschreibungen oder „Spitznamen" zu belegen, aus Furcht, durch den direkten Namensausspruch Unheil zu stiften — ungefähr nach der Maxime vieler Europäer, welche dem Wunsche des Wohlergehens die abergläubische Bezeichnung „unberufen", „dreimal unter den Tisch geklopft" usw. anfügen, gleich als lasse sich der Gang der Weltenräder durch einen Schall aus dem Geleise bringen! Der Dajak geht darin viel weiter: er darf z. B. weder Eltern noch Schwiegereltern und Elterngeschwister mit deren Namen anreden, sondern hat eine Umschreibung zu wählen. Falls der eigentliche Name zufällig mit der Bezeichnung irgend eines Gegenstandes gleicher Klang

besitzt, vermeidet er sogar den letzteren zu nennen und umschreibt ihn. Diesem Aberglauben entstammt wohl auch die Sitte jung Verheirateter, zueinander mit neugewählten Anreden zu sprechen. Selbst den eignen Namen darf ein Dajak nicht sagen, und häufig genug, wenn wir einen neu engagierten Jäger oder Ruderer fragten, wie er heisse, warteten wir vergebens auf Antwort und erfuhren den Namen erst durch einen seiner Genossen. In dem Nachfolgenden haben wir den Versuch gemacht, an Beispielen die übersinnlichen Vorstellungen der Dajak in ihren Hauptzügen darzulegen. Wir stützen uns dabei hauptsächlich auf die vertrauenswürdigen Publikationen des Missionars Perham, dessen persönliche Bekanntschaft wir in Singapore machten, und schalten die eigenen Beobachtungen ein, soweit uns dieselben von allgemeiner Bedeutung scheinen.

Perhams Mitteilungen entstammen zwar ausschliesslich dem Sarawakgebiet. Jedoch machten wir die Erfahrung, dass verwandte Vorstellungen und Gebräuche, oft unter veränderten Namen, auch im oberen Kapuasgebiete verbreitet waren. Es dürfte wohl die Annahme berechtigt sein, dass nach Abzug zufälliger und fremder Elemente das geistige Leben der verschiedenen Dajakstämme, trotz ihrer räumlichen Trennung und mancherlei Charakterunterschieden, in den Grundideen grosse Verwandtschaft aufweist. Auch die in Hardelands wertvollem Wörterbuche niedergelegten Erfahrungen, die doch fast insgesamt im Süden Borneos gewonnen wurden, bieten vielfache Anknüpfungspunkte an die Vorstellungskreise der nördlichen und nordwestlichen Dajakstämme, so dass wir kein Bedenken tragen, an geeigneter Stelle einige Angaben Hardelands zur Ergänzung mit einzufügen.

Totenbräuche.

Die phantasievollen Ideen und feierlichen Gebräuche, welche die naiven Waldkinder der borneanischen Wildnis um das eindringlichste Ereignis ihrer Erfahrung, den Tod, weben, stehen in so merkwürdigem Gegensatze zu der Schlichtheit, mit der sie das Leben selbst behandeln, dass eine Schilderung derselben hier wohl am Platze ist.

Im 5. Kapitel ist besprochen, dass bei jeder ernsten Erkrankung die Hilfe des Medizinmannes, des Manang, herbeigerufen wird. Erscheint der Zustand hoffnungslos, und droht die Kunst des Manangs zu scheitern, so beginnen die Angehörigen die Grabgeschenke oder „Baya“ zurechtzulegen; denn nichts darf dem Toten in das Grab gegeben werden, was ihm nicht schon gehörte, so lange er noch atmete. Das Spenden der Baya gilt als heilige Pflicht, denn diese Gaben sind das Rüstzeug, mit welchem der Gestorbene seine Existenz im Totenlande zu begründen hat. „Nur ein Hund wird ohne Baya begraben.“ Bleibt der Kranke wider Erwarten am Leben, so gehören die Geschenke ihm.

Wenn die Auflösung unmittelbar bevorsteht, wird der Sterbende für die unbekannte Reise ausgerüstet mit seinen besten Kleidern und mit Schmuck angetan. In früheren Zeiten bestanden die Grabgeschenke aus Silberzierraten; aber nachdem die Gräber wiederholt von den Malayen ausgeraubt waren, beschränkt man sich jetzt auf minder kostbare Gegenstände.

Die Angehörigen des Sterbenden pflegen nun den Medizinmann anzuflehen, dass er die auswandernde Seele festhalte; auch beschwören sie den Kranken leidenschaftlich: „Komm zurück! geh nicht mit den Geistern, die dich zur Totenwelt führen wollen! Hier sind deine Freunde, hier ist dein Land!" In herzzerreissender Klage tönt das Wort „Zurück!" immer und immer wieder.

Solchen Klagen antwortet wohl die fliehende Seele durch den Mund des Manang: „Gern würde ich bei Euch, meinen Freunden, bleiben; aber die starke Krankheit reisst mich fort".

Nach der Auffassung der Dajak löst sich beim Tode das Lebensprinzip in zweierlei Formen auf: die eigentliche Seele oder Liau entflattert zum Totenreiche und führt dort bis zur Abhaltung des feierlichen Totentestes ein halbbewusstes, unstetes Leben, indes die Körperseele oder Karahang, die seelische Substanz des Leibes, während dieser Zeit bei dem Leichnam zurückbleibt eine Auffassung, welche an die Preta der Inder erinnert; gleich jener wird sie als feindliche Macht, als Antu, in dem Leichnam gefürchtet und gemieden.

Sobald der letzte Atemzug verhaucht, brechen die Weiber in wildes Gejammer aus.

Sodann tragen die Männer den Toten auf die offene Veranda, legen ihn in der Längsrichtung des Hauses nieder und streuen ihm Reis auf die Brust. Die Verwandten bewachen und beklagen ihn; sie rufen auch wohl einen toten Ahnen an, dass er auch sie in die Totenwelt holen möge, da ihr Leben jetzt unerträglich geworden sei.

Bei vielen Stämmen gibt es professionelle Klageweiber, die nicht nur den Toten zu beklagen haben, sondern auch seiner Seele bei der Fahrt zum Totenreiche beistehen sollen. Ihre Gesänge währen fast 12 Stunden. In weitschweifiger Breite ruft das Klageweib Vögel, Raubtiere und Fische auf, Botschaft in die Unterwelt zu tragen und betrauert, dass diese alle die Grenze nicht überschreiten können. Schliesslich beschwört sie den Geist der Winde:

Ruf herbei die Toten vergangener Zeiten,
Dass sie kommen zu holen den Leichnam,
In wechselnden Mondes Strahl!
Schon banden wir ihn in sternweisse Zeuge.

Ruf herbei die längst vom Tode Gebrochnen,
Dass sie kommen zu holen die Hülle des Freundes
Unterm Strahle des Mondes!
Schon ist sie ein Hauf, gleich dem Hügel des Schaltiers.

Ruf herbei die in weite Ferne Entwichnen,
Dass sie kommen zu holen den gehefteten Sarg
Unterm Dämmern der aufgehenden Sonne!
Schon ist er ein künstlich gefügtes Gehäuse.

Ruf herbei die längst schon Dahingeschiednen,
Dass sie kommen zu holen den Sarg aus Resakholz
Unterm Schimmer des Mondes!
Schon banden wir ihn mit goldenen Reifen.

Der Windgeist, der in Menschengestalt gedacht wird, zögert lange; endlich entschliesst er sich, dem Rufe der Klagefrau zu folgen: über Wälder und Ebenen, Hügel und Täler, Schluchten und Flüsse rast er dahin und lässt sich auf einem hohen Baum nieder, um den rechten Weg zu erspähen. „Er schaut umher, alles ist dunkel und unbestimmt in der Ferne. Er schaut hinter sich; es ist finster und verworren. Er schaut vor sich; es ist schwarz wie Nacht". Nach allen Richtungen streben Wege: „Denn der Pfade der Toten sind siebenzig mal sieben". Endlich verwandelt er seine menschliche Geistergestalt in einen brausenden Sturmwind, und bald kündet er seine Gegenwart in der Totenwelt durch einen wütenden Windstoss, der alles vor sich niederwirft. Die erschreckten Bewohner stürzen herbei und vernehmen die Botschaft: Sie sollen zum Lande der Lebenden kommen, um den Neuverstorbenen zu holen mit all seiner Habe. Jubelnd begrüssen sie die Kunde; Scharen sammeln sich und schiffen über den unterirdischen See. Vor ihrer wilden Fahrt sterben die Fische ringsum. Sie kommen zum Hause; tosend brechen sie herein; gleich „Kriegern auf ihre Beute", gleich „wütenden Wildschweinen" stürzen sie auf den Gestorbenen. Die abgeschiedene Seele schreit angstvoll auf, da sie gewaltsam ergriffen und fortgeschleppt wird; doch bevor die gespenstigen Scharen ihren Wohnort wieder erreichen, hat sie sich mit ihrem Geschick versöhnt.

So singt das Klageweib und hat damit ihr Amt erfüllt. Ohne ihre Hilfe hätte die Seele nicht in die neue Heimat gelangen können, sondern wäre irgendwo im Raume hängen geblieben, ohne Ruhe zu finden.

Aber auch jetzt ist ihr noch keine dauernde Ruhe beschieden, und ihr Los bleibt noch abhängig von der Überwindung drohender Gefahren, sowie von den pietätvollen Handlungen der Hinterbliebenen. Die Geistseele oder Liau muss nämlich, sobald sie sich von der Körperseele oder Karahang ge-

schieden, zuerst eine Zickzackbrücke überschreiten, welche über den Fluss des Totenreiches führt. Fällt sie in die Fluten, so weckt das kalte Bad nochmals ihre Lebenskraft und verleiht ihr das Vermögen, ins Leben zurückzukehren; kommt sie glücklich hinüber, so warten ihrer schon schwere Prüfungen. Die böse Seele hat einen feurigen Hügel zu übersteigen, auf dessen Gipfel sie angesengt wird; die guten Seelen aber leitet Tempon telon, der Charon der Dajak, mit sanfter Hand um des Hügels Fuss herum. Weiter wird die Seele durch den Totenführer auf eisernem Schiffe über einen Feuerteich geleitet, in welchem der böse Geist Kukang sie in die Tiefe zu reissen trachtet. Dieser affenköpfige Dämon vertritt in der Dajakreligion die Idee der Vergeltung nach dem Tode, die übrigens nicht stark bei ihnen hervortritt. Sonderbar genug ist dabei die Vorstellung, dass dieser Vergeltungsgeist oder Kukang für jeden Menschen aufs Neue entsteht, und zwar aus dem Rauch der Totenfackel, welche bei dessen Leiche brannte. (Hardeland.)

Wie anschaulich sich der Dajak das Gefecht mit dem schlimmen Kukang vorstellt, beweist folgende Erzählung des Missionars Lobscheid. Der Häuptling einer Dorfgemeinde war gestorben, die Leiche lag in der Familienkammer, deren Wände mit den Schwertern und Jagdmessern des Verstorbenen geschmückt waren, und seine Familie sass trauernd umher. Plötzlich richtete der Leichnam sich auf, griff nach dem Lieblingsschwerte an der Wand, und legte es neben sich, um sofort wieder zu erstarren. Da erhob sich das Schwert aus der Hand des Toten, hieb wild in der Luft umher, während ein leises Klirren in der Luft die Gegenschläge verkündete, und blieb dann an der Wand hatten; Blutstropfen rannen von der Schneide herab. Die Häuptlingsseele hatte es mit einem besonders bösartigen Kukang zu tun, den sie nur mit Hilfe des guten Schwertes zu überwinden vermochte.

Während sich so der unsichtbare Bestandteil des Verstorbenen den Eintritt in das letzte Asyl erkämpfen muss, beeilen sich die Überlebenden, die körperliche Hülle zu beseitigen; denn diese ist ja jetzt ein Antu geworden, und sie lange im Hause zu behalten, würde den Lebenden gefährlich werden können.

Kurz vor Tagesanbruch tragen die Männer den Leichnam, der in Matten und ein dünnes Holz- oder Rindengestell gehüllt ist, zum Begräbnisplatze, während die Frauen Asche hinterdrein werfen und einen Wasserkrug auf dem Boden zerschlagen.

Dort, meist an einem kleinen, von wucherndem Unterholz und einzelnen hochragenden Bäumen bestandenen Hügel, wird zuerst ein Huhn den Geistern des Totenreiches geopfert, welchen der Grund gehört, niemand würde eher den Boden aufzuwerfen wagen.

Indes einige das Grab schaufeln, kochen andere das Mahl, das an diesem Orte verzehrt wird; wieder andere spalten einen Baumklotz, höhlen die zwei Hälften soweit, dass der Leichnam dazwischen Platz findet, und binden den Sarg mit Rotan zusammen. Neben und auf dem Grabe werden die Totengeschenke niedergelegt.

Nicht immer werden die Leichen im Boden bestattet. Die der Medizinmänner pflegt man samt den Särgen an Bäumen aufzuhängen, und ebenso verfährt man mit den Leichnamen neugeborener Kinder, nachdem dieselben in Krüge gelegt wurden. Auf besonderen Wunsch eines Dajak wird sein Körper nach dem Tode auch wohl auf einer von Pfählen getragenen Plattform aufgebahrt. Wir sahen wiederholt solche Begräbnisstätten mit geborstenen Särgen, Reihen menschlicher Skelette, Haufen bleichender Gebeine, mit zerbrochenen Krügen und allerlei Geräten besät, und unsere abergläubischen Dajakbegleiter betrachteten diese Stätten mit begreiflicher Scheu.

Die Leichname berühmter Krieger sollen zuweilen nur für einige Zeit begraben, ihre Gebeine später exhumiert und nahe dem Dorfhause sorgsam aufbewahrt werden, als glückbringende Reliquie der Gemeinde.

Der nächste Angehörige hält sich nach dem Begräbnis streng abgeschlossen und muss fasten, bis die Zeremonie des Pana erfüllt ist: Ein Gericht Reis nebst einigen Zutaten wird von den Nachbarn dem Trauernden gebracht; dann erst darf er zu seiner gewohnten Lebensweise zurückkehren. Doch stellt dieser Akt gegen den Lebenden nur einen Teil des Pana dar, dessen Hauptbedeutung ist, dem Verschiedenen Nahrung zu senden. Gekochter Reis und Delikatessen werden dem Verstorbenen durch die hintere Öffnung des Hauses zugeworfen, und die Beförderung der Nahrungsmittel in die Totenwelt hat die Klagefrau zu vermitteln. Sie ruft den Totenvogel an:

Trage den Korb, voll von Tränen, zu dem Abgeschiedenen
An die lautere Mündung des Potato-Flusses!
Trage die tiefen Seufzer zu jenen, die unserm Blick entschwunden,
In das Land, wo der rote reife Rambutan wächst!
Trage das klagende Schluchzen zu ihnen, die hingesunken
Unreif in das Land leerfrüchtiger Limonen!

Der Vogel fliegt eilig von hinnen zur Region der Abgeschiedenen, die nicht wissen, wer er ist und was er will.

„Kommst du die Witwen anzuschauen? wir haben deren einunddreissig; doch ist nur eine schöne darunter. Kommst du Jungfrauen zu suchen? wir haben dreiunddreissig; doch nur eine ist hübsch". „Nein", erwidert der Vogel, „wir haben im Land der Lebenden Witwen und Mädchen genug, schön und

von Männern bewundert." „Was bringst du da so fest verschlossen mit?" „Gebt ein Gefäss, dass ich den Inhalt ausschütten kann!" Das Pana wird nun ausgeleert, und siehe da! die Esswaren und Tränen und Seufzer der trauernden Lebenden haben sich verwandelt in Gold und Silber und kostbare Steine.

Aber die Bewohner der Totenwelt erkennen diese Dinge nicht mehr. Ein Streit erhebt sich über deren Bedeutung, bis endlich eine alte Insassin des Totenreiches ihnen erklärt, dass es Liebesgaben ihrer lebendigen Freunde sind, die der Vogel überbrachte.

Da fasst die Toten ein unbändiges Verlangen, zurückzukehren zu den Freunden, in die Welt des Lichtes. — Doch umsonst! denn:

„Die gekerbte Leiter ist abwärts gekehrt[1]),
Ihre Augen blicken schief,
Ihre Füsse schreiten falsch,
Ihre Sprache ist ganz verwirrt[2])."

Die Toten haben nicht mehr die Fähigkeiten unserer Welt und ihr Geschick ist unwiderruflich.

Unter lauten Klagen jener Seelen, welche sich in ihrer neuen Heimat noch nicht zurecht gefunden haben, fliegt der Totenvogel zurück.

Ein dem Pana verwandter Gebrauch existiert unter der Bezeichnung Sumping bei einigen Stämmen Sarawaks. Es sollen hierzu die Trophäen eines Kopfjagdzuges herbei gebracht werden, und die Klagerin muss nun dem Windgeist auftragen, diese dem Toten zu bringen. Freude erfüllt dann die unterirdischen Gefilde, in denen der neue Bürger bisher voll Trauer wandelte. „Meine Freunde haben meinen Tod gerächt, nun ist das böse Geschick ausgeglichen, das mich hieher gesandt." Die kraftvolle Dajaknatur, die sich gegen das Sterben auflehnt, sucht hier gewissermassen durch den Tod eines Feindes sich an dem Tode selbst zu rächen.

Unter jetzigen Verhältnissen kann dieser Brauch nur selten vollständig ausgeführt werden und wird daher entweder in milderer Weise symbolisch vollzogen oder ganz vernachlässigt.

Diesen Zeremonien folgt in Jahresfrist oder noch später, in manchen Fällen für die Toten mehrerer Jahre zugleich, das „Gawei Antu", das Fest der jüngst verschiedenen Seelen, eine Art Allerseelenfest.

Die Vorbereitungen hierzu dauern oft Wochen und Monate, ganze Dörfer begeben sich auf Massenfischfang an die Mündungen der Nebenflüsse. Reis

[1]) Nach einem Todesfall wird bei manchen Stämmen an gekerbter Bambusstange gekehrt ans Haus gelehnt, was den Toten an die Rückkehr ins Haus verhindern soll.

[2]) Im Totenreiche bedeuten die Worte das Gegenteil ihres eigentlichen Sinnes.

schnaps in grossen Mengen wird bereitet, und der Geldtopf der Hinterbliebenen wird hierbei erheblich in Anspruch genommen.

Ist für Speise und Trank in genügendem Masse gesorgt, so wird die Nachbarschaft auf viele Meilen in der Runde geladen, und diese allgemeine, gesellige Zusammenkunft gibt der Trauerzeit endgültigen Abschluss; sie ist die letzte und wichtigste dem Toten gebührende Wohltat, da dessen Seele erst nach Beendigung dieses „Seelenfestes" Ruhe findet. Denn in dem Totenreiche gilt sie vorher nicht für voll und erhält nur spärliche Kost, daher sie oftmals in der Frühe die Spuren ihrer Geisterfüsse in der Reisscheune hinterlässt, wo sie nächtlicher Weile sich Proviant geholt.

Um die Geister aus dem Seelenlande zum Trauerhause zu entbieten, wo das Seelenfest abgehalten werden soll, wird ein Boot in die Unterwelt gesandt, d. h. ein Stückchen Bambus, in welchem Reis gekocht ist, wird als Boot geformt und von der Klagefrau hinter das Haus geworfen! „Geistig" gelangt es in die unsichtbare Welt unter Mithilfe des Fischkönigs, der sich jedoch nur bis zum Landungsplatze im grossen Strome des Totenreiches wagt. Der Fluss schwillt an, überflutet die Ufer, eine Wasserjungfrau steigt aus den Wellen empor und verkündet den erstaunten Bewohnern, dass das Fahrzeug, welches inzwischen die Grösse eines mächtigen Kriegsbootes angenommen hat, von den lebenden Freunden gesandt worden sei, um sie zu einem letzten Gastmahle zu laden. Lauter Jubel erfüllt die Unterwelt.

Ihre Freudenschreie hallen hinauf zu den Wolken.
Ihr Zuruf ergellt wie dröhnende Trommeln,
Aufjauchzend schlagen sie sich die Brüste,
Frohlockend schlagen sie sich die Schenkel:

Bald schmausen wir unter dem sterngesprenkelten Himmel,
Bald zechen wir unter dem brüllenden Rollen des Donners,
Bald prassen wir unter dem hängenden Mond,
Bald fahren wir auf zu der Welt und eilen zum Feste!

Unterdessen schreiten in der Welt der Lebenden die Vorbereitungen zum Feste vorwärts. Die Frauen flechten aus feingeschlitztem Bambus kleine Gebrauchsgegenstände, die dem Toten geweiht und über das Grab gehängt werden sollen. Gilt es einem Manne, so wird ein Blasrohr, ein Schild, eine Kriegsmütze und ein Sirihbeutel geflochten; für eine Frau werden ein Webkamm, ein Fischkorb, ein Feuerfächer und dergleichen, für ein Kind kleine Bambusspielzeuge hergestellt.

Das eigentliche Fest beginnt abends und dauert die ganze Nacht. Man stellt zunächst ein Mahlopfer für die Toten vor den Eingang des Hauses und

hängt an den Familientüren einen Topf mit Reisschnaps auf, der die etwa zu zeitig eintreffenden Gäste aus dem Totenreiche anlocken soll, damit sie keinen Unfug treiben! Denn wiederum muss das Klageweib den Windgeist aufrufen, die Toten zum Mahl zu laden. Ihr Gesang schildert, wie der Windgeist die Einladung in die Seelenwelt überbringt und ihnen die reichen Genüsse preist, welche ihrer harren; wie ferner eine grosse Schar von Seelen das gesandte Boot besteigt; wie sie entzückt sind, Erde und Himmel wiederzusehen und die Stimmen der lebendigen Welt zu hören; wie sie schmausen, zechen und tanzen und wie im Hahnenkampfe die Hähne der abgeschiedenen Seelen von den Hähnen der Lebenden besiegt werden (das Gegenteil wäre ein böses Omen); wie sie zuletzt ihren endgültigen Anteil am Familiengut verlangen und erhalten.

Vom Paddi (Reis) erhalten sie nur das entleerte Gefäss, von den kostbaren Tampajans oder Krügen nur die Gestelle, auf denen sie standen, von den Waffen endlich nur die Scheiden. Dieser fromme Betrug soll bewirken, dass die Hadesbewohner nicht eine unheilbringende Macht über die Lebenden gewinnen. Bevor die Seelenschar in der Dämmerung des Frühmorgens den Heimweg antritt, geschieht noch die wichtigste Zeremonie der Feier „der Trunk aus dem Bambus". Gleich beim Anfange der Festlichkeit wurde nämlich eine Portion Tuak oder Reisschnaps in einem Bambusrohr zu feierlichem Wechseltrank zwischen Lebenden und Toten zurückgestellt; dieser wird nun von einem beherzten und würdigen alten Manne, der von so naher Berührung mit den unheimlichen Gästen nicht zurückschreckt, den Toten zugetrunken.

Nachdem schliesslich am Morgen die Trauerkleider, einige symbolische Bambusgegenstände, eine letzte Speisegabe auf das Grab des Gefeierten niedergelegt und etwaige zutage liegende Überreste des Leichnams gesammelt worden, sind alle Verpflichtungen gegen die abgeschiedene Seele erfüllt; dieselbe hat fortan für sich selber zu sorgen. Der Seelenführer, Tempon telon, muss nun die von den Luftgeistern herbeizuschaffenden körperlichen Bestandteile, welche der Verstorbene etwa bei Lebzeiten verloren hatte: wie Haare, Nägel, Gliedmassen, mit den noch vorhandenen Resten zusammenfügen und daraus die Körperseele, Karahang, neu gestalten und zu dauernder Wiedervereinigung mit der im Seelenlande weilenden Liau hinwegtragen. Dann erst ist der Abgeschiedene ein vollberechtigter Bürger des Totenreiches geworden.

Während die Seelen der Bösen sich auflösen nach dem Tode und nur selten eine wirkliche Strafe erleiden sollen, lebt die Seele des guten Menschen im Totenreiche anfangs herrlich und in Freuden. Zwar gelten auch hier die Bedingungen des Erdenlebens; es werden Häuser gebaut, das Feld muss bestellt werden. Aber die Wälder wimmeln von Jagdbeute, eine Spanne Erdreich erzeugt Reis, genügend für eine ganze Gemeinde, die Bäume tragen herrliche

Früchte im Überfluss. Auch an siegreichen Kopfjagden kann es natürlich in einem Dajakparadiese nicht fehlen.

Aber diesen Genüssen ist ein Ende gesetzt. Auch im Seelenreiche gilt es zu sterben, dreimal, oder gar siebenmal, wie viele Dajak glauben. Langsam löst sich in diesen wiederholten Sterbeprozessen die Substanz des einstmaligen Menschenwesens auf und zerfliesst zuletzt in Nebel oder Luft, oder seine Bestandteile kehren auf die Oberwelt zurück in Gestalt von Waldespflanzen, als Pilz, als Baumfrucht.

Nur wenn sie in solcher Gestalt von einem Menschen genossen wird, kann die frühere Seele noch einmal zu bewusster Existenz gelangen, in dem Nachkommen dessen, der sie verzehrte.

In Segallam, am untern Kapuas, wurde uns von dem klugen, alten Häuptling gesagt, die Seele lebe gleich nach dem Tode in einem neugeborenen Kinde wieder auf, und ein Ende dieser Wanderung gäbe es nicht. Dennoch sprach er von einer Bestrafung nach dem Tode; doch wann und wo? „Wie können wir Dajak das wissen!“ Anderswo sind wir diesen Ansichten nicht begegnet.

Anklänge an Seelenwanderung treten noch an manchen Stellen hervor. Zuweilen heisst es, dass die Seele eines Gestorbenen in einen Alligator übergegangen, oder in eine Schlange, und stets wird solches den Überlebenden in Träumen offenbart. Früher sahen wir schon, dass besonders der Übergang der Menschenseele in einen Maias oder Orang Utan häufig angenommen wird.

Religiöse Anschauungen.

Der Dajak kennt keine Schriftsprache, und seine historischen und mythologischen Überlieferungen werden ausschliesslich durch mündliche Mitteilung von Generation zu Generation übertragen, mit wenig Veränderungen stets lebendig bleibend im Munde jener Auserwählten, die fähig und ausdauernd genug sind, die endlosen „Gesänge“ oder Pengaps ihrem Gedächtnisse einzuprägen. Diese Kundigen pflegen zugleich eine Art priesterlicher und ärztlicher Würde zu bekleiden, ohne jedoch einen regelmässigen Religionskult auszuüben; denn rituellen Götterdienst kennt der Dajak ebenso wenig, wie ein wirkliches Priesteramt. Um ein anschauliches Bild von den übersinnlichen Vorstellungen dieses Volkes zu gewinnen, sind wir daher angewiesen auf das Studium der Pengaps.

Auf unsere Fragen nach den höchsten Göttern hörten wir überall die gleiche Antwort: das höchste Wesen von unbegrenzter Macht, der Schöpfer der Welt und der Lebewesen sei Petara oder Jiwata. Beide Worte entstammen dem Sanskrit, und mit dem Namen sind zweifellos auch bestimmte

Begriffe, welche mit diesen Bezeichnungen verknüpft werden, aus Indien nach Borneo gedrungen.

„Petara ist überall; wir brauchen keine Moscheen, ihn zu verehren", sagte uns ein Dorfältester, und ähnliche Äusserungen begegneten uns im ganzen Kapuas- und Batanglupar-Gebiete.

„Unter unseren Vorfahren", so hörten wir ferner sagen, „hiess Petara:

Eine Waise ohne Vater,
Seit Ewigkeit ohne Mutter",

was in der Tat auf den Begriff eines uranfänglichen, ewigen und unveränderlichen Gottwesens schliessen lässt.

Aus dem grossen Petara sollen dann nach und nach alle die anderen „Petaras" hervorgegangen sein, welche den Dajakhimmel bevölkern. Nicht nur die einzelnen Naturphänomene, wie ein Gesangfragment zeigen wird, sind mit ihren verschiedenen Petaras verknüpft, sondern sogar jeden Menschen beschützt ein besonderer Petara — gemäss einer verbreiteten Idee, wie schon die auf einen vom Unglück Heimgesuchten bezügliche Redeweise: „er hat einen armseligen Petara", beweist.

Die Schwierigkeit, in diesen ohnehin verworrenen Begriffen sich zurecht zu finden, wird sehr gesteigert, weil die Dajaksprache keinen Unterschied zwischen Singular und Plural kennt. Soviel aber ist sicher, dass ziemlich allgemein der Petara als der Weltschöpfer angesehen wird. So heisst es in einem der Pengaps:

„Petara dehnte zuerst des Himmels Weite,
Mächtig, wie der Kamm des rotfiederigen Hahns!
Die Erde erschuf Petara zuerst,
Gross wie die Frucht des Mangabaumes.
Die Wasser ergoss Petara im Anfang,
Endlos wie die Stränge der Rotanschlingen.
Den festen Lehm formte Petara,
Und es ward daraus der Mensch."

Mündlich wurden uns noch weitere Ergänzungen der Schöpfungstabel mitgeteilt: Petara schuf zuerst Himmel und Erde, dann machte er einen grossen Baum, aus dessen Stamme die Tiere, aus dessen Ästen die braunen und aus dessen Zweigen die weissen Menschen entstanden, zuletzt auch die „grossen, grossen Palmenblätter", wie unser Gewährsmann sich geheimnisvoll ausdrückte.

Wiederum heisst es, die Menschen habe Selampadei, eine weibliche Gottheit, im Auftrage Petaras gebildet. Sie formte dieselben zuerst aus Stein, aber Petara verwarf das Werk, weil sie zu hart waren. Darauf hämmerte sie eiserne Ge-

stalten; auch diese wurden verworfen, weil sie nicht sprechen konnten. Schliesslich nahm Selampadei zwei „Erdeier" und bildete daraus Menschen, welche Petara gutfand und sich vermehren hiess; und so oft ein Mensch auf dem Amboss Selampadeis fertig gebildet ist, fragt Petara diesen: „Mit was willst du spielen?" Lautet die Antwort: Mit dem Schwerte und dem Blasrohr, so wird es ein Mann. Ist die Antwort dagegen: mit Webzeug und Reisstampfer, so wird eine Frau daraus.

Selampadei zeigt sich bisweilen auch vor der Geburt eines Kindes nahe dem Hause, und zwar in Gestalt eines grossen Frosches, dessen klickende Laute als Hammerschläge der Menschenschöpferin verstanden werden. Verirrt sich die Froschgottheit einmal in das Haus selbst, so werden ihr ehrfurchtsvolle Opfer dargebracht.

Weiter erfuhren wir folgendes: Im Anfang der Dinge stand der Himmel nahe der Erde und war aus essbarem Stoffe, ähnlich dem Kokosöl! Nachdem aber dem Menschen der Reis gegeben war, zog der Himmel sich zurück. „Dereinst „am Ende der Zeit", wird er herniederstürzend die Erde zertrümmern!"

Nur bei dem grossen Petara findet sich ein Interesse für Moral. Er straft vor allem die Unzucht der Unverheirateten, sowie den Ehebruch; eine schlimme Regenplage trifft nach solchen Vergehen den ganzen Stamm und kann nur durch schwere Busse der Schuldigen, zuweilen sogar nur durch deren Ausstossung von der Gemeinde abgewendet werden.

Auch Unehrerbietigkeit gegen alte Leute, ungerechten Richtspruch, vor allem den Diebstahl, trifft Petaras Rache. Auch beim Gottesgericht durch Tauchen ist er der Entscheidende, er, „der nicht falsch sein kann, nicht unrein."

Petara gibt auch ganz bestimmte Vorschriften:

„Man soll dem Fremdling eine Matte breiten;

„Man soll eilen, dem Hungrigen Reis zu geben und nicht säumen, dem Durstigen Wasser zu spenden;

„Man soll mit denen scherzen, welche ein schweres Herz haben, und jene durch Gespräche ermuntern, die schwerfälliger Rede sind;

„Man soll den Finger nicht zum Diebstahl reichen und sein Herz hüten vor schlechten Gedanken."

Gegenüber diesen Beispielen von moralischem Feingefühl ist wohl die Behauptung mancher Reisenden, dass den religiösen Begriffen der Dajak absolut jede moralische Tendenz mangele, nicht aufrecht zu halten! Richtig ist zwar, dass dieselbe in ihrem Götterdienst nicht sehr hervortritt und keinesfalls stark genug betont ist, um die hervorstechenden, praktisch moralischen

Züge, die wir an diesem Kindervolk beobachten konnten, anders als aus natürlichen Gesellschaftstugenden erklären zu können.

Freilich beschäftigt sich der eigentliche Ritus der Dajak, wenn man ihre Beschwörungs- und Festzeremonien so nennen darf, am allerwenigsten mit Petara an sich. Er steht hierbei ebenso hinter den andern Himmelsgöttern zurück, wie Brahma im Gottesdienst des neueren Indien. In einem Falle nur richtet das Dajakherz seine ganze Hoffnung auf Petara, den Einen, allein — wenn es nämlich in Angst und Not vor dem Tode eines geliebten Wesens bangt. Zwar wird nichts versäumt, um den bösen Krankheits-Antu mit menschlicher Hilfe zu verjagen; aber die endliche Rettung kann doch nur Petara senden.

In dem folgenden Gedichte, welches bei Krankheiten gesungen wird, bedeutet das Bambusblatt die umherirrende Seele; die Fische verbildlichen die Lebensgefahren, die den Kranken bedräuen.

„Wenn das Bambusblatt abfällt,
Und der Dungan-Fisch danach hascht,
Und der Antu töten will:
Dann gibt Petara seinen Schutz.

Wenn das Bambusblatt abfällt,
Und der Nplasi-Fisch danach hascht,
Und der Antu danach greift:
Dann zeigt sich Petara als sein Bruder.

Wenn das Bambusblatt fällt,
Und der Suna-Fisch danach hascht,
Und der Antu verderben will:
Dann wird Petara es als sein Eigen fordern.

Wenn das Bambusblatt fällt,
Und der Juak-Fisch danach hascht,
Und der Antu zerstören will:
Dann wird Petara als liebender Sohn sich erweisen."

Die schirmende Natur Petaras beweist auch die Antwort, welche er den Boten gibt, welche ihn zur Feier des Kopftestmahles (siehe weiter unten) laden sollen:

„Ich kann nicht fortgehen, sonst geschieht den Menschen Unheil! Selbst wenn ich nur mit dem Auge zwinkere oder gar zum Baden gehe, so fällt ein Mensch vom Baume herab oder verletzt sich mit seinem Schwerte." Weder diesem blutigen Triumphteste noch anderen Feierlichkeiten, zu denen die Götter geladen werden, wohnt daher Petara persönlich bei, ja es scheint fast, als habe

der Dajak die unklare Vorstellung, dass die Ausübung seiner Lieblingspassion, der Kopfräuberei, dem obersten Gott nicht so ganz genehm sei.

Roh und formlos ist dieser kindliche Gottesbegriff vom höchsten Petara; doch schliesst er unverkennbar die Idee eines gütigen, mächtigen Wesens ein, dem das Gute lieb ist, mit welchem aber der Dajak nicht paktieren kann, wie mit den meisten übrigen Göttern und Geistern, dem daher auch keine Opfer gebracht werden!

Nie sahen wir Götzenbilder, noch bildliche Darstellungen Petaras oder der übrigen Gottheiten, zuweilen nur roh geschnitzte, sitzende Holzfiguren, welche niedere Geister oder Antus, nach Aussage vieler Dajak aber Menschen darstellten. Auch gibt es Holz- und Strohfiguren, welche als Abwehr gegen böse Geister auf den Feldern aufgestellt werden. Andere Figürchen, die „mit Reis gefüttert werden," dienen bösen Zauberzwecken.

Im Gegensatz zu dem grossen Petara, stehen zwei andere Haupt- und Nationalgottheiten: Pulang Gana und Singalang Burong, beide, wie es scheint, ursprüngliche Schöpfungen des Dajakvolkes. Den letzteren haben wir schon als König der Weissagungsvögel kennen gelernt; daneben tritt er uns als Kriegsgott und Patron der Kopfräuber entgegen, wie dies im folgenden Abschnitte näher dargestellt ist. Auch gilt er wohl als Stammvater der Dajak.

Während Petara selbst, wie erwähnt, kein Opfer empfängt, wird Singalang Burong mit Spenden bedacht, nicht nur beim Kopffeste, sondern auch an dem Feste, welches „die Speisung der Vögel" genannt wird.

Pulang Gana ist der Beschützer des Bodens, die Gottheit des Reisbaues. Einer irdischen Mutter entstammend, und als ein Klumpen Blut in die Erde geschleudert, ist diese Gestalt gleichsam zur Bodenseele ausgewachsen, in welcher alles wurzelt, was dem Menschen Nahrung gibt. Sein Hauptfest wird in der Zeit der Reissaat unter grossen Gelagen gefeiert. In langatmigen Beschwörungsformeln, die den Namen „Sampi" führen, wird zuerst Pulang Gana selbst angerufen, darauf der „hohe Fürst des Tagesauges", die Sonne, der „Lichtsender und Wärmespender", die Reisseele, die Wahrsagevögel, eine Schar anderer mystischer Wesen, und endlich die seltsame „graugehaarte Grossmuttergöttin", Ini Andan.

In dieser merkwürdigen Gestalt, der einzigen, welche man als allegorische Figur bezeichnen könnte, scheint der von Natur lässige Dajak sein Ideal des Fleisses und der Beharrlichkeit personifiziert zu haben — Tugenden, welche ihm so nötig sind zum Bestellen des Feldes, von dessen Ertrag er gänzlich abhängig ist. „Ini Andan besitzt ein Kleid gegen Donner und Hitze, ist stark gegen den Blitz und fest gegen den Regen; ihre Hände rasten nimmer,

und ihr Werk kennt kein Ende; ihre Rede ist rein, ihr Herz voll Verständnis." Diese guten Eigenschaften überträgt sie auf solche, die ihr dienen: „Darum rufen wir sie, darum bereiten wir das Opfer." Herrin des waldigen Jagdgebietes, Hüterin der fischreichen Flüsse, Wächterin des Felsens, von dem die Wetzsteine kommen, Beschützerin der Bäume mit Bienennestern, — so erscheint sie überdies als Schutzgottheit alles dessen, womit der Dajak seinem einfachen Mahle Abwechslung verleiht. Sie ist es auch, die über dem bestellten Felde schützend wacht.

Ehe die Grossmutter-Göttin am Schlusse des Festes von den Menschen Abschied nimmt, erteilt sie ihnen gute Ratschläge:

„Höret meine Lehre, ihr Kinder der Menschen!
Wenn Ihr das Feld bestellt, seid eifrig im Werke;
Wenn Ihr schlafet, seid nicht zu sehr die Sklaven Eurer Augen.
Wenn Gäste Euch besuchen, fragt nach ihrem Ergehen;
Heget nicht Zwist untereinander.
Sprecht nicht böse Worte zu Euren Freunden!
Führet nicht schlechte Reden im Munde!
Hegt keinen Neid gegen Eure Genossen:
Dann werdet Ihr alle reiche Ernten haben,
Dann wird Eure Rede klug und geschickt sein,
Dann werdet Ihr ein reines Herz haben."

Der Forteilenden legt der Sänger die Worte in den Mund:

„Nun eil ich von hinnen mit Hast.
Zur Leiter nehm ich den Wind;
Ich fahr auf dem heulenden Sturm.
So kehr ich zurück in mein Land
Auf dem wolkenumwickelten Mond."

Eine ganze Schar weiterer Petaras oder Naturgottheiten lernen wir bei dem Feste kennen, welches dem glücklichen Gedeihen eines Kindes während seines ersten Lebensjahres gewidmet ist. Der Medizinmann ruft sie der Reihe nach an: die Geister der oberen Welt, der lehmigen Erde, der kleinen Hügel, der schöngeformten Bergketten, der dichtbewachsenen knorrigen Äste, die Geister des Waldes (Vögel, Insekten, Affen), der „Mitte der Erde" usw., sie alle werden angefleht, auf das Kind herabzublicken und ihm Segen zu spenden. Und sie erhören den Ruf.

„Die Götterkönige schauen alle herab,
Die erhabnen Petaras mit weit offenen Augen;
alle blicken hernieder.

Aus der ziehenden Wolke, wie aus einer zerschlissenen Matte
schauen und nicken sie herab.
Vom Siebengestirn, das gleich blitzendem Turban blinkt,
schaut Petara Guyak;
Von dem himmlischen Milchweg, gleich dem goldenen Leibe der
Nabaschlange,
schaut Petara Kadau;
Vom Schützer des Tages[1]), schönfarbig wie ein kostbarer Krug,
neigt sich Petara Menam;
Vom Monde, einem silbernen Ohrschmuck gleich,
blickt auch Petara Tebaran;
Vom Abendstern, voll wie die Blüte des roten Hibiscus,
schaut herab Petara Megu;
Von des Himmels Grenzen, endlos gestreckt wie Rotanschlingen,
lugt Petara Megit;
Aus der Sonne, im Niedergehen strahlend wie eine Opferschale,
neigt unser Petara sich zu uns."

Die Überirdischen sind bereit ihren Segen zu spenden, denn, „wie sollten wir dies Kind nicht behüten und gedeihen lassen, da ihr im kommenden Jahre ein grosses Fest bereiten und uns mit Reis, Fisch, Wild, mit Kuchen und Schnaps bewirten werdet?"

Und nun schwenken sie aus allen Himmelswinkeln ihre Zaubermittel über das Kind.

Einige Monate bis ein Jahr später findet eine Nachfeier statt, und die Götter werden nun zum wirklichen Festschmause ins Haus geladen, sowohl männliche als weibliche. Es ist ein auffälliger Zug der Dajakreligion, dass zahlreiche Götter als weibliche Gestalten vorgestellt werden und als solche eine hervorragende Rolle spielen. Es schmücken sich nun die weiblichen Götter auf das Prächtigste: glitzernde Messingreifen zieren ihre Leiber, Perlen und Schnäbel des Nashornvogels Hals und Arme. Die männlichen Petaras umgürten bunte Tücher und legen Reife an Beine und Arme.

Auf der Niederfahrt zur Erde verirrt sich — dies Sichverirren ist ein typischer Zug in vielen Dajak-Erzählungen — der Götterzug und wird gezwungen, einen „Umweg über Sonne, Mond und Sterne" zu machen, bis ein umgestürzter Riesenbaum erreicht wird, an welchem sie sich zur Erde herablassen. Hier schliessen sich dem Zuge alle Petaras der Hügel, des Waldes

[1]) Bezeichnung des unvollständigen Regenbogens. Der volle Bogen heisst: „Königssohn".

und der Niederungen an, und hinterdrein folgt die sorgsame Selampadai, die natürlich nicht fehlen darf, wenn es die Segnung eines Kindes gilt!

Köstlich ist die väterliche, wiederum von dem Vorsänger vorgetragene Ermahnung, welche die gesetzteren Petaras den jüngeren zurufen, bevor sie das Haus betreten. Der Gesang wirft zugleich ein Streiflicht auf die Anstandslehren der Dajak.

„Blicket nicht unter die Flur des Hauses,
Dass sie nicht denken, Ihr sucht eines Schweines Zahn!
Setzt Euch nicht gegenüber der Hühnertenne,
Dass sie nicht denken, Ihr sucht nach Schwanzfedern des Kampfhahns!
Richtet Eure Augen nicht auf die Aussenflur hinaus,
Dass sie nicht denken, Ihr suchet nach Gatten!
Schauet nicht in der Kammer umher,
Dass sie nicht denken, Ihr sucht einen Krug!
Blicket nicht aufwärts zum Dachraum,
Dass sie nicht meinen, Ihr suchet Reis!"

Beim Abschiede spenden die Himmlischen stets ihren Segensspruch. So z. B. lauten am Schlusse des Erntefestes die von einem Manang vorgetragenen Schlussworte der abziehenden Petaras:

„Seid gesund und glücklich, ihr Menschen der lebenden Welt!
Ihr gabt uns Reis,
Ihr gabt uns Kuchen,
Ihr gabt uns Schnaps,
Ihr gabt uns weiche Matten:
Beim Feldbau — alle sollt Ihr reichlich ernten!
In Euren Händen — alles soll Euch gedeihen!
Im Schlafe — allen senden wir gute Träume!
Im Kriege — alle sollt ihr Köpfe erbeuten!
In Eurem Rate — alle sollt Ihr eines Sinnes sein!"

Als eine Art göttlicher Wesen gelten auch Schlangen. Man betrachtet sie oft als besondere Hilfsgeister bestimmter Menschen. In der Nähe eines Hauses werden sie respektiert und häufig mit Opfern bedacht. Die Pythonschlange hat bisweilen prophetische Bedeutung und kündet den Tod an; um das drohende Unheil abzuwenden, hilft sich der Dajak mit einem Symbol, indem er ein buntes Tuch zerrt und schlägt und die Schlange in effigie tötet. Allgemein verbreitet ist der Glaube, dass die Pythonschlange vor dem Sterben sich in die Erde vergräbt, dort erstarrt und auf unterirdischem Wege ins Meer

gelangt, wo sie als rätselhafte riesige Seeschlange weiter lebt und durch den Widerschein ihrer Haut den Regenbogen erzeugt.

Aus der grossen Anzahl mythischer Gestalten heben wir noch einige besonders charakteristische Figuren heraus und bezeichnen dabei die örtliche Herkunft der Schilderung.

Die Sangiang sind eine Art von Schutzgeistern, die in mancher Hinsicht fast an den westlichen Begriff der Engel erinnern. Sie müssen die Vermittlung mit den höheren Mächten in vielen Fällen des Dajaklebens übernehmen und haben manche Botschaft zu überbringen an den Raja Untung, den König des Glückes, und an Raja Sial, den Fürsten des Unglücks.

Sie wohnen über den Wolken in einem herrlichen Lande, unter Bäumen, deren Früchte den „Atem verlängern", deren Blätter das „Herz hell" machen, und aus deren Rinde der Lebenssaft quillt.

Vor Zeiten wohnten sie auf der Erde, konnten aber ihre Feinde nicht besiegen, da sie nur „schwimmendes Eisen" (Holz?) hatten, das wohl verwunden, aber nicht töten konnte. Deshalb entwichen sie in die Luftregion.

Der oberste Sangiang ist Tempon telon, den wir als Seelenführer bei Gelegenheit des Totenfestes kennen gelernt. Meist wählt ein Stamm oder eine Familie, ja selbst ein einzelner Mensch sich irgend einen bestimmten Sangiang zu seinem besonderen Schutzheiligen, und es wird dieser regelrecht vererbt, d. h. wenn seine Schützlinge mit ihm zufrieden sind[1]).

Von imposanter Vorstellung sind die sieben Donnergötter (Njaro). Sie haben eiserne Waden, auf dem Haupte drei goldene Haare; ihre Wohnung sind Bergesspitzen. Ihr Jauchzen ist das Donnergeroll, die Blitze sind Goldstückchen, die ihnen dabei aus den Zähnen fallen. (Vergl. Goldplomben der Dajak!) Sie töten mit dem Wurf ihrer Streitaxt.

Die Djata sind zugleich Wasser- und Schicksalsgottheiten. Ihnen werden bei Gelegenheit drohenden Unheils, bei Gottesgerichten (Tauchen usw.), von jungen Müttern und von Frauen, welche Kinder ersehnen, Opfer an die Flüsse gebracht in Gestalt kleiner Häuschen und Boote aus Bambus, sowie Hühner und Tauben, denen man die Schnäbel vergoldete. Der „Schwur bei den Djatas" gilt als besonders heilig. Eine südliche Überlieferung sagt, dass uranfänglich die Djata zusammen mit Matahara (dem südlichen Petara) alle andern Gottheiten sowie die Welt erschufen.

Die Djata wohnen im Erdboden unter den Flüssen, in prächtigen Wohnungen, die Krokodile sind ihre Diener, und sie bedienen sich deren Gestalt auch, sobald sie die Erde besuchen wollen[1]).

---

[1]) Hardeland.

Nahe verwandt der westlichen Vampyr-Sage ist die Idee der Hantu — nicht zu verwechseln mit den eigentlichen Antu von Profession.

Die Hantu sind Menschen, welche die unheimliche, erbliche Gabe haben, sich über Nacht in gespenstische Unholde zu verwandeln: als Kopf mit anhangendem Eingeweide durchfahren sie die Luft und saugen den Schlafenden das Blut aus. Ebenso wie den Vampyren, ist den Hantu das Tageslicht verderblich; versäumen sie, vor dem Morgenrot sich wieder mit ihrem zurückgelassenen Körper zu vereinigen, so gehen sie zugrunde.

Es wird erzählt, dass ein Hantu sich auf seiner nächtlichen Streiferei verspätete und, fern von seinem Heimatsort durch das Frührot überrascht, in den Tragkorb eines alten Weibes flüchtete. Dieses bat er flehentlich, ihn unvermerkt in sein Dorf zurückzubringen; er wolle es dafür von allen Schulden loskaufen. Und so geschah es. Die Alte brachte mit schlotternden Knieen den Hantu durch den Kreis der ums Frühmahl hockenden Hausbewohner in seine Kammer, aus welcher er kurz darauf in Menschengestalt und strotzend von Lebenskraft hervortrat.

Wer im Verdachte steht, ein Hantu zu sein, wird ängstlich gemieden. Es soll vorgekommen sein, dass ein Verdächtigter ermordet wurde.

(Lobscheid; Banjer.)

An europäische Jagd-Sagenkreise erinnert auch der Waldgeist Bahutat (Südborneo) mit ewig wechselnder Tiergestalt; bald erscheint er als Hirsch, bald als Bär oder Eber und lockt die Jäger auf endlosen Pfaden; doch kann ihn weder Pfeil noch Lanze treffen; nur Anruf mit seinem Namen schützt gegen seine Macht.

Das Kopffest.

Wie alles über das gewöhnliche Tagesleben Hinausragende, wie Geburt und Tod, Ernte und Schlacht, so hat auch die Kopfjagd und das sich ihr anschliessende Triumphfest ein poetisches Gewand bekommen; und es ist natürlich, dass als Schutzpatron des Festes Singalang Burong, gewissermassen der Mars der Dajak figuriert. Er beschützt die auf Kopfraub ausziehenden Krieger und wird von den siegreich heimkehrenden Menschenjägern zum Kopffeste, zum „Gawei Palah," herbeigerufen.

Im nachfolgenden geben wir den Inhalt des beim Kopffeste abgesungenen Pengap.

Die Einladung ergeht an Singalang Burong nicht direkt, sondern im Gewande einer Erzählung. Im Liede wird nämlich beschrieben, wie der gewaltige „Kling," die Lieblings-Heldengestalt der Dajakmythe, ein Kopffest rüstet und den Singalang Burong hierzu einladet.

Der Gesang schildert zuerst, wie die Genossen in Klings Haus zum Himmel spähen:

„Sie schauen nach den gefleckten Abendwolken, schillernd wie ein prächtiger Menagakrug;
Sie erschauen die Sonne, wie sie niedersteigt zur glitzernden Weite des Ozeans;
Sie sehen die drohenden Wolken, gleich einem schwarzen Gewand gespannt;
Sehen den hellstrahlenden Mond, den Milchweg und die Gestirne;
Sehen das Haus mit seinen Bewohnern, die geschmückten Jünglinge, die verstohlen kichernden Mädchen;
Die Greise würdig und ernst auf der Vorflur versammelt."

Alles rüstet emsig zum Feste . . . Die Frauen schmücken die Pfosten mit Gespinsten: Die eine gleicht „einer Taube," eine andere dem „Arguspfau". „Alle lachen sie voll Freuden."

Weiter wird im Gesange erzählt, wie Kumang, die liebliche Frau des Kling, das Schönheitsideal der Dajak, aus ihrer Kammer tritt und sich neben den Gemahl niederlässt, klagend, dass es mit den Rüstungen zum Fest nicht vorwärts gehe. Sie habe keine Ruhe mehr, weder sitzend noch liegend, weil er so lässig sei! Kling erwidert vorwurfsvoll:

„Ging ich auf den Kriegspfad,
Nie kehrte ich ohne Beute heim:
Mein Korb war voll von Köpfen.

Zog ich zur Eberjagd,
Wann kehrte ich zurück
Ohne eines Keilers Hauer?

Legte ich Vogelfallen,
Bracht' ich nicht stets ins Haus
Eines Arguspfauen Gefieder?"

Klings Boten, die Motte und die Schwalbe, welche „in einem Schwunge den Raum zwischen Himmel und Erde durchmessen können" werden nun ausgesandt, den Singalang Burong zum Feste zu entbieten. Auf halbem Wege sind sie an das Haus der „Ini-Manang," der „Grossmutter-Ärztin", gelangt, welche die schweisstriefenden Boten ausfragt:

„Wer liegt im Fieber? Wer steht am Rande des Todes?
„Ich kann nicht kommen, ihn zu heilen.
„Noch bin ich müde, Du Enkelkind!
„Ich kam von den Gipfeln des Sandangang,
„Wo ich den hohen Teakbaum fällen musste!"

Motte und Schwalbe begehren jedoch nur Auskunft über den Weg zum Lande des Windgeistes Antu Ribut, einer weiblichen Gottheit, welche den Ankommenden entgegenruft:

Warum kommt ihr so in tiefer, stiller Nacht
So früh im ersten Strahl des Morgens?
Welche feindliche Schar überfiel das Land?"

Sie erwidern, dass sie nur ihre Hilfe wollen, um Singalang Burong zu holen, da nur sie durch die schmale Ritze der Himmelstür eindringen könne. Sie sucht Ausflüchte: „Sie muss noch die tiefen Täler, die wie gehöhlte Boote sind, reinfegen von Blättern und Staub." Doch schliesslich lässt sie sich bewegen und wandelt ihre Geisterform in natürlichen Wind. Dann erhebt sich rings im Walde ein Brausen „gleich dem Donner eines mondtollen Wasserfalles", und ringsum fallen die Blätter.

„Sie bläst gen Himmel über den Mond hinaus,
Sie bläst seewärts bis über die Kokosinseln,
Bläst in die Wasser bis zum kieseligen Grunde,
Erdwärts bläst sie bis in der Unterwelt Tiefen,
Durch die treibenden weissflockigen Wolken kriecht sie empor,
Des Himmels Pforte sprengt sie, die festgeschlossene;
Sie schleicht durch die Regenlöcher, nicht grösser als eines Pfeiles Dicke,
Sie bricht durch des Donners Höhlen, die brüllend widerhallen,
Auf dem Pfad des Blitzes fährt sie, der die Nacht durchzuckt" —

und Donner und Sturm erschüttert Singalangs Behausung. Seine Kokos- und Sagobäume brechen unter ihrer Gewalt, und der Wald beugt sich zur Erde; plötzliche Kälte lähmt die Bewohner, und Singalang fragt erzürnt, ob irgend jemand ein Pemali (Sittenverbot) gebrochen und dadurch die Sturmplage heraufbeschworen habe. „Antu Ribut", der Windgeist, ersteigt den Leiterbaum; aber erschreckt durch den kriegerischen Anblick Singalangs, der in vollem Schlachtschmucke vor ihr steht, fährt sie zurück und braust durch die Dachöffnung in das Gemach, wo Singalangs Frau am Webrahmen sitzt. Rings umher flattert das Webgeräte und das erschreckte Weib flüchtet hinter einen Pfosten. Erst allmählich begreift sie, dass der heftige Windstoss eine Botschaft aus der niederen Welt ist, welcher die Kunde bringt, dass dort unten „das weissgesprenkelte Schwein geschlachtet", ein Fest bereitet wird, zu dem man ihren Gatten lade.

Nun wird der grosse Gong geschlagen, um Singalangs Schwagersohne, die Weissagungsvögel, zu versammeln, die von allen Seiten herbeiflattern. Aber als alles bereit ist, zur Menschenwelt hinabzuziehen, weigert sich Singalangs Lieblingstochter, das Weib des Vogels Katupong, mitzugehen, bevor man ihr

ein gewisses kostbares Schmuckstück verschafft, mit dem sie ebenbürtig vor der schönen Kumang und deren Hausgenossinnen erscheine.

Dies Kleinod wird beschrieben als „ein Klumpen Gold, — ein Haufen Silber — eine köstliche Frucht". Man überlegt, wo es zu finden sei, und es stellt sich heraus, dass es im Besitz von Nising, des Nacht-Vogels Grossvater, sich befinde, zu dessen Haus nun eilig die ganze Vogelschar aufbricht. Drinnen hören sie des Nising Weib ein schreiendes Kind in Schlaf singen; sie zeigt ihm die Hühner, die Schweine, vermag aber nicht, das Kind zu beruhigen. „Soll ich nicht weinen?" sagt das Kind; „im Traum biss mich eine Schlange, und mir ward mein Herz durchschnitten!"

„„Das bedeutet"", spricht die Mutter, „„dass dein Leben kurz sein wird!
Bald wird dein Hals im Uferschlamm stecken;
Bald wird dein Haupt im Bastgeflecht hangen;
Bald wird dein Mund die Baumwolle essen"" usw.

Der letztere Ausdruck weist auf die Behandlung des erbeuteten Kopfes hin, welchem beim Kopffeste Watte um den Mund gewickelt wird.

Die Ankömmlinge dringen nun ins Haus, und da Nising sein Kleinod nicht gutwillig hergeben will, wird er mit Tuak (Reisschnaps) trunken gemacht, man nimmt ihm dasselbe aus seinem Kopftuch heraus und bringt es im Triumph der eigensinnigen Schönen. —

Dies Kleinod nun ist nichts anderes als ein Menschen-Schädel; die schmückenden Beiworte aber und Vergleiche im Gesange, sowie das sehnsüchtige Verlangen, welches die himmlische Dame nach dem Besitz desselben empfindet, durch den sie es den Erdenschwestern gleich oder zuvor tun will, sind bezeichnend genug für diese schaurige Verirrung des sonst so harmlosen Dajakgemütes, sowie für den Anteil, welchen die Frauen an dem Fortbestehen dieses entsetzlichen Missbrauches haben.

Die Bedeutung des seltsamen Gesanges in Nisings Haus ist die eines grausigen Fluches gegen die Feinde. Das Kind ist nur Sinnbild für ein abgeschlagenes Menschenhaupt, das während des Festes im Hause auf und abgetragen wird; durch den Fluch aber sollen dessen überlebende Genossen demselben Schicksal verfallen und ihre Häupter über den Feuerstätten des Festhauses als Trophäen hängen. Das obige ist nur ein kurzes Bruchstück der langen Verwünschung, und diesem Teile des Gesanges lauscht die Festgesellschaft, insbesondere die Jugend, dicht um den Sänger gedrängt, mit leidenschaftlichem Interesse. —

Mit dem erbeuteten Schmuckstück zieht nun, so will es der Gesang, Singalangs Schar in Klings Haus ein, wo sein Erscheinen sofort Wunder bewirkt:

Greise, die er anspricht, sind plötzlich wieder jung; die Stummen können reden, die Blinden sehen! Schwangere Frauen gebären ohne Schmerz, und das Neugeborene ist nur wie ein Frosch gross!

Der Sänger empfängt den imaginären Gast, der als weisshaarig mit jungem Antlitz geschildert wird, mit feierlichen Gebärden am Kopf der Hausleiter und schwenkt das Opferhuhn über ihn.

Dann schreitet er selbst, den überirdischen Besuch personifizierend, zu allen Insassen des Hauses, sie berührend und ihnen so den Segen des Singalang übermittelnd: Den Männern Körperkraft und Kriegermut, den Weibern Gelingen im Feldbau, Geschick am Webzeug, schöne Gestalt und helle Hautfarbe.

Nach dieser Zeremonie wird, — immer laut Schilderung des Gesanges, im Hause des Kling — dem Singalang von den Frauen Tuak kredenzt, dem er so lange zuspricht, bis er in Trunkenheit sein Kopftuch verliert, aus dem das Kleinod, der Menschenkopf, entrollt. Dies ist der grosse Augenblick des Festes! Kumang und die anderen Frauen bergen die kostbare Beute in ihrer Kammer, und Singalang nimmt Abschied nach Hinterlassung von Zaubermitteln und Arzneien und kehrt mit seiner luftigen Schar in den Himmelsraum zurück.

Als Illustration, wie tief selbst in neuerer Zeit die Sitte oder Unsitte der Kopfräuberei im Herzen der Dajak, zumal des weiblichen Geschlechts, noch wurzelt, fügen wir das folgende, fast tragische Begebnis hier an, das uns in Sintang von einem dort stationierten Offizier aus seiner eigenen Erfahrung berichtet wurde. Derselbe hatte vor mehreren Jahren die Unterdrückung eines Aufstandes der Stämme am oberen Melawi, einem südlichen Nebenflusse des Kapuas, geleitet, und es waren bei diesem Anlass einige Dajak als Gefangene oder Geisseln in die Garnison zu Sintang gebracht. Unter diesen war ein junger Häuptlingssohn, der durch sein geweckteres, offeneres Wesen des Kapitäns Neigung gewann, so dass dieser sich oft mit ihm beschäftigte und ihm Verständnis für mancherlei westliche Begriffe beibrachte. Unter anderm war es ihm gelungen, dem jungen Wilden die Verwerflichkeit der Kopfjägerei so wirkungsvoll vorzustellen, dass dieser bei seiner Entlassung aus der Garnison dem Kapitän das feierliche Versprechen gab, nie wieder dieser Passion zu huldigen.

Er kehrt zu seinem Heimatstamm zurück, der sich stets durch kriegerische Neigungen ausgezeichnet; sein Vater selbst ist einer der berühmtesten Kopfhelden der Gegend. Der Rückgekehrte wird gehänselt, verlacht und ein Feigling gescholten, da er sich an den Kopfjagdzügen nicht mehr beteiligt. Er bleibt seinem Versprechen treu. Die „Dorfschönheit" seiner Hausgemeinde setzt sein Herz in Flammen! Sie erklärt, ihn zum Gatten zu nehmen, doch das Braut-

geschenk müsse ein Kopf sein; ohne dieses kann in diesem Stamm eine Jungfrau, die etwas auf sich hält, sich nicht verschenken! Der Jüngling bleibt standhaft, denn er hat dem weissen grossen Herrn sein Wort gegeben, und er verzichtet auf das Mädchen. Da fängt dieses eine Liebschaft mit einem Dorfgenossen an! Das ist mehr als das feurige Herz des wackeren Burschen erträgt. Er verschwindet zur Nachtzeit, während ein Teil der Hausbewohner die entfernten Felder hütet, da es kurz vor der Ernte war.

Nach zwei Tagen kehrt er heim, hebt den Tragkorb vom Rücken und schleudert der Angebeteten drei frische Menschenköpfe vor die Füsse. Unter neidvollem Staunen der übrigen Weiber will diese nun dem siegreichen Werber ihr Herz schenken. Da deutet der Jüngling stumm auf die Köpfe und das entsetzte Mädchen erkennt die Häupter ihres Vaters und ihrer zwei Brüder. Am selben Tage verliess der Jüngling das Haus für immer und verschwand in den Tiefen des Urwalds. „Wir liessen nach ihm suchen", endete der Kapitän seine Erzählung, „denn ich hätte den prächtigen Burschen gern vor Untergang bewahrt, aber nie wieder hat jemand eine Spur von ihm gefunden."

Aus den vorhergehenden Mitteilungen lässt sich ersehen, dass, wie andere Naturvölker, so auch der Dajak die Wirklichkeit mit der Frucht der Phantasie vermengt. Aus diesen kindlichen Unklarheiten entspringt die Wahnvorstellung, dass alle Ereignisse von persönlichen Wesen, von Geistern, ausgehen. Furcht vor Krankheit und Tod, sowie die Traumerscheinung Verstorbener an erster, Bewusstsein der Ohnmacht gegen Naturgewalten an zweiter Stelle, Furcht vor gefährlichen Tieren in dritter Linie mögen die Wurzeln gewesen sein, aus denen die Naturvölker ihren Geisterglauben schufen. Ein moralisches Element bleibt diesen Werde-Lehren anfänglich ferne, indem religiöse Anschauung und Zeremonie sich auf Darbringung von Opfern beschränkt, also auf einen Pakt des Menschen mit den Göttern hinausläuft, nach dem Prinzip der Leistung und Gegenleistung.

Diese Naturlehren streben aber nach zwei verschiedenen Richtungen auseinander. Während die sinnlich-naturalistisch veranlagten Negervölker fast alle die unbekannten Mächte in Gegenständen verkörperten und einen Fetisch- und Götzendienst herausbildeten, erhoben sich die Vorstellungen der phantasievollen Dajak zum Animismus, zur Lehre vom Beseeltsein der irdischen Objekte, welche auch den Glauben an die Eigenexistenz der Seelen, den Spiritismus, in sich schliesst.

Zu einem Moralsystem erhob sich die Religion der Dajak jedoch noch nicht — ebensowenig wie der Shintoismus der Japaner. Dies moralische Element

fehlt ja überhaupt fast ganz den Naturreligionen, und tritt erst auf höheren Stufen geistiger Entwickelung als herrschendes Prinzip in den Kreis der Vorstellungen vom Übersinnlichen. Zwar glaubt der Dajak an ein Weiterleben nach dem Tode, aber auch die Seelen im Totenreiche müssen endlich sterben, und ein ewiges Leben gibt es nicht. Nur verstohlen schleicht sich hie und da der Gedanke an Lohn und Strafe im Seelenreiche ein; in seinen Handlungen lässt sich der Dajak jedoch durch solche vereinzelte Glaubenssätze kaum bestimmen. Sitte und Moral werden ihm durch das Gemeindeleben vorgeschrieben.

Schwierig ist festzustellen, welche Götter- und Geistesfiguren der Dajak sich selber geschaffen, und welche er anderen Religionen entlehnt hat. Es ist eine ebenso lohnende wie erfreuliche Aufgabe, inmitten dieser vortrefflichen Waldessöhne solchen Fragen nachzuspüren.

[1] Es steckt ein starker Kern guter positiver Eigenschaften in vielen Naturvölkern; aber erst nachdem die Schriftsprache sich Bahn gebrochen, welche Vergangenheit und Gegenwart zu einer ununterbrochenen Kette intellektuellen und moralischen Fortschritts verbindet, kann eine Kultur in höherem Sinne sich anbahnen.

Ein Volk ohne Schriftsprache, wie die Dajak, bleibt geschichtslos, daher kulturarm. Seit langen Zeiten haben die Dajak vom Reisbau, nebenbei von Jagd gelebt; ihre Lebensweise hat sich nicht oder nur wenig geändert. Sie leben noch immer im Banne der Natur, die sie nicht zwingt, erfinderisch zu werden behufs besserer Regulierung ihres Lebens; die Sorge für den Leib fordert den besten Teil ihrer Kraft und Zeit.

Ein Zeichen der Kultur, der modernen Kultur ist aber Naturbeherrschung! Wir hängen zwar, dank unserer Naturerkenntnis, noch inniger mit der Natur zusammen, als alle früheren Geschlechter, aber wir machen sie uns dienstbar und nützen sie besser aus, machen uns unabhängiger von ihren Wechselfällen.

Stehen nun kulturlich die Naturvölker einige Stufen unter uns, so sind manche derselben uns doch gleich oder stehen uns mindestens nahe durch natürliche Anlagen und Bildungsfähigkeit, nur dass sie noch, infolge des Mangels an ernster Erziehung und sittlicher Schulung, Kinder des Augenblicks geblieben sind.

Kommen wird wohl der Tag, wo auch die Urwaldinsel Borneo von den Wellen der modernen Kultur und ihrer Ansprüche überflutet wird, wie im Nord-

[1] Der nachfolgende Zusatz, [illegible] Emil Selenka hinterlassen wurde.

osten bereits der Anfang gemacht ist. Dann wird es sich zeigen, ob die Dajak bis dahin genügend vorbereitet und geistig begabt genug sind, sich den fortschrittlichen Ideen anzupassen, oder ob sie dessen unfähig sind und der Vernichtung anheimfallen, wie die Aino in Japan, die Indianer Nordamerikas. Die kaukasische Rasse, die Europäer, sind aber nicht berufen, die Dajakbevölkerung zu ersetzen; das müssten schon Inder, Stammmalayen oder Chinesen sein, Stämme, welche das Klima ohne Schädigung ihrer Konstitution ertragen.

Möge das gesunde, lebenstüchtige Volk der Dajak auch in einem veränderten Kulturzustande dauernd erhalten bleiben mit seinen trefflichen Anlagen, seiner kindlichen Naivität und Heiterkeit, seiner Rechtschaffenheit und Herzensgüte!

E. S.

Auf hoher See.

Die Seereise von Neapel nach Singapore ist in der Regel eine angenehme Spazierfahrt.

Auf den ebenso behaglich wie elegant eingerichteten Dampfern des Norddeutschen Lloyd findet der Reisende allen Komfort eines Hotels ersten Ranges. Salons, Rauch- und Kneipzimmer, ein geräumiges, durch ein Holzdach vor der Sonnenglut geschütztes „Promenadendeck", ferner vorzügliche Speisen und Getränke, aufmerksame Bedienung, elektrische Beleuchtung in jeder Kabine und — nicht an letzter Stelle — das liebenswürdige Benehmen unserer deutschen Seeleute, gestalten den Aufenthalt so angenehm, dass der Reisende, am Ziel angekommen, mit Bedauern von dem liebgewordenen deutschen Bretterboden Abschied nimmt! Tag auf Tag verfliegt mit Lektüre, Konversation, Gesellschaftsspielen, mit Trinken, Essen, Schlafen und Baden. Sind auch die Mittagsstunden zuweilen recht warm, so entschädigen dafür die milden wundervollen Tropennächte.

Im roten Meere und im indischen Ozean fesselt vor allem der Farbenwechsel des Wassers. Bei klarer, ruhiger Luft erscheint die See dunkelveilchenblau, an den Untiefen grünlich, bei schwach bewölktem Himmel kornblumenbis lichtblau, im Reflex dunkler Wolken blaugrau, marineblau bis tintenschwarz. Eine leichte Brise wirft grünliche Tinten dazwischen, und im Reflexe der Strahlen des Sonnenauf- und -untergangs glüht das Wasser wie flüssiges Kupfer. Die hüpfenden Wellen und Wellchen aber wiederholen die Farbenmusik der in violetten, schwefelgelben, smaragdgrünen, perlgrauen und karmingrotten Duftfetzen schimmernden Wolken.

Scharen von Delphinen begleiten das Schiff, bisweilen hoch im Bogen durch die Luft springend; kreischende Möven umschweben das Takelwerk, und

Herden fliegender Fische, aufgescheucht durch den herannahenden Koloss, schwirren und schweben über die Wasserfläche.

Einen märchenhaften Anblick gewährt die See der warmen Zone in stillen, mondfreien Nächten. So weit das Auge reicht, ist das Meer durchsät von leuchtenden Rosetten, grünlich flammenden Sternen und silberglänzenden Funken. Die vom Schiffskiel aufgeworfenen Wasserhügel erglänzen gleich zwei feurigen Kissen, und wenn man vom Hinterdeck auf das schäumende Kielwasser blickt, könnte man glauben, das ganze Sternenheer samt der Milchstrasse habe sich in verstärktem Glanze auf das dunkle Meer gestürzt. Überall ein Wetterleuchten, Lichterhuschen und Funkenstieben. Von Zeit zu Zeit schiesst ein feuriger Keil durch diesen nassen Sternenhimmel, ein Haifisch oder Delphin, durch seine Flucht zahllose kleine Meerestiere erschütternd und zum Leuchten bringend. Einst beobachteten wir zwei mächtige Haifische, welche stundenlang unser Schiff begleiteten, nebeneinander unmittelbar vor dem Kiele herschwimmend und bisweilen in elegantem Schwunge ihre Plätze vertauschend. Ihre Körper waren von grünlichem Funkenfeuer überzogen.

Vorderteil des Norddeutschen Lloyddampfers „Darmstadt".
Vom Mastkorb aus aufgenommen.

Das Meerleuchten wird bekanntlich durch zahllose Meerestiere verursacht, welche aus eignem Antriebe oder infolge von Erschütterungen ein phosphoreszierendes Licht verbreiten können — offenbar ein Erkennungsmittel dieser Geschöpfe während der Nachtzeit und in der purpurnen Finsternis der Meerestiefe. Aber auch unter den Meeresalgen gibt es Leuchtformen. Diese vermehren sich oft sehr reichlich und schnell und bilden strichweise ein lebendiges Pflanzenmus. Im roten Meere geriet unser Schiff eines Nachts in solch einen riesigen Muskuchen von Leuchtalgen, und das ganze vom Dampfer in Bewegung gesetzte Wasser erstrahlte eine Viertelstunde lang in wundervollem, smaragdenen Feuerscheine.

Naturfreunde bringen die Nächte gerne auf Deck zu. Behaglich streckt man sich auf dem indischen Langstuhle aus, um sich von dem dahingleitenden Dampfer in Träumerei wiegen zu lassen. Der Blick versenkt sich in den indigo-

blauen Äther und sieht durch das Tauwerk die Gestirne schwanken, die bald von Rauchwolken des Schornsteins verdeckt werden, bald durch die Feuerluft sich zu flackernden Scheiben vergrössern, bald wieder mit planetarem, ruhigen Lichte hernederschauen. Leise singt der Wind in den Raaen; von der aufgefurchten See rauscht besänftigende Schlummermusik herauf, bisweilen unterbrochen durch die Stundensignale der Schiffsglocke, denen vom Schiffsschnabel her der langgezogene Ruf des Wachtpostens: „Alles klar!" antwortet. Von linder Luft umfächelt, sinken wir in Schlaf, um im Strahle des Frühlichts erquickt wieder zu erwachen. Noch schwankt der Geist zwischen Traum und Wirklichkeit, bis plötzlich der Schiffsstuhl hoch in die Höhe gehoben wird: freundliche Matrosen tragen den Deckschläfer behutsam auf den Vorderraum des Schiffes, um ungehindert das Deck waschen zu können — eine Prozedur, welche allmorgendlich vorgenommen wird. —

So erfreulich im allgemeinen die Fahrt auf ruhigem Wasser ist, unerträglich wird dieselbe oft in den Kalmenzonen. Wir sollten das selber erfahren!

Im bengalischen Meerbusen trat eines Tages eine zweitägige, absolute Windstille ein. Keine Wolke spendete Schatten, und die Temperatur der Luft stieg zu erschrecklicher Höhe; glatt wie ein Spiegel war die See und liess kaum noch die über alle Ozeane sich erstreckende Dünung erkennen, d. h. jene gleichmässige, sowohl durch Ebbe- und Flutströmung als auch durch den Wind hervorgerufene periodische Wellenbewegung, die wie die Atemzüge der Menschenbrust in immergleichem Rhythmus ruhig auf- und niedersteigen.

Die Sonne sandte ihre glühenden Strahlen herab, die Luft flitterte wie von Goldstaub erfüllt, der Himmel schien mit einem opalfarbenem Schleier verhängt und strahlte ein blendendes Licht aus, welches vom Meeresspiegel unerträglich grell reflektiert wurde; am Horizont verschwammen Luft und Wasser miteinander. Der Luftzug, welcher durch die Fortbewegung des Dampfers erzeugt wurde, spendete keine Kühlung, sondern brannte dörrend heiss auf Gesicht und Hände. Alle Passagiere lagen apathisch auf den Stühlen, und nichts unterbrach das lastende Schweigen, als hin und wieder die pfeifenden Töne der das Schiff begleitenden Möven. Auch die Nacht brachte kaum eine Erleichterung, bis der allbarmherzige Schlaf für einige Stunden die entsetzliche Plage dem Bewusstsein entrückte.

Erst gegen Ende des zweiten Tages ballten sich dunkle Wolken zu schwarzen Wänden zusammen, und ein unheimliches Raunen tönte aus der Ferne. Bald zuckten flatternde Blitze in rascher Folge empor, immer näher rollte das nur unterbrochene auf- und abwogende Donnergemurmel, bis plötzlich heulende Windstösse einsetzten und das Meer zu Schaum schlugen: die ungeheure Wucht eines tropischen Gewitters entlud sich über unsern Häuptern. Gleich einem

Wasserfalle stürzten die Regenmassen prasselnd nieder und erfüllten die ganze Luft mit Wasserstaub, der bis in die unteren Schiffsräume drang und uns alle besprühte. Welche Erlösung! —

Die grossartigste Erscheinung auf offenem Meere gewährt dagegen die sturmgepeitschte See! Eines Tages beim Morgengrauen — wir befanden uns im Mittelmeere — begann unser Schiff plötzlich stark zu schwanken. Ein heftiger Nordostwind hatte eingesetzt, eine rauhe See trieb mächtige Roller gegen die rechte Flanke der „City of Calcutta“ und warf von Zeit zu Zeit perlende Wasserströme über das Vorderdeck. Schwere Wolkenmassen hingen tief herab auf das Meer, dessen schwarzgraue Tinten unheimlich mit dem milchweissen Gischt der sich überschlagenden Wellenberge kontrastierten.

Alle Mannschaft auf Deck! Was nicht niet- und nagelfest war, ward mit Tauen festgebunden, sämtliche Luken, Fenster und Türen wurden geschlossen, und das Oberlicht des Esssaales durch starke Segeltücher geschützt. Auch ich hatte mich, um das grandiose Schauspiel eines Seesturmes einmal wieder voll und ganz zu geniessen, auf Deck begeben und hinter einem Treppenhäuschen Posten gefasst, stets auf der Hut, in das Häuschen zu schlüpfen, so oft eine Woge das Schiff überflutete.

Immer heftiger wurde der Wind; immer lauter und dumpfer das Brausen des aufgeregten Meeres, als unversehens der Wind nach Nordwest umschlug, und nun ein wütender Orkan losbrach. Krachend und zischend schlugen unaufhaltsam die breiten Wellenberge über das erhöhte Promenadendeck hinüber, während unser Schiffskoloss gleich einem machtlosen Riesen gegen den Flutenprall sich aufbäumte und drehte und wand und schüttelte. Flammende Blitze züngelten aus dem schwarzen Wolkenhimmel hervor; dröhnende Donner schmetterten ihre höllische Fanfarenmusik in das Gebrüll der tosenden See; heulend fauchte die Windsbraut durch das rasselnde Takelwerk, peitschte prasselnde Regenströme vor sich her und erfüllte die Luft mit Gischt. Von den Kämmen der heranrollenden Wogen, die wie Krallen eines wütenden Dämonen den Schiffsrand packten und niederzuziehen schienen, rissen ganze Wasserfetzen los und flogen gleich schlotternden Wassergeistern gespenstisch über das Deck. Da plötzlich machte ein donnerähnlicher Schlag das ganze Schiff aufs heftigste erbeben: ein gigantischer Brecher war mit voller Wucht gegen die Breitseite des Dampfers angeprallt, im Überfalle Planken, Deckküche und Schornsteine unter polterndem Getöse mit sich hinabreissend. Kaum hatten wir uns vom Schreck erholt, da ertönte über unsern Köpfen ein ohrbetäubender fürchterlicher Knall, gefolgt von einem unheimlichen Raketengeknatter. Ich blickte nach oben, und ein Ungetüm, ein zottiger Riesenadler schien mit Sturmeseile durch die Luft zu flattern: es war das losgerissene und zerfetzte Topsegel! Ihm folgte ein Knäuel von

zerbrochenen Sparren und zerrissenen Tauen. Ein schriller Pfiff aus des Bootsmanns Signalpfeife und sechs Matrosen kletterten gewandt wie Katzen, fortwährend übergossen von Gischt und Salzflut und Regen, an den Strickleitern empor, um die Segelfetzen zu entfernen, die gleich knallenden Peitschen vom Sturme geschwenkt wurden. Mit Beängstigung schaute ich dem gefährlichen Manöver zu und richtete die schüchterne Frage an den Kapitän, ob man mit der Entfernung der Segelreste nicht warten könnte, bis der Sturm sich gelegt? „Es sieht schlecht aus“, entgegnete er trocken.

Mitten in das Wassergeprassel und Sturmgeheul hinein erscholl plötzlich — das Signal der Essglocke! Ich konnte mich nicht sogleich entschliessen, in den dumpfen, schwülen Esssaal mich einzusperren, taumelte daher hinab zu einem der beiden schmalen Seitengänge, welche das Schiff fast seiner ganzen Länge nach durchsetzen, stieg am hinteren Schiffsende wieder aufs Deck und balancierte nach der äussersten, frei über das Wasser vorragenden Brüstung. Während vier Sekunden hob sich hier der Hinterteil des Dampfers etwa 20 Meter empor, um darauf in der gleichen Zeit um ebensoviel wieder zu fallen, wobei das Gefühl einer lastenden Körperschwere mit der Empfindung des Inderluftschwebens abwechselte. Zu dieser ausgiebigen Schaukelbewegung gesellte sich das sogenannte Rollen, d. h. ein Schwanken des Schiffes nach rechts und links um je dreissig Grad. Ohne festen Halt war es gar nicht möglich, auf dem nassen Deck auf den Füssen zu bleiben.

Aber wundervoll nimmt sich das Schauspiel des Seesturmes vom Schiffsende aus! Grünliche Wasserberge schlagen ringsum in donnernder Brandung krachend zusammen, so dass Schaumregen zum Himmel empor spritzen, heranrollende Wogen überholen sich und türmen sich aufeinander; in die tiefen, grünlichen Wellenklüfte stürzen tosend die sich überschlagenden flüssigen Berge, und tausend kleine Wellenköpfe hüpfen dazwischen auf und nieder in wildem Tanze! So oft der Hinterteil des Schiffes tief hinabsinkt, wird die Luft verdunkelt von den nachrückenden, ungeheueren Wasserwänden und der Dampfer scheint von der Tiefe verschlungen zu werden; aber er hebt sich im nächsten Augenblick wieder hoch empor, und brodelnd und zischend bricht sich die See an der Schiffshaut von Stahl. In schauriger Lust weidet sich das Herz an diesem unbeschreiblich gewaltigen Phänomen, denn es gibt wohl wenig Situationen im Leben, wo der Mensch der Wut der Elemente in gleichem Masse preisgegeben ist, ohne dabei das Gefühl der persönlichen Sicherheit zu verlieren!

Festgeklammert an der Brüstung jauchzte ich den drohenden Wassergebirgen meinen Gruss entgegen!

Da kletterte ein pudelnasser Matrose zu mir heran, schrie mir etwas in die Ohren, was ich jedoch wegen des fürchterlichen Getöses nicht verstehen

konnte, und gab dann seinem Wunsche tätlichen Ausdruck, indem er mich am Arme packte und ohne weiteres die Treppe hinabführte: der Kapitän hatte mich gesehen und hiess mich meinen Aussichtsplatz verlassen, „weil der Verlust eines Passagiers jedesmal grosse Unbequemlichkeiten für den Kapitän nach sich zöge", wie er mir später sagte.

An der Table d'hôte hatten sich ausser zwei Offizieren nur noch drei Passagiere eingefunden, alle andern waren seekrank. Der Esstisch bot einen sonderbaren Anblick. Auf demselben war ein Holzrahmen festgeschraubt, in dessen Fächern die Teller und Schüsseln eingesetzt wurden; Weinflaschen und Gläser hingen an der Decke in beweglichen, pendelnden Ständern. Ich klemmte mich in den festgeschraubten Stuhl ein und suchte durch Anstemmen der Füsse einigen Halt zu gewinnen. Der Suppenteller muss bei solchem Sturm geschickt frei in der Hand balanciert werden, sonst ergiesst sich der Inhalt unfehlbar über die Kleider, und während des Servierens hat man acht zu geben, um die Gerichte verlustlos auf den Teller zu bringen. Wahrlich solch ein Diner ist keine Annehmlichkeit, zumal aus den Kajüten von allen Seiten das Stöhnen und Ächzen der Seekranken hervortönt und die Esslust scheucht. Menschen jammern, Koffer poltern, Flaschen stürzen, Teller fallen, und die ganze Holzauskleidung des Schiffes kracht und seufzt in allen Fugen. So oft die Schiffsschraube aus dem Wasser gehoben und ihres Widerstandes beraubt wird, dreht sie sich plötzlich mit solcher Geschwindigkeit, dass das ganze Schiff sich schüttelt wie ein nasser Pudel, eine Rüttelbewegung, welche natürlich die Menschen und alle Gegenstände unfreiwillig mitmachen. „Ist irgend welche Gefahr", fragte ich den Kapitän. „Das Schiff ist gut", erwiederte er, ein Stück Speck mit Sauerkraut in den Mund schiebend.

Nach Beendigung dieser Mahlzeit mit Hindernissen stieg ich wieder auf Deck. Der Wind hatte nachgelassen; die letzten Atemzüge des Orkans wühlten zwar noch das Wasser auf, doch schon begann das Meer sich zu beruhigen, nachdem es zwölf Stunden lang getobt.

Ein Matrose brachte mir in seinen Händen drei lebende fremdartige Vögel, zwei Tauben und einen farbenprächtigen langschnäbeligen Honigsauger, die durch den Sturm vom südlichen Festlande über das Meer verschlagen waren und auf unserem Schiffe Schutz gesucht hatten. Die Tierchen waren derartig erschöpft, dass sie keine Fluchtversuche machten, sich im Gegenteil fest in die warme Hand schmiegten und sich gerne künstlich füttern liessen. Am nächsten Morgen hatten sich die fremden Gäste erholt, schwangen sich leicht in die Luft, umkreisten den Dampfer einige Male und schlugen dann die Richtung nach Süden ein, zu ihrem Heimatlande Afrika.

JAVA.

I.

Ein Streifzug durch Java.[1])

Java, die reichste jener herrlichen Sunda-Inseln, welche sich „um den Äquator winden wie ein prangender Gürtel von Smaragden“ — Java bietet eine Fülle der Szenerie wie wenige Länder der Erde.

Fast seiner ganzen Länge nach ist das Eiland von Osten nach Westen durchzogen von einer, oder wenn man will, einer doppelten Reihe von 51 Vulkanen, von denen heute noch 28 tätig sind und glühendes Erdblut, kochenden Schlamm, Asche, Rauch oder Dämpfe ausspeien. Auf unseren nächtlichen Fahrten durch Mittel- und Ostjava sahen wir mehrmal die feurigen Lavaströme der Vulkane aus dem Dunkel der Nacht unheimlich hervorleuchten. Die meisten dieser „Feuerberge“ sind höher oder doppelt so hoch als der Vesuv, und zwei derselben übertreffen sogar die Höhe des Ätna auf Sizilien.

Prächtige, zackige Ketten von Kalkgebirgen, wahrhafte Felsentheater, flankieren und durchsetzen, zumal im Süden, diese imposante Vulkanreihe und tragen bei zur Bildung von fruchtbaren Plateaus und Hochtälern.

Die südliche Küste fällt im allgemeinen ziemlich steil ins Meer hinab; hier finden sich noch die ausgedehntesten Urwälder, welche bis auf den heutigen Tag von Rhinozerossen, Königstigern, Panthern, wilden gefährlichen Rindern und Schweinen, Schakalen und Hirschen bevölkert werden, während das nördliche Küstengebiet ein sanft geneigtes Tiefland darstellt, die „Kornkammer Javas“, das denkbar günstigste Terrain für die Reiskultur. Von den Gipfeln der Berge überblickt man oft meilengrosse Flächen mit Reis bestellt, ein grünender schimmernder Teppich, nur unterbrochen von den Dörfern der Eingeborenen.

[1]) Dieses Kapitel ist einem Vortrage entnommen, trägt daher durchaus den Stempel des Skizzenhaften.

Java, nahe dem Gleicher und zwischen zwei grossen Ozeanen gelegen, ist einer der fruchtbarsten Erdstriche der Welt, so dass es nicht nur seine 22 Millionen Bewohner, in 33000 Ortschaften verteilt, ernährt, sondern auch noch an andere Nationen von seinen Landesprodukten abzugeben vermag. Kaum irgendwo auf der Welt treffen aber auch so günstige Bedingungen eines üppigen Pflanzenwuchses zusammen, wie auf der Smaragdinsel. Enthalten die Zersetzungsprodukte der Gebirge und der vulkanischen Aschen die erforderlichen mineralischen Bestandteile zum Gedeihen der Pflanzen, so sendet die Sonne ihre heissesten Strahlen auf dieses Eiland herab, indes die herrschenden Winde die den Ozeanen entnommenen gasförmigen Wassermassen an den Höhen der javanischen Gebirge als Regenwolken absetzen. Während unseres Aufenthaltes in Buitenzorg — es war in der sogenannten trockenen Jahreszeit — konnte ich fast täglich beobachten, wie die Gipfel der Vulkane, die morgens früh unverschleiert lagen, gegen Mittag sich mit dicken, schweren Wolkenmassen bedeckten, welche nachmittags unter den heftigsten Blitz- und Donnererscheinungen ihre prasselnden Regen fallen liessen.

Malayisches Kind.

Schon seit alters verstehen die Javanen, das von den Bergen herniederströmende Regenwasser in zahllose Kanäle zu leiten und über die zu künstlichen Terrassen abgestufte Ebene zu führen; ein Berieselungssystem, welches dem Reisbauer jährlich eine oder zwei, oder in zwei Jahren drei Reisernten sichert! Denn da der Reis eine Sumpfpflanze ist, muss er zum guten Gedeihen „unter Wasser" stehen. Man braucht den Boden nicht zu düngen, weil mit dem Regenwasser auch viele Zersetzungsprodukte von Pflanzen und vulkanischer Asche immer aufs Neue von den Höhen herab zugeführt werden. Zwei Dritteile der Insel sind kultiviertes, ungedüngtes Land, und wenn auch durch Kaffee- und Chinaplantagen das Nährmaterial des Grundes allmählich erschöpft wird, so dass die Pflanzungen nach einer Reihe von Jahren verlassen werden müssen, so schiesst doch an derselben Stelle schon nach kurzer Zeit ein neuer Wald empor, durch dessen Niederlegen und Verbrennen das Material zum Gedeihen einer neuen Plantage dargeboten ist. Die Schöpfungskraft dieses Bodens ist nicht zum Stillstande zu bringen.

Malayisches Mädchen.

Ähnlich steht es mit der Tierwelt, die zwar zurückgedrängt, aber kaum ausgerottet werden kann, wie die Tatsache beweisen möge, dass es an einigen Plätzen in der Nähe der Hauptstadt Batavia noch heute von Krokodilen und Affen wimmelt.

Bevor wir uns nun zu einem Spaziergange durch ein javanisches Dorf anschicken, will ich den Leser mit der Lebensweise und den Trachten der Bewohner ein wenig bekannt machen.

Die Einwohner Javas gehören zu der malayischen Rasse. Betritt man zum ersten Male die Insel, so ist man geneigt, alle Eingeborene für Geschwister zu halten, so ähnlich scheinen sie einander; denn sie sind alle klein von Statur, braun von Hautfarbe, haben alle schwarzes Haar und schwarze, bisweilen schräg stehende Augen, wenig Bart, eine breite niedrige Stirne, hervorstehende Backenknochen, eine platte Nase mit breiten Nasenflügeln und einen vollen Mund mit wulstigen Lippen. Bald aber lernen wir drei oder wenigstens zwei verschiedene Typen unterscheiden, die Sundanesen oder Westjavaner, oder wie man sie auf Java gewöhnlich nennt, die Malayen und die Ostjavanen oder Javanen schlechthin. Der Javane ist geschmeidiger, schlanker und heller als der Malaye, ist geschickter mit der Hand und durchschnittlich geistig mehr begabt. Während der Malaye sich begnügt mit der Herstellung schmaler Zeuglappen, die er glatt um die Hüften schlägt, versteht der Javane seine langen und breiten Kleiderstoffe mit prächtigen und farbenreichen stilisierten Figuren zu schmücken und in zierliche Falten zu legen. Der Malaye führt seit alters ein dickes, plumpes Messer; der Javane trennt sich nie von seiner eleganten, dolchartigen Stichwaffe, dem Kris, dessen geflammte Klinge er aus dem besten Stahl, wohl gar aus himmlischem Stoffe, aus Meteoreisen, zu fertigen liebt und dessen Handgriff er mit Gold und Diamanten schmückt. Der reiche Javane baut sich einen Palast, hält auf schöne Pferde, gutes Orchester und graziöse, gelenkige Tänzerinnen; er ist im Benehmen

Javanisches Mädchen.

stets gemessen — „Javaan altyd deftig“, Javane immer würdig, pflegte mein javanischer Diener, welcher etwas holländisch verstand, zu sagen. Der Malaye hingegen lebt in den Tag hinein und ist nicht so erpicht auf Repräsentation.

Die Sprache der Malayen ist das Sundanesische und das Malayische. Letzterem, einer sehr wohllautenden Sprache, dem Italienisch des Ostens, fehlt jede Deklination, Konjugation und Pluralbildung. Das Javanische hingegen besitzt eine reiche Gliederung und ist deshalb besonders schwierig zu erlernen, weil drei Sprachen in ihm nebeneinander herlaufen, indem die Rede des Niederen zum Höhergestellten ganz verschieden ist von der des Höheren zum Niederen, fast so different wie Englisch und Französisch; und wieder anders ist die Sprache der Gleichgestellten untereinander. Schon hieraus lässt sich ermessen, wie viel reicher und feiner abgeschattet das Gebiet der Empfindungen und Gedanken beim Javaner sein muss als beim Malayen, der nur seine beiden Kindersprachen oder auch nur eine derselben kennt.

In einigen Beispielen sei angedeutet, wie naiv die malayische Sprache denkt. Das Auge heisst im Malayischen mata, der Tag hari; ist da nicht ein besonderes Wort für „Sonne“ entbehrlich, wenn man mata hari „Auge des Tages“ verbindet; es kann doch nur Sonne bedeuten! Ebenso fehlt eine Bezeichnung für „Brunnen“; das Wasser heisst ajer, also kann mata ajer „Wasserauge“ nur auf einen Brunnen sich beziehen. Durch Wiederholung eines Wortes wird die Mehrheit oder eine Verstärkung ausgedrückt; z. B. ruma Haus, ruma-ruma Häuser; oder djau weit, djau-djau sehr weit. Weder für „ich“ noch für „ja“ hat der Malaye ein Wort, er sagt statt dessen saya, was eigentlich „Diener“ bedeutet. Der Ausdruck der Bejahung saya hat sich allerdings in die Silbe ya abgeschliffen; aber da das Sprechen eine mühsame Beschäftigung, so hört man als Zeichen der Zustimmung oder des Verständnisses gewöhnlich nur ein knurrendes, im Munde gesprochenes Räuspern.

Über den Charakter der Eingeborenen Javas vermag ich natürlich kein Urteil abzugeben; aber ich konnte mich doch zur Genüge überzeugen, dass ihre Denkart und Moral bedeutend von den Vorstellungen abweicht, welche wir Europäer im allgemeinen mit diesen Begriffen verbinden. „Dankbarkeit“ kennt der Malaye ebensowenig wie der Javane auch nur dem Namen nach, und in der Regel zeigen dieselben nicht viel Talent zu strenger Rechtlichkeit. Geistig nicht sehr begabt, aber gutmütig von Art, servil bis zur Devotion und niemals trotzig, praktisch-schlau, erweisen sich die Malayen in der Regel als brauchbare Diener, und wenn man ihrer natürlichen Indolenz, Schwatzhaftigkeit, Verschwendungssucht und Unzuverlässigkeit Rechnung trägt, so kommt man gut mit ihnen aus. Geradezu verblüffend ist ihr Handgeschick: mit gleicher

Gewandtheit verstehen sie aus Ästen und Zweigen ein Hüttchen zu bauen, wie ein schmackhaftes Essen zu bereiten mit den einfachsten Mitteln.

Unheimlich berühren uns dagegen manche Sitten und Anschauungen der Ostjavanen. Folgende Geschichten wurden mir von europäischen Ansässigen erzählt.

Malayische Frauen, in Batavia.
Vorne Spucknapf und Sirihdose.

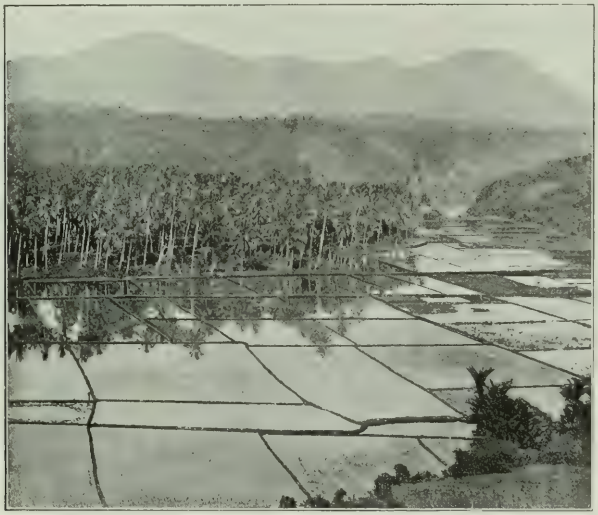
Javanische Prinzessin im (alten) Hofkostüm.

Ein Javane stiehlt einem Andern seinen Kris. Der Bestohlene brütet Rache, entnimmt zum Beispiel Sand aus den Fussstapfen des Entflohenen und bezaubert diesen, füllt etwa den Sand in eine hohle Kleiderpuppe und durchsticht dieselbe. Doch das ist nur die symbolische Vor-Rache, welche dem Räuber Unglück bringen soll. Bei der ersten besten Gelegenheit lässt er seine verhaltene Wut an dem Diebe selber aus oder dingt wohl gar, wenn der Fall schwerwiegend war, einen Mörder, der für einige Silberlinge überall leicht zu haben ist. Der Mittel, welche zum Tode führen, gibt es ja so viele! Nicht nur, dass die Spitzen mancher Krisse oder Dolchmesser mit tödlichem Gifte bestrichen sind, so dass auch eine leichtere Verwundung unfehlbaren Tod bringt - auch das Vergiften der Speisen ist eine beliebte Art, den Hass am Gegner erfolgreich auszulassen; oder eine Messerspitze voll der feinen, kaum sichtbaren Härchen, welche von jedem Deckblatte der Bambusstengel leicht abzuschaben sind, hilft demjenigen, der sie ohne es merken zu können mit der Speise geniesst, unter martervollen Qualen vom Leben zum Tode. Solche Racheakte sind zwar Ausnahmen, aber sie werfen auf den Charakter des verschlossenen Javanen kein sehr günstiges Licht.

Ein deutscher Plantagendirektor im Preanger, Herr H., entliess seinen malayischen Koch in keineswegs unfreundlicher Weise. Die letzte Mahlzeit, welche dieser bereitete, war vergiftet, und nur durch seine Geistesgegenwart wurde der Direktor nebst seiner jungen Frau und einem Gastfreunde vom nahen Tode errettet. Der Koch gestand, ward

Javanischer Prinz im Hofkostüm.

auch vor Gericht gezogen und bestraft. „Aber in solchen Fällen“, so schloss mein Gastherr in drastischen Worten seine dramatische Erzählung, „ist es das Beste, den Hund sofort totzuschiessen; denn wenn man dem holländischen Gouvernement immer die Aburteilung überlassen wollte, so brauchte man gar viele Richter auf Java.“ Das war nun zwar im Eifer des Zornes gesprochen, aber an Wirksamkeit dürfte eine solche Selbstjustiz die eines ruhigen Gerichtsverfahrens vielleicht übertreffen; denn da die Javaner gemäss Vorschrift der holländischen Regierung Feuerwaffen weder führen noch besitzen dürfen, so



Reisfelder, unter Wasser stehend.
Im Mittelgrunde ein Hain von Kokospalmen, im Hintergrunde das vulkanische Gebirge.

begreift sich, dass sie vor denselben grösseren Respekt haben, als vor jeder andern Waffe.

Ich lade den Leser nunmehr ein zu einer Wanderung durch ein malayisches oder javanisches Dorf, Kampong oder Dessa genannt. Schon aus weiter Ferne ist die Dessa zu erkennen, nicht an den Hütten und Stallungen — davon ist vorläufig noch nichts zu sehen, sondern an den herrlichen, in der Regel 30 bis 50 Fuss hohen Bambusgebüschen, welche gleich riesigen Getreidegarben fast jedes Dorf im Kreise einschliessen. Bambus ist jedem Eingeborenen unentbehrlich! Wie der Reis das Hauptnahrungsmittel, so bietet der Bambus das wesentlichste Arbeitsmaterial dar. Die Hütten sind ganz aus Bambus konstruiert:

Bambus-Gebüsch.

die Pfeiler, die Wände, die Fussböden, Decke, Tür und Treppe. Nur das Dach wird mit Palmenblättern belegt, zuweilen jedoch auch mit Bambusschindeln, so dass das ganze Haus, bis auf die Nägel und Fesselstricke, lediglich aus Bambus besteht. Auch der sehr grosse Tisch, der zugleich Sitz und Bettstatt repräsentiert, ist aus Bambus gefertigt.

Was ausserdem noch aus Bambus angefertigt wird, mag hier beiläufig erwähnt sein: Brücken bis zu hundert Fuss Spannung, für Wagen befahrbar, werden von den Eingeborenen immer nur aus Bambusstäben hergestellt, ebenso Matten, Tragstöcke und Handstöcke; Leitern, Lanzen, Bogen und Pfeile; Stakete, Wasserleitungsrohre; allerlei Gefässe und Tröge, wie Töpfe, Wassereimer, Büchsen und Löffel; Käfige und Fischkästen; Stricke und Taue; Hüte und Fächer, Nadeln; Musikinstrumente, Feuerzeuge (ich habe gelernt, binnen drei Minuten aus einem trockenen Stück Bambus durch Reiben eine helle Flamme

herauszuholen); Karrendeichseln, Federn, ja ganze Wagen; Grassensen und Messerscheiden; Fenstervorhänge und Portieren usw.

Aus jedem Kampong ragen ferner hoch empor die mächtigen Laubbäume, wie Djatibäume mit ihren Riesenblättern, die periodisch abgeworfen werden, Feigen-, Waringinbäume und viele andere Nährpflanzen. Kein Land der Welt tut es Java gleich in bezug auf schmackhafte und saftige Früchte, welche die gütige Natur dem Bewohner in den Mund wachsen lässt, und der Fruchtkorb wird hier niemals leer. Da ist der Pisang oder die Paradiesfeige mit den riesigen Trauben von etwa hundert gurkenähnlichen Früchten, deren weiches weisses Fleisch an den Geschmack mehliger Birnen erinnert.

Herabholen der Kokosnüsse.
(Unter Benützung der Steigschlinge.)

Andere Früchte ähneln im Aroma unseren Weinbeeren, Erdbeeren, Melonen, Mandeln. Da gedeihen vor allem die Mangis (Garcinia Mangostana), die Manga (Mangifera indica), der Rambutan (Nephelium lappaceum); der Brotfruchtbaum (Artocarpus), Papaya (Carica Papaya), Djeruk (Citrus) und viele andere. Die berühmteste und berüchtigtste aller ostasiatischen Tropenfrüchte ist aber der Durian (Durio zybethinus); denn über diese Ölfrucht hört man Ausdrücke des tiefsten Abscheus wie des höchsten Entzückens. Eine schwache Ahnung von dem Geruche derselben gibt der vereinigte Gestank von faulenden Zwiebeln, ranziger Butter, Mist- und Bockluft, während der Geschmack gleichzeitig an süssen Rahm, bittere Mandeln und Ausbruchtrauben erinnert. Sicher ist nur, dass derjenige, welcher sich erst einmal durch den unerhörten Gestank durchgegessen hat, nicht wieder von dieser Wunderfrucht lassen kann. — Ferner trifft man überall die drei wichtigsten Nutzpalmen Javas: die elegante Pinangpalme (Areca Catechu), deren Früchte beim Sirih-Kauen Verwendung finden; die Arengpalme mit ihren mächtigen zerzausten Blattfiedern, oft mit epiphytischen Orchideen und Farnen dicht überwuchert; die angeschnittenen Blütenkolben liefern einen süssen Saft, welcher eingedickt den „javanischen Zucker" darstellt. Gross ist die Zahl der Kokospalmen. Ohne viel gedüngt zu werden, reift jede Kokospalme jährlich sechzig bis hundertzwanzig Nüsse, so dass eine geringe Zahl dieser Gewächse genügt, eine ganze Familie jahraus jahrein mit dem Saft ihrer Früchte, der sogen. Kokosmilch, zu tränken, einer gesunden, für unsern an Genuss von Wein und Bier gewöhnten Gaumen freilich etwas flau schmeckenden, süsslichen

Flüssigkeit. Auch die Nusssubstanz ist geniessbar, wohlschmeckend und zugleich von hohem Nährwerte, da sie viel Fett enthält. Aus der faserigen Hülle der Kokosnuss verstehen die Malayen Matten und Stricke zu verfertigen. Auch der Kapokbaum (Eriodendron anfractuosum), dessen längliche Fruchtkapseln mit baumwollenartigen Flocken gefüllt sind, wird überall angepflanzt; die Javaner verweben diese „Baumwatte" zu Sarongs.

Betreten wir nun einen der Wege, welche den Kampong durchziehen! Rechts und links begrenzen den Pfad in der Regel Bambusstakete, hinter denen die Hütten liegen; jede isoliert, im sogen. Garten stehend, d. h. einem geebneten Plane, auf welchem Kokospalmen und Bananen gedeihen. Die Hütte ruht auf Pfählen, und der Fussboden befindet sich in einigem Abstand über der feuchten Erde. Meistens birgt die Hütte nur einen grösseren Raum, vor welchem eine Art Veranda angebracht ist. Hier sitzen die Bewohner bei gutem Wetter mit untergeschlagenen Beinen auf der Matte, beschäftigt mit häuslichen Arbeiten, oder Betel kauend. Ihren Verdienst suchen sie ausser dem Hause.

Der Malaye arbeitet nur so viel, als ihm für die Erhaltung seines Körpers notwendig erscheint, und das ist allerdings wenig genug. Bei einem täglichen Gewinn von vierzig Pfennigen kann ein Eingeborener schon zwei Frauen halten, um so mehr, da sowohl Frauen als Mädchen zum Verdienst auf dem Felde tüchtig herangezogen werden; denn jede Person braucht täglich nur für einige Pfennige Reis, für einen halben Pfennig getrockneten Fisch, für einen halben Pfennig Betel zum Kauen — das ist alles. Für die Kinder weiblichen Geschlechts hat der Erzeuger nicht lange zu sorgen, denn sie verheiraten sich früh und sind oft schon mit dem vierzehnten, bisweilen sogar mit dem zwölften Jahre Mütter; die Knaben hingegen müssen sich ihr Brot selber verdienen. Und wenn eine Hütte zusammenfällt, was wohl öfter geschieht, da die weissen Ameisen auf Java alles Holzwerk von innen her zu Pulver zernagen, so ruft der Besitzer seine Nachbarn herbei, dass sie ihm eine neue Hütte im Laufe einiger Tage aufrichten helfen. Was schliesslich die spärliche Kleidung betrifft, so verfertigen die Frauen diese zum grossen Teile selber. Das Hauptkleidungsstück, bisweilen das einzige, der Sarong, ist ein Lappen Baumwollenzeug, in der Regel einen Meter breit und zwei Meter lang, welcher um die Hüften gelegt und durch einen Gürtel, auch wohl nur durch Einschlagen der Zipfel, befestigt wird. Das Färben dieser Sarongs ist eine javanische Erfindung, wird aber längst auf ganz Java auch von den Malayinnen geübt, und da diese Arbeit, das „Batiken", ganz originell ist, so will ich sie in der Kürze beschreiben.

Der über einen Stock gehängte baumwollene weisse Lappen wird aus freier Hand mit stilisierten Blumen, Ranken und Figuren mittelst eines roten Stiftes überzeichnet. Soll nun der Sarong eine Grundfarbe bekommen, etwa

blau, so werden alle Partien, welche diese Farbe nicht erhalten sollen, auf beiden Seiten mit einer Wachsschicht überzogen; darauf wird der ganze Sarong in blaue Farbflüssigkeit getaucht und, nachdem er durchgefärbt, getrocknet und vom Wachse befreit. Die vom Wachs bedeckt gewesenen Stellen erscheinen nun weiss auf blauem Grunde. Um weiter auch noch eine rote Farbe aufzutragen, müssen wieder alle Flächen, welche nicht rot erscheinen sollen, mit Wachs überdeckt werden, wonach der Sarong in ein Gefäss mit roter Flüssigkeit gebracht wird. Nach dem Trocknen wird wieder das Wachs abgekratzt, und so wiederholt sich der Prozess für jede neue Farbe. Die Fertigstellung eines schöneren Sarongs erfordert viel Zeit, oft Wochen und Monate; dafür ist aber auch die Farbenwirkung eine weit brillantere, als dies durch das Bedrucken der Stoffe zu erreichen ist. Bei durchfallendem Lichte betrachtet, wetteifern gewisse Sarongs in ihrer Pracht mit dem edelsteinartigen Farbenschimmer alter bemalter Kirchenfenster.

Die Wege des Kampong sind immer belebt von spielenden, nackten oder symbolisch nur mit einer Hüftschnur bekleideten Kindern, die bei der Annäherung eines Weissen gewöhnlich schreiend davonlaufen; ferner von halbnackten malayischen Kulis oder Lastträgern, welche den geschnittenen Reis in Büscheln zu den grösseren Ortschaften bringen. Sehr häufig begegnet man auch Javanen zu Pferde. Fürsten und Regenten imponieren durch ihre stolze Haltung, während alle übrigen Eingeborenen beim Anblick eines einheimischen Höheren oder auch eines jeden Europäers sofort auf den Boden niederhocken, den Rücken gegen die Respektsperson gewendet. So will es der Anstand. Redet man einen Eingeborenen an und erteilt ihm Aufträge, so legt er von Zeit zu Zeit, als Zeichen dass er verstanden habe, die Hände flach gegeneinander und bringt in rascher Bewegung die Daumen für einen kurzen Moment dicht unter die Nase.

Wir betreten nun das Haus eines Kampong-Hauptes. Auf den Stufen der Veranda hocken einige Bediente, die bei unserem Nahen sich erheben und mit geknickten Knieen unsere Visitenkarte mit der rechten Hand in Empfang nehmen, indem sie zugleich mit der Linken den Ellenbogen ihres rechten Armes berühren. Der Eigentümer tritt heraus und nötigt uns in der Vorhalle zum Sitzen; in das Innere eines solchen Hauses kommt ein Fremder nicht leicht. Da es als ein Zeichen feinen Benehmens betrachtet wird, möglichst wenig mit den Untergebenen zu sprechen, sondern sie wie Hunde auf einen Wink apportieren zu lassen, so bewegt unser Gastherr nur den Finger, und einer der Bedienten schleicht, geräuschlos wie eine Katze, mit gebeugtem Körper fort und bringt, auf den Knieen rutschend, eine grosse, kupferne Vase herbei, welche der Hausherr zwischen uns stellt. Das ist der unentbehrliche Spucknapf, wie

er beim Sirih- oder Betelkauen benutzt wird. Alle Javanen und Malayen, Männer wie Frauen, kauen nämlich fast den ganzen Tag auf einem walnussgrossen Bissen herum, welcher aus Betel-Nuss (die Frucht der eleganten Areca-Palme), Sirihblättern, Gambir, Tabak und Kreide zusammengeknetet ist. Der Speichel und auch die ganze Mundhöhle und die Lippen werden durch den Sirihbissen hell scharlachrot gefärbt, die Zähne hingegen werden schwarz. Erregt schon dieser unnatürlich gefärbte Mund unser Missfallen, so wird dies noch erhöht durch das unaufhörliche Spucken.

Hütte eines Dorfoberhauptes.

Ein kurzes Gespräch schon belehrt uns, dass es mit der Bildung selbst der wohlhabenden Malayen etwas zweifelhaft bestellt ist. Zwar habe ich javanische Prinzen kennen gelernt, welche nicht nur europäische Manieren angenommen hatten, sondern sogar englisch, französisch und deutsch sprachen, aber in der Regel interessiert sich der Eingeborene nur für seine nächste Umgebung, und seine Gedanken schweifen nicht in die Ferne, wie folgendes Erlebnis zeigen möge.

Ein javanischer Prinz fragte mich im Laufe der in malayischer Sprache geführten Unterhaltung, ob ich schon andere Länder bereist hätte. „Ja wohl,

Amerika!“ — „„Wo liegt Merika?““ — „Wenn wir zu Schiffe steigen und immer westwärts fahren, so kommen wir zuerst nach Asien, dann nach Afrika, Europa und endlich um die Erde herum, nach Amerika. Amerika liegt ungefähr unter unseren Füssen.“ — „„Wie? unter unseren Füssen?““ — „Wohl,

Javanen, mit dem Sarong bekleidet.

mein Prinz, die Erde ist doch eine Kugel!“ — „„Kugel? Sa-y-a! Wer ist König von „Merika!““ — „In Merika gibt es mehrere Könige, deren Namen ich jedoch ebensowenig kenne, wie Eure Erlauchtheit.“ — „„Saya, Saya!““

Wir nehmen Abschied von unserm Dorfhaupte. Er gibt vielleicht seiner Achtung vor dem weissen Manne, dem Orang blanda,“ dadurch Ausdruck, dass er uns ein glückbringendes Steinchen oder ein Pantherfell, auch wohl gar einen

Feierlicher Ausgang eines javanischen Edeln.
Links der Gamelang.

Kris schenkt und schliesslich in liebenswürdiger Herablassung seinen ungeheuren, vergoldeten Paradesonnenschirm über unseren Köpfen ausbreiten lässt, das Emblem seiner eigenen Würde, welches unfehlbar ihm nachgetragen wird, sobald er das Haus verlässt, sei es bei Tag oder Nacht, in Regen und Sonnenschein, zu Fuss, zu Pferde oder zu Wagen.

Wir treten hinaus auf den von dichten Zuckerpalmen und riesenblättrigen Djati-Bäumen beschatteten Weg. Die Sonne, welche mittags hoch im Norden stand, neigt sich bereits zum Untergange: da empfängt uns ein eigentümliches Konzert. Zahllose Cicaden lassen ihre zischenden und knarrenden Locktöne vernehmen, dazwischen klingt das Geschrei der Papageien und der abgebrochene Gesang anderer tropischer Vögel; in der Nähe der Hütten vernehmen wir auch wohl das küssende Schnalzen der kleinen Hauseidechsen oder den sonderbaren, überlauten Ruf der Gecko-Eidechse, welcher nach mehrfacher Wiederholung des Lautes „Toké“ in ein heisseres, drolliges Geknurr ausklingt.

Dann trifft unser Ohr aus der Ferne eine wunderbare Musik, wie Glockenklingen und Harfenton, wie Orgelstimmen und Geigensingen. Wir erkennen keinen festen Rhyhtmus, wir unterscheiden keine bestimmte Weise; es ist ein wechselndes Schweben und Wiegen von weichen Tönen, bald hell, bald dumpf; ein melodisches, rätselhaftes Klingen. Das sind nicht unsere Töne, nicht unsere Tonintervalle, das sind auch nicht unsere Tonarten, das ist etwas ganz Anderes, ganz Neues.

Diese melancholische Musik rührt her vom Gamelang, einem Komplex von 10 bis 25 verschiedenen Schlag- und Streichinstrumenten, die auf das allerfeinste abgestimmt sind. Die Grundstimmung wird durch schalen- oder topfförmige Messingglocken gegeben, die man mit einem weichen Klöppel anschlägt. Ein vollständiger Gamelang umfasst 4 bis 5 Dutzend solcher Glocken; es gilt für eine grosse Kunst, dieselben anzufertigen, denn der Ton soll ruhig erklingen, und die Obertöne müssen mit den Grundtönen entweder der fünf-, oder aber der siebentönigen Oktave zusammenfallen. — Um diese hellen

Glockenklänge schwirren fortwährend die flötenweichen, kurzen Töne der Schlaginstrumente aus Holz, während die singenden, vibrierenden Töne der mit zwei Metallsaiten bespannten, geigenartigen Instrumente der Musik den ruhigen Halt verleihen, und die puffenden Geräusche der Handtrommel, sowie der Schall der Becken hie und da den wechselnden Rhythmus markieren.

Die Wirkung dieser Musik, zumal aus einiger Entfernung, ist überaus reizvoll. Aber noch mehr als die Musik frappiert uns der sie begleitende Tanz. Eine schlanke, zartgliedrige Javanin, goldgelb von Hautfarbe, den Oberkörper bis zur Brust entblösst und den Leib in einen engen Sarong gehüllt, Arme, Hals und Brust mit Silber- und Edelsteinschmuck bedeckt, wiegt und schmiegt und reckt sich, hüpft und schreitet nach dem Takte, dabei fortwährend singend und mit einem langen, weichen Schale, dem Slendang, spielend. Sind auch die Bewegungen oft allzu eckig, verdreht und unnatürlich, so erfreuen wir uns doch an der Gelenkigkeit der Arme und des Nackens und an der feinen Gliederung des elastischen Körpers. Leider singen die Javanen, wie überhaupt fast alle Naturvölker, durch die Nase.

Tänzerin am Kaiserhof in Surakarta
Ihr Silberschmuck reich mit Edelsteinen verziert.

Doch dieser „Strassengamelang“ mit seiner „Strassentänzerin“ ist nur ein Schattenbild von den pompösen Vorstellungen, welche in den sogenannten Fürstenlanden Djokjakarta und Surakarta bei Hofe zur Aufführung kommen, und von denen noch die Rede sein wird. Nach der vollen Musik eines vortrefflichen Gamelang werden hier ganze historische Opern gespielt, die bisweilen acht Tage dauern, und bei denen der Tanz die Hauptrolle spielt. Ihr Inhalt ist den Erzählungen der Hindus entnommen, welche einst in Java eindrangen, um nicht nur die Lehre Buddhas sondern auch indische Kunst hier einzuführen, wie dies vor allem der von Reliefs, Nischen, Tempelhäuschen und Statuen strotzende überaus prächtige Riesentempel bei Djokakarta, der Boro-Budur, beweist. Wie die Sage geht, vermischten sich damals die Arier mit der javanischen Rasse, gingen in ihr auf und veredelten sie. Dieser Erzählung ist man geneigt, Glauben zu schenken, wenn man die grazilen Gestalten, die ausdrucks-

vollen Gesichtszüge und die hellgoldige Hautfarbe der javanischen Vornehmen in den Fürstenlanden betrachtet.

Sobald die Nacht hereingebrochen, beginnt es in den Gebüschen und Bäumen des Kampong zu glitzern von Myriaden kleiner Leuchtinsekten, deren intermittierendes grünes oder violettes Licht weithin schimmert. Auch dicht über der Erde bewegen sich eine Menge Lichter; das sind aber Laternen der Eingeborenen! Jeder Malaye und Javane ist nämlich durch das holländische Gesetz verpflichtet, nach Sonnenuntergang ein brennendes Licht mit sich zu führen, um seine Gegenwart anzuzeigen; Nichtachtung dieser Vorschrift wird mit schwerer Geldbusse geahndet.

Plötzlich werden wir in der Dunkelheit angerufen. „Rrdaa," ruft laut die Stimme eines Malayen vor einem Wächterhäuschen. Dieser Anruf ist entstanden aus der Verkürzung des deutschen Wortes „Werda," und soll dem Europäer nur anzeigen, dass die Nachtwache, welche abwechselnd von den einzelnen Dorfbewohnern übernommen wird, richtig am Platze ist. In dem Wächterhäuschen befindet sich auch eine Glocke zum Angeben der Stunden, richtiger gesprochen ein riesiger ausgehöhlter Baumstamm, welcher durch Anschlagen einen sehr lauten dröhnenden Ton gibt. Wenn es im Dorfe brennt, oder wenn ein Javaner, was bisweilen vorkommt, rabiat geworden ist und besinnungslos mit gezücktem Kris durch die Strassen läuft, um Jeden niederzustechen, der ihm in den Weg kommt, so wird die Holzglocke mit einer Keule unaufhörlich bearbeitet, was einen entsetzlichen Lärm verursacht.

Während wir die Dorfstrasse durchwandern, fliegen über unsern Köpfen riesige Fabelwesen durch die Luft, um sich in einem der Fruchtbäume zum Schmause niederzulassen. Es sind fliegende Hunde oder Kalong, fledermausartige Geschöpfe von einer Spannweite der Flügel bis zu anderthalb Metern. Am Tage hängen diese Gespenstertiere gleich Riesenfrüchten zu hunderten an den Ästen alter Feigenbäume. Ich habe eine grosse Zahl erlegt, um ihre Entwickelungsgeschichte zu verfolgen, und wurde durch das Resultat für die mühevollen Jagden reichlich entschädigt.

Wir dürfen den Kampong nicht verlassen ohne jener zudringlichen Menschen zu gedenken, welche uns schier überall begegnen, auf Java das kleine und grosse Geschäft an sich reissen, für Gelderwerb mit dem schlechtesten Unterkommen fürlieb nehmen, jedem Klima und jeder Lebenslage sich anpassen, die aber doch niemals ihre Nationalität verleugnen und selbst die äusseren Abzeichen derselben treu beibehalten — ich meine die bezopften Chinesen, wie man sie als Kleinhändler auf den Sundainseln kennen lernt. Diese arbeitsamen, verschmitzten Söhne des himmlischen Reiches, die mit ihrer verblüffenden Nichtachtung der Begriffe Mein und Dein im allgemeinen nicht gerade zu

den Besten ihrer Nation gehören, haben sich über einen grossen Teil des malayischen Archipels ausgebreitet. Die holländische Regierung hat ihnen auf Java überall bestimmte Plätze angewiesen, ausserhalb deren sie nicht wohnen dürfen; aber in den meisten grösseren Ortschaften findet sich ein Kampong China, d. h. Chinesenviertel, wo sich Verkaufsladen an Werkstätte reiht; und wo immer man eine Handarbeit irgend welcher Art ausgeführt haben will, bleibt nichts übrig als sich an „den Chinesen" zu wenden, der sich mit unermüdlichem Eifer zum keuchenden Sklaven „des Geschäfts" macht; denn weder Malaye noch Javane versteht sich hier auf europäisches Handwerk. Leider hat es der Chinese auch verstanden, durch Einflüsse verwerflicher Art, wie Bestechung, Gewöhnung an das entnervende Opium usw. den indolenten Eingeborenen in seine Gewalt zu bekommen und erbarmungslos auszubeuten.

Abgesehen von diesen und einigen anderen Missständen muss das holländische Regiment auf Java jedem Reisenden als eine zweckmässige, vernünftige, für den unzivilisierten Inländer in vielen Beziehungen sogar segensreiche Verwaltung erscheinen. Man lässt dem Eingeborenen seine Sprache, seinen Glauben (falls er solchen hat) und sogar seine eigene Verwaltung, soweit dies nur mit den allgemeinen Regierungsprinzipien vereinbar ist. Dennoch herrscht überall Ordnung, denn das Prestige weiss der Holländer stets mit Nachdruck zu wahren. —

Meine wissenschaftlichen Arbeiten hielten mich zumeist in der Nähe der Küste und grösserer Plätze. Meine Frau dagegen hatte Gelegenheit, durch abgelegene Distrikte des südlichen Java zu reisen und dort das intimere Leben der Javanen zu belauschen. Ich entnehme ihrem Tagebuche das folgende Erlebnis:

„Auf meiner Reise von der Südküste Javas nach dem Preanger-Hochlande musste ich einst in einem kleinen Dorfe übernachten. Ich stieg im Hause eines inländischen Bürgermeisters ab. Um mich zu ehren, liess mein Wirt zum Abend die Dorfbewohner in den Garten vor seiner Veranda zusammenrufen und mir Kunststücke vormachen. Unter vielen albernen Dingen erregte folgendes meine gespannte Aufmerksamkeit.

Ein Mann trat hervor, warf seine Jacke ab und stellte sich in die Mitte des Kreises. Ein zweiter älterer Mann mit hagerem, ernsten Gesicht trat auf ihn zu und fuhr ihm mit der flachen Hand heftig mehrmals über die Stirn, dazu Worte murmelnd, die ich nicht verstand. Plötzlich begann der Erste mit raschen Sprüngen in dem Kreise umher zu jagen, seine Nüstern blähten sich, und er fing an zu galoppieren. „Nun ist er ein Pferd geworden", sagte mein Wirt zu mir. „Ihr meint, er spielt jetzt ein Pferd," sagte ich. „Nein er ist es, die Dame wird es gleich sehen!" Jetzt machten mehrere Burschen Jagd auf den

immer toller herumrasenden Menschen, sie warfen Schlingen nach ihm aus, ohne ihn fangen zu können. Die Augen des Springenden traten aus den Höhlen, er schnaubte unheimlich natürlich, gleich einem galoppierenden Pferd. Plötzlich trat ihm ein Mann mit einem armdicken Bündel Reisstroh, an dem noch die Körner sassen, in den Weg. Mit Entsetzen sah ich, wie der tolle Mensch dies harte, schneidende Futter, dessen Stengel wohl anderthalb Fuss lang waren,

Blick aus dem Fenster des Hotel Belle-vue in Buitenzorg.
Im Hintergrunde der Vulkan Salak.

gierig zu kauen begann, dem Andern aus der Hand fressend, und es mit Stumpf und Stiel verschlang, wobei er das Bündel mit dem Munde an einem Ende fasste und sehr schnell immer weiter in den Schlund zog. Darauf begann er wieder herumzutoben. Ich bat meinen Wirt, das unheimliche Spiel enden zu lassen. „Das geht noch nicht; der Doktor (Dukun) muss ihn erst wieder zu einem Menschen machen. Jetzt ist er noch ein Pferd und versteht keine Worte.“ Es wurde nun in fast brutaler Weise Jagd auf ihn gemacht; zwei Männer hielten endlich den fahlblass gewordenen Menschen fest, der mit geschlossenen Augen, zum Tode erschöpft und offenbar halb bewusstlos, in ihren Armen hing. Nun

trat der Dukun wieder vor und strich ihm mit den Fingerspitzen sanft vor Stirn und Brust hinunter; eine direkte Berührung fand dabei nicht statt. Allmählich schien sich der Hypnotisierte zu erholen; er schlug die Augen auf, deren entgeisteter, starrer Ausdruck mir noch deutlich erinnerlich, und wurde dann, sichtlich der Stütze bedürftig, von den beiden Andern langsam hinweggeführt. Der ganze Vorgang machte den Eindruck von Echtheit. Jedenfalls war meine Umgebung felsenfest überzeugt, dass der Mann während des Vorganges wirklich Pferdenatur angenommen hatte."

Welche Fülle von Anregungen bietet diese herrliche Insel dem Abendländer! Der Aufenthalt würde ihm ein Paradies sein können, wenn sein Körper nicht gar zu leicht den Einflüssen des Klimas unterläge. Es ist einmal nicht zu leugnen, dass der „weisse Mann" für das feuchte tropische Klima nicht taugt. Nicht etwa, dass alle in der heissen Zone angesiedelten Europäer erkranken müssten; ich habe viele Holländer kennen lernen, welche Dezennien lang auf Java wohnten ohne jemals krank gewesen zu sein. Aber zweifellos ist, dass allmählich eine gewisse Indolenz sich der Seele bemächtigt, dass die Arbeitslust beschränkt wird, weil die körperliche und geistige Spannkraft auf die Dauer abnimmt. Gibt es doch auf Java keine dort angesiedelte europäische Familie, welche nicht spätestens in der dritten Generation ohne Nachkommen geblieben und ausgestorben wäre!

Der Grund dieses schädigenden Einflusses auf die Konstitution des Nordländers ist vor allem in der hohen Temperatur und in dem eminenten Feuchtigkeitsgehalte der Luft zu suchen, welche beide die normalen Funktionen der Organe des Europäers beeinträchtigen. Das fällt sofort jedem Reisenden auf, welcher die Insel betritt.

Als ich am Tage meiner Ankunft in Batavia das Zimmer eines gut eingerichteten Hotels betrat, fühlte ich mich durch die Hitze ein wenig erschlafft und verschob daher das Auspacken meiner Koffer auf die Zeit der erfrischenden Abendkühle. Aber diese trat nicht ein; denn bei Tag und bei Nacht und in allen Jahreszeiten bleibt die Luftwärme nahezu die gleiche, und das Thermometer schwankt nur zwischen wenigen Graden. So begann ich denn meine Koffer zu leeren. Die erste erfreuliche Reflexion, welche ich anstellte, war diejenige über den Nutzen der Augenbrauen. Diese haben nämlich den Zweck, die Schweissperlen, die stromweis über die Stirne rinnen, aufzufangen und abtropfen zu lassen, bevor sie sich in die Augen ergiessen. - Da die Luft überall mit Wasserdampf gesättigt ist, so tritt beim Transpirieren auch nicht das angenehme Gefühl der Hautkühle auf, weil die Feuchtigkeit von der Luft nicht aufgenommen werden kann und daher nicht verdunstet. Und nun erst das Nachtlager! Zwar befindet sich in jedem Zimmer ein offenes, unverschliessbares,

grosses Fensterloch, aber dennoch scheint die Hitze anfänglich kaum zu ertragen; denn jedes Bett muss mit einem dichten Tüllschleier umgeben sein, um die lästigen Moskiten abzuhalten. Laken zum Zudecken sind selbstverständlich unnötig und darum auch nirgends vorhanden.

Nach dreimonatlicher, heisser Arbeit in West- und Mitteljava, und nachdem ich mehrere Male tüchtig vom Fieber durchgeschüttelt war, beschlossen wir eine vierzehntägige Erholungstour auf einen der Vulkane zu unternehmen und wählten dazu die höchste Berggruppe Javas, den Tengger, mit seinem fast 12000 Fuss hohen Smeru. Um dahin zu gelangen, mussten wir freilich 28 Stunden zur See und 20 Stunden auf der Eisenbahn fahren; aber da ich mir auch wissenschaftliche Ausbeute von dieser Exkursion versprach, so scheuten wir die Reise nicht.

Am nördlichen Abhange des Tengger, fast 6000 Fuss über dem Meeresspiegel, liegt das Dörflein Tosari; dies wählten wir zum Ausgangspunkte unserer Touren.

Der ganze Tengger ist ein direkt aus dem Flachlande sich erhebender, etliche Quadratmeilen bedeckender, riesiger Vulkan, mit mehreren Kratern auf der Spitze. Riesige Längsrippen von erstarrter Trachytlava ziehen auf allen Seiten von der Ebene aufwärts, Spaltentäler mit dem üppigsten Pflanzenwuchs zwischen sich fassend. Der Weg führte anfangs meilenweit durch Reisfelder, Plantagen von Zuckerrohr, durch Bestände von Kokospalmen, Bananen, Djati, Akazien und prachtvollen Laubbäumen. Weiter hinauf ritten wir wohl eine halbe Stunde lang durch verlassene Kaffeeplantagen, die sich aber schon zu einem dichten Walde umgestaltet hatten, und in der Höhe von 5000 Fuss trafen wir heimatlich anmutende Gemüsegärten, in denen die schmackhaftesten europäischen Bohnen, Erbsen, Kartoffeln, Spargel und Erdbeeren das ganze Jahr hindurch gedeihen. Vereinzelte gigantische, immergrüne Eichen, Casuarinen und Baumfarren beleben das freundliche Bild und wahren zugleich den Charakter der Tropenvegetation. In Tosari angekommen, öffnete sich plötzlich der Blick auf die ausgedehnte mit Reisfeldern bedeckte Ebene, auf die ferne Stadt Surabaya mit ihrem Hafen, auf das weite, endlose Meer und rechts auf die im Dunste verschwimmende Insel Madura. Seitlich schlossen das Bild mächtige Vulkane, von denen der Ardjuno eine ähnliche Silhouette aufweist wie der Pilatus bei Luzern, nur viel grandioser im Aufbau und in den Linien.

Nachdem ich mich am Schauen dieses wundervollen Landschaftsbildes eine Weile ergötzt, überkam mich plötzlich ein Gefühl, von dem ich mir anfangs keine Rechenschaft zu geben vermochte. Ich empfand das Bedürfnis meine Glieder zu recken und mich zu bewegen, die Zähne klapperten mir — da hatt' ichs gefunden: mich fror! Rasch nahm ich meinen Thermometer zur Hand; er

zeigte nur 16 Grad Reaumur. Eine so niedrige Temperatur hatte ich freilich lange nicht erlebt. In raschem Gange, endlich im Laufschritt ereilte ich eine nahe Anhöhe, lief wieder zurück, und fand mich noch nicht in Schweiss gebadet! Das langentbehrte Gefühl der frischen Kälte, des gesunden Frierens, versetzte mich geradezu in Entzücken; die körperliche Bewegung ermattete nicht, sondern tat wohl und erzeugte das köstliche Bewusstsein der Kraftleistung. Hier durfte ich wieder laufen, essen und trinken was mir beliebte, und brauchte mich nicht ängstlich zu fragen, ob der reichliche Genuss von dieser oder jener Frucht nicht schädliche Folgen haben, etwa gar Dysenterie und Fieber hervorrufen könnte. Bis in die Nacht hinein sass ich vor dem Logierhause, liess mich einmal tüchtig durchfrieren und erfreute mich an der Pracht der südlichen Sterne, die so gross herniederschauten und so sanft blinzelten, wie freundliche Menschenaugen.

Gleich am andern Morgen vor Sonnenaufgang sassen wir wieder zu Pferd, und traten die Exkursion auf den Krater an, dessen Rand nach vierstündigem Ritte erreicht war. Welch ein Schauspiel! Vor unseren Blicken lag, tausend Fuss tiefer, eine glatte graue Fläche von Aschensand ausgebreitet, mehr als eine Quadratmeile an Ausdehnung: der alte Krater mit seinen schroffen, zirkusartigen Felswänden, und inmitten dieser „Sandsee" vier Vulkankegel, von denen drei erloschen und mit Grün bewachsen sind, nämlich der Batok, Segorowedi und Widodaren, während der vierte unter Getöse grauliche Rauchwolken ausstiess. Dieser war unser nächstes Reiseziel, der Bromo oder eigentlich Brahma, nach dem indischen Gotte so benannt. Der Berg ist den Eingeborenen heilig, und alljährlich werden von den gläubigen Pilgern Opfergaben, Esswaren und Früchte in seinen achthundert Fuss tiefen Rachen hinabgeschleudert. Vor allem sind es die ehrlichen Bewohner von Tosari und den benachbarten Ortschaften, welche den Bromo anbeten, — die einzige, an dreitausend Köpfe zählende Hindu-Gemeinde auf Java, welche ihr Blut rein erhalten hat, indem sie sich ums Jahre 1488 den Verfolgungen der mohammedanischen Javaner durch die Flucht in dies Gebirge entzog.

Nachdem wir den äusseren Kraterrand hinuntergestiegen (unsere Pferde wurden von den Kulis geführt und zeigten sich noch geschickter im Klettern als wir), durchritten wir die „Sandsee". Es war um Mittag, die Sonne entsandte ihre tropische Glut hernieder und erhitzte den lichtgelben Aschensand, der von den aufsteigenden Luftströmen mitgerissen, in zahllosen Staubwolken und Sandhosen emporwirbelte. Bald waren wir von dichten Aschenmassen umhüllt, die wie glühende Nadeln Gesicht und Hände peitschten, bald öffnete sich der Blick, und das Auge schweifte über die blendende Sandfläche mit ihren Aschenwirbeln. Durch die Kleidung und bis auf die Haut, in den photo-

graphischen Apparat, in Geldtasche und Esskorb drangen die mikroskopischen Staubteilchen, und obwohl uns ein tüchtiger Gewitterregen bald gründlich durchwusch, spürten wir den Staub noch tagelang in unseren Gewändern und Gebrauchsgegenständen.

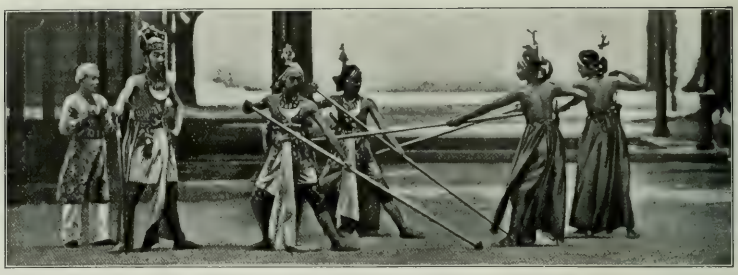
Am Fusse des kahlen, brüllenden Bromo angekommen, sassen wir ab und erstiegen den Kraterrand, der zwar nur einige Fuss breit ist und steil abfällt, aber dennoch ohne Gefahr begangen werden kann, da die Asche durch die ausströmenden Dämpfe zu einer Kruste versteift ist. Schwindelfrei muss man allerdings sein.

In der Tiefe des Kessels gewahrt man die beiden schwarzen Schlünde, aus denen mit stöhnendem Gebrause die Säuredämpfe sich herausringeln. Gen Süden, alles überragend, schaut der Smeru zwischen Wolken hervor, welche er selber ausgestossen hat. Seit langen Jahren schon speit nämlich dieser Prachtvulkan periodisch dicke Aschen- und Dampfwolken aus, welche sich über das ganze Tenggergebirge ausbreiten, bis der Wind sie von dannen trägt. Ganz wolkenlos erscheint daher der Himmel fast niemals hier. Das periodische Aufsteigen der Rauchsäulen ist den Umwohnenden ein beruhigendes Zeichen, dass das Ventil offen ist: hy rookt zyn' pyp! er raucht sein Pfeifchen, sagt der Holländer scherzweis. Verstopft sich aber einmal das Gebläse, wie unlängst geschehen, so schüttet der Smeru nach kurzer Pause ungeheure Massen von kochendem Schlamm über die Landschaft aus, Plantagen, Wohnstätten und Menschen begrabend.

Ich will unsere Exkursion nicht weiter beschreiben, sondern nur noch eines anderen interessanten Ausfluges Erwähnung tun, zu welchem von der holländischen Regierung ein Küstendampfer auf vier Tage kostenlos zur Verfügung gestellt war.

Einige meiner Leser werden sich noch erinnern, dass im Jahre 1883 die Sonne bei uns monatelang in rötlichem, später in bläulichem Glanze schien. Doch die Sonne selbst hatte sich nicht verändert; es waren vielmehr in der Luft schwebende Aschenteilchen, welche ihr Licht trübten. Diese Asche war vom Krakatau ausgespieen, einem Inselvulkane zwischen Java und Sumatra gelegen. Nachdem der Wind diese Staubmassen bis zu uns herübergebracht, waren sie schon zu einem dünnen Flor zerstoben; aber Java, ein Teil Sumatras und Borneos waren während des Ausbruchs durch eine ungeheure schwarze Aschenwolke in tiefe Nacht gehüllt, und vierzigtausend Menschen haben in den sich aufstauenden Meeresfluten ihren Tod gefunden. Auf der Insel Krakatau selbst war damals durch die an hundert Fuss hohen Auflagerungen von glühenden Bomben und Bimssteinen alles pflanzliche und tierische Leben zerstört worden; aber schon nach fünf Jahren erschien die Insel wieder als ein grünen-

des Eiland. Unter dem Schatten eines zwanzig Zentimeter dicken Baumes, einer Casuarine, zwischen doppelt mannshohen Kokospalmen und Gestrüpp fand ich hier zu meinem Erstaunen auch bereits wieder ein reges tierisches Leben vor; Spinnen, Fliegen, Wanzen, Käfer und Schmetterlinge, selbst riesige Eidechsen belebten das friedliche Bild. All diese Pflanzen und Tiere sind durch den Wind, durch das Wasser und durch Vermittlung der Vögel von Sumatra und Java hieher geführt worden, um binnen wenigen Jahren eine untergegangene Welt wieder zu ersetzen!



Dramatischer Tanz am Hof zu Djokjakarta.
Nach Dr. Gronemann. „In de Kedaton te djogjakarta." (Brill. Leyden.)

II.

Ein Hoffest in Djokjakarta.

Einer seltenen Festlichkeit durften wir in den javanischen Fürstenländern am Hofe des Sultans von Djokja beiwohnen.

Die Existenz dieser sogenannten unabhängigen Fürsten, von denen ausser einigen kleineren Regenten nur noch der Susuhunan „Kaiser" von Surakarta und der eben genannte Sultan eine Rolle spielen, bietet mancherlei komische Seiten. Tatsächlich sind sie Gefangene der holländischen Regierung, von der sie auch ein hohes Schmerzensgeld beziehen (der Kaiser z. B. über 600 000 Gulden) und dürfen ohne Zustimmung des holländischen Residenten das Gebiet ihres Palastes, den Kraton, nicht verlassen, auf welchen, zu freundschaftlicher Einschärfung, die Kanonen des holländischen Forts dauernd gerichtet sind. In Djokja umfasst freilich dieser Kraton eine kleine Stadt für sich, umwallt von einer dreifachen, vierzehn Fuss hohen Mauer, deren Umfang über eine Stunde beträgt und fünfzehntausend Menschen einschliesst, die alle im persönlichen Dienste des Hofes stehen und Zunftgeschlechter sämtlicher Handwerker und Beamtenposten umfassen, unter denen sich die verschiedenen Beschäftigungen vererben.

Äusserlich werden freilich von niederländischer Seite die „diplomatischen Beziehungen" mit diesen Scheinfürsten feierlich aufrecht erhalten, und jährlich findet zwischen dem Sultan und dem holländischen Residenten ein Austausch offizieller Empfänge unter erdrückendem Zeremoniell statt. Durch letzteren ging uns denn auch die folgende feierliche Einladung zu: Seine Hoheit der Sultan Amangkoe Boewånå, Senåpati, Ingulgålågå, Ngabdoerrhaman, Sajidin, Panåtågåmå, Kallipatoellah VII (dies heisst zu deutsch etwa: Nabel der Welt,

Oberbefehlshaber im Kriege, Diener des Barmherzigen, Statthalter Gottes) ladet . . . . . ein zu dem Feste zu Ehren der Aufnahme des Pangeran Adipati (Kronprinzen) in die mohamedanische Religionsgemeinschaft.

Schon vierzehn Tage vor dem Feste bot der Alun-Alun, — der grosse, offene Platz vor dem Eingang der äusseren Kraton-Mauer ein buntes, vielbewegtes Bild. Unter dem Schutze der in Schirmform zugeschnittenen grossen Waringin-Bäume und rings an den Mauerwänden kampierten die herbeigekommenen Würdenträger des Reiches, vom „Reichsverweser" bis zum kleinsten tributpflichtigen Regenten in offenen Zelten, die mit kostbaren Seidentüchern und Guirlanden aus geschnitzten Palmblättern malerisch verziert und miteinander verbunden waren. Vor jedem Zelt prangte der Ehrenschirm des Insassen, je nach der Rangstufe ganz oder zum Teil vergoldet, oder nur bunt gestreift und mit einer Anzahl vergoldeter Kugeln am obern Ende verziert. Der geschlossene Schirm deutete an, dass sein Inhaber anwesend, bei Besuchen wurde er aufgespannt vor dem Hause des Besuchten aufgepflanzt.

Das Treiben in und vor den Zelten und um die Hunderte von Verkaufs- und Schaustellungsbuden, die sich darum gruppierten, das Dröhnen von Trommeln und Metallbecken und der leise Klingklang der Gamelangs ging die Nächte hindurch; denn die Edlen des Reiches durften in dieser ganzen Zeit nicht schlafen, damit die bösen Geister dem Kronprinzen in diesen kritischen Tagen nicht nahe kommen könnten. Sie vertrieben sich die Zeit so gut es ging mit Würfeln, Sirihkauen und „Wajang", den charakteristischen dramatischen Schattenspielen Javas, bei denen mittels beweglicher, grotesk geschnitzter Pappe-Puppen endlose Heldengeschichten aufgeführt werden.

Dazwischen gab es auch noch interessantere Abwechslung; farbenprächtige Lanzenturniere oder einen Kampf zwischen Tiger und Büffel in der pallisadenumzäunten Arena des Kratons, dem auch der Sultan mit seinen Favoritinnen von einer erhöhten, daneben errichteten Pandapa aus beiwohnte. Da der Tiger in der Landesauffassung die weisse Rasse repräsentiert, der Büffel den Malayen, so ist dafür gesorgt, dass letzterer siegt, denn er ist stets ein frisch aus der Wildnis eingefangenes Prachttier, während der arme Tiger durch lange Hungergefangenschaft ausgemergelt und meist erst durch hinter seinem Verschlag in der Arena angezündete Feuerbrände überhaupt in Aktion zu bringen ist.

Abendlich hielt auch wohl der Sultan in reichgeschmücktem, schwer vergoldetem Wagen, über dessen Dach trotz nächtlichen Sternenhimmels der riesige Staats-Goldschirm von einem hintenstehenden malayischen Diener aufgespannt gehalten wurde, während ein europäischer Kutscher die Zügel lenkte — denn es geht nicht an, dass ein Malaye, zu welchem Zwecke immer, höher als der Sultan sitze — eine langsam feierliche Rundfahrt unter seinen Vasallen. Dicht

Eingang zum Kraton.

hinter seinem Wagen und vor denen der Prinzen von Geblüt trugen alte Frauen mit entblösstem Oberkörper, jede wieder unter einem goldenen Schirm, die unzertrennlichen Insignien der Sultanswürde: eine Trommel mit dem Kinderspielzeug des Sultans, eine Waschschüssel, ein Nachtgeschirr, einen Teetopf, dann den unvermeidlichen Spucknapf, die Sirihdose, einen mannshohen Pfauenfächer, Köcher, Schild und Bogen, alles aus schwerstem Golde; zuletzt einen goldenen Sessel und dito Fussbank.

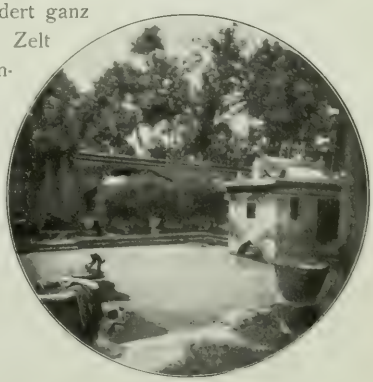
Am Morgen des Hauptfesttages fuhren die eingeladenen europäischen Gäste unter Führung des holländischen Residenten schon früh um sieben Uhr in langer Wagenreihe in den Kraton, durch ein lanzenpräsentierendes Spalier der Leibwachen sämtlicher fürstlichen Besucher, deren Uniformen an Abwechslung nichts zu wünschen übrig liessen. Man sah über den javanischen obligaten Kopftüchern Helme allermöglichen Ursprungs, holländische Käppis, abgetragene europäische Filzhüte und Zylinder von anno dazumal, Dreimaster mit Blumenbuketts anstatt der Federn. Die Oberkörper waren nackt, wie es die Hofsitte für Männer und Weiber vorschreibt, die Beine teils mit den bunten, landesüblichen Sarongs oder kurzen, schwarzen, grünen oder roten Hosen bekleidet, über denen die kunstvollen Griffe zweier Krismesser hervorlugten, während alte Piken und breite, runde Säbel in den Händen geschwungen wurden. Die Offiziere trugen ausser diesem malerischen Kostüm noch grosse grüne Brillen auf der Nasenspitze und Schnallenschuhe. War der Eindruck dieser Ehrengarden schon in Positur ein harter Prüfstein für die von der feierlichen Gelegenheit unbedingt erforderte Ernsthaftigkeit der geladenen fremden Gäste, so wurde er geradezu zwerchfellerschütternd bei deren nachfolgenden Evolutionen; denn sie dürfen nur in lebhaftem Tanzschritt und unter den absonderlichsten Sprüngen und Verrenkungen sich vor dem Fürsten bewegen.

Nach dem Passieren dreier Innenmauern mit schiefwinklig verschobenen Toren tat sich unter dem Anschlagen des grossen Festgongs das Tor zu dem eigentlichen Wohnbezirk des Sultans auf, in dessen Mitte sich die „Goldene Pandapa", eine grosse von allen Seiten offene Säulenhalle mit reichem, bemaltem und goldverziertem Schnitzwerk, erhob, vor der die europäische Leibwache des Sultans den Gästen salutierte. Rechts davon lag der Palast des Sultans

sowie das gelbe Haus, der Wohnsitz seiner Favoritinnen; zur linken der Kaputren, der eigentliche Harem, bestehend aus einzelnen weissen Häuschen mit Ziergärten für die vier rechtmässigen Frauen und sehr zahlreichen Neben-Weiber des Sultans. Während es in dieser Abteilung unter den Insassen, zwischen denen der Fürst seine Besuche und Geschenke nach bestimmten, ziemlich mühsamen Regeln verteilt, leidlich harmonisch zugeht, soll es oft zu regelrechtem Kriege zwischen dieser Seite und der Favoriten-Abteilung kommen.

An einem Ende der Pandapa war der Thronsessel des Fürsten aufgestellt, hinter dem seine weibliche Leibgarde mit den üblichen Utensilien winkbereit Posten stand. Diese Gebrauchsgefässe, Ampilens, haben alle sehr originelle Formen, meist Tiergestalt mit abnehmbarem Oberteil, darunter Gans, Pfau, Zwerghirsch und Schlange, eine hohe goldene Pyramide für das Schnupftuch usw. Die dienende Umgebung des Sultans besteht ausschliesslich aus Frauen, und nur solche dürfen seine eigenen Wohnräume, sowie natürlich den Harem betreten. Vornehmlich sind es die acht Mangungs, jugendliche Mädchen aus adeligem Geblüt, die den Ehrendienst versehen, in äusserst prächtiger Gewandung; sie werden chaperoniert von vier ausgewählt hässlichen, verrunzelten Weibern mit vorschriftsmässig nacktem Oberleib und mit gefährlich langen Messern bewaffnet, deren es kaum bedürfte, so abstandgebietend sind sie allein durch ihr Erscheinen.

Dem Thron gegenüber war ein weisses Zelt errichtet, in dem der junge Prinz, der an ihm und zugleich an einigen hierdurch besonders bevorzugten Adelssöhnen vorzunehmenden Zeremonie der Beschneidung harrte, die seine Grossjährigkeit, sowie seine Einweihung in den mohammedanischen Glauben inaugurieren sollte. Man war über das für diesen Akt gewohnheitsgemässe höchstens vierzehnte Lebensjahr hinausgegangen, um ihn der gegenwärtig besonders günstigen Konstellation teilhaftig werden zu lassen. Während der Dauer der Zeremonie, die im inneren Zelte vom Oberpriester vollzogen wurde, steigerte sich das Gebetmurmeln der etwa hundert ganz weiss gekleideten Priester, die dicht um das Zelt herum niedergekauert sassen, zu fast leidenschaftlicher Inbrunst; auf ein Zeichen des Oberpriesters brach dann unter Salven und Gamelangklang das die Halle umstellende Volk in enthusiastische Slamat!rufe aus, in die auch die in einer Art Pavillon im Hintergrunde plazierten fürstlichen Frauen und Prinzessinnen lebhaft einstimmten. Gleich darauf zog sich der indolent und recht missvergnügt ausschauende



Aus dem Wasserkastell (Tamansari).

Prinz in seine Gemächer zurück und war bei keiner der nun zu seinen Ehren folgenden Festlichkeiten zugegen.

Den Glanzpunkt derselben bildeten an zwei aufeinander folgenden Abenden die Tänze der Bedajas und Serimpis, die vielleicht die seltsamste und in gewissem Sinne feinste Blüte orientalischer Tanzkunst überhaupt darstellen und nur an diesem Hofe bei besonders festlicher Gelegenheit zu sehen sind.

Die Bedajatänze werden von sieben bis neun jugendlichen Mädchen adeliger Abkunft, zuweilen auch von als Tänzerinnen verkleideten Jünglingen ausgeführt. Sie vergegenwärtigen die Nymphen der Lara Kidul, der Göttin der sogenannten Kindersee, einer richtigen Loreley-Gestalt der Malayenmythe, die auf einer der Südküste Javas vorgelagerten Insel haust und von deren Felshöhe herab die vorbeifahrenden Schiffer ins Verderben lockt.

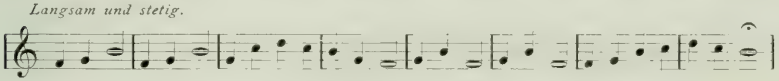
Es ist kein Wunder, dass jene wildschöne Küstengegend selbst die für Naturschönheiten wenig empfängliche Malayenphantasie in stärkeren Schwung gebracht hat.

Wild drängen sich die Wogen des indischen Ozeans, der hier sein freies Reich nach Süden nur unwillig noch gehemmt sieht, durch die schmale Enge zwischen den fieberschwangeren Küstenhainen Tjilatjaps und der langgestreckten Felseninsel, in welche die Flut tiefe, bläulich schimmernde Grotten mit phantastischen Stalaktitgebilden eingerissen hat. „Nusa Kumbangang", das Blumeneiland, hat sie der Volksmund getauft, und die lückenlose Waldeskette, die ihre steilragende Klippenhöhe bedeckt, ist buchstäblich durchleuchtet von der bunten Farbenpracht wundervoller grosser Hochbaumblüten. In dem stilleren Teile dieser wenig befahrenen Kindersee (Anak laut ist der malayische Name), wo mein kleines, von einem Küstenregenten mir zur Verfügung gestelltes Ruderboot lange Zeit in lustigem Spiele von zwei riesenhaften Pottfischen begleitet wurde, fand ich auch ein richtiges Pfahldorf weit ab vom Lande in die offene See hinaus gebaut, mit charakteristischen Eigentümlichkeiten seiner nur vom Fischfang lebenden Bewohner.

Von alters her unternahm der Sultan von Djokja alljährlich einen Besuch bei der Göttin und soll sich bei dieser zuweilen die Inspiration zur Auflehnung gegen die väterliche Fürsorge des holländischen Regiments geholt haben, so dass, um diese Wallfahrten unmöglich zu machen, ihm nunmehr nächtliches Verweilen ausserhalb des Kratons gänzlich untersagt ist. In den höfischen Festspielen sucht er nun Ersatz für das verlorene Vergnügen, und die Bedaja-Tänze, ein Bestandteil derselben, stellen die Szene dar, wie bei einem der einstmaligen Besuche auf der Insel die auf den Sultan am Ufer wartenden Dienerinnen seine kostbaren Ampilans ins Wasser fallen liessen, und diese von den Nymphen der Göttin mit ihren Schleiern aufgefangen wurden. Daher ist auch ein Haupt-

bestandteil der Bedajatänze das anmutige Spiel mit den durchsichtigen schleppenden Slendangs.

Mit langsam feierlichen ruckweisen Schritten, wie ganz unter dem Bann eines aus der Ferne tönenden Gamelang stehend, traten die Tänzerinnen



Eine höfische Gamelang-Melodie.

aus dem Kaputren hervor und schritten dem festlich erleuchteten offenen Thronsaal zu, in welchem wie am Morgen der Sultan auf dem Thronsessel Platz genommen, ihm zur Seite die erste Gemahlin und der holländische Resident, umgeben von sämtlichen Prinzen und Prinzessinnen und einer wimmelnden Höflingsschar. Zu beiden Seiten der offenen Halle hockten in ehrfürchtiger Stellung die kleineren Würdenträger und Beamten und dahinter verlor sich in weitem Kreise eine tausendköpfige, atemlos lauschende Menge, deren nackte braunglänzende Oberleiber und vielfarbige Kopftücher aus dem Halbdunkel auftauchten. Dem Zug voran und ihn beschliessend gingen je zwei der unvermeidlichen alten Weiber, die zu der herben Grazie ihrer jugendlichen Schützlinge die seltsamste Folie bildeten. Heute hatten sie nicht nur die Funktion von Ehrendamen, sondern die Aufgabe, etwa während des Tanzes sich verschiebende Kleidungsstücke der Tänzerinnen augenblicklich wieder in Ordnung zu bringen, wozu sie während der ganzen Dauer desselben dicht hinter ihnen hockten.

Am Anfang der Pandapa angekommen, liessen sich die Tänzerinnen in Phalanxform auf dem Marmorboden nieder und legten nun die beträchtliche Strecke bis zur Mitte mit untergeschlagenen Beinen langsam vorrutschend zurück, den Oberkörper steif aufgereckt und die Augen tief gesenkt im unbewegten Antlitz. Dieses schwierige Rutschgehen, das sie mit unnachahmlichem Ernst und Dekorum ausführten, erstaunt uns ja nicht mehr allzusehr. Sind wir doch, solange wir uns unter javanischen Grossen bewegen, gewöhnt, dass kein Untergebener ihnen in anderer Stellung naht, und sahen wir doch selbst einmal den Bruder eines Fürsten diesem unter langsamem stationsweisem Vorrutschen und schliesslichem demütigem Anreiben der Nase an dessen Knie eine Bitte vortragen.

Fremdartig wie ihre Bewegungen ist die Erscheinung der Bedajas. Alle entblössten Teile des Oberkörpers und das ganze Gesicht sind zitronengelb angestrichen; das glänzend gefettete Haar fest an den Kopf gedrückt und hinten zu einem kurzhängenden eckigen Zopfe geflochten, der in regelmässigem Muster

mit den weissen, betäubend duftenden Melatiblüten durchsteckt ist. Auf der Kopfhöhe erhebt sich ein reifartiger, schwerer Goldschmuck mit auf schwanken Streben nach oben stehenden, bei jeder Bewegung zitternden Goldsternen. Das Vorderhaar ist über der Stirne in tiefem Zickzack ausgeschoren und die Zwischenräume vergoldet. Kurze prallanliegende, ärmellose Samtjacken in leuchtendem Grün umspannen die Brust, vor der drei halbmondförmige ziselierte Goldplatten herabhängen, und ein diamantstrotzender Gürtel hält die goldstarren Kunstfalten des Purpursarongs dicht um die Hüfte gespannt, der hinten im langen Zipfel auf dem Boden schleppt. Zierlich um die Schultern geschlungen hängt über den Rücken der schleierartige Slendang. Die Anlegung dieser bizarr prächtigen Toilette erfordert einen vollen Tag.

Vor dem Sultan angekommen, begrüssen ihn die Tänzerinnen mit ehrerbietigem Sembah, indem sie mit den platt zusammengelegten Händen dreimal die Stirne berühren.

Hoftanz in Djokjakarta.

Während nunmehr der Chorführer in singendem Tone den Gang der darzustellenden Handlung andeutet, erheben sie sich ganz langsam, wobei die verschiedenen Posen mit wunderbarer Genauigkeit bei allen neun Figuren übereinstimmen, ein Zug, der überhaupt den ganzen Tanz charakterisiert. Die neun schlanken, überzarten Körper bewegen sich wie ein einziger Leib bis in die winzigsten Bewegungen hinein; denn der Tanz besteht zum grossen Teil aus ganz klein umschriebenen Bewegungen, in Achsendrehungen der Arme, in Knicken und Biegen der Finger, Handgelenke und selbst der Zehen, in ruckweisen Bewegungen des Kopfes. Die Tänzerinnen bleiben dabei oft minutenlang auf derselben Stelle, und nur ein rhythmisches Heben und Senken auf den Zehenspitzen markiert den Tanz; dann wieder folgt ein feierliches, wiegendes Schreiten, oder ein schnelles schiebendes Vorwärtsgleiten der am Boden haftenden Füsse. Die einzige grosslinige Bewegung bildet das feine Spiel der

Arme mit den von den Fingerspitzen kaum berührten, den Rücken hinabfallenden Slendangschleiern. Die Gesichter bleiben vollkommen unbeweglich, obwohl der Tanz in seinem ganzen Charakter eine mimische Bedeutung hat.

Die bizarre, etwas eckige Grazie der Körperbewegungen und der verwickelten Tanzfiguren lässt sich in der Beschreibung schwer wiedergeben; doch ist der ganze Eindruck überaus stilvoll und von einer ruhigen durch die ungemeine Pracht der Kleidung unterstützten Eleganz und Vornehmheit.

Die glitzernden tanzenden Gestalten, die edelsteinstrotzende Schar der Prinzen und Prinzessinnen, die buntschimmernde geschmückte Halle, draussen umhockt von einer stummen, halbnackten, vielköpfigen Zuschauerschar, drinnen erfüllt von dem fremdartigen Prunk der Geräte und Gewandungen, all das vermischte sich mit den weichen gleitenden Tönen der Gamelangs, dem heissen Duft der tropischen Sommernacht und dem grossäugigen Gefunkel der zwischen hohen Säulenbögen aufleuchtenden südlichen Sterne zu einem unvergesslichen, intensiv exotischen Bilde.

Dieses wurde freilich etwas verwischt am zweiten Festabend: denn nach dem eigenartigen, fast noch prächtiger als die Bedajatänze wirkenden Tanz der „Serimpi", der stets nur von vier blutjungen ausgesuchten Schönheiten aus der nächsten Verwandtschaft des Sultans ausgeführt wird, folgte in der offenen Thronhalle ein solennes Souper mit französischer Küche und Strömen Champagners, den die eleganten javanischen Prinzen den Ehrengästen eifrig kredenzten, ohne ihm jedoch selbst zuzusprechen, was sich sehr bald in einer merklichen Differenz an Haltung zwischen den geladenen Europäern und ihren würdevollen braunen Gastgebern kenntlich machte.

Bei der nun folgenden feierlichen Wandelpromenade ward mir die Ehre zu teil, an der einen Seite eine fette, watschelnde Sultansfrau zu führen, die unter abwechselndem Sirihkauen und Bonbonlutschen mich mit den unmöglichsten Fragen über „Ropa" bestürmte, an der anderen die Mutter des Sultans, eine ältere verhältnismässig hochgewachsene Frau, deren weisse schmucklose Tracht und Stirnbinde sich ernsthaft abhob von der bunten Kleiderpracht ihrer Umgebung. Sie war eine „Hadji" d. h. in Mekka gewesen, was die Gepilgerten auf Lebenszeit bei ihren Landesgenossen mit einer Art weltlicher Heiligkeit umkleidet.

Den Schluss machte ein Ball, bei welchem javanische Prinzen sich nach westlichen Weisen, aber immer würdevoll, mit den wenigen europäischen Damen im Tanze drehten.

AUS SUMATRA.

(TAGEBUCHBLÄTTER.)

Dorf in den Unterlanden Sumatras.

(In der Mitte die Bale-bale oder Gesellschaftshalle.)

I.

Aus den Padangschen Hochlanden.

Meeresfahrt. — An einem strahlenden Junimorgen schifften wir uns auf einem holländischen Küstendampfer in Batavia ein.

Leise schwankte unser Boot über die Javasee, am Krakatau vorüber, bis wir mit Sonnenuntergang die gebuchtete Südostecke Sumatras, den Hafenort Telokbetong, erreichten. Scharf hob sich der abgeplattete Kegel des Fingerberges gegen den Abendhimmel ab, als letzter Ausläufer des mächtigen Barrisan-Gebirges, welches die ganze Insel der Länge nach durchzieht. Massige Berge, durch tiefe Schluchten getrennt, lassen schon hier den eigenartigen Charakter des sumatranischen Landes erkennen, dessen Erhebungen grossenteils aus Granit- und Kalkstöcken sowie aus Vulkanen bestehen, von denen acht heute noch tätig sind. Das Land macht vom Westen her einen wilden, geheimnisvollen Eindruck und scheint den Eintritt wehren zu wollen, während die Küsten Javas dem Nahenden verheissungsvoll zulächeln; nur an der Südküste der Smaragdinsel finden sich Szenerieen, ähnlich dem vor uns liegenden Bilde. Auffallend waren, trotz des klaren Himmels, die an den schroffen Bergabhängen gelagerten niedrigen Strichwolken, eine typische Erscheinung im sumatranischen Südwestgebiete!

Schutzlos ist diese Küste dem heftigen Wogenprall des indischen Weltmeeres ausgesetzt, und kein natürlicher Hafen liegt längs der Westküste; denn die nimmer rastenden Pulsschläge des bewegten Elementes haben längst alle Vorsprünge weggefressen und zu gefährlichen, unterseeischen Klippen abgenagt. Das feste Gestein ist hier das Wandelbare, das flüssige Element das Dauernde! — Auf der Ostküste dagegen hat sich unter dem Schutze der vorgelagerten malayischen Halbinsel und der ruhigen Flut der Malakkastrasse ein unabseh-

bares Schwemmland abgesetzt — ein sumpfiges, mit Busch und Urwald bedecktes Terrain, welches den besten Boden für Pfeffer-, Reis- und Tabakkultur abgibt. Der Feuchtigkeitsgehalt ist zumal im Niederlande so bedeutend, dass fournierte Möbel sich schälen, Bücher aus dem Leim gehen und stockfleckig werden, und Zeug und Stiefel über Nacht sich mit Schimmel bedecken.

Mit Ausnahme einiger Verkehrsplätze behielt die Küste überall ihren wilden, menschenleeren Charakter bei, bis dicht vor Padang, wo unser Dampfer im Emmahafen anlegte. Der Landungswall ist auf einer Koralleninsel erbaut, welche sich ihr Fundament selber geschaffen hat auf lockerem Mudder.

Padang, im Charakter der meisten übrigen Regierungszentren der holländischen Besitzungen erbaut, ist der Sitz des Gouverneurs von Sumatra, beherbergt eine grössere Garnison und zeichnet sich durch die hübschen, unter Palmen versteckten Wohnhäuser aus, die übrigens sämtlich die typische, praktische Bauart aufweisen, welche die holländischen Kolonisten einführten. Unter dem tief herabhängenden, weit vorragenden Dache liegt die breite, blumengeschmückte Vorgalerie, wo die blasse Dame des Hauses, die „Nonja", unter praktischer Verwertung der Landestracht in Sarong und Kabaya (Schalrock und luftiger weisser Jacke), die blossen Füsse in Klapppantoffeln steckend, ihr Szepter über der vielköpfigen Dienerschaft schwingt.

Hassan-Hussein-Fest in Padang. — Dieses mohammedanische Fest, welches vierzehn Tage dauert, gilt der Erinnerung an den Tod eines Neffen Mohammeds, dessen Hand, seinen Mörder anklagend, aus dem Grabe herausgewachsen sein soll. Nur im indischen Archipel soll dieses Fest in so pompöser Weise gefeiert werden. Unter Musik durchziehen grotesk maskierte Leute verschiedener Nationen die Strassen, tanzend und jauchzend. Tempelartige bunte Türmchen aus Holz und Papier werden unter Lichterschein umhergetragen, ebenso allerlei kastenartige Gestelle mit Gazevorhängen, in denen Muscheln und aus Holz oder Muscheln geschnittene Hände erkennbar sind. Unter den Masken waren alte holländische Dreimaster und Admiralshüte, Epauletten, Tropenhüte mit langen Schleiern, riesige Kronen aus trockenem Laube und sonstige scherzhafte oder alberne Ausstaffierungen zu sehen. Männer in Frauengewändern, Chinesen, würdige Hadjis, Riesengestalten halbnackter Klings (Hindus), zum Teil in wunderlichen Verkleidungen, schrieen und lärmten durcheinander in dem tollen Faschingszuge.

Die Schlussfeier dieses islamitischen Festes konnten wir in Benkulen beobachten. Die herausgeputzten Türme waren zu ungeheuerlichen Dimensionen angewachsen und mit Säulen, Vögeln und Blumen aus Papier sowie mit Lichtern geschmückt. Die einzelnen Ortschaften, die je einen Turm stellten,

suchten sich offenbar zu überbieten. Der ganze Zug begab sich in Prozession vor des Residenten Haus und führte dort groteske Tänze auf.

Am folgenden Tage wurden sämtliche Requisiten des Festzuges feierlich und unter grossem Volksjubel ausserhalb der Stadt in eine Schlucht gestürzt.

Gemäss den Andeutungen einiger gelehrten Malayen, sowie auch europäischer Kenner, soll der Zeremonie ein tieferer, esoterischer Sinn zugrunde liegen, und z. B. die Hände ein Sonnensymbol vorstellen.

Da unsere Reisen in Sumatra uns in grosser Eile über weite Strecken führten, so kann ich hier nur einzelne Augenblicksbilder wiedergeben, wie sie sich in flüchtigen Tagebuchnotizen niedergeschlagen. —

Von Padang führt zu den Hochlanden eine lange, enge Schlucht, Kloof genannt; zum Teil auf glatten, zum Teil auf Zahnschienen windet sich der Eisenbahnzug durch den wild-malerischen Gebirgseinschnitt empor, Landschaftsbilder von grossartiger Schönheit dem Auge darbietend.

Eine furchtbare Überschwemmung, hervorgerufen durch einen Wolkenbruch und gesteigert durch das Austreten eines Sees infolge heftigen Erdbebens, hatte das kaum vollendete, kühne Werk binnen wenigen Stunden teilweise vernichtet! Wir gewahrten abseits der in Hast gelegten Notgeleise durch die Gewalt der Wasser zu Spiralen gebogene Schienen und eiserne Brücken, hunderte von Metern weit von ihrem Platze fortgerissen, in wildem Durcheinander im Flussbett liegen.

Von einem mitreisenden Beamten erfuhren wir bei dieser Gelegenheit, welche Verwüstungen in diesen Gegenden öfters durch die Elefanten angerichtet werden. Die klugen Riesen, eingedenk ihrer Körpermasse, können die Kartenhausbrücken der Menschen nicht leiden; sie umgehen dieselben oder zertrümmern bisweilen diese „Hindernisse", reissen die Pfeiler aus, zertreten die Wände und schleppen Balken und Telegraphenstangen fort, nachdem sie die Drähte zu Knäueln aufgewickelt.

Markt in Fort de Kock und in Payakombo. — In den Distriktsmittelpunkten des Sumatranischen Hochlandes werden an bestimmten Tagen grosse Märkte abgehalten, zu denen das Volk von allen Seiten herbeiströmt.

Wir erlebten einen solchen zuerst in Fort de Kock, einer Gesundheitsstation für holländische Beamte und Militärs. Mit Sonnenaufgang schon zogen an unserm Hotel Scharen von Landleuten beiderlei Geschlechts vorüber, die auf den Köpfen grosse Bündel von frischen Sirihblättern, Zuckerrohr und Rotan, Bretter, beladen mit irdnem Geschirr, Körbe voll magerer Enten und Hühner trugen. Viele der Männer waren hochgewachsen, in ihrer Kleidung viel weniger adrett als die Bewohner Javas. Auch die Frauen zeigten sich durchschnittlich grösser und hübscher, als die Bewohnerinnen der Smaragdinsel; über dem

Sarong pflegen sie eine lange enge Jacke von schwarzem kalikoartigen Stoff zu tragen mit herzförmigem Ausschnitt, der die Büste kleidsam und dezent hervortreten lässt; Silberstreifen zieren häufig die Nähte.

Auf dem geräumigen Marktplatze hatten zahllose Verkäufer ihre Waren auf dem Boden ausgebreitet; Reis bildete natürlich den Hauptartikel. Dieses Produkt der „Bovenlande" hatte ein graues, unappetitliches Ansehen, und vielfach ist der Wurm in den Körnern. Das holländische Gouvernement hat daher die Verbesserung der Reiskultur unter dem Zwange des Gesetzes angebahnt Aber noch ist diese Kultur durch Bewässerungssystem, wie sie auf Java betrieben wird und so üppige Ernten erzielt, nicht allgemein, und noch pflegen die Reisähren auf offenem Felde mit den Füssen ausgetreten zu werden. Als unentbehrliche Zutaten des einfachen Mahles sehen wir Pfeffergewürze, Gemüsearten und Kokosnuss auf ausgebreiteten Tüchern aufgehäuft. Auch feingeschnittener Tabak, den in trockene Blätter gewickelt, Männer und Frauen in Gestalt von Zigaretten (strookjes oder rokos) zu rauchen lieben, liegt überall zu Kauf.

Gewinnung der Reiskörner durch Austreten.

Marktszene in Fort de Kock.

Feilgeboten werden auf dem Markte ferner Kattun- und Seidenstoffe, Schmucksachen wie Goldgürtel, Arm- und Kopfspangen, Halsringe und Schnallen, meist in gefälliger und kunstvoller Bearbeitung ausgeführt; indes Schwerter, Krisse und Dolchmesser, häufig mit feingeschnitzten Griffen aus Elfenbein, die Blicke der Männer fesseln. Araber und Klings (Hindus) handeln mit italienischen Korallen und anderen ausländischen Artikeln, wie Spiegelchen, Kämmen, Knöpfen und Nadeln, Zangen zum Auszwicken der Haare usw.

Eine besondere Liebhaberei besitzen die Malayen für Tauben, und auch solche wurden in Menge feilgeboten. In zierlich geflochtenen

Vogelbauern pflegen die Bewohner diese „Glücksvögel" mit auf Reisen zu nehmen, und zumal bei Einkäufen sollen die zierlichen, gurrenden Tierchen dem Besitzer Glück spenden.

Weit und breit berühmt ist der Markt in Payakombo, eine Tagereise von Fort de Kock entfernt. Leider hatte eine Verordnung, welche dem weiblichen Geschlechte den Warenverkauf gänzlich untersagte, diesem berühmten Markte den schönsten Reiz genommen; doch war diese Bestimmung unlängst wieder aufgehoben, und wir konnten uns an den reizenden Erscheinungen der Landmädchen erfreuen, welche unter dem Schattendache uralter Waringinbäume ihre Waren ausgestellt hatten.

Payakombo liegt im Herzen des alten Menang-Karbau-Gebietes und zeigt die Eigentümlichkeiten der Dorfschaften dieser Distrikte besonders ausgeprägt.

An der langen, von hohen Laubbäumen eingerahmten Landstrasse liegen, in beträchtlichen Entfernungen voneinander, die von Kokoshainen umschatteten Gehöfte oder Kampungs verstreut, deren jeder in einem grösseren oder mehreren kleineren Häusern die Mitglieder eines der grossen Familienstämme oder Hauptsukus umfasst (siehe weiter unten). Aus den zerstreuten Häuserkomplexen oder Kampungs der einzelnen Sukus setzt sich die Negari oder Gemeinde Payakombo zusammen.

Wir besuchten das Längshaus eines Pengulu und schlüpften durch eine fensterähnliche Öffnung, die Tür, in einen geräumigen dämmerigen Saal, der mit zierlichen Matten belegt war und sich ganz behaglich ausnahm. An den Wänden lagen flache Sitzkissen, und standen Truhen, welche den Familienschmuck als Barvermögen enthielten. Zu beiden Seiten in der Längsrichtung befanden sich die Familienkammern der Schwestern, Tanten usw., des Hausherrn, eine jede mit besonderer Herdstätte für die Familie. Aus jeder Abteilung führte ein ähnliches Fensterloch über eine kleine Stiege ins Freie. Ich konnte mich nicht genug wundern über die Luftabschliessung dieser Wohnungen in solchem Klima! Nirgend im ganzen Bereich der innern Hochlande fand ich offene Veranden, wie sie doch dem ärmlichsten Hüttchen auf Java nie fehlen.

Die Häuser machen durch die Schrägstellung ihrer Wände, durch ihre mit vergoldeten Tierköpfen und Hörnern gezierten, anmutig geschwungenen Dächer von ungleicher Höhe einen malerischen Eindruck, zumal die Querbalken häufig reichen Schmuck von Schnitzwerk und glänzenden Spiegelstückchen tragen.

Dieses Bild beleben noch die allerliebsten Reisscheuern, deren oft ein halbes Dutzend das Haus flankieren, und welche die Bauart desselben in kleinem Massstab, aber mit noch zierlicherer Ausführung der Linien und des Schmuckwerks, kopieren.

In der Nähe von Payakombo besuchten wir eine jener merkwürdigen Schluchten, die für das sumatranische Hochland charakteristisch sind und sich auch in den Passumah-Distrikten finden. Sie stürzen jäh, oft mit mehreren tausend Fuss Abfall, mitten aus der flachen Ebene ab; ihr oberer Riss ist oft so schmal, dass der Fremde ihrer erst gewahr wird, wenn er dicht vor dem Absturze angekommen ist. Die Vegetationsbilder dieser Schmalschluchten sind unvergleichlich schön.

Das Matriarchat in den Padangschen Hochlanden. — Sumatra, das an wilder Naturschönheit, an Mannigfaltigkeit des Landschaftscharakters

Familienhäuser.
Links eine malayische Moschee (Missegit).

die übrigen grossen Sundainseln übertrifft, bietet auch in ethnographischer Hinsicht das interessanteste, abwechselungsreichste Bild und birgt in dem Dunkel seiner ungeschriebenen Geschichte und seiner verworrenen Überlieferungen die lohnendsten Aufgaben für den Forscher. Seine Völkerstämme, niemals unter den nivellierenden Einfluss eines umfassenden Herrscherreiches gebracht, haben vielfach ihre vorgeschichtlichen Eigentümlichkeiten bewahrt, und so bieten die Gebirgsländer, Hochflächen und Niederlande Sumatras ein Mosaik heterogener Sitten, Glaubensideen, Sprachen und Schriftzeichen, ja sogar der verschiedensten

Kulturstufen. Man denke nur an die Kubus der nördlichen Distrikte, an die batakkischen Kannibalen.

Das Gebiet des alten Sultanreiches von Menang Karbau, heute unter dem Begriff der Padangschen Bovenlande zusammengefasst, bietet das interessante Schauspiel der seltsamsten, archaïsch anklingenden, sozialen Einrichtungen inmitten der Ergebnisse älterer und neuerer Kultureinflüsse vom Osten und Westen.

Hier findet sich noch das Matriarchat oder Mutterrecht, das auch auf einigen anderen malayischen Eilanden, auch den Sandwichinseln, bei mehreren australischen und afrikanischen Stämmen, bei den Irokesen in Amerika nachgewiesen ist; es ist nicht unwahrscheinlich, dass das Matriarchat in alten Zeiten auch bei den Ariern nicht existiert hat. Bei zunehmender Gesittung wurde es hier zwar durch das Vaterrecht, das Patriarchat, abgelöst, d. h. durch die künstliche Vorstellung von einem gemeinsamen Ahnherrn! Damit erst erhielt die Ehe den gesellschaftlichen Zweck, rechtmässige Erben zu schaffen, und sie wurde hindurch Gegenstand wirtschaftlicher Berechnung!

Mit dem Aufkommen des Patriarchats, nämlich mit der Herrschaft des Gatten über die Familie, begann zugleich die Knechtung des Weibes: Die Ehefrau und Mutter sinkt von ihrer Höhe herab, die Gleichberechtigung mit dem Manne hört auf, und es gibt nur noch Herrscher und Dienerin.

Für eine naturgemässe Gesellschaftsordnung müssen wir das Matriarchat wohl erklären; es wäre aber falsch, dasselbe zu betrachten als eine allgemeingültige soziale Entwickelungsform der menschlichen Gesellschaft, in dem Sinne, dass jedes Volk sie durchlebt hätte. Sprachforschung und Überlieferungen weisen vielmehr darauf hin, dass das Mutterrecht keineswegs allerorts zur Ausbildung gelangte.

Schon beim ersten Anblick eines Dorfhauses in diesen Hochländern wunderten wir uns über die eigentümliche, wie zusammengestückte Bauart desselben. Bald ward uns deren Bedeutung klar. Ein solches Haus umfasst eine ganze Anzahl von Familien. Doch entsteht es nicht auf einmal, sondern in der Längsrichtung werden Flügel angebaut, sobald eine neue Familie hinzutritt. Dies geschieht, indem eines der weiblichen Familienglieder sich vermählt und Kinder erzeugt. Denn hier folgt nicht die Frau dem Manne in dessen Heim; sie bleibt im Verbande ihrer eigenen Sippschaft, die sich wiederum nur aus den Nachkommen einer und derselben Ahnin in weiblicher Linie ableitet. Drastisch nennt diese der Eingeborne „Sabuah parui", Früchte eines Schosses. Der Bestand einer solchen Hausgemeinschaft setzt sich also genealogisch zusammen aus Müttern mit ihren Kindern, aus Brüdern und Schwestern der Mütter, aus Grossmüttern, Grossoheimen und Grosstanten bis hinauf zu Urgrossahnen auf der weiblichen Linie.

Familienhaus.

Zuweilen finden sich auf diese Weise an hundert Menschen unter einem Dache vereinigt; die engere Familie, bestehend aus Mutter und Kindern, bewohnt je eine gesonderte Abteilung und bildet ein „sa dapur", d. h. einen Herd, und damit zugleich die Grundeinheit der Soziale, ein „samandei". Eine grosse Anhäufung dieser Einzelfamilien in einem Hause bildet aber nicht die Regel; selten sind es mehr als sechs, und in einigen Distrikten dart diese Zahl nicht überschritten werden. Äusserlich ist sie erkennbar an der Zahl gehörnter Giebel auf dem Dache, sowie die Anzahl der Stützpfeiler des Hauses den Rang des Hausvorstandes kennzeichnet. Dieser, der „Panghulu ruma", ist der älteste brüderliche Verwandte mütterlicherseits, und jede einzelne Samandei hat ihrerseits zum Vorstande den Mamak, den ältesten Mutterbruder, der die Rechte und Pflichten eines Vaters über seine Schwesterkinder ausübt. Meist fällt natürlich diese Würde reiferen Männern zu, doch gibt es Fälle, wo nach dem Landesrecht selbst 14jährige Knaben als Hausvorstand fungieren. Die ausserhalb der ursprünglichen Hausgemeinschaft angesiedelten Samandeis derselben mütterlichen Abstammung bilden anfänglich, so weit sie sich in demselben Orte und in der Nähe des Stammhauses anbauten, die erweiterte Gemeinschaft eines „Kampung" oder „Kumpulan ruma" (Häuserhaufens), die unter der Autorität eines Panghulu-Kampong, des ältesten der Panghulu ruma steht. Bei grösserer Ausdehnung entsteht der „Suku", der eigentliche Geschlechtsstamm, zu dem auch die an anderen Ortschaften angesiedelten Glieder des mütterlichen Stammes gehören.

Den ganzen in einer Negari (Distriktsverband) vereinten Familienkomplexen desselben Sukus steht als höchstes Oberhaupt der Vorstand des ältesten Kampongs, der Panghulu putjuk, vor.

Die Mitglieder eines Sukustammes, ungeachtet ihrer oft grossen örtlichen Trennung, bilden eine einzige grosse Genossenschaft, solidarisch verbunden.

An dieser merkwürdigen Einrichtung liegt es, dass in diesen Gegenden kein Pauperismus, also auch keine öffentliche Wohltätigkeit zu finden ist. Selbst die unwürdigen, ebenso wie die erwerbsunfähigen Glieder der Stammgemeinschaft werden von dieser erhalten. In den niedergeschriebenen Erzählungen dieses Volkes findet sich manche Spur von den Schattenseiten dieser Einrichtungen, und die selbst bei der allgemein lässigen Natur des sumatranischen Malayen auffällige Trägheit der Bewohner der Bovenlande mag mit diesen uralten Sitten in Zusammenhang stehen.

Eine Negari oder Distriktsgemeinschaft, mit ihren Unterabteilungen, den Kotas, setzt sich nun zusammen aus den „kumpulan rumahs" der verschiedenen Sukus, deren letztere es jetzt vier bis fünf hauptsächlichste gibt, einige davon mit mehreren hunderttausend Angehörigen.

Die Glieder dieser Sukuzweige halten unter sich zusammen und bilden eine Gemeinde für sich in dem Negariverbande. Die Stammgenossenschaft ist hier noch nicht im Gemeindeleben aufgegangen. Nach aussen jedoch vertritt alle Suku-Sippen eines Negari ein gemeinsamer Tuanku, der der Panghulu des zuerst am Ort angesessenen Sukus und in dieser Eigenschaft auch Vorsitzender des „Rapat" ist, jenes aus sämtlichen Panghulus zusammengesetzten, inländischen Gerichtshofes, der das uralte Adatrecht handhabt.

Aus dem oben Gesagten ergibt sich von selbst, dass die Ehe in diesem Gemeinwesen eine weit weniger gewichtige Rolle im Leben der Einzelnen spielt, als anderswo. Sowohl Mann wie Frau bleiben ja trotz derselben in ihrem gewohnten Interessenverbande, und ihr Verkehr beschränkt sich auf vorübergehende Besuche des Gatten im Stammhause seiner Frau, mit der er meist nur im Beginn der Ehe die Mahlzeiten einnimmt, und deren Arbeiten auf ihrem Anteil der Familienfelder er auch wohl in den Zeiten der ersten Verliebtheit teilt; während in der Regel nur die Nächte von den Gatten in den Häusern ihrer Frauen zugebracht werden, und also gewissermassen ein Austausch der männlichen Bewohner zwischen den einzelnen Häusern zur Nachtzeit statt hat. Seine eigentliche Arbeitskraft aber verbraucht der Gatte im Interesse seiner eigenen Familie, das sind in erster Linie die Kinder seiner Schwestern und Brüder, sein „Kamanakan".

Über seine eigenen Kinder hingegen besitzt der Mann nicht das mindeste Recht, und die Betätigung seiner Vaterschaft beschränkt sich in den meisten Fällen auf die Geschenke, die er den Kleinen mitbringt, damit sie über ihren „mamaks", mit denen sie in beständiger Berührung sind, und an denen sie meist zärtlich hängen, den „bapak" nicht ganz übersehen. Charakteristisch für dieses lose Verhältnis ist, dass es für einen Verstoss gegen die gute Sitte gilt, eine Person nach dem Namen ihres Vaters zu fragen.

Wohnung eines Dorfoberhauptes.
Im Vordergrunde eine junge Kokospalme. Rechts und links die Reis-Häuschen, in reichem Schnitzwerk.

Trotz des lockeren Verbandes zwischen den Gatten scheint Pôlygamie nicht die Regel zu sein. Jedenfalls wäre dieselbe, wo sie vorkommt, mehr dem Einfluss des den alten Sitten aufgepfropften Islam zuzuschreiben. Ehescheidung dagegen findet häufiger statt, zumal in jenen Ehen, die durch Wahl der Eltern geschlossen wurden. Werbung der Frau kommt zuweilen vor. Die Ehe zwischen Gliedern desselben Sukus ist verboten.

In logischer Konsequenz dieser sozialen Eigentümlichkeiten, nach welchen die Mutter den Stamm vererbt, hat sich das Besitzrecht entwickelt.

Man muss in dieser Gegend zweierlei Besitztum unterscheiden, das Familiengut, das allen Gliedern einer Samandei gemeinsam gehört, und das persönliche, das der Einzelne allein durch eigene Arbeit oder aber durch Schenkung zu erwerben vermag. Dies letztere allein kann vererbt werden; aber nur von der Mutter auf ihre Kinder, vom Vater einzig auf seine Geschwister, resp. deren Kinder. Die einzige Möglichkeit für letzteren, von seinem persönlichen Eigentum etwas auf seine eigenen Sprösslinge kommen zu lassen, ist durch Schenkung bei Lebzeiten, diese aber ist bei der eifersüchtigen Überwachung des Mannes

durch seine Familie, in erster Linie seine Schwestern, mit denen er ja zusammenlebt, und ausserdem durch Adatklauseln so erschwert, dass sie zu den grössten Seltenheiten gehört.

Die „harta pusaka", das Familienbesitztum wird verwaltet von dem Hausältesten, dem Mamak; die Verteilung desselben zum Niessnutz, soweit es sich um die Reisfelder, Waldungen und andere feste Güter handelt, hat er nach vorgeschriebenem Adatrecht in erster Linie an die weiblichen Familienmitglieder zu vollführen. Die Frau ist aber trotz der grossen rechtlichen Bevorzugung, die sie geniesst, dennoch auch hier nicht selbständig; sie untersteht völlig dem Regiment ihrer Brüder, Oheime usw.

Der Fond des allgemeinen Familiengutes, stetig vermehrt durch die Nachlassenschaften solcher, die ohne nächste Erben sterben, also Frauen ohne Kinder, Männer ohne Geschwisterkinder, dient dem Unterhalt der ganzen Gemeinschaft und muss zuweilen auch für Glieder derselben aus entfernten Orten, sowie für Bussgelder (in Fällen von Mord oft sehr bedeutend), die ein Sukuglied gegen einen anderen Suku verschuldet, herhalten. Denn der Suku als Ganzes ist haftbar für die Handlung jedes seiner Glieder! — Nur durch gemeinsamen Beschluss im Rapat kann in besonderen Fällen ein Individuum aus dem Sukuverbande ausgestossen werden. Man führt dann den Schuldigen auf eine Höhe, von der sein heimatlicher Negari mit allen Feldkomplexen überschaut wird, und gebietet ihm, nie wieder diesen Bereich zu betreten.

In Zusammenhang mit dieser solidarischen Haftung steht auch die Blutrache, die trotz Gegenwirkung der Regierung noch immer in Kraft ist.

Diese verwickelten Erbinstitutionen, deren Erhaltung die holländische Regierung den Eingebornen garantiert hat, geben den jungen Verwaltungsbeamten manche Nuss zu knacken und erfordern ein besonderes Studium für diejenigen Kontrolleure, die in die Padangschen Bovenlande versetzt werden. Man verfolgt aber das weise Prinzip, zu Unterbeamten, wie sie jedem Kontrolleur zur Seite stehen, stets die Würdenträger nach Landesrecht zu wählen, also die Panghulus und Mamaks. Bezüglich dieser Staatsämter wird auch die inländische Rechtsnachfolge eingehalten und es folgt im Amte in erster Linie der Bruder, in zweiter der älteste Sohn der ältesten Schwester. Bei Mangel der nächsten Glieder müssen oft die Rechtsnachfolger aus einem weitentlegenen Zweige desselben Sukus herbeigerufen werden.

Durch diese Respektierung ursprünglicher Rangbegriffe hat sich das Gouvernement pflichttreue geschickte Beamten gesichert, da diese mit ihrem Amte ja gleichzeitig, wie von alters her, eine Familienherrschaft ausüben, und willig gehorcht die Bevölkerung den angestammten Vorgesetzten, deren Autorität von jeher heilig war.

Selbst zu den Zeiten, da das alte Reich von Menangkarbau noch existierte, war die Regierung des Sultans mehr eine Formsache und die einzelnen Sukuhäupter hatten die tatsächliche Herrschaft in Händen.

Das Land zerfiel schon damals in Einzeldistrikte, die Kottas und Saras, an deren Spitze einzelne Krajas, ursprünglich vom Sultan eingesetzt, standen, die unabhängig von diesem, doch stets gefesselt von den uralten Satzungen des Gewohnheitsrechtes, des „Adat" walteten. Niemals hat in Menangkarbau ein Autokratentum und eine Distanz zwischen Fürsten und Volk bestanden wie auf Java, daher finden wir auch keine Devotion, kein kriechendes Formwesen. Da bei solcher Zersplitterung in unabhängige Einzeldistrikte Streitigkeiten untereinander nicht ausbleiben konnten, so bildeten sich Verbände zwischen grösseren Komplexen, deren Reste wir noch jetzt in den Zusammenfassungen der Landschaften wie der dreizehn, der fünfzehn, usw. und anderer Kottas vor Augen haben.

Nach malayischer Überlieferung haben wir im Gebiet von Menangkarbau, dessen Mittelpunkt die Hochebene von Agam gewesen, den Stammsitz der Malayen im engern Sinne zu erblicken. Die Sage will, dass einst ein wilder Kampf zwischen Büffeln und Tigern getobt auf der Stelle, wo dann die einstige Hauptstadt erbaut wurde, deren Name „Büffelsieg" bedeutet.

Die Hörnerverzierung der Häusergiebel, die den Dörfern solch' malerisches Ansehen gibt, schreibt sich von dieser Überlieferung her. Eine andere Sage oder Überlieferung, die uns überall auf Sumatra entgegentritt, lässt das alte Herrschergeschlecht von Menangkarbau von „Iskander Alam" oder „Iskander Sul karnain" abstammen, der einst von Westen her auf der Insel gelandet sein soll! — Mit diesem Namen ist offenbar der grosse Alexander gemeint. Im zwölften Jahrhundert soll dann eine Auswanderung nach den östlichen und südöstlichen Küstenländern begonnen haben und zum Teil finden sich in einzelnen Gegenden dort auch Anklänge an die charakteristischen Sozialverhältnisse der Menangkarbauer. So bestehen im Djambigebiet, in den Redjang- und Lampongdistrikten matriarchalische Formen neben den sonstigen.

Jener grosse Bruchteil der Stammbevölkerung aber, der über die See ging und sich zuerst auf der Insel Singapur, später in der Malakkahalbinsel festsetzte und dort bald ein mächtiges Reich bildete, nahm durch Berührung mit Arabern schon frühe den Islam und damit neue Sitten an. Aber trotzdem eine Rückwanderung dieser Neumalayen in ihr altes Mutterland im fünfzehnten Jahrhundert stattfand und den Islam mitführte, hatten die uralten Traditionen desselben Kraft, sich bis zum jetzigen Tage im Volksleben wirksam zu erhalten.

II.

Durch das Barrisan-Gebirge.

Von der Rhede zu Padang schifften wir uns in Begleitung zweier, eine Stunde vorher auf dem Markte erhandelten Hochlandsgäule ein, auf deren Rücken wir die Breite der Insel von Benkulen nach Palembang zu durchqueren gedachten.

Es verbindet seit kurzem eine Militärstrasse dort die Ost- und Westküste. Sie liegt aber noch sehr im argen und ist nur für kleine Gefährte inländischer Art, zweirädrige Karren, von Ochsen gezogen, passierbar. Aber diese letzteren sollten in Benkulen schwer oder gar nicht käuflich sein und an Mietung eines Gefährtes sei ebensowenig zu denken, wie an eine geregelte Fahrgelegenheit.

Wir verlebten einige Tage in dem schönen Benkulen, dessen in zauberischem Mondschein gebadete Plätze und Wege mit ihren herrlichen Palmenkronen sich uns unauslöschlich in die Erinnerung gruben. Der Ort zeichnet sich aus durch die stilvolle vornehme Bauart der Regierungsgebäude, durch geschmackvolle Monumente und Parkanlagen, wie man sie in den holländischen Kolonial-Plätzen sonst nicht leicht sieht. Es sind dies Überreste der englischen Herrschaft, insbesondere Schöpfungen des genialen Raffles, dessen Andenken hier noch sehr lebendig ist.

Durch Vermittlung des freundlichen Kontrolleurs Peltzer wohnten wir dem Schlussakt einer Hochzeit im chinesischen Viertel des Ortes bei. Die Neuvermählten, schmächtige Kindergestalten, sassen stumm und starr in einem kaum vier Schuh im Geviert haltenden dumpfen Raum, dem Brautgemach, vor einem schmalen Tischchen, das mit winzigen Speiseschälchen, Blumen, Räucherkerzen bedeckt war. Eine alte Frau steckte ihnen kleine Bissen aus

den vor ihnen stehenden Schalen mittelst Essstäbchen in den Mund, einmal tat der junge Gatte dies auch der Braut, und diese gemeinsame Abfütterung besiegelte den Bund fürs Leben. Nie habe ich ein jammervolleres Opferbild gesehen, als dieses winzige, kreidig bemalte, von unbequemem Schmuck erdrückte, stumme Kinderbräutchen, dem die ganze grausame Schwere der versteinerten Kulturbegriffe ihrer Nation auf den Schultern zu lasten schien.

Wir verliessen Benkulen im Wagen des liebenswürdigen Herrn Peltzer, der uns eine Tagreise weit bis zur Grenze seines Bezirks begleitete. Das einsame Häuschen, das uns zum Nachtquartier diente, lag dicht an einem rauschenden Gebirgsflüsschen, auf dessen steinigen Ufern wir am Morgen eine ganze Herde grauer Affen (Kra's) sich ungeniert tummeln sahen. Die Affenmütter trugen beim Durchwaten ihre Babys unterm Bauch hängend und tauchten sie dabei recht kräftig unter. Unsere Anwesenheit am andern Ufer schien die Tiere sehr zu interessieren, aber gar nicht zu stören. Dicht neben unserm Quartier holte sich dieselbe Nacht ein Tiger aus der Hüttenumzäunung eine Ziege; wir waren eben nun im Herrschergebiete dieses Waldkönigs und mussten uns an derlei Morgenberichte gewöhnen. Zwei riesige Wildeber liefen bald darauf dicht an unserer Veranda vorüber.

Schon die nächste Tagreise bot grosse Schwierigkeiten. Der steile Weg, an dem noch gearbeitet wurde, war völlig primitiv, voll tiefer Löcher und massiger Steine; unsere Pferdchen weigerten sich die leichten Karren zu ziehen, von denen einer unser Gepäck führte, der andere unsere Reisekutsche vorstellte. Wir gaben den harten Liegesitz auf den schmalen Brettern des federlosen Gefährts ohne Bedauern auf und bestiegen unsere Gäulchen, während die „Kettenjungen" (Sträflinge), die am Wege arbeiteten, unserem mit einem starken kleinen Ochsen bespannten Gepäckkarren durch Nachschieben vorwärts halfen.

Aber wundervoll waren die Bilder dieses mühsamen Aufstiegs. Die mächtigen Formen des Barrisangebirges türmten sich bei jeder Wegbiegung in neuer Grossartigkeit um uns her. Während wir den gewundenen Pfad um einen isolierten Berghügel verfolgten, überschauten wir die gewaltigen Bergketten, mit ihren undurchdringlichen Waldhängen schroff niederfallend in die grüne Reisebene von Benkulen; dahinter, von Schaumkränzen umgürtet, das metallische Blaugrün des indischen Ozeans. Bei unserm Mittagshalt am Rande eines dichten Bambuswaldes brachte man uns als Bereicherung unseres Küchenzettels die Schenkelstücke eines Hirsches, welche die Leute als Überrest der nächtlichen Mahlzeit eines Tigers heute am Wege gefunden. Noch aber waren wir nicht genügend vom Lokalkolorit durchgefärbt, um uns diese Leckerbissen munden zu lassen. Mit den Erinnerungsbildern der Rastpausen dieser wechselreichen Wandertage ist unvergesslich unser kleiner Flipsi verbunden. Das

war ein junger Siamang, den uns unsere Jäger im Padangschen Hochlande mit der geschossenen Mutter zugetragen. Dies winzige kohlschwarze Bürschchen, wohl ausgerüstet für die Bergfahrt mit einem rotgestreiften Kinderjäckchen, hing in einem Taubenkörbchen unterm Dache unseres Reisekarrens. Bei jedem Halt forderte er sich mit den durchdringenden Schreitönen eines eigensinnigen Kindes seine Atzung, die ihm unser malayisches Faktotum Siddin aus einer Saugflasche zuführte.

Der Abstieg vom Rücken des ersten Gebirgpasses war fast noch schöner als der Aufstieg. Er führte durch ganze Waldungen wundervoller Baumfarren, unter stürzenden Wassergefällen hinweg, abwärts in die Region der höchsten Riesenbäume, die aus steilrechten Schluchten in schwindelnder Höhe emporstiegen und ihre schmalen Wipfelkronen über den Häuptern der niederen Bäume zusammenflochten, die selber noch die Masse unserer heimischen Hochwälder weit überragten. In der drängenden Üppigkeit dieser Schluchtenwälder, wo alles schmal und steil nebeneinander aufstrebt, entstehen Formbilder von fast gotischem Charakter, nur dass die reichen Schmuckguirlanden hängender Schlingpflanzen, die Büschelzierrate der Schmarotzer und die Blütendolden hoher Baumwipfel die strengen Linien mit tropischem Farbenschmelz und weicher Formenfülle umhüllen.

Auf dem hier besser gehaltenen Wege sausten unsere Wägelchen, unter dem Lustgejauchze der Siamangs, das aus allen Schluchten scholl, rasch bergab, und unsere feurigen Padanger Rösslein hätten uns gar fast in einen den Weg kreuzenden Gebirgsfluss gestürzt; doch kamen wir wohlbehalten in dem Kontrolleurs- und Garnisonssitz Kepahiang an, wo wir einige Tage in dem baufälligen Rasthäuschen ausruhten, das zugleich Gerichtssaal war und jeden Morgen von einem Haufen Rechtsbegieriger überschwärmt wurde.

Unser nächster Tagesritt sollte uns in einer Wegstrecke von 21 Paal oder etwa sechs deutschen Meilen zu dem nächsten Rastörtchen Tanjung Agung bringen. Diese Unterkunftshäuschen sind bestimmt für die Distriktskontrolleure auf ihren Inspektionsreisen und sind die einzigen Obdache, auf die der weisse Mann in dieser Gegend zu rechnen hat. Nicht nur die Enge und Dürftigkeit der Eingebornenhütten, die hier weit ärmlicher sind, als im Padanggebiet, sondern auch das Vorurteil der Landbewohner würden ein Übernachten in deren Behausungen unmöglich machen.

Trotzdem wir selbst zur glühenden Mittagszeit in dem kleinen Dörfchen Kebun Agung, wo die Dorfhäupter unter einem Blätterdach frische Kokosnüsse für uns bereit hielten, uns nur ein Stündchen Rast gönnten und tapfer weiter trabten in den sengenden Strahlen, deren Macht wir durch in die Hüte gelegte Bananenblätter zu mildern suchten, so gelang es uns nicht, unser Ziel zur üb-

lichen Zeit, d. h. mit Sonnenuntergang zu erreichen. Entgegen dem Brauch hier zu Lande, hatten wir wohl zu lange verweilt bei den Ausblicken über die weite Talsohle des schäumenden Musi-Stromes, über die Gebirgsketten des mittleren Barrisanstockes mit dem Vulkankegel des Kaba. Genug, die schnelle Dämmerung des Tropenabends überraschte uns noch weit vom Ziel mitten auf einem abgeholzten und mit kurzem Alanggras bewachsenen Bergabhange.

Mit dem letzten Blick des scheidenden Sonnenballs begannen unsere Pferde und malayischen Begleiter um die Wette zu zittern und das Schreckenswort: „matjan", Tiger, erklärte uns den Grund ihrer Angst. War doch solch ein kurzbestandenes Feld ein Lieblingsplatz für die nächtlichen Streifzüge des Gewaltigen, die er stets um diese Stunde beginnt. Das Unglück wollte, dass wir weder Fackel noch Feuerzeug bei uns hatten und so tasteten wir uns, die widerstrebenden Pferde an den Halftern nachzerrend, durch die einsame Finsternis und Stille, die uns fremd und feierlich umfing, nur zuweilen unterbrochen durch die vor Angst zitternden Töne eines monotonen Gesanges, mit dem unsere Kulis den vielleicht schon nahen Feind zu scheuchen wähnten.

Mit welcher Freude begrüssten wir das Licht einer vereinzelten Hütte, die wir nach zweistündigem Dunkelmarsch erreichten! Die guten Leute, ganz entsetzt darüber, weisse Menschen zu so nächtlicher Stunde auf offenem Feld zu sehen, halfen uns mit einer Fackel die letzte Strecke bis zu dem nächsten Örtchen zurücklegen, wo wir totmüde auf die Holzplanken der Bettstätten niedersanken, die das einzige Mobiliar der Rasthütte vorstellten.

In Talang Padang, eine Tagreise weiter, fanden wir in dem feingebildeten Kontrolleur van Lahr einen vortrefflichen Kenner der Landessitten. Er gab uns das Schauspiel eines Tanzes der Dorfleute, bei dem zumal eine Art Fechttanz der Männer uns fesselte.

Auch einen Fischfang nach der landesüblichen Weise, wobei in dem reissenden Flüsschen durch Dynamitpatronen das Wasser erschüttert ward und weiter flussab die betäubten Fische von nackten Malayen mit den Händen gegriffen wurden, bekamen wir zu sehen, und wohnten ausserdem einer Rapatsitzung in der offenen Halle des Rasthauses bei. Wir wunderten uns über die feste, sichere Art, mit der, unter fast ganz stummem Vorsitz des Kontrolleurs, die Verhandlung durch die Dorfhäupter geführt wurde. Den Ausschlag gab ein Eid auf ein Exemplar des Koran, das der Beschuldigte an die Stirn drückte; nach der Meinung der Richter in diesem Falle ein offenbarer Meineid.

In der Nacht weckte mich ein heller, scharfer Laut aus leichtem Schlummer; es klang wie ein kurzer, hoher Bellton und drang von dem Hügel aus nächster Nähe herüber. Doch sind der seltsamen, fremden Nachtlaute in jenen fernen

Landen so manche, dass ich es nicht beachtete und erst am Morgen erfuhr, dass ich einen leibhaftigen Tiger gehört, den ersten und einzigen, der sich meinem Ohr je vernehmbar gemacht. Das herrliche Tier stösst in der freien Wildnis kurze, gellende Schreitöne aus; dagegen das wilde Droh- und Verzweiflungsgebrüll, mit dem es die Stäbe seiner europäischen Gefängnisse zu erschüttern pflegt, bekommt man in seiner Heimat nur zu hören, wenn es sich in Gefahr weiss. Richtig hatte er sich eine fette Kuh aus der Umzäunung des Dorfhäuptlings geholt und die Dorfleute zogen aus, um ihm bei den Resten der gestohlenen Beute aufzulauern.

Nach einem komischen Intermezzo in dem kleinen Rastort Padang-burnay, wo man uns alles invalide Vieh des Ortes zum Kurieren brachte, da meinem Begleiter der Ruf eines „Doktor binatang" (Tierdoktor) vorausging, schlugen wir den Weg nach Bandar ein, die grössere Hauptstrasse, welche über Tebingtinggi führt, verlassend; wir wollten uns dem Dempo nähern, dessen majestätischer Kegel uns schon lockend winkte!

Wieder wurde der Weg wildschön, mit herrlichen Tiefblicken in grandiose Schluchten; wohl zehn Berghöhen mussten wir an einem Tage passieren. Auf kleinen Hochflächen fanden wir winzige Dörfchen, deren elende Hüttchen ganz regellos durcheinander auf quadratischen und häufig ganz baumlosen Plätzen standen. Scheue Mägdlein flohen überall bei unserm Nahen; ein grober blauer Sarong, nur bis zum halben Schenkel reichend, sass ihnen fest unter den Achselhöhlen geschlungen, ihr Hals war, zum Zeichen des Magdtums, begraben unter sechs bis zehn wulstigen schweren Silberringen, die fingerdick aus Silberdraht geflochten und durch angehängte bunte Steine noch beschwert waren. Diese Dörfer mit ihrer geringen Bewohnerzahl, den dürftigen Hüttchen, den furchtsamen Frauen machten den Eindruck weltverlorener Einsamkeit und Verlassenheit; überall hiess es, heute oder gestern sei ihnen ein Mann, ein Kind, gestorben, aber niemand kannte die furchtbare Krankheit, die sich zum erstenmal diese Gegend eroberte. Es war die Cholera! Tags zuvor hatte der Kontrolleur van Lahr das aus den verworrenen Berichten seiner Distriktshäuptlinge erkannt.

In Pagar-alam, an der Grenze der Passumahhochfläche, trafen wir buntes Marktgewimmel. Der Frauentypus war hier sehr stattlich; markige Züge, lebhaft gerötete Wangen. Man bot hier schon viel Goldschmuck von Palembanger Arbeit feil, breite Kopfspangen, die bei den „Menari" (Landestänzen) getragen werden, schwere goldgewirkte Slendangs und besonders schöne Waffen. Man zeigte uns auch die zierlichen Gürteldolche, die die Mädchen hier nach Landessitte bei sich tragen, sobald sie sich weiter vom Hause entfernen, und von denen sie wohl Gebrauch zu machen wissen sollen.

Gleich hinter dem Ort öffnete sich der Blick auf die reizlose, baumleere Fläche der Passumah. Unabsehbar dehnt sich das wellige Terrain, kahl und leblos, nur mit kurzem, dürren Alanggras bestanden; ein Anblick, der dem durch die üppige Fülle des ganzen Landes verwöhnten Auge doppelt befremdlich erscheint.

Seit dreihundert Jahren sollen die herrlichen Waldbestände, zum Teil für Reisbau, teils auch wohl nur mit dem verschwenderischen Leichtsinn, den der Eingeborene so oft zeigt angesichts des unerschöpflichen Gabenreichtums seiner heimatlichen tropischen Natur, durch gewaltige Brände vernichtet sein. Längst sind die Reisfelder gewichen vor dem unbezähmbaren Alangwuchs. Aber nie wieder wird sich der Wald in seiner früheren Pracht dort erheben. Die Bemühung der Regierung, durch Schonung der Alangbestände allmählich wieder Waldnachwuchs zu ermöglichen, wird häufig durch den Übermut der Malayen vereitelt, die die weiten Grasflächen anzünden, weil es gar so hübsch brennt. Wir selbst mussten bei unserer Fahrt über die Steppe unsere Pferde im Galopp unter den herabschiessenden Flammen eines lodernden Wegabhanges vorbeijagen.

Von dem nächsten Rastorte Bandar aus unternahmen wir eine Tour nach dem Vulkan Dempo, dessen Gipfel wir ersteigen wollten. Doch überfiel uns in dem kleinen Örtchen Pau, dreitausend Fuss hoch an seinem Abhang gelegen, ein starkes Unwetter und am andern Morgen war der herrliche Berg in Nebelmasse begraben, so dass wir unsern Plan aufgeben mussten. Dennoch lohnte sich unser Ausflug reichlich durch die originellen Szenen in dem nur aus etwa einem Dutzend Häusern bestehenden Flecken. Hier machten wir die erste Bekanntschaft von echten „Gadis“, wie hier zu Land die jungen Mädchen genannt werden. Silberspangen im Haar und bunte Seidentücher über die Arme geschlungen, tanzten sie uns im dämmernden Licht des feuchten Abends, in ländlicher Plumpheit jenen seltsamen Passumahtanz, den wir später noch in seiner Vollendung kennen lernen sollten. Die kleine Gemeine hatte etwas seltsam Treuherziges und war ausser sich vor Entzücken über den Besuch von weissen Leuten in ihrer Bergabgeschiedenheit. Einige ältere Männer erinnerten sich auf meine Frage noch sehr wohl des „tuon ingris“, des englischen Herrn (Henry Forbes), der vor etwa zwölf Jahren in ihrer Mitte geweilt, und sie zeigten mir voll Stolz die winzige auf vier dünnen Stäben ruhende „Bale-bale“, in der er gehaust hatte.

Unvergesslich ist uns auch der Abend, den wir im Abstieg auf der kaum ein Jahr alten Kaffeepflanzung des Deutschen Herrn Strüben am Fuss des Dempo verlebten. Sein aus Blättern gebautes Haus zitterte bei jedem Tritt auf die losen Fussbodenstäbe. Ringsum ragte majestätischer Gebirgswald und in

den jungen Pflanzungen lagen wahre Giganten von umgestürzten, noch frisch grünenden Stämmen. Alles trug den Charakter des ersten Geplänkels der Menschenkraft mit der machtvollen jungfräulichen Natur, und ein frischer Hauch mutigen Wollens und unbeugsamer Tatkraft wehte in der primitiven Wohnstätte des freundlichen langbärtigen Mannes.

Wir kehrten nach Bandar, das ausser dem Soldaten-Kampement, der Kontrolleurwohnung und dem Rasthaus nur aus einer kurzen Dorfstrasse mit wenigen ärmlichen Häusern besteht, zurück und nahmen den Weg über Padang Sebintar ins Lematanggebiet hinab. Während hinter uns die ebenmässigen Linien des Dempo sich im Nebel verloren, tauchte nordwestlich die seltsame Gestalt des Cerilloberges auf, wohl eine der sonderbarsten Bergformationen der Welt. Auf schmaler abgeplatteter Kegelbasis erhebt sich ein steiler fingerartiger Aufsatz, stark zugespitzt; am besten wäre er mit der Form einer buddhistischen Stupa zu vergleichen.

Bei Pulo Pinang erreichten wir das Ufer des Lematang, dessen wildbachartigen Lauf nun unser Weg begleitete. Das Dörfchen lag malerisch unter grossblätterigen Bäumen und umkränzt von Bambuswäldern. Auf einer sehr langen schwankenden Bambusbrücke wurde der ziemlich breite Flusswinkel passiert.

Unter heftigem Gewitterregen legten wir die letzte Strecke bis Lahat auf einem Wege zurück, der nach Aussage der Dorfbewohner täglich von Tigern besucht sein sollte. Bald aber spielte das Mondlicht auf den nassen Bambusbüschen der Wegabhänge und zeigte uns die ersten Häuschen des Distrikthauptplatzes von Mitten-Sumatra, der zugleich wohl der schönste Gouvernementssitz der inneren Gebiete ist.

Ein grosses Chinesenfest durchlärmte folgenden Tags den Ort. Auf dem Marktplatz waren Bambusgerüste errichtet, auf diesen viele Türmchen mit Haufen von allerlei Leckereien, Kuchen, Reis, Früchten, gebratenen Hühnern und Ferkeln. Ein grosses Schwein und ein Zicklein waren, noch roh, aber abgehäutet, in dramatischen Posen hoch oben postiert. Das Fest galt den Vorfahren und sollte den reichen Spendern der Leckereien, die später vom Chinesenpöbel mit grossem Spektakel erobert wurden, ausgiebige Nachkommenschaft sichern. Es wurden ganze Wagenladungen von Knallschwärmern abgebrannt. —

Es sei hier noch der sonderbaren Beförderung von Expressbriefen erwähnt, deren sich die holländischen Beamten in Sumatra bedienen und deren Nützlichkeit auch wir erfuhren. Von den Kontrolleurs wurden uns wiederholt durch Eilboten Briefe entgegengesandt, die entweder mit zwei weissen oder mit einer weissen und einer schwarzen Hühnerfeder versehen waren. Das sind

die „Hühnerbriefe“ oder surat ajam! Zwei weisse Federn bedeuten, dass das Schreiben nur während der Tageszeit, die Kombination einer schwarzen mit einer weissen Feder, dass dasselbe ohne Aufenthalt, Tag und Nacht, zu befördern sei. Die Boten wechseln von Ort zu Ort. So schickte uns auch einst unser tatkräftiger, hilfsbereiter, herzensgütiger Freund Vonck in Bandar einen solchen Tag- und Nacht-Hühnerbrief zu, da er uns in Verlegenheit wusste über die Fortsetzung unserer Reiseroute. Im Laufschritt traf der Bote uns auf der Militärstrasse, den an langer Bambusstange befestigten surat ajam schon von weitem den „Orang blanda“ respektvoll entgegenschwingend.

III.

Eine fürstliche Hochzeit im Hochlande.

Unser nächstes Quartier war Muara Inim. Von hier unternahmen wir eine zweitägige Reise ins Gebirge, um einer malayischen Hochzeit beizuwohnen, zu welcher der freundliche holländische Assistent-Resident Breyman uns aufgefordert. Stundenlang ging die Wagenfahrt am Ufer des rauschenden Inim entlang, zwischen dichten Bambusgebüschen, Gruppen der Serdang-, Areng- und glattblättriger Palmen und prächtigen Beständen von Laubwald; reizvoll und imposant baute sich das Pflanzengelände am gegenüberliegenden, steileren Flussufer auf. Gegen Mittag erreichten wir das hübsche Dörfchen Darma. Man kann in diesen Ortschaften nicht von einer Dorfstrasse reden, da die Hütten und Holzhäuser ganz unregelmässig zerstreut liegen und breite Zwischenräume lassen, die mit dürren Blättern, verfaulenden Kokosschalen bestreut sind, und auf welchen sich gackernde Hühner, grunzende Ferkel und kreischende Kinder umhertreiben. Niedliche Mädchenköpfe gucken in langer Reihe unter den Dachrändern hervor. Auf den etwas über dem Boden erhöhten Vorgalerien sitzen Frauen und Töchter bei ihrer zierlichen Webarbeit, die Füsse gegen ein Brett gestemmt, das Webholz auf dem Schosse, und gar lustig und flott erklingt das Anschlagen von Holzstab und Kamm. Hier ist der Ort, wo zärtliche Verhältnisse angesponnen werden, wo abends die männliche Jugend zu fröhlichem Geplauder und Wechselgesang sich einfindet, gleich wie in unsern Spinnstuben; hier webt sich der Faden des bescheidenen Geschickes der braunen Menschenkinder zugleich mit den bunten Seidenfäden zum Brautgewand — beide wohl meist nicht allzureichlich mit goldnen Glücksfäden versponnen. Bisweilen ist ein Webhäuschen mitten in das Dorf hineingesetzt, damit die jugendliche Schar sich dort besser bei der Arbeit zusammenfinde. Diesen freieren Verkehr

der männlichen und weiblichen Jugend trifft man nur in den Passumah- und, in noch zwangloserer Art, in den Lampong-Distrikten an; jedoch ist er begleitet von ausserordentlich strengen Sitten.

Während der mit einer holländischen Verdienstmedaille geschmückte Pasira (Distriktsoberhaupt) uns in dem Gouvernements-Rasthäuschen mit Tee und Reiskuchen bewirtete, trug ein Mann, der unserm Wagen lange Zeit nachgelaufen war, dem Assistent-Residenten eine Bitte vor. Er war vor kurzem von seiner Frau geschieden, angeblich, weil diese zu faul gewesen, tatsächlich, weil er sie misshandelt. Ehescheidung kann hier nicht leichtfertig nach mohammedanischer Gewohnheit geschehen, sondern nur nach ernster Untersuchung durch den Rapat (Einheimisches Gericht). Das einzige Kind gehörte ihm Rechtens, doch war es der Mutter zugesprochen für die Dauer der ersten Kindheit, da es erst zwei Jahre alt. Der Geschiedene wollte nun ein Sedeka geben (ein Fest mit Ziegenopfer) und das Kind müsse dabei zugegen sein. Er ward abschlägig beschieden.

Herr Breyman erzählte uns, dass Tier-, zumal Ziegenopfer hier nur noch bei Gelübden, in Krankheitsfällen oder behufs Erfüllung eines Wunsches, üblich seien. Dann werde eine lebende Geis auf ein heiliges Grab gebracht und dort angebunden. Stets fände sich ein Schlauer, der heimlich das Opfertier fortholte! Wir sahen solche alte Pojang- (Vorfahren-) Gräber dicht an der Fahrstrasse, erkennbar an einigen flachliegenden und zwei aufrechtstehenden Steinplatten an Kopf- und Fussende.

Auf unsrer Weiterfahrt erwarteten uns vor jeder Ortschaft, welche wir passierten, die Dorfoberhäupter in goldgestickten Jacken und fezartigen geflochtenen Käppchen. Ehrfurchtsvoll, schüchtern brachten sie die Anliegen ihrer Gemeinde, die sich meistens auf Erlassen der Wegarbeiten bezogen, vor, um sich die mühselige Fussreise zum Hauptplatz zu ersparen; aber unser behäbiger Reisemarschall liess sich auf nichts ein und ermahnte nur zu fleissiger Bestellung der Felder und zur Pflege der Kokospalmen, deren Blätter hier gar häufig durch Insekten bis auf die Rippen abgenagt werden.

Am Eingang der Dörfer fanden wir auch stets einen Bambusschuppen errichtet, in welchem geöffnete Kokosnüsse für uns bereit lagen.

Auf den Feldern stand der Reis kurz vor der Ernte. Junge Weiber, in den Halmen versteckt, setzten mittelst einer langen, von Stelle zu Stelle unterstützten Schnur die angehefteten Vogelscheuchen in hüpfende Bewegung, hin und wieder laute Schreitöne ausstossend.

Gegen zwei Uhr machten wir Halt in dem malerisch gelegenen Rastorte Tanjung Agung. Auf der kleinen Plattform fast eines jeden Häuschens sassen webende Frauen und Mädchen. Wir knüpften ein Gespräch an mit der Frau

des Pasira (Bürgermeisters); als sie hörte, dass wir unlängst in Batavia gewesen, schossen helle Tränen in ihre Augen: dort lägen drei ihrer Kinder schwer krank! Sie sei ehedem die Njai (Haushälterin und Geliebte) eines Adjutanten gewesen, der sie später fortgeschickt, ihre Kinder aber behalten habe. Fremdartig berühren solche, auf Java sanktionierte Vorkommnisse holländischer Kolonialsitte hier, in einem Landstriche, wo die Mädchenehre so hochgehalten wird, dass der Vater den Verführer seiner Tochter ungestraft niederstechen darf; wo selbst ein geraubter Kuss mit fünfzig Gulden, eine Umarmung mit fünfzehn, ein Händedruck sogar noch mit fünf Gulden gebüsst werden soll. Hoffen wir, dass den Romeos von Sumatra der Erfahrungssatz: „wo kein Kläger, da kein Richter", nicht unbekannt sei.

Nachdem wir die Nacht im Rasthause zugebracht, setzten wir unsere Reise am folgenden Tage vor Sonnenaufgang fort und erreichten schon gegen neun Uhr das Ziel unserer Wagenfahrt, ein kleines Örtchen, wo der Pangeran vom Semindo schon seit zwei Tagen unsrer harrte: ein stattlicher Fünfziger von vornehmer Erscheinung, mit ansprechenden Gesichtszügen und klugen, ruhigen Augen. Vom Kinn hing ihm ein einziges, offenbar mit Sorgfalt gehegtes Barthaar herab. Ein dunkler Rock von europäischem Schnitt mit goldenen Knöpfen umschloss seine hagere Gestalt und unter dem kurzen, bunten Sarong (Hüftschal) schauten weisse Beinkleider hervor und — Lackschuhe. Freundlich lud er uns ein, bei ihm zu wohnen und sein Fest zu verherrlichen. Gesattelte Pferde standen bereit und unter zahlreichem Gefolge von Pasiras machten wir uns auf den Weg.

Schon nach zehn Minuten steilen Aufstiegs gewann die Landschaft Gebirgscharakter: tief unten der schäumende Fluss, vor uns die Ausläufer des Barrisan-Gebirges, und über uns die Laubdächer der gigantischen Waldbäume, welche erst in der Höhe von tausend Fuss aufwärts ihre volle Pracht entfalten. Wieder einmal umfing uns grossartige Natureinsamkeit, umspielte uns die würzigkühle, berauschende Luft des tropischen Gebirgswaldes! Plötzlich erklingt ein jauchzender Schrei aus den Kronen, dem tiefe, metallische Glockentöne folgen, und aus vielen Kehlen zugleich ertönt ein Jodeln, Jauchzen, Lachen und Trillern. Schwarze Menschenaffen, Siamangs sind es, welche ihre jubelnde Waldmusik erschallen lassen! Im weiten Bogen von Baum zu Baum schwingen die behenden Tiere ihre schlanken Leiber durch die Luft. Glückauf, ihr lustigen Gesellen! unsere Flinten sind ja zurückgeblieben!

Schon beginnen die zarten Baumfarren, diese grünen Höhenmesser. Steil steigt die bewaldete Felswand zur Rechten, schwindelnd fällt der Abgrund zur Linken des schmalen Weges; die Pferde gehen mit Vorsicht dicht am Rande her, der von den überragenden Federwipfeln der Abhangbambusen fast versteckt

wird. Hier und da sind Bambusstämme zu einem wilden Wirrwar durcheinander gestürzt. Nachdem wir etwa zwei Paal (ein Paal beträgt durchschnittlich etwas mehr als eine englische Meile) aufwärts gestiegen, öffnete sich ein herrlich schöner Blick in das kesselartig erweiterte Tal. Tief, tief unten stürzte sich der reissende Fluss in ein ruhig schimmerndes Seebecken, in dessen dunkler Flut die Kronen tausendjähriger Wälder sich spiegelten. Einige klein wie Kartenhäuschen erscheinende Hüttchen erhöhten nur den Eindruck grandioser, weltabgeschiedener Einsamkeit. Jenseits des Tales stiegen perpendikular die riesigen Bergwände auf, von tiefen Querschluchten durchfurcht; jeder Spalt, jede Kuppe ist überkleidet von dem undurchdringlichen Hochwald, dessen majestätische Grösse man ahnt, wenn auch aus dieser Höhe und Ferne der Blick auf die zusammengedrängten Baumkronen scheinbar nur eine dichte, wogige Moosdecke erkennen lässt, von bläulichen Dünsten umwallt. Ein gewaltiger Wasserfall, mehrfach gestuft, stürzt jenseits in breitem, weissschäumenden Bande viele hundert Meter hoch an der Bergbrust herab. Auf den Kuppelhöhen der das Bild abschliessenden Berge ragen, trotz der grossen Entfernung noch in scharfer Zeichnung, einzelne Baumgiganten über das Niveau des Waldprofils hinaus.

Entzückt wies unser Assistent-Resident einen der uns begleitenden Häuptlinge auf das grossartige Naturgemälde und auf den Wasserfall hin, worauf dieser gutmütig nickend entgegnete: „salamanja bugitu", so ist es immer.

Auf dem Weiterwege gewahrten wir hin und wieder trostlose Brandstätten. Für etwaigen späteren Reisbau waren die herrlichen Waldstände in Asche gelegt. Der Anblick der mit wild übereinander gestürzten Baumleichen, mit phantastisch emporstarrenden Ästen und riesenhaften Baumstümpfen übersäten Hügelstrecken hatte etwas Trauriges und Beängstigendes.

Einsam war es überall. Nur einige Wanderer, die gleich uns zum Feste zogen, überholten wir. Den meisten guckten unterm Ellenbogen die schillernden Schwanzfedern der Kampfhähne hervor, welche gepflegt und gehätschelt, aus gehöhlten Palmblättern getränkt und bei der Rast sorglich im Schatten angebunden wurden. Ein solennes Hahnenfechten, zu dessen Abhaltung unser Pangeran die Erlaubnis vom holländischen Gouvernement eingeholt hatte, da dieser Sport für gewöhnlich im ganzen Lande verboten ist, wird ja der Glanzpunkt des Festes sein, und die spielsüchtigen Landbewohner wandern aus weitem Umkreise herbei zu diesem langentbehrten Vergnügen.

Nach neunstündigem, scharfen Ritt trafen wir endlich am Orte unserer Bestimmung ein, nachdem sich die Landschaft noch einmal zu wahrhaft zauberischer Schöne und Pracht entfaltet, übergossen von der Feuerglut der sinkenden Sonne.

Hier war schon alles im Festkleid. Der schmale Dorfweg, flankiert von winzigen Verkaufsbuden, in denen Seidensarongs, Kuchen und sonstiger malayischer Kleinkram feilstand, war mit bunten Wimpelchen ausgeschmückt und von einer uns andächtig erwartenden Menge erfüllt. Feierlicher Gongschlag meldete unsere Ankunft, und unter ehrerbietigem Schweigen geleitete uns die ganze Schar bis vors Haus des Pangeran. Das war nun freilich für malayische Verhältnisse ein wahrer Palast, das erste aus Fachwerk bestehende Haus, das wir seit Monaten gesehen!

Unser freundlicher Wirt führte uns durch eine Art kleiner Veranda die Holzstufen empor in einen heiteren Innenraum von sehr stattlichen Dimensionen, denn er nahm die ganze Breite und mehr als zwei Drittel der Tiefe des geräumigen Gebäudes ein. Er zerfiel in mehrere, durch je eine Stufe getrennte, gedielte und sauber polierte Terrassen. Ein paar geflochtene Schaukelstühle derselben Art wie sie in keiner holländisch-indischen Veranda fehlen dürfen, schmückten das unterste Feld, während das oberste einen nach europäischer Art gedeckten Tisch, Glasschränke mit seltsamen Silbergefässen, freundlichen Blumenschmuck und gemalte Koransprüche an den Wänden aufwies. Von der mittleren Terrasse aber waren an beiden Seiten durch lose aufgehängte weisse Tücher einzelne Räume abgeteilt: unsere Gastkammern. Ich gestehe, dass mich zuerst ein leichtes Gruseln überfiel, als ich diese provisorische Kemenate betrat, in der ich mehrere Tage inmitten einer schwärmenden Festmenge hausen sollte; sehr bald aber fühlte ich mich hinter den luftigen Wänden, im Bewusstsein des ausserordentlich feinen Schicklichkeitsgefühls meiner malayischen Umgebung, und nachdem ich einige Gesetze der Schattenwerfung studiert, ganz sicher und behaglich.

Kaum hatten wir den Wegstaub abgespült, so lockten uns die weichen Klänge eines Gamelang aus unsern Verstecken, und wir fanden die untere Terrasse bereits gefüllt mit malerischen Gestalten; die hockenden Musiker vor ihren topfartigen Instrumenten, eine neugierige, doch bescheidene Schar blitzäugiger Jünglinge und, sittsam auf eine Seite gedrängt, ein ganzes Häuflein „Gadis" oder Mädchen, von denen noch mancherlei zu berichten sein wird. So fesselnd das fremdartige Bild war, folgten wir doch hurtig der Aufforderung unseres Wirtes, uns zuerst mit Speis und Trank zu erquicken, und wir fanden an der einladenden Tafel, die mit kalten und warmen Gerichten ziemlich nach europäischem Geschmack reich besetzt war, eine neue Überraschung vor in der Gestalt eines Tischgenossen. Es war das der Baba Ong Sung Chuan, ein reicher Chinese aus Lahat, Busenfreund unseres Pangeran. Dieser joviale, dicke alte Herr machte in gewandter Weise die Honneurs bei Tische, und nach seinen netten, ritterlichen Manieren hätte man ihn für einen Franzosen halten

können, wäre ihm nicht der Zopf, das weite Beinkleid und der charakteristische Chinesenduft eigen gewesen. Gewandt füllte er unsre Gläser mit Champagner (von den Malayen „Angur puff", Knallwein genannt), dem wir unter dem Klange des Gamelang in behaglichster Stimmung zusprachen. Behaglichkeit war überhaupt der Tenor der nun folgenden fünf Tage, welche wir unter dem Dache unsres gastlichen Pangeran verlebten.

Am folgenden Morgen wurden wir aus unserm Morgenschlummer wiederum durch Gamelangklänge erweckt. Draussen erwartete uns das liebliche Töchterlein des Pangeran, ein wirkliches Liliputprinzesschen, so schlank und zierlich in ihren seidenstarren Gewändern und goldnem Gürtel, mit nackten Füsslein und grossen tiefdunkeln Frageaugen! Die liebliche Chieda wurde gar bald vertraut mit uns; eine zarte und stolze Schüchternheit erhöhte noch den Reiz ihrer Erscheinung. Sie lernte sogar unsere Namen mit grosser Mühe aussprechen, und gar anmutig kam das „Liebérr Emil" aus dem unbeholfenen Mündchen. Unzertrennlich war sie von einer etwas derberen, doch auch vornehmen Freundin und Verwandten, Namens Sarilam, deren Hochzeit bevorstand, wie uns von dem Mädchen mit wahrhaft rührender Scheu erzählt wurde. Beide führten mich im Hause umher, zeigten mir die Schlafkammer des Pangeran, einen engen Raum, mit breitem, wenig erhöhtem Lager, und dann ihr eigenes noch kleineres Kämmerlein, das fast nur aus einem flachen Ruhelager bestand und in den Wänden Verschläge für ihre kostbaren Sarongs und Slendangs, sowie Kästen mit erstaunlich reichem Schmuck, Goldkronen, Spangen enthielt. Darauf kam die für die bevorstehende Vermählung des Haussohnes hergerichtete Brautkammer an die Reihe, die sich nur durch noch grössere Enge und reicheren Behang unterschied. Hierauf musste ich die Küche besichtigen, die einen primitiven Feuerplatz zeigte, einen flachen Lehmboden mit einzelnen aufrechtstehenden Steinen, auf dem die malayischen Köche mit erstaunlichem Geschick ein Dutzend vortrefflicher Gerichte zu bereiten verstehen. Seitlich unterhalb der Küche befand sich zwischen leichten Stabgittern das Frauenbad in fliessendem Wasser, und ich hatte das Vergnügen, die kleinen Prinzesslein dort lustig plätschern zu sehen.

Bei der Freiheit, welche diese lieblichen Mädchen zu geniessen schienen, war es um so auffälliger, dass keine der vier Frauen unseres Wirtes sich sehen liess. Dagegen machten wir die Bekanntschaft des Bräutigams, eines ungelenken kleinen Burschen, zu dem wir der Braut kaum Glück wünschen konnten. Die Braut selber bekamen wir noch nicht zu Gesicht. Sie war in einem Hause des unteren Dorfes untergebracht, wo sie schon seit zwei Monaten unter splendider Verpflegung auf Kosten des zukünftigen Schwiegervaters verborgen gehalten wurde, nachdem man sie mit grosser Feierlichkeit aus ihrer drei Tag-

reisen entfernten Heimat abgeholt. Das gehört zum guten Ton in fürstlichen und vornehmen Familien dieser Gegend. Die Braut darf in dieser Zeit das Haus nicht verlassen, geschweige von dem Bräutigam gesehen werden, „wenigstens soll niemand darum wissen", fügte unser jovialer Baba hinzu. So unternahm ich es bei einem Orientierungsgange durchs Dorf, dieser geheimnisvollen Braut einen Besuch abzustatten und fand sie im oberen Geschoss eines zweistöckigen Hauses, auf einem Tische sitzend, Sirihzeug und allerlei Süssigkeiten neben sich aufgestapelt und einen ganzen Haufen alter schwadronierender Weiber um sich herum. Hinter den niedrigen, vergitterten Fensterchen eingeschlossen und mit Zuckerwerk gefüttert, erinnerte mich dies arme Bräutlein mit dem stumpfen ergebenen Ausdruck ihres fetten Gesichtes wirklich vielmehr an ein Gänslein, welches man mästen will, als an die Königin des bevorstehenden Festes, von dessen Vergnügungen sie gänzlich ausgeschlossen blieb.

Auf dem offenen Platz vor ihrem Hause versammelte sich am Nachmittage die gesamte Bewohnerschaft. Da ertönte von der Landstrasse her lebhaftes Rufen, und herbei in langem Zuge, in unscheinbaren Kleidern und mit Wegstaub bedeckt zog die „Sima" ins Dorf, d. i. die Familie der Braut und Freundschaft im weiten Sinne. Da nämlich letztere einem fürstlichen Hause der obern Passumah-Lande entsprossen, so waren auch die Unterdistrikte dieses Gebietes in jugendlichen Festabgesandten beiderlei Geschlechts vertreten. Während die bestaubte Schar eilig in das Dunkel der Bale-bale, der gemeinsamen Gesellschaftshalle des Dorfes, verschwand, hatten wir Zeit, die eigentümliche Szenerie des Festortes zu betrachten. Es war ein etwa fünfzehn Meter im Geviert haltender, unregelmässiger Platz, flankiert von ein- bis zweistöckigen niedern Häusern aus Bambusgeflecht mit hoch geschwungenen, geschweiften Giebeldächern. Die Querbalken über den Pfosten sowie unter dem Dachstuhl zeigten sich in kunstvoller Weise geschnitzt, und zwar in den speziell dem Semindo- und dem Ogan-Gebiet eigentümlichen Mustern, den sogenannten „Tatas": stilisierten Blumen- und Tierformen, unter denen zumal das „Tata ramo ramo" (wildes Tier, Tigermuster) vorwaltete. Bambusstangen mit bunten Fähnchen umgrenzten einen engeren Kreis inmitten des Platzes, ausserhalb dessen sich malerisch die Festteilnehmer gruppierten. Die Budjangs oder unverheirateten Jünglinge bildeten eine besondere Gruppe, gar kokett aufgeputzt in farbenleuchtenden, kurzen Sarongs über weissen Beinkleidern, mit dunkeln, knappen Schulterjäckchen und mit goldstarrenden Seidentüchern als kunstvoll gewundenem Kopfputz angetan.

Eine noch fesselndere Gruppe boten die Hadjis, deren leuchtend weisse oder schwefelgelbe, kaftanartige Gewänder und helle Turbane einen lichten Ruheton in das unruhige Farbengewirr der Umgebung brachten, indes der

fanatische Ausdruck ihrer Gesichter sich von den ruhigen Mienen der übrigen Malayen wirkungsvoll abhob. Der Islam übt mit dieser Institution der Mekkafahrten selbst in diesen entlegensten Gebieten seiner Machtsphäre einen ausserordentlichen Einfluss auf das Privatleben aus, in Gegenden, wo im übrigen ein lebhaftes religiöses Empfinden selten zu finden ist. Mag es das Ansehen sein, das alle Mekkapilger für den Rest ihres Lebens in der Heimat geniessen und das ihnen wohl auch rückwirkend den Stempel zurückhaltender, hochmütiger Würde verleiht, der an den meisten derselben so auffallend ist, obwohl sie doch keine eigentlich priesterliche Stellung haben — genug, nach Mekka zu fahren, ist das Sehnsuchtsziel unzähliger Bewohner des malayischen Archipels. Hierfür wird gespart und gedarbt, bis endlich, oft in spätem Alter, die beschwerliche Fahrt angetreten werden kann, von der kaum die Hälfte zurückkehren.

Auch viele Frauen unternehmen die Mekkafahrt und geniessen nach ihrer Rückkehr in ihren Familien ein hohes Ansehen. Die uralte Mutter unseres Pangeran war ebenfalls solch weiblicher Hadji; ihr mumienhaftes Antlitz schaute mich unter der nonnenhaften Stirnbinde und dem schwarzen Schleier, eine ihre Würde hier kennzeichnende Tracht, weltfremd und gar seltsam an. Erst vor kurzem war sie von der Reise, die fast ein Dritteil des Erdballs umfasst und furchtbare Strapazen bedingt, heimgekehrt.

Jetzt ergoss sich eine bunte Schar über die Hühnerstiege der Bale-Bale herab auf den Platz. Wie hatte sich die unscheinbare „Sima“ verwandelt! Gravitätisch schritten die Passumah-Mädchen einher, gekrönt mit riesenhaftem, silberglänzendem Kopfschmuck, dessen strahlenartig hochstehende, zitternde Stäbe mit ihrem flitternden, blätterartigen Behang eine ganz fantastische Wirkung hervorriefen; das schwarze Untergewand war mit brettsteifen, golddurchwirkten Sarongs und einem schweren Goldgürtel, die Unterarme mit dicken handbreiten, an einer Seite schmal verlaufenden Reifen, den „Gelangs“, überdeckt, der Hals von daumdicken federnden Ringen aus Gold- und Silbergeflecht umschlossen und sogar der Rücken bis zur Hüfte herab mit pfundweis übereinander ge-

Die Gadis von Pau
(am Fusse des Dempo).

Tanz — Tandaken — in den Padangschen Hochlanden.
(Momentaufnahme.)

reihten, schweren Silbermünzen behängt. So extravagante Schmuckanhäufungen wir auf unsern Reisen auch kennen gelernt: diese Passumahschönen liefen allen den Rang ab in der Lösung des Problems, wieviel Metall sich einer weiblichen Gestalt anhängen lässt! Die Mädchen vom Kisam-, Kikim- und Ogangebiete unterschieden sich in Einzelheiten der Kleidung und des Schmuckes untereinander, wie denn auch die nun folgenden Tänze jeder Gruppe ihren eigenartigen Charakter trugen. Allen gemeinsam war die Benutzung des Slendang, eines über zwei Meter langen und fast meterbreiten Seidenschals, entweder mit Golddurchschuss oder in fein abgetönten und ineinander laufenden Farbennüancen, wie grün mit dunkelrot, rotviolett mit indigo schillernd. In flügelartigen Bewegungen werden die Schalenden von der schreitenden Tänzerin geschwenkt und der Tanz gewährt einen weit reizvolleren und edleren Eindruck als das gewöhnliche malayische „Tändaken" (siehe oben) oder selbst die Kunsttänze an den javanischen Fürstenhöfen.

Das umstehende photographische Augenblicksbildchen gibt zwar einen sehr unvollkommenen, aber doch verständlicheren Eindruck dieses eigentümlichen Tanzes, als eine Beschreibung es vermöchte.

Die Mädchen tanzten in Gruppen, geschieden nach Ortschaften, und nur zuweilen zeigten sich zwei Tänzerinnen verschiedener Orte in wirkungsvollem Wechseltanz. Im Publikum konnte man bewundernde oder abfällige Kritiken

über Schönheit oder Kunstfertigkeit der einzelnen „Gadis“ vernehmen. Es waren in der Tat recht hübsche Erscheinungen darunter, obwohl die meisten, besonders die Kisammädchen, ziemlich derben Typus zeigten, der durch die bei den Malayen seltene Erscheinung eines frischen Wangenrots belebt wurde. Die Gruppe der Semindo-Mädchen, die sich zuletzt produzierte, wies weit zierlichere Gestalten und feinere Züge auf.

Plötzlich entstand Bewegung unter den Zuschauern, eine Gasse bildete sich und zu unserer grossen Überraschung schritt die „Penganten“, die arme Klausurbraut, fast unkenntlich unter den niederhängenden Silberflittern ihrer Krone, mit tief gesenktem Kopfe auf den Tanzplatz, um einen Einzeltanz zu vollführen. Es war dies ihr erstes offizielles Erscheinen vor ihrer künftigen Familie und Gemeinde; aber der Bräutigam hatte zuvor den Festplatz verlassen

müssen und auch sie verschwand sofort wieder nach Beendigung ihrer Leistung hinter den Wänden ihres Gefängnisses.

Es folgten nun Tänze der Jünglinge, die weniger anziehend waren. Nur einer, der sogenannte Nigal-Tanz, der auf den Knieen ausgeführt wurde, blieb mir im Gedächtnis. Hieran schlossen sich noch Spiele und Scherze. Unter anderm sollte aus einem aufgerichteten Bambusrohr Wasser auf die Budjangs gespritzt werden, aber die Aristokratie zog sich vor diesen profaneren Vergnügungen zurück und wir, als Gäste derselben, mussten folgen.

Der Nachmittag verging uns unter traulichen Gesprächen mit unserm Wirt und dessen klugem Bruder, Pambaran Wahat, der ein hübsches benachbartes, mit sehr merkwürdigen, fast pompejanisch wirkenden Wandmalereien geschmücktes Haus bewohnte. Natürlich durfte auch der Baba China nicht fehlen, der unserm etwas lückenhaften Verständnis des hiesigen Malayen-Idioms

aufs gewandteste nachhalf. Auch hatten wir einen der ältesten Hadjis des Ortes herangezogen, und von ihm erfuhren wir mancherlei über unsere Umgebung, wovon einiges hier Platz finden möge.

In das Semindogebiet war der Islam vor dreissig Jahren noch nicht eingedrungen. Die Väter verehrten damals nebelhafte Gottheiten, von denen die heutige Generation kaum noch Erinnerung besitzt, wie die „Orang alus", eine Bezeichnung', die am besten durch „feine ätherische Wesen" wiederzugeben ist. Gerade vor der Front unseres gastlichen Quartiers erhob sich auf einem kleinen Hügel noch ein Überrest jener Zeit: ein morsches Holzgerüst, das fast einem Galgen ähnelte und ein Betplatz gewesen sein soll. Offenbar bestand früher auch eine Ahnenverehrung, wie sie in den, bis heute noch heidnischen, eigentlichen Passumahs lebendig ist, und auch hier gilt der Schwur auf das Grab eines „Neneh-Poyang", d. i. Vorfahren, als unverletzlich heilig und wird selbst von der holländischen Gerichtsbarkeit dem Eid auf den Koran vorgezogen.

Überhaupt gewährte unser Semindo ein seltsames Gemisch von schlecht amalgamiertem Mohammedanismus und halbvergessener Vätersitte, vermengt mit verworrenen Reminiszenzen aus einer Hinduperiode, die jedoch durchaus kein geschichtliches Bewusstsein hinterlassen hat.

Rätselhaft erschien uns die Kurzlebigkeit der Überlieferung in diesem Lande, wenn diese Leute uns erzählten von den seltsamen Steingebilden, die sich an manchen Stellen der Gegend, im Walde oder selbst inmitten ihrer Felder finden. Ganz in der Nähe des Weges, den wir gekommen, soll sich z. B. die steinerne Gestalt einer Frau, welche zwei Kinder in den Armen hält, vorfinden, wahrscheinlich hinduistischen Ursprungs. Man glaubt diese Gebilde in voller Überzeugung als nicht von Menschenhand geschaffen, sondern hält sie für zu Stein gewordene Menschen und Tiere, die durch den Fluch der Heiligen, vornehmlich des „Selimpat matta", des „Einäugigen", und des „Pait lida", der „Bitterzunge", die als Stammväter der Passumahs fungieren, in diesen Zustand versetzt sein sollen. Den Zeitpunkt dieser, zugleich als Gesetzgeber betrachteten Persönlichkeiten gab unser gelehrter Gewährsmann als „neun Gilir früher" an, d. i. ungefähr neun Menschenalter zurück. Jene aber sollen Abkömmlinge der alten Herrscher von Menang Karbau gewesen sein und sich also in letzter Linie auf die, auch hier wieder spukhaft auftauchende Legendengestalt jenes geheimnisvollen „Iskander sul karnain" zurückführen, von dem alles, was fürstlich ist im Archipel, nun einmal abstammen will und in welchem man den grossen Alexander oder doch einen direkten Nachkömmling desselben zu erkennen glaubt. Selbstverständlich betrachtete sich auch unser Pangeran als späten Sprössling dieses unversieglichen Fürstenbronnens.

Über die Schöpfung bekamen wir nur ein sehr verworrenes Gemisch von Vorstellungen zu hören, worin Ureier, himmlischer Regen, aus dem die See entstand, Nebel, Allah und Dewas durcheinander schwirrten. Die Erde wird, wie in der indischen Idee, auf einer Schlange ruhend gedacht, und „kami ada, kami ada!“ wir sind da, rufen noch heute die Semindoleute beim Erdbeben, um die Aufmerksamkeit der Schlange auf sich zu lenken, wenn sie, um sich der lästigen Ameisen zu erwehren, durch Schütteln ihres Kopfes die Erde wanken macht.

Deutlich erkennbar war die Vorstellung einer Existenz nach dem Tode. Betreffs einer richtenden Macht erfuhren wir nur, dass die Toten auf einer grossen Ebene schutzlos den sengenden Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, und dass nur die Guten nach Verlauf einiger Zeit von Allah unter den Schatten seines gigantischen Sonnenschirms aufgenommen werden. In der Tat, ein für ein Tropenland geeignetes Bild! Auch Seelenwanderung im eigentlichen Sinn, sowie die Idee wiederholten, meist siebenfachen Erdenlebens in Menschengestalt, ist hier vertreten. Dass die Seele in Tiergestalten wiederkehren könne und zumal oft in Tigern und Krokodilen sich verkörpere, wird hier wie in ganz Sumatra geglaubt. Der Tiger muss ebenfalls nach dem Tode sieben verschiedene Existenzen durchleben, die erste als Tigerfliege, die letzte als Eichhörnchen. Noch eine andere Neuigkeit schauriger Art erfuhren wir über die Riesenkatzen. Dieselben sollen eine eigene Stadt haben, deren Dächer mit den Haaren zerrissener Frauen gedeckt sind.

Dass tausenderlei abergläubische Ideen und Gebräuche sich auf den Tiger beziehen, dass er mit dem Ehrfurchtsnamen „Grossvater“ belegt wird und in vielen Gegenden überhaupt nur in dringender Notwehr verfolgt wird, ist nicht verwunderlich. So lassen z. B. die Batak den erlegten Tiger von ihren Jungfrauen mit feierlichem Ehrenzuge empfangen und setzen dem in dem toten Feinde vermuteten Geiste in langer Rede die Gerechtigkeit und Notwendigkeit seiner Tötung auseinander: er habe ihre Kühe getötet, und „Gold um Gold, Atem um Atem“, sei göttliches Gebot. Lanzen oder Kugeln, die schon einen Tiger gefällt, gelten als günstig für die Jagd, denn sie wollen wieder Tigerblut trinken.

Auch die Waffen und besonders die Krisse (Dolchmesser) sind von mancherlei phantastischen Vorstellungen umwoben. Die idealen Eigenschaften eines solchen schildert am besten folgende Stelle einer sumatranischen Erzählung: „Er hat zwei und eine halbe Windung, deren Flammen das Herz vor Freude erbeben machen. Der Stahl, auf welchem Teufelszungen sichtbar sind, ist bei heftigem Blitz vom Himmel gefallen. Zwei Menschen zugleich durchbohrt er. Seine Rostflecken müssen mit Blut abgewaschen und mit Fleisch gescheuert werden.

Aus der Scheide geholt, beginnt er zu singen, und wieder eingesteckt, zu brummen."

Ein Kris, der schon einen Feind getötet, hat hohen Wert! Aber auch auf Schusswaffen erstreckt sich der Aberglaube. Diese müssen in einem bestimmten mystischen Proportionsverhältnis zu den Körperdimensionen des Schützen stehen, andernfalls sie diesem Schaden bringen. Unsere sumatranischen Jäger machten oft Schwierigkeiten, das ihnen zugeteilte Gewehr zu benutzen, weil es „ungünstige Masse" besitze.

Formen der Eheschliessungen gibt es zweierlei: entweder durch „djudjur", indem der Bräutigam die Braut als Eigentum erwirbt für eine, dem Vater der Braut gezahlte Summe, oder durch „ambil anak", wörtlich: ein Kind nehmen, in welchem Falle der Vater der Braut den Jüngling in sein Haus aufnimmt und dieser, oft schon in frühem Lebensalter, in die Familie einverleibt, d. h. adoptiert wird, um häufig genug eine dienende Stellung einzunehmen. Letzteres kann auch eintreten, wenn der Brautschatz nicht gleich voll ausbezahlt war, wie das häufig geschieht, bisweilen sogar in der Absicht, den Zahlungsmüssigen abhängig zu machen von der Familie der Frau.

Trotz der Freiheit fröhlichen, geselligen Verkehrs zwischen den Geschlechtern, die sich übrigens nur auf die Unverheirateten erstreckt, besteht strenge Wahrung der Ehrbarkeit. Prostitution ist nicht bekannt. Wenn ein Mädchen verführt wurde, so muss sie unter feierlichem Schwur vor dem Dorfoberhaupte den Schuldigen bezeichnen. Gehört derselbe zu einer anderen Marga (Distriktsabteilung), so zieht eine Kommission aus, verklagt ihn vor den Häuptern derselben, und Heirat oder schwere Busszahlung muss erfolgen.

Trotz dieser Achtung vor der weiblichen Würde nimmt die Ehefrau dem Mann gegenüber dienende Stellung ein und verrichtet harte Arbeit.

Unsere ethnographischen Studien unterbrach hier plötzlich wieder lebendiges Festgetriebe.

Die untere Terrasse unseres Asyls füllte sich mit den bunten Gestalten vom Vormittage; da aber nicht alles Platz fand, so hatten wir bald eine Auslese der jüngsten und am reichsten geschmückten Gadis und der flottesten Burschen zu unsern Füssen sitzen. Die Mädchen nahmen niedergehockt die rechte Seite der Veranda ein, und hinter einer jeden kauerte nunmehr ein zahnloses Mütterchen als Ehrendame. Auf der anderen Seite standen die Burschen. Beide Parteien überwachte ein Zeremonienmeister, kenntlich durch das eigenartig geschlungene Kopftuch, der „Tukang gadi", wörtlich Mädchenmeister; er sorgt dafür, dass alles beim Tanze nach guter Sitte verläuft, hat auch die einzelnen Tänzer zum Mitwirken aufzurufen. Ganz hinten nahm das Orchester Platz, ein Gamelang einfacherer Art.

Nun kamen auch Chieda und Sarilam, unsere lieblichen Hausgenossinnen, aus den hinteren Gemächern hervor. Wir erkannten sie kaum wieder, so glänzten sie in ihren goldstrotzenden Festgewändern, mit ihren massiv goldenen hohen Stirnkronen, die sich durch feinere Arbeit und malerische Form gar sehr von denen der übrigen Mädchen unterschieden. Mit reizender verschämter Grazie huschten sie an die Spitze der Mädchenschar und kauerten nieder.

Der Tukang gadi holte nun je zwei Tänzerinnen herbei, die jedesmal erst nach schüchternem Widerstreben sich erhoben. Nachdem ihnen die Ehrenmütter den Slendang kunstgerecht über die Schultern gelegt, traten sie in die Mitte der Terrasse, standen einen Augenblick regungslos da unter den einleitenden Tönen des Gamelang und führten dann ihren Tanz aus, der keinerlei Wechselbeziehung der beiden Figuren zum Ausdruck brachte.

Unser Liebling Chieda übertraf an Grazie alle ihre Genossinnen und ich will ihren Tanz schildern. Mit niedergeschlagenen Augen, schlaff herabhängenden Armen, den golddurchwirkten Seidenschal vor die Brust gezogen und dessen Enden zwischen den Fingern haltend, trat sie vor, führte mit dem rechten Füsschen ein kleinen Schritt aus und zog langsam den linken nach, die Rücken der Zehen auf dem Boden schleifend. Nachdem im Sinne des Mondlaufes in vier Schritten ein winziger Halbkreis beschrieben war, erhoben sich die Arme im spitzen Winkel, und nach weiteren vier Schrittchen war die Anfangsstelle wieder erreicht. Darauf hob sich der zarte Körper zweimal wie schwebend auf den Zehenspitzen; die Arme sanken nieder, um sich nacheinander in ruhigem Schwunge wieder zu erheben und, horizontal ausgestreckt, in leichten Schwankungen den flatternden Slendang in rhythmischer Wallung zu erhalten: ein reizendes, unvergessliches Bild natürlicher Anmut!

Es folgten nun Gruppentänze von sechs bis acht Mädchen, die sich stets in gleicher Linie aufstellten. Dann tanzten auch die Burschen in etwas derberen Bewegungen, jedoch nicht mit den Mädchen zusammen. Auf den Wunsch unseres Wirtes gaben wir hierauf der versammelten Festgesellschaft eine Probe europäischen Tanzes, die zwar mit höflicher Bewunderung, aber zugleich mit offenbarem Missbehagen aufgenommen wurde. Müssen doch gar viele unserer Sitten das empfindliche Anstandsgefühl der braunen Völker verletzen! Und uns selbst wollte der heimische Tanz in dieser Umgebung nicht mehr behagen. Schnell entschlossen verschwanden wir mit Sarilam und Chieda, um bald darauf im Gewande sumatranischer Prinzessinnen wieder zum Vorschein zu kommen, zum Entsetzen des holländischen Beamten. Wir schlossen uns den tanzenden Gadis an, und, da einmal das Eis gebrochen war, so liess sich auch der dicke Baba-China, ja, zum ungeheuren Erstaunen seiner Untergebenen selbst der Pangeran in Person herab, einen Einzeltanz auszuführen, den er mit Gewandt-

heit und Würde vollendete. Eine herzweitende Stimmung gemeinsamer Fröhlichkeit ergoss sich über uns Menschen dreier verschiedener Rassen, die durch so manche soziale und geistige Kluft getrennt waren.

Jedenfalls werden unsere Freunde vom Semindo diesen Abend nicht leicht vergessen! Noch lange, nachdem wir uns hinter unsere Zeugwände zurückgezogen, hörten wir das aufgeregte Flüstern der das Haus umlagernden Festgenossen heraufdringen.

Der nächste Morgen brachte uns den Hahnenkampf. Seit aller Frühe harrte eine dichtgedrängte Menge vor der kleinen Arena, dem sogenannten

Hahnenkampf.
Links im Vordergrunde unser Wirt, der Pangeran.
(Augenblicksaufnahme.)

„Gelungang", vor deren Umzäunung wohl vier Dutzend Kampfhähne, darunter Prachtexemplare, angebunden waren. Gegen zehn Uhr ward das Spiel feierlichst vom Pangeran eröffnet. Unter den Umstehenden wurden nun Wetten gemacht, nachdem die Tiere sorgfältig geprüft und auf Glückszeichen untersucht waren. Dann trug man die Kämpen auf den Kampfplatz, heftete ihnen zweischneidige scharfe Stahlsporen an die Läufe, und suchte sie durch Aufsträuben ihrer Federn, durch Streicheln und Schütteln zur Wut zu reizen. Im richtigen Moment liess man die Tiere, während sie noch festgehalten wurden, einander einen Hieb versetzen und dann losfahren. Ein Freudengeschrei bezeichnet jedesmal den Beginn des eigentlichen Kampfes, der glücklicherweise

meist nach wenig Augenblicken entschieden ist, da die gereizten Tiere in unbändiger Wut aufeinander stürzen und sich mit den Eisensporen tödlich verwunden. Es kommt vor, dass einer oder beide Hähne kampfunfähig werden, und man sucht sie dann mit kalten Waschungen oder durch vorgehaltene rauchende Holzstückchen neu zu beleben, bis der Kampf fortgesetzt werden kann. Er ist entschieden, sobald eines der Tiere völlig kampfunfähig niederstürzt oder aber die Flucht ergreift. Von der Leidenschaftlichkeit, mit der dies grausame Spiel von den Wettenden, wie von den Zuschauern verfolgt wird, macht man sich schwer einen Begriff.

Fünf Tage lang, vom Morgen bis zum Abend, wurden diese Abschlachtungen fortgesetzt, und unser Pangeran ergab sich diesem Sport mit solchem Eifer, dass es den Anschein gewann, die ganze Hochzeitsfeierlichkeit sei nur zu diesem Zwecke arrangiert. Wenigstens beantwortete man unsere täglichen Fragen, wann die Hochzeitszeremonie erfolgen werde, stets mit den Worten: „Morgen! morgen! Heute wollen die Leute noch „njabung“ (hahnenkämpfen)!“

Neben der Arena wurden Hazardspiele getrieben, und tausende von Gulden rollten aus einer Hand in die andere. Unsern Wirt bekamen wir schliesslich nur mittags und abends zu sehen. Gelegentlich stellte er uns seine vier Frauen vor, die, in nüchterne Gewänder gekleidet, scheu zum Vorschein kamen. Die älteste, Chiedas Mutter, mit anziehendem, leidenden Gesicht, bezeichnete der Pangeran als seine Haupt-Frau, „aber“, fügte er geringschätzend hinzu, „sie ist schon alt“.

An diesem Abend harrte unser noch ein interessantes Schauspiel, nämlich die zeremonielle Einführung der Braut in das Haus des Schwiegervaters. Gegen sieben Uhr versammelte sich die ganze „Sima“ mit Einschluss des Brautvaters und der älteren Verwandten in der Halle und ward mit einem solennen Mahl bewirtet. Die älteren Leute nahmen Platz an einem langen Tische in der oberen Terrasse, während man dem jüngeren Volk Speisen und Süssigkeiten auf dem Boden der unteren Terasse servierte. Hierauf erschien hinten in dem schmalen Hausgange die Braut, geführt von zwei alten Frauen; hinter ihr die beiden Prinzesschen und ein Häuflein halbwüchsiger Mägdlein. Gleich einer grotesken, fremdartigen Statue, regungslos, mit tiefgesenktem Blick, stand die seltsame Erscheinung in der dunkeln Türumrahmung. Ihr Gesicht war kreideweiss bemalt, ihr Haupt ward fast erdrückt von dem gewaltigen goldenen Kronenaufsatz. Hals und Schultern waren entblösst, und ein starrer Goldsarong presste die volle Brust zusammen, über welcher breite, halbmondförmige ziselierte Goldplatten lagen. Schlaff fielen die nackten Arme herab. Nachdem die Braut einige Minuten der lautlosen Besichtigung der Versammlung preisgegeben war, fassten sie die alten Weiber bei der Hand und schoben die fast Regungslose

in das Halbdunkel des Ganges zurück, wo sie in hockende Stellung niedergedrückt wurde. Aus einer hinteren Kammer ward nun auch der Bräutigam hervorgeholt und von den Weibern auf eine Matte genötigt, etwa vier Fuss hinter der Braut; diese kehrte ihm den Rücken, denn ihr Antlitz darf er ja erst am Hochzeitstage erschauen. Ein Fächer ward dem Bräutigam in die Hand gegeben, und er begann nun seine Zukünftige aus der Ferne mit nicht eben viel Enthusiasmus zu fächern! Mittlerweile kauerten die Ehrenweiber neben der Braut nieder und schwatzten eifrig in sie hinein; von Zeit zu Zeit stopften sie der Regungslosen einen Kloss Sirih in den Mund, den sie durch die kaum geöffneten Lippen bis seitlich in die Wange schoben, damit ja keine überflüssige Bewegung stattfinde. Starre Unbeweglichkeit ist bei dieser Zeremonie das erste Schicklichkeitsgebot für die Braut.

Es war unerträglich heiss in dem engen Gang, und dem armen Opfer rannen unter ihrer schweren Krone dicke Schweisstropfen auf die vollen Schultern, zumal der Bräutigam sich von seinem Fächelposten nach etwa einer Stunde drückte. Mich jammerte des armen Mädchens, und obwohl der Pangeran anfangs grosse Schwierigkeiten machte, erhielt ich doch die Erlaubnis, sie auf die oberste Terrasse zu führen, damit sie den Lustbarkeiten, welche doch ihr zu Ehren veranstaltet waren, zuschauen könne. Obwohl ihre Augen auch jetzt nur verstohlen sich vom Boden erhoben und meine Frage, ob ihr dieser Platz nicht besser gefalle, nur ein kaum hörbares „saya“, ja, erlangte, schien ihr meine Korrektur malayischer Sitte offenbar grosses Vergnügen zu bereiten; denn sie hätte sonst die ganze Nacht still dasitzen müssen. Warum man nur im ganzen Osten den armen Bräuten das Leben gar so sauer macht!

Die Braut.

Da auch der folgende Tag noch keine sichere Aussicht auf Ausführung der Zeremonie gab und der Herr Breymann versicherte, die Leute würden weiter spielen, so lange sie Geld in den Taschen hätten und dann erst an die Hochzeit denken, so verzichteten wir wohl oder übel auf den Hauptakt.

Der letzte im Semindo verlebte Abend gestaltete sich noch sehr reizvoll durch den Besuch in der Bale-bale, wo sich abends die Festgäste, die zum grössten Teil dort untergebracht waren, zu ungenierterer Geselligkeit zusammenfanden, als dies im Hause des Pangeran anging. Der schwach durch einige Öllämpchen erhellte, tennenartige Innenraum der Bale-bale bot einen sonderbaren Anblick. Zwischen Reisbündeln und Zeugpaketen hockte rauchend und plaudernd die ganze bunte Schar, Männer, Weiber und junges Volk durcheinander; aber manierlich und massvoll ging dennoch alles zu. Ein alter Spassmacher rezitierte mit sehr drolligem Ausdruck von Zeit zu Zeit seine vierzeiligen Verschen, die jedesmal mit stürmischem Gelächter begrüsst wurden. „Orang banjak pindtar", ein sehr witziger Herr, erläuterte unser Wirt.

Auf dem engen Raum zwischen einzelnen Gruppen führten die Mädchen der verschiedenen Gebiete abwechselnd charaktervolle Einzeltänze aus. Interessanter noch waren die Wechselsänge zwischen je zwei und zwei Mädchen verschiedener Gruppen. Es wurden hierbei nicht nur die bekannten landläufigen, sondern auch frei improvisierte Verschen, freilich immer in der hergebrachten vierzeiligen Form der „Pantuns" vorgetragen, deren erste zwei Zeilen mit den letzten in gar keinem Zusammenhang stehen und oft sogar ganz sinnlos sind, während die Endzeilen immer den Ausdruck irgend einer Herzensempfindung enthalten. Diese Liedchen sind nicht nur eine Kunstausübung, sondern vielfach das einzige Vehikel, welches die sonst stummen Gefühle der unbeholfenen Jugend von Herz zu Herz trägt. Wenigstens hörte ich wiederholt sagen, dass eine Liebeserklärung doch nur mittelst eines Pantun möglich sei; sonst würde man sich zu sehr schämen. Sehr eindrucksvoll war zumal der Wechselgesang zwischen einer Gruppe von Jünglingen mit vier ihnen gegenüber sitzenden Kisam-Mädchen, nach einer seltsam schwermütigen Melodie mit sehr kleinen chromatischen Intervallen, die stets mit tiefem, langgehaltenen Grundton begann und in sehr leisen unsichern Trillern ausklang. Mädchen wie Jünglinge hielten beim Singen ein gemeinsam gefasstes weisses Laken vors Gesicht, so dass die singende Gruppe der angesungenen verhüllt war. In diesen eigentümlichen Gesang, dem wohllautendsten, den ich aus malayischen Kehlen gehört habe, mischte sich zuweilen das fidele Krähen der Hähne, der Helden des kommenden Tages, die zu unsern Häuptern auf den vorspringenden Balken der Bretterwände angebunden waren.

In das Haus unseres liebenswürdigen Wirtes zurückgekehrt, liessen wir uns durch den „Orang banjak pindtar", der uns gefolgt war, eine Anzahl von Pantuns diktieren, von denen einige hier folgen mögen.

Naik tebing batungkat sulu
Ersteigen Berg mit Bambusfackel,
Ibang gelelang daun nangka.
Schaukeln, baumeln Blätter der Nangka.
Djangan di seding badan djau
Lass nicht trennen Körper weit;
Tungal di bulan anak mata
Zusammenkommen im Monde Kinder der Augen.

Nicht kann die Trennung unsern Bund besiegen;
Im Mond zusammen uns're Blicke fliegen.

Buaya mudik manulusung
Krokodil heraufgeht nach Manulusung,
Mudik ngarisan Padang Gutji
Heraufgeht zur Stadt Padang Gutji
Sangkan di djadi bukan untung
Wenn es jetzt wird nicht Glück,
Uwamba turun sakali lagi.
Später herabkommen einmal mehr.

Wenn uns auch jetzt nicht günstig war das Glück,
Noch einmal kehren wir zur Erd' zurück.

Kalu gadi djalan dulu
Petekan saya kembang sembodja.
Kalu gadi mati dulu
Tungukan saya di pintu sorga.
Djangan sentoro kembang sembodja
Kembang ketjubung saya peteken
Djangan tungukan di pintu sorga,
Di pintu kubur saya tungukan.

Wenn das Mädchen voraus geht,
Pflückt sie mir Sembodja-Blumen;
Wenn das Mädchen vor mir stirbt,
Harrt sie mein am Tor des Himmels.
Pflücke mir nicht Sembodjablumen,
Blüten pflücke mir von Ketjubung!
Warte nicht am Tor des Himmels,
Am Tor des Grabes schon warte mein!

Sirih guning ketemu urat
Sirih gelb treffen Wunde,
Pinang muda ketemu hati.
Pinang jung treffen Herz.
Puti guning di dalem surat
Schöne gelb in Brief.
Itam manis di dalem hati.
Schwarze süss in Herzen.

Gelber Sirih heilt die Wunde
Junge Pinang heilt das Herz.
Der gelben Schönen gilt mein Brief,
Die Schwarze ist mir süss im Herzen.

Sirih guning gaganja pandjang — Der gelbe Sirih hat lange Stengel,
Sirih gelb Stengel lang

Sayang sedikit di pager orang. — Schad' ein wenig! er gehört einem andern.
Schade ein wenig gehörig Mensch.

Puti guning rambutnia pandjang — Die gelbe Schöne hat lange Haare,
Schöne gelb Haare lang,

Sayang sedikit di tangan orang — Schad' ein wenig! ein anderer hat sie!
Schade ein wenig in Hand Menschen.

Nicht minder zierlich sind die folgenden, sinnigen Verse:

Klimmst du auch noch so hoch,
Ich klimme dir nach;
Ja, selbst über das Meer
Folg' ich dir nach.

Du sagst, seine Liebe
Lässt dich kalt:
Warum folgt dein Auge
Stets seiner Gestalt?

Wenn du nach mir verlangst
Mit heissem Klagen,
Lass dann ein Vöglein mir
Die Botschaft tragen!

Denke an mich nur einmal am Tag,
Willst du es nicht, so doch einmal im Mond!
Ist das zu viel, dann einmal im Jahr —
Einmal im Leben gedenke doch mein!

Nachdem wir fünf fröhliche Tage im Hause des Pangeran verlebt und immer noch keine Anstalten zur Vermählungsfeier getroffen wurden, beschlossen wir, den Rückweg anzutreten. Am Vorabend unsrer Abreise brachte unser Wirt ein Slamat, einen Toast auf seine Gäste aus, und mein Mann dankte ihm mit den folgenden Worten, welche er mit Hilfe des Baba-China nach allen Regeln malayischer Höflichkeit zu Papier gebracht hatte.

Sekarang saya minta kasih slamat sama penganten, dan anak
Jetzo ich bitte zu geben Gruss der Braut und dem Sohne
pangeran dan bapaq penganten dan pangeran, dan saya harep pangeran
des Pangeran und dem Vater der Braut, und dem Pangeran, und ich hoffe, der Pangeran
dengan sima sima sapandjang umur tida kurang apa dan di harep
mit der Familie der Braut langes Leben, nicht fehle etwas; dann hoffe
djuga orang orang di Semindo kasenangan dan kasalematan.
auch die Leute vom Semindo Angenehmes und Glück.

Pangeran! sekarang kami orang datang deri djau sampe disini bertemu
Pangeran! nun wir Menschen kamen von weit bis hierher zu treffen
saperti sobat bersobatan saya harep djuga kami orang sudah kombali pangeran
wie Freunde mit Freunden, ich hoffe auch, wir Menschen, schon heimgekehrt, Pangeran

dengan anak bini dan sima djangan lupa sama kami orang. bugitu djuga
mit Kind, Weib und Familie nicht wollen vergessen uns Menschen. Ebenso auch
kami orang sapandjang umur tida lupa sama pangeran dan orang orang
wir selbst in langem Leben nicht vergessen den Pangeran und die Leute
deri Semindo!
vom Semindo!

Nachdem wir die südwestliche Hälfte Sumatras teils im Sattel, teils zu Wagen, teils zu Fuss durchquert, durchfuhren wir die nordöstliche Hälfte von Muara Inim aus auf einem chinesischen Kontraktdampfer „Hongbi". Der Chinese hat alle Gouvernementsreisende samt Bagage und alles Gouvernementsgut kostenlos zu verführen. Er erhält dafür dreitausend fünfhundert Gulden monatlich. Tollkühne Privatreisende sind indessen schonungslos seiner Willkür preisgegeben: es gibt keine Taxen oder Preisgrenzen. Warum wollen sie durchaus reisen!

Dasselbe Verhältnis besteht auf den Landwegen zwischen den grösseren Verkehrsplätzen der Oberlande. Die mangelhaften sogenannten Postwagen, die nur auf lange Vorbestellung und bei besonders guter Laune des Kontraktwagenhalters überhaupt zu erhalten sind, werden den Privatreisenden zu fabelhaften, stets wechselnden Preisen angesetzt. Wir fuhren auf einem kleinen Hilfsdampfer wegen niederen Wasserstandes erst etwa eine Stunde flussab. Der Morgen war tauig frisch. Auf den flachen Sandufern badete im ersten Sonnenstrahl die Bevölkerung, Kinder, Greise, Männer, Frauen, Ochsen durcheinander; eins wusch und plätscherte das andere. Der hübsche Ort verschwand hinter den Schleiern seiner dichten Palmenhaine - ein friedliches, heiteres Bild! Schon lauert der tückische Feind in seinem Bezirk! Gestern Abend zwar zog eine Schar der ansässigen Hadjis unter lautem Betgesang durch die Strassen, Allah um Abwendung der Cholera anflehend. Aber die unerbittliche wird ihren Gang weiternehmen, wie sie uns auf unserm Wege schon seit Kepahiang nachzieht.

Sollte sie nicht durch zurückgekehrte Pilger aus Mekka eingeschleppt sein, wo jetzt viertausend Tote wöchentlich ihr erliegen sollen? In dieser Gegend hat man bisher die Cholera nie gekannt und die Menschen sind dadurch noch hilfloser.

Wir fuhren den ganzen Tag auf dem Lematang, dessen schmales Bett sich nur wenig verbreiterte. Lange Strecken Nachwuchswaldes an den Ufern wurden unterbrochen von vereinzelten reizenden Kampongs, in warmen Schattenton getaucht durch das dichte Blätterdach ihrer hohen Kokospalmen. Die Häuser standen auch hier regellos durcheinander, waren aber besser gebaut als im Oberlande.

Beim Vorbeiziehen des Bootes sammelte sich jung und alt am Uferabhang, jubelnd und schreiend; die drallen Gestalten der Gadis leuchten hervor durch die glitzernden Armbänder und die breiten Silberspangen im Haar. Dreimal hielten wir, um Holz aufzunehmen, eine langweilige Prozedur, da jeder dünne Holzpflock unter musikalischen Variationen gezählt wird.

Gegen sieben Uhr mussten wir Halt machen, da wir nachts die Mündung des Lematang nicht passieren konnten.

Am nächsten Morgen auf der Weiterfahrt bemerkten wir einige Siamangs, die sonst so scheuen Tiere, friedlich auf den Uferbäumen spielen; mehrmals auch sahen wir sehr grosse Nashornvögel fliegen.

An den Flussbiegungen überraschten wir mehrmals sich sonnende Krokodile, von denen wir einige erlegten und anschossen.

Die Ufer zeigten nunmehr Spuren früheren Feldbaues; lange Uferstrecken waren bestanden mit Kapokbäumen und hier und da wuchs auch die niedere Strauchbaumwolle, deren Palembang grosse Mengen produziert.

Gegen elf Uhr fuhren wir in den Musi-Strom ein, der breit dahinrollend, mit hochbewaldeten Ufern, ohne eine Spur menschlichen Daseins, uns Borneos stille Ströme ins Gedächtnis rief. Auf der ganzen Strecke bis Palembang trafen wir nur fünf kleine Dörfer; auch der Fluss war ohne Leben. Erst zwei Stunden vor dem Hauptort begannen sich kleine Flösse zu zeigen, dann folgte ein riesiges, fast ein Drittel des breiten Stroms bedeckend. Später noch begegneten uns die ersten Handelsprauen, hier Pentjallans genannt, die die Nähe des grossen Handelszentrums ankündigten.

Eine Stunde vor der Stadt passierten wir die Einmündung des Ogan, an der sich im Schatten dichter Palmen ein Heiligengrab verbirgt, das Ziel eifriger Pilgerfahrten.

Die Einfahrt in Palembang führte fast eine Stunde lang an Ankerflössen und schwimmenden Häusern vorüber; es ist dies wohl die grösste Wasserstadt des Archipels.

Ihre Einwohnerzahl beträgt über 60000 Seelen — darunter eine stattliche Araber- und Chinesenkolonie. Das europäische Quartier steht hier an behaglicher Eleganz etwas hinter denjenigen der übrigen Küstenplätze der holländischen Kolonien zurück. Die Garnison dagegen ist sehr stattlich im ehemaligen Kraton des abgesetzten Sultans untergebracht.

Von all dem Glanze der selbstherrlichen Sultanswirtschaft sahen wir einen traurigen Rest in dem elenden Häuschen des Enkels des letzten Sultans. Pangeran Surya Nandita bezieht noch eine Pension von monatlich 150 Gulden vom holländischen Gouvernement. Mit seinem Tod erlischt dies Gnadenbrot, trotzdem er uns 36 leibhaftige Enkelkinder vorwies. Die dazu gehörigen Mütter und

Grossmütter zischelten während unseres Besuches hinter einem quer durchs Zimmer gezogenen schäbigen Vorhang, unter dem nur die aufgeregt trippelnden Füsse zum Vorschein kamen.

Noch einen weiteren Überrest besserer Tage fanden wir bei einem reichen Araber — man schätzt ihn auf vier Millionen! — einem alten freundlichen Mann, der einen Teil der Sultansschätze aufgekauft hat und in einem unglaublich staubigen Wirrwar heilig aufbewahrt. Ausser wundervollen Waffen sahen wir in der merkwürdigen Trödelbude etwa ein Dutzend grosse venetianische Glaslustres, türkische Bronzelampen, alte geschnitzte italienische Schränke und Tische, wohl zweihundert schwere geschliffene Kristallschalen, altes Rokokoporzellan — alles echt und wertvoll.

Bei dem Besuche eines andern fürstlichen Nachkommen begegnete uns, als der Pangeran seinen recht hübsch gezeichneten Stammbaum erklärte, der so ungefähr bis zum Anfang der Welt reichte — wiederum jener seltsame, durch den historischen Nebeldunst hindurch geworfene Schatten des grossen Alexander: der Name „Iskander Alam". Wir erfuhren hier, dass er, die Welt durchziehend, über Indien hierhergekommen. Auf sein Geheiss erst habe sich das Land aus dem Wasser gehoben. Sein Haupt trug ein weisses und ein schwarzes Horn, das erste besass die Kraft ihn unsichtbar zu machen.

Unser Aufenthalt in Palembang war zu kurz, um uns näher in das mannigfaltige Leben des geschäftigen Ortes einzuführen. Auch liessen die frischen Eindrücke des grossartigen Innenlandes mit seinem noch unberührteren Volksleben das Interesse an dem von mancherlei Fremdmischungen durchsetzten Küstentreiben, das wir bereits aus anderen Plätzen kannten, nicht recht aufkommen.

Trotzdem Palembang als Hafenplatz betrachtet wird, so hatten wir doch noch eine achtstündige Dampferfahrt bis zur Küste zurückzulegen. Die völlig flachen Ufer des Musi waren fast auf der ganzen Strecke von niedrigen Nipapalmen bestanden, die mit ihren fingerartig gespreizten Wurzeln über das Wasser ragten und in der völligen Einsamkeit von Land und Fluss jene seltsam schwermutsvolle, eintönige Szenerie hervorriefen, die so charakteristisch für viele Flussmündungen des Archipels ist.

Gleich einem dramatischen Heldengedicht hatte uns dies Land bei unserm Eintritt an seiner Westküste angemutet. Nun entliess es uns im Osten mit einer träumerisch sanften Elegie. So geben die Küsten dieser wundervollen Insel gleichsam die Endtöne an in der Skala wechselvollster, unerschöpflicher Naturschönheit, die sie in ihrem Innern birgt.

VOM

INDISCHEN FESTLANDE.

Indische Tempelruine.

Priester am Wasser.

Aus den Urwäldern der Äquatorialzone, von den malayischen Naturvölkern führte uns der Weg in die wundersamsten Märchenländer, zu dem alten Kulturvolke der Inder.

Ein grösserer Gegensatz der Geistesentwickelung ist nicht auszudenken. Dort auf den Sundainseln naive Kindernationen, deren Leben sich ausfüllt mit der Sorge für den Leib, die noch unter dem Zwange der Natur stehen — hier in Indien ein Volk von Denkern und Grüblern, gebannt in den Fesseln gekünstelter Glaubenssysteme, die sie sich im Laufe von vier Jahrtausenden aus einer ursprünglichen Naturreligion herausgebildet haben; asketisch kargend im Leben für den verheissungsvollen Reichtum der Zukunft. Auf Insulinde ein patriarchalisches oder matriarchalisches Zusammenleben der Gemeinden oder der Familien, wo einer für alle, alle für einen einstehen; Achtung, ja Gleichstellung der Frau — in Indien seelische Zurückgezogenheit des Individuums, jeder nur erfüllt von dem Wunsche eigener Vervollkommnung; strenges Kastenwesen, Knechtung des Weibes.

Lebensfreudigkeit, heiteres Genussleben bei den Kindern des Augenblicks dort — strenge Selbstprüfung, Unterdrücken der natürlichen Freuden hier.

Wohl hatte sich, fünfeinhalb Jahrhundert vor Christus, dem Schosse der brahmanischen Lehren eine neue Religionsform entrungen, der Buddhismus;

wohl pflanzte zirka 340 Jahre vor der neuen Zeitrechnung Alexander der Grosse die Keime griechischer Kunst und griechischen Geisteslebens in den indischen Boden; wohl flutete im Beginne des sechzehnten Jahrhunderts der Islam mit seinen sinnlichen Elementen in die Länder des Brahma, Vishnu und Shiva — aber die Einflüsse dieser Weltreligionen und dieser Geistessaat gingen fast ganz wieder verloren; unter der Herrschaft der Priester entwickelte sich dann im Hinduismus, der modernen Religionsform der Inder, ein geisttötendes, sinnloses Formenwesen.

Weise Männer haben später versucht, die Fesseln zu lockern, welche der Hinduismus seinen Bekennern anlegte.

So unternahm der geniale Grossmogul Shah Jehan vor etwa 260 Jahren sogar das Experiment, die indischen Lehren mit denen Mohammeds zu einer allgemeinen Weltreligion zu verschmelzen, doch wollten sich die widerstrebenden Elemente dieser Glaubensbekenntnisse nicht zusammenschweissen lassen. Ihr Gegensatz hat sich vielmehr stetig verschärft. In jüngster Gegenwart bestreben sich verschiedene Gelehrtenschulen, wie die Arrya-Mission, und die von Bengalen ausgehende Bewegung der Brahma-Somaj, den götzendienerisch ausgearteten Hinduismus von seinen Schlacken zu reinigen und auf seinen philosophischen Gehalt zurückzuführen, auch auf veraltete und erstarrte Sitten des Volkslebens reformierend einzuwirken.

I.

Die Tamilstadt Madura.

Die erste Stadt Vorderindiens, welche wir betraten, ist eine der ältesten und interessantesten Kulturstätten der Drawida-Lande: Madura. Vom Landungsplatze Tutikorin durchsaust der Eisenbahnzug dichte Anpflanzungen der Palmyra-Palmen, von deren Kultur die Tamil-Bauern, eine der volkreichsten Kasten des Distriktes, durch Gewinnung von Palmzucker leben.

Die Tamilen Maduras haben durchweg eine dunkel- bis mittel- oder hellbraune Hautfarbe. Die Männer sind schlank und meistens kräftig von Statur, bebärtet, lebhaft in ihren Gestikulationen und Reden, mit entschlossenem, oft finsterem und strengen Ausdruck im Gesichte, wie sie denn auch die Geschichte als erbarmungslose Eroberer Ceylons schildert. Sie tragen um ihren Körper malerisch verschlungen zwei dünne, weiche Baumwollstücke, welche die Haut durchschimmern lassen. Die Frauen und Mädchen sind zum Teil recht hübsch, meist von stolzer Erscheinung und von straffem Gliederbau, zuweilen mit dem Gesichtstypus der alten Römerinnen. Die flotte Schönheit des weiblichen Wuchses wird durch das malerische Faltengewand, noch mehr durch die Haltung der Mädchen, welche Lasten auf dem Kopfe tragen, zur Schau gebracht. Ihre Ohren und Nasenflügel sind geschmückt mit grossen glänzenden Metallringen, und Haar,

Silberschmuck am Fusse einer Tamil-Frau.

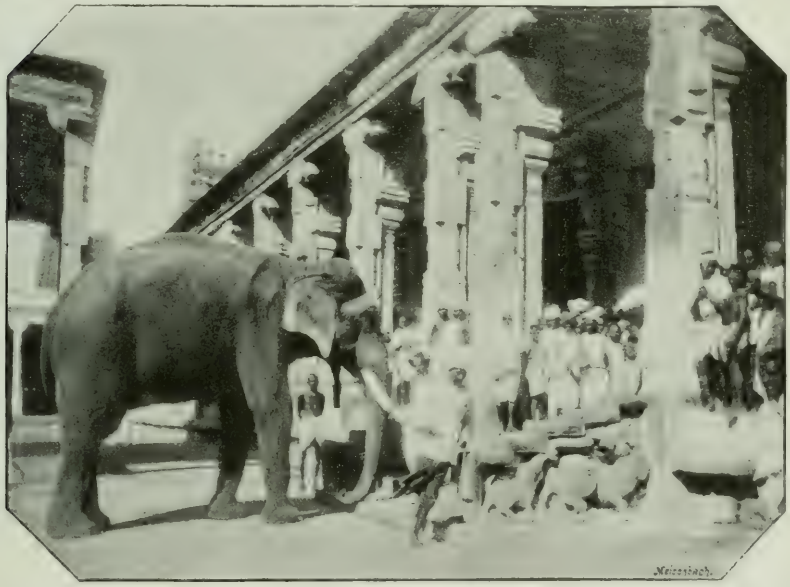
Füsse und Arme mit dickem schweren Schmuck aus Glas, Bronze oder Silber beladen.

Indem wir eine der Hauptstrassen dieser bewegten Stadt durchschritten und uns ergötzten an dem bunten, seltsamen Treiben, an den freundlichen

Aus den Tempelhöfen in Madura.
Momentaufnahme.

Häuschen mit flachen Dächern, die einen Schmuck von stilvoller, wenn auch derber Holzschnitzerei an Gebälk und in Nischen aufweisen, ward unser Blick gefesselt durch einen gewaltigen hohen Turm, eine „Gopura". — Hinauf! Unter Fackelbeleuchtung erstiegen wir die innere Treppe, und als wir endlich die Zinne erreicht hatten und auf der schwindelnden Höhe an den Krallen eines Drachen festgeklammert (einen anderen Halt gab's auf dem gewölbten Dache

nicht) den Blick umherschweifen liessen, da fasste uns Staunen und Bewunderung. Vier solcher Tempeltürme, alle gleich in Form aber verschieden in Dekoration, flankieren einen quadratischen Tempelhof von zirka 250 Metern Breitseite, und in diesem Hofe stehen Komplexe von Tempeln und Säulengängen mit kleineren gleichartigen Türmen und vergoldeten Kuppeldächern — eine Sondertempelstadt inmitten der Stadt. Versunken in den Anblick verspürte ich plötzlich ein leises Rauschen in der Luft; mit ausgebreiteten Schwingen flog dicht über unseren Köpfen ein Adler dahin, das Eigenartige des Eindrucks noch verschärfend.



Aus den Tempelhöfen von Madura.

Dieser Tempel ist aber nicht der einzige der Stadt Madura. Rechts und links ragten noch viele andere Kuppeln und Türme in die Luft empor, einige dem heitern Vischnu, die meisten aber dem zornmütigen, finstern Gotte Siva und dessen Gemahlin geweiht. Es ist bezeichnend für die Dravida, dass sie in ihrem Pandämonium, das sich teils aus ihren eigenen, teils aus indischen Göttergestalten zusammensetzt, dem leidenschaftlichen Siva die herrschende Stelle zugewiesen haben.

Begierig, das Innere des Tempelbezirks zu sehen, stiegen wir vorsichtig von unserem luftigen Sitze die Treppe wieder hinab zur Eingangshalle, wo ein

Hindumädchen
(Strassentänzerin).

Priester, welcher englisch verstand, die Führung übernahm. Nach Durchschreitung eines reich skulpierten Tores öffneten sich links und rechts ausgedehnte hohe Pfeilerhallen, ganz aus hellgrauem Granit, die Säulen, Pilaster und Deckenlager sämtlich Monolithe von 20 bis 30 Fuss Länge, in indischem Geschmack mit überlebensgrossen Löwenpferden, Elefanten, Schwertrittern und Bogenschützen in vollendeter, feiner Steinhauerarbeit verziert. Scharen von Priestern und Gläubigen, heilige Kühe und riesige Elefanten treiben sich in den Galerien und Höfen umher. Und nun ging es von Hallen zu Tempeln, von Gängen zu Höfen durch die „Tausendpfeilerhallen", zwei Stunden lang. Unser Auge irrt umher, schwelgt in der fremdartigen, grotesken, prächtigen Architektur und Skulptur und kann sich nicht satt sehen an den Lichteffekten und Überschneidungen, an den zierlichen Seitenkammern und Nischen, deren Altäre, mit Steinfigürchen und mit frischen Blumen geschmückt, an unsere katholischen Kapellen erinnern.

Aus einem dunkeln Säulengange treten wir hinaus vor ein reizendes, von Stufen und Arkaden eingefasstes, grünes Wasserbassin, den „Teich der goldenen Lilien", hinter welchem die rosig schimmernden Riesentürme emporragen; Beter reinigen ihre Körper, Tempelmädchen ihre goldgelben Gesichter mit dem heiligen Nass. Den Blick verzückt der Sonne zugewandt murmeln die Lippen: Om für Ganesa, Om für Sandarishvara, Om für die Geister der sieben Welten, usw. Dann wird Wasser mit der Hand geschöpft und getrunken, die Nase durch Schneuzen gereinigt, durch Fingerschnalzen werden die bösen Dämonen gescheucht, die Finger werden einzeln berührt, die Hände über dem Kopfe zusammengeschlagen, Wasser auf den Körper gesprengt, und nacheinander wird mit den Fingerspitzen Nase, Stirn, das rechte und das linke Auge und so alle Körperteile bis zu den Zehen hinab berührt. Damit ist der Mensch körperlich und geistig rein gewaschen!

Ein durchdringendes, entsetzliches Getöse schmettert aus einer dämmerigen, hohen Halle hervor, aus der plötzlich eine halbnackte Schar tanzender Tempelmusiker hervorstürzt unter dem Schalle von Kesselpauken und dröhnenden

Posaunenflöten — eine grelle und wilde, fanatische Musik, welche unser Ohr kaum zu ertragen vermag. Wenn Gott Siva nicht vollständig mit Taubheit geschlagen ist, so kann er diesen betäubenden Höllenlärm nicht überhören und wird ihn sicherlich mit Wohlgefallen aufnehmen! Nun schweigt das aufregende Getöse: die Tempeldiener schöpfen heiliges Wasser aus dem Brunnen, um eines der Idole damit zu besprengen.

Tamil Goldschmiede.
(Der Ältere als Siva-Anbeter mit horizontalen weissen Streifen bemalt.)

Endlich werden wir vor ein verschlossenes Tor geführt. Ein Priester öffnet dasselbe und demonstriert uns eine Anzahl aus Silber und Gold gearbeiteter, zum Teil mit den kostbarsten Edelsteinen prunkhaft geschmückter, übermannshoher Götzen, meist Gebilde der absurdesten, abenteuerlichsten Art, wie z. B. Kamatru mit dem Leib einer Kuh, Schweif eines Pfauen, Kopf und Brust eines Weibes, oder Ravana, sagenhafter König von Ceylon, mit 20 Köpfen und Armen — unsinnige, hässliche Ungeheuer, welche von der inneren Gehaltlosigkeit der Dravida-Skulptur abschreckende Beispiele liefern und zumal das Herz eines Zoologen schaudern machen. Bei Prozessionen werden diese Po-

panze mit Perlenschnüren und Edelsteingewändern, deren Wert nach Millionen zu schätzen ist, behangen und durch die Stadt getragen. Diese Kunst prahlt; vornehmes Masshalten, das Zeichen echter Kunst, geht der ganzen orientalischen Architektur ab, und Schönheit in Form und Schmuck der indischen Bauwerke ist, soweit sie sich findet, fast ganz auf arabische und hellenische Vorbilder zurückzuführen.

Der Haupteingang des dreihundert Jahr alten Tempelhofes läuft nach aussen in eine geräumige Halle, einen Bazar aus, wo Geräte, Zeugstoffe und Kurzwaren zum Verkaufe aufliegen. An fünfzig Menschen drängen sich neugierig heran, fragen, woher wir kommen, und wohin wir gehen, preisen Götzenbilder, heilige Bronzeschlangen, golddurchwirkte Schals, Schmucksachen und Metallgefässe an, so dass uns von all dem Lärm schier die Sinne vergehen.

Kein Weisser wohnt in dieser Stadt, und nur einige englische Verwaltungsbeamte, ausserhalb der Tore wohnend, vertreten hier die europäische Zivilisation und halten die Oberleitung in Händen über diese dunkeln Brüder und Schwestern.

Auf unserm Rückwege zum Bahnhof — ein Hotel ist weit und breit nicht zu finden — durchschreiten wir die Vorstadt. Männer, Weiber und Kinder laufen hier fast nackt zwischen ihren, von Kokospalmen beschatteten, elenden, niedrigen Lehmhütten umher.

II.

Von Calcutta in die Himálayas.

Unseren kurzen Aufenthalt in Calcutta (kali-ghat, „Treppe der Kali", jener blutdürstigen Gattin Sivas) nutzten wir, um mit einigen bengalischen Gelehrten Bekanntschaft zu machen. Am tiefsten in unser Herz eingeschrieben hat sich der hochherzige Stifter und Förderer der Arrya Mission School, der Priester oder Guru Sri Punchamum Bhuttacharya. Aus seinen Gesprächen führe ich einige Gedanken auf, die ein schwaches Bild geben von dem idealistischen Streben des Inders nach Befreiung des Geistes aus den Banden des Irdischen. Der Guru ist ein „Yogi", d. h. er ist auf einer höheren Staffel der menschlichen Tüchtigkeit angelangt, indem er seinen Geist unabhängig zu machen sucht von den Anforderungen des Körpers. Er erzählte mir — und sein sicherer, fester Blick schien die Wahrheit des Gesagten zu bestätigen, — dass er weder Freude noch Schmerz lebhaft empfände, sondern sich eines friedlichen Geisteslebens erfreue. „Wie ein Jongleur zu Pferde seine Aufmerksamkeit unverwandt auf die zu balancierenden Kugeln richtet und zugleich sein Körper mit dem Pferde in Fühlung bleiben muss, so beschäftige sich sein Geist mit höheren Dingen, während allein der Körper in Beziehung zu der

Unser lieber Guru.
Nach einer Ölskizze von Frau L. Selenka.

Sinnenwelt stehe.“ „Gleich einem Chloroformierten wisse sein Geist nichts von seinem Körper noch von der Aussenwelt.“ „Wenn ich mit Ihnen, mein Freund, rede, so berührt das meinen inneren Geist nicht; denn diesen habe ich vom Körper unabhängig gemacht!“ — Nicht doktrinärer Formenkram, sondern die Konsequenzen einer grossartigen, philosophischen Naturauffassung sind es gewesen, welche die zum Nachsinnen und zum Phantasiespiel geneigten Inder zu solchen Anschauungen brachten.

Mit sichtlicher Genugtuung empfing uns der wackere Guru in seiner indischen Missionsschule, welche er aus eigenen Mitteln gegründet. Vierhundert indische Knaben erhalten hier Unterricht in indischer Religionslehre, in Schreiben und Rechnen, in Geschichte, Naturwissenschaft, englischer Sprache und anderen höheren Lehrfächern, um

Sterbender Greis auf der Verbrennungsstätte.

dereinst als gute Patrioten und Verfechter indischer Überlieferungen jene anglisierten Landsleute zurückzudrängen, welche auf englischen Schulen gebildet wurden, unter dem Joche des Eroberers sich willig beugen und ihrer braunen Haut sich schämen! Durch ganz Indien zieht sich bereits der Verband solcher Nationalschulen. — Welch intelligente Gesichter fanden sich unter den Knaben, welch malerische Köpfe unter den Lehrern! Raphaelischer Gesichtsschnitt, grosse, sinnende Augen, aus denen unwiderstehliche Herzensgüte hervorleuchtet!

Aber nicht nur bei dem Lehrer- und Priesterstande trifft man das Streben nach Erkenntnis des Wahren an; jeder Kuli und Hausierer, jeder Kutscher und Bettler ist gar wohl bewandert in den Lehren der indischen Weisheit und versteht mit überraschender Sicherheit über den Begriff des Intellektes, des Todes,

des Nirvana zu diskutieren. Mit unserm Diener unterhielten wir uns stundenlang über die indischen Götter, die hier nicht, wie etwa bei den Griechen, als fremde Mächte betrachtet werden, die nur zur Nützlichkeit oder Schädigung da sind, und mit welchen man stets rechnen und sich abfinden muss; die heutigen Götter der Inder sind sozusagen Menschenideale, denen der Gläubige sich nahe fühlt, weil er ihnen gleich werden kann.

Oh, ihr Schwärmer und Träumer! So sehr ihr auch bestrebt seid, durch inneres Schauen eure Seelen zu befreien von den Freuden und Leiden des Erdenlebens — euer warmes Naturell, euer weiches Herz läuft euch doch wieder mit all den Grübeleien und Erkenntnisbildern auf und davon und zieht euch mit übermächtigem Triebe in die Arme der Natur zurück!

Da wir ein altes indisches Drama auf der Bühne zu sehen wünschten, so baten wir auf schriftlichem Wege die Direktion des bengalischen Theaters Kalidasas „Sakuntala" zur Aufführung zu bringen. Zwei Tage darauf wurde auch das Stück angezeigt. Als wir abends den Theaterraum beschritten, wurden wir aufs höchste überrascht durch die Dekorationsmalerei: der Vorhang stellte die Zugspitze bei Partenkirchen dar, links flankiert von einer japanischen Kokotte und rechts von einer pariser blossbeinigen Balletteuse! Auf dem Proszenium waren zwei indische Gottheiten abgemalt. — Leider war das herrliche Original Kalidasas zu einer Art Oper umgemodelt, frei nach modernen europäischen Vorbildern. Der Text wurde halb gesungen, halb gesprochen, unter Begleitung eines Harmoniums und einer Handtrommel. Das Spiel war natürlich und stellenweise ergreifend; doch wurden die Klageszenen allzu drastisch dargestellt, indem z. B. der König sein grosses Tränentuch allzuoft an die Augen drückte unter lautem Schluchzen, während die reichlichen Tränenströme der Sakuntala durch die Schals ihrer Dienerinnen eifrig abgetrocknet wurden.

[1]) Ein neueres Drama führte uns die Geschichte eines frommen Königssohnes vor, dessen Geist von frühester Kindheit nur zum Höchsten gerichtet war. Sein Vater, ein Dämonenkönig, in dessen Reich der Name Gott nicht genannt werden darf, verfolgt ihn mit grausamen Strafen, er wird in den Kerker eingeschlossen und soll verhungern. Gott Krishna aber kommt, ihm allein sichtbar, in Gestalt eines kleinen Bübchens, kriechend auf allen Vieren, und steckt ihm süsse Leckerbissen in den Mund, indes die Kerkermeister seinen Hungertod erwarten — eine kindlich rührende Szene.

In einem anderen Schauspiel gelangte der geistige Kampf der indischen Volksseele gegen die Herrschaft der Sinne zu naivem Ausdruck. Trotz der handgreiflichen Symbolik waren es Szenen von starker Wirkung, wie der Held, der des Vaters Sterbebett verlassen, um seine Geliebte, eine Hetäre, aufzusuchen,

[1]) Zusatz von L. Selenka für diese neue Auflage.

den Fluss übersetzt auf einem Leichnam, den er für einen Baumstamm hält; und wie das Seil, auf dem er sich zu ihrem Haus emporzieht, unter seiner Hand zur Schlange wird; wie er später, gewandelten Sinnes, im Hause eines Gastfreundes, der ihm nach einer alten indischen Sitte sein Weib anbietet, sich die Augen blendet, um der Versuchung zu widerstehen. Eine Verkörperung dieses übersinnlichen Strebens huscht durch das Stück in Gestalt einer „Divana" — das Wort bedeutet „wahnsinnig" ebenso wie: „von den Göttern erleuchtet" — deren ergreifender Eindruck durch einen Chor von Mönchen noch verstärkt wurde. Wir sahen dies Stück in Gesellschaft unseres lieben Guru, dessen Erscheinen im Theater uns überraschte; aber, so erklärte er uns, es hätte nichts zu bedeuten, wo sein Körper weile; sein Geist schwebe unberührt in der klaren Stille seiner inneren Vertiefung.

Von amüsanter Wirkung waren einige ganz moderne Stücke, in denen der Mischmasch des neuzeitlichen Lebens in gewissen Klassen der Hindubevölkerung drastisch beleuchtet wurde, und der Kampf ehrwürdiger gehaltvoller Überlieferung mit halbverdauter aufgedrungener Fremdkultur sich eindringlich spiegelte.

Zu einem lebendigen Drama gestaltete sich uns noch eine Mondfinsternis in Calcutta. Beim Beginn derselben wandelte alles Volk zum Ganges, in den Strassen ertönten Flöten und Trommeln und der grelle Ton der Konchmuscheln, um Bahu zu schrecken, der den Mond verschlingen will. Die Häupter, Körper und Gewänder der Volksmenge waren mit roter Farbe bestrichen, oft alle Nuancen von Anilinrot auf einem Lumpen vereinigt, eine wundervoll farbige Wirkung im Scheine der flackernden Fackeln; viele glichen schönen, roten Teufeln.

Von der Gangesbrücke herab übersah man eine wohl zehntausendköpfige, schreiende Menge, dicht gedrängt im Uferwasser zu Füssen eines verfallenen Tempelchens; vom Plätschern der Badenden scholl es zur Brücke herauf wie das Brausen eines Gebirgsstromes. Die triefenden, nackten Gestalten wogten und drängten seltsam durcheinander im mystischen Halblicht des verdunkelten Mondes. Beim Verschwinden der letzten Schattenspur melden dröhnende Glocken das Ende der Finsternis, und sofort flutet der ganze Menschenstrom am Ufer hinauf und über die riesige Brücke, gestikulierend, noch triefend und schaudernd vom nächtlichen Bade. Yogis mit kreideweiss bemalten Gesichtern, wohlbeleibte, gelehrte Babus, Scharen zart gebauter alter Weiblein mit ernstem, gütigen Antlitz — hier und da ein dicht verhülltes jüngeres Weib, alle den mit der heiligen Flut gefüllten, schweren Messingkrug auf der Hüfte balancierend; dazwischen blitzäugige Jünglinge von entzückend ebenmässigen Gestalten und Zügen. Die ganze erregte Menge unablässlich murmelnd oder laut raufend: Hari, hari bola[1]!

L. S.

[1]) Hari, ein Name des Krischna, in seiner Bedeutung als Frühlingsgott; das Holifest ist die eigentliche Frühlingsfeier der Inder und fiel diesmal mit der Mondfinsternis zusammen.

Bettler, in Dardschiling.

Überall betend erhobene Hände, andächtig gesenkte Häupter — ein gewaltiges, eindrucksvolles Bild des lebendigen, vielköpfigen, exoterischen Hinduismus.

Nur wenige Tage verweilte ich in dem heissen Calcutta, denn mein Reiseziel war das indische Bergland!

Die Himálaya oder „Schneestätten", dieser höchste Gebirgsstock unserer Welt, dessen Erhebung zum Teil noch in die jüngste Epoche unserer Erdgeschichte, nämlich in die Tertiärzeit fällt, sind die grossen Regensammler für die indische Nordebene. Die gewaltigen Wassermassen, welche der indische Ozean im Sommer in die Atmosphäre aushaucht, und welche der Passat oder Monsun nach Norden fegt, fallen nur zum kleinen Teil auf Indiens Ebenen nieder; bei weitem die grösste Menge wird von den Himalayas abgefangen und stürzt als Regen und Schnee auf diese Gebirgstheater, um in den drei natürlichen Drainagen des Indus, Ganges und Brahmaputra wieder dem bengalischen Meere und dem Ozean zuzufliessen, fruchtbringend in den höher gelegenen Teilen, ein fiebererregendes Morastland in der Tiefe bildend. Der heiligste dieser Ströme, der Ganges, wälzt in jeder Sekunde 200000, in der Regenzeit sogar 1800000 Kubikfuss schlammigen Wassers dem Meere zu, und segnet die bengalische Ebene mit solcher Fruchtbarkeit, dass jährlich dreimal die Saaten reifen. Um die Versandung der Deltaarme zu verhüten, sind Baggermaschinen unausgesetzt in Tätigkeit.

Auf einer der Schlamminseln, welche die vereinigten Delta des Ganges und Brahmaputra aufstauten, liegt das heisse Calcutta, aus dem mich nun eine sechsundzwanzigstündige Eisenbahnfahrt nach dem Luftkurorte Dardschiling, 6000 Fuss über dem Meeresspiegel, führte. Neunzehn Stunden lang saust der Eilzug durch die glühend heisse, mit Reisfeldern, Indigo und Jutepflanzungen, stellenweise noch mit spärlichem Wald bedeckte bengalische Tiefebene, und nur eine kurze Dampfschifffahrt auf dem imposanten Ganges bringt eine angenehme Abwechselung in die monotone Reise, die erfreulicherweise zum grössten Teil in die Nachtstunden fällt und daher verschlafen werden kann, wozu die indischen Eisenbahnwagen alle Bequemlichkeiten darbieten. Die interessantere letzte Partie der Fahrt fällt in die Mittagszeit; während sieben Stunden windet sich der Zug an dem schroffen Südabhang der Himálayas aufwärts. Auf schmalspurigem Geleise keucht die winzige, aber sehr leistungsfähige Maschine im Zickzack oder in Schleifen und Spiralen durch Wald und an Abgründen empor. Vorne auf der Lokomotivbank zwischen den beiden Puffern sitzen zwei Wächter und lugen nach Hindernissen aus; denn nicht selten versperren umgestürzte Bäume oder herabgefallene Steine den gefährlichen Weg.

Leider verhüllten dichte Wolkenmassen die Bergesabhänge und wir befanden uns fast unausgesetzt im Sprühnebel; nur von Zeit zu Zeit lichtete sich der nasse Vorhang und eröffnete dem Auge die Aussicht auf das weite, grünende Tiefland und auf die benachbarten Höhen, deren Abhänge mit Teepflanzungen bedeckt waren.

In einer Höhe von 2000 Fuss fing es schon an frisch zu werden, und bei jeden folgenden tausend Fuss suchte ich ein neues, wärmendes Kleidungsstück hervor, denn meine Haut war durch den längeren Aufenthalt in der Äquatorialzone gar sehr verweichlicht worden! Die Endstation Dardschiling liegt auf der Ecke und am Abhang eines schmalen Hügelrückens, freundlich umgeben von Laub- und Nadelgehölz und blumigen Gärten; auch Bambusen und andere tropische Pflanzen gedeihen noch, obwohl im Dezember und Januar Schnee fällt. Aber die Sonne duldet hier kein Weisses und ergiesst um die Mittagszeit ihre brennenden Gluten über diese vielbesuchte Gesundheitsstation. „Professor", so warnte mich ein hier ansässiger Deutscher, „hüten sie sich vor der Sonne, denn sie ist hier noch gefährlicher als in der Ebene. Scheint sie Ihnen nur einige Minuten lang auf den Kopf oder in den Nacken, so riskieren Sie einen Sonnenstich und sind dann für Ihr Lebelang ein gebrochener Mann!" Nun, diese Warnung war vorläufig recht überflüssig, denn noch drei lange Tage hatte ich in nassen Wolkennebeln auszuharren, bevor ich überhaupt nur eine Vorstellung von meinem Standplatze gewann. Da galt es, sich mit den zeremoniellen Weltenbummlern, den „Globe-trotters" abzufinden, die bei jeder Mahlzeit in schwarzem Frack, sieben Zentimeter hohem Stehkragen und mit einem weissen Brett vor der Brust, dem sogenannten Hemde, erscheinen: blasierte Nichtstuer, die überallhin gehen und nichts sehen, nichts in sich aufnehmen, Prachtstücke des modernsten Amerikanismus. „The snows are beautiful" — Oh, ya-a-a-s! „You have been at the tigerhill?" — Oh no-o-o! Have you done it? Folgt in amerikanischem Englisch ein schwer verständliches Würgen und Rollen, und entzückt über das, was es wohl bedeuten könnte, erwidert man im Gönnertone verständnisvoll: „oh, I see!" Das genügt vollkommen, da der Globe-trotter von seinem Opfer nur verlangt, dass es ihn anhöre. Wer nicht wenigstens am Niagara und in Honolulu gewesen ist, kommt ohnehin nicht zu Worte. Wie ein Schulkind seine Aufgaben im „Ploetz", so absolviert der Weltbummler seine Stationen nach dem Reisebuch, nur oberflächlicher und mit geringerem Erfolg.

Am dritten Abend klärte sich der Himmel, in der Nacht zeigte sich das Zodiakallicht in weissem Schimmer und die Sterne leuchteten mit sanftem planetaren Lichte; das versprach einen wolkenlosen Tag. Mit Sonnenaufgang war ich draussen und eilte erwartungsvoll der Spitze des Hügels zu. Nur wenige Schritte noch zum Gipfel und - - mir stockte der Atem: hoch dort oben, in Wolkenhöhe, schimmerte im Frührotstrahl ein gigantisches Schneegebirge von überwältigender Majestät, ein Heer von Bergriesen mit unermesslichen Gletscherfeldern und Felswänden, von allen Seiten sich auftürmend zum alles beherrschenden Kintschinjanga! Nie sah das Auge ein Denkmal solcher, alles Menschenmass

übersteigenden Grösse, und in ungläubigem Erstaunen fragt sich der Geist, ob diese überirdische Hoheit auch Wirklichkeit sei. Das Herz erbebt beim ersten Anblick, aber hingerissen von der Schönheit des Gemäldes schlägt es berauscht diesem Wunder entgegen, und der Schreck weicht dem Gefühle demütiger Ehrfurcht. Gleich einer lichten Offenbarung ungekannter erhabener Naturgewalten zieht dieses Berggewoge Blick und Gedanken aufwärts zu dem Himmel, den seine Firsten berühren.

Das schien kein irdisches Gebilde, sondern die Schöpfung einer anderen Welt — eine Jupiterlandschaft!

Allmählich verblasste die Glut der Beleuchtung, und nun erst schweifte der Blick auf die Umgebung. Tal und Ebene zu meinen Füssen verhüllte eine meilenweite Wolkenschicht, einem in tollem Wogengange erstarrten Meere von Silberschaum gleichend, aus welchem einzelne bewaldete Bergkuppen wie schwebende grüne Inseln hervorragten. Des mächtigen Gemäldes Mittelgrund füllten neun hintereinander getürmte Bergesrücken aus, gleich Stufen einer kosmischen Treppe zum Hochgebirgsaltar des ewigen Eises führend. Zehn deutsche Meilen lagen die wild durchfurchten, mit urewigem Schnee bedeckten Himálayas entfernt, und doch unterschied das unbewaffnete Auge so scharf, als wären sie in Stahl gestochen, all die zackigen Riesenkegel mit ihren schroffen Felswänden, jähen Abstürzen und beschneiten Gletschermassen. Und dieses feierliche Bild sah ich in einem Rahmen von prangenden, dunkelgrünen Zedern und lenzgrünen, schwankenden Bambusen.

Ein liebliches Kind, ein mongolisches Mägdlein mit brauner Haut, purpurnen Wangen und schwarzen, blitzenden Augen, behängt mit Perlen und Silberschmuck, kroch schüchtern bis zu meinen Füssen heran und streckte seine kleine Hand gar anmutig aus, um ein Geldgeschenk, eine „Anna", bittend. Schelmisch lächelnd ergriff es die dargebotene Münze und polterte jauchzend den Hügel hinab. Es war das Töchterchen eines Kulis, eines Lastträgers, welches gemäss der herrschenden Sitte seinen Schmuck als spätere Mitgift mit sich herumschleppte, damit sie diebessicher sei!

Je höher die Sonne stieg, desto glanzvoller und blendender gestaltete sich das Schauspiel. Aber plötzlich setzte der Wind ein, pfiff zischend durch die Kronen der Rhododendren und Weymutskiefern, peitschte sausend die Wolkenmassen unter mir wild durcheinander, riss flackernde, züngelnde Fetzen aus ihnen heraus und jagte sie an den Bergeshalden empor. Bald stand ich in graue Nebelschleier eingehüllt, die noch einmal zerrissen und das erhabene Landschaftsbild für einen Augenblick wieder erscheinen liessen, bis neue, dichtere Schwaden aus der Schlucht heraufzogen, meine Kleider durchnässten und zur Heimkehr zwangen. Binnen einer Stunde war der Wind zum wütenden Orkan

herangewachsen, der alle Nebel vor sich her trieb und bald vollends aus dem Tale wegfegte; aber um den Anblick der Himálayas war es für heute geschehen, denn massiges Gewölk hatte inzwischen das ganze Hochgebirge überlagert. Von der Veranda meiner Wohnung beobachtete ich eben das Verschwinden der letzten Bergesgipfel, als plötzlich die prächtige Zeder, welche einige Meter entfernt vor meinem Fenster stand, mit dröhnendem Krach zu Boden stürzte. Der Sturmwind hatte sie geknickt. Zum Vorteil für meine Person, sowie auch für den Geldbeutel des Wirtes, war der herrliche Baum nicht auf das zarte Dach des luftig gebauten Hauses gefallen!

Am nächsten Morgen vor Tagesgrauen war ich wieder auf meinem Aussichtsposten. Beim ersten Dämmerlichte tauchten die Schneeberge in geisterhaftem, fahlen Scheine an dem schwarzen Himmel auf; dann senkte sich der indigoblaue Erdschatten allmählich gegen den westlichen Horizont, zarte rosafarbene Tinten als Frühgruss des nahenden Tages ergossen sich hinterdrein und ein zartblaues Lichtmeer von blendendem Glanze stieg auf im Osten. Noch lag, schemenhaft und bleich, das ganze Gebirge im Schatten. Da hefteten sich, wie von Geisterhänden geführt, schmale Wolkenbänder an die höchsten Bergeszinnen, gleich weissen Fahnen emporflatternd, dann plötzlich, vom Frührot überstrahlt, in feuriger Glut aufleuchtend, wie wenn Feuerbüschel den Gipfeln entströmten.

Nur einen kurzen Augenblick währte das märchenhafte Schauspiel; dann betupften der Morgenröte Rosenfinger auch die Bergeshäupter, krönten ihre schneeigen Scheitel mit flammenden Diademen, und nach kurzer Zeit stand die ganze ungeheuere Bergkette glanzübergossen von morgenrotem Feuerlichte da, aufragend in strahlender Pracht über den sammetvioletten Schatten der Täler. Vor dem erhabenen Bilde zog ein Adlerpaar seine Kreise im lichten Äther.

Weniger glanzvoll, aber nicht minder fesselnd, war das Beleuchtungsbild am Nachmittage. Die ganze Atmosphäre war mit feinem Dunste erfüllt und die Himálayas schienen nicht nur in ungeheuere Weiten entrückt, sondern vollständig von der Erde abgehoben und frei in der Luft schwebend! Diese Phantasmagorie, erzeugt durch die vollkommene Übereinstimmung der Luftfärbung im Tal und am Himmel, suchte ich in einer Aquarellskizze festzuhalten, was gar leicht gelang, da ich mein Papier einfach mit Kobaltblau anzustreichen und lediglich in den Schneepartieen auszusparen hatte. Später lagerten sich dicke, schwere Wolkenballen zwischen die Kegel und verliehen dem ganzen Bergmassiv das Ansehen eines übermächtigen plastischen Reliefs.

Solche Wunder vermag kein Maler zu schildern, kein Dichterwort zu beschreiben! Sie offenbaren sich nur dem glücklichen Wallfahrer, der sein Herz in Freundschaft der Natur zuwendet und ihrer ewigen Schönheit nachspürt.

Und wahrlich, es verlohnt sich wohl, solche Genüsse aufzusuchen; denn wie die Meisterwerke menschlicher Kunst und Poesie, bleiben die grossen Naturszenen in unserm Geiste zurück als beglückende Erinnerungsbilder, die immer wieder wach werden und sich bis zum Lebensende in unsre Empfindungen mischen, so oft etwas Grosses und Erhabenes unsere Seele bewegt.

Die Himálayas sind aber nicht nur das gewaltigste aller Erdgebirge, sie sind für uns auch das Ehrwürdigste. Denn im Anblick dieser mächtigen Gebirge entwickelten die Sanskritvölker ihren mächtigen Naturgottesdienst; diese Himmelsthrone schauen herab auf die geweihten Stätten, wo vor tausenden von Jahren unsere Schwesternation sich emporschwang zu den höchsten Gedanken, die auch wir noch nicht überschritten haben, und die heute noch unsre Ersten und Edelsten beschäftigen. Aus den ältesten Überlieferungen der Inder, verfasst in der grauen Vorzeit, als es noch keine Kasten unter ihnen gab, als dies Volk noch, in Stämmen vereinigt, seine Herden weidete und sich eines einfachen, naturfrischen Daseins erfreute, gewinnen wir ein anschauliches Bild von der Entstehung der altindischen Naturreligion. Wir erkennen, wie unter der Hand des Sängers die ersten Götter kristallisieren, und verfolgen diese ehrwürdigen Anschauungen in ihren späteren Schriften bis zu den Regungen philosophischer Spekulation. So stellen die Veden der Inder ein Lehrbuch menschlicher Religionsentwicklung dar.

Möge eines jener uralten Lieder, unter dessen Absingen am Ursitze der Stammväter des indischen Volkes das Feuer allmorgendlich entzündet wurde, hier eine Stelle finden. Es ist der Gesang an die Göttin der Morgenröte, wie sie ihre schwarze Schwester, die Nacht, verjagt und des Sonnengottes Erscheinen verkündet:

„Des Himmels Tochter, schauet! ist erschienen,
Auftauchend, jung, in rötlichem Gewande:
„„O Herrin alles erdentsprungenen Gutes,
Heilvolle Ushas! tauch empor uns heute!““
Sie folgt dem Wege der Vorausgegangenen,
Sie geht voran den ew'gen, die da kommen.
Anbrechend ruft empor sie, was da lebet,
Und was nur immer tot ist, wecket Ushas.
Wann wird zusammen sie wohl sein mit jenen,
Die schon erstrahlt sind, und die noch erstrahlen?
Verlangend folgt den Früheren die Göttin,
Vereinet andern geht voran sie leuchtend.
Gegangen sind die Sterblichen, die einst
Den Anbruch sahn entwichner Morgenröte;

Nun ist sie da und wird von uns gesehen,
Und Andre kommen, die sie schauen werden.
Seit Ewigkeiten ist sie aufgestiegen,
Und so auch stieg sie heute auf, die Holde;
Und so auch steigt sie auf in spätern Tagen:
Unalternd kommt, unsterblich sie zum Opfer.
Mit Farben glänzt sie an des Himmels Saume,
Die Göttin lässt die schwarze Hülle fallen,
Und auferweckend fährt mit roten Rossen
Auf schöngeschirrtem Wagen aufwärts Ushas.
Sie führet Güter mit sich, segensreiche;
Erscheinend strahlet sie in hellem Scheine;
Die letzte immerdar Vorangegangner,
Die erste Kommender, erglühet Ushas."

Solche Lieder begrüssten vor dreitausend Jahren an den Ufern des Indus die in heiliger Spannung erwartete Morgenröte. Die Scharen frommer Seher aus jenen Tagen sind dahingegangen, aber in unvergänglicher Frische entzücken diese zauberischen Verse noch heute unsern Geist: es ist die unvergleichliche Grossartigkeit der Landschaft, welche die Bewohner des Indusgebietes zu solchen Anschauungen begeisterte: es ist die Jugend der Menschheit, welche uns aus diesen Hymnen anweht!

Ähnliche Gedanken erfüllten sicherlich einst auch die ehrwürdigen germanischen Seher, wenn sie beim Grauen des Tages die heilvolle Erscheinung des neuen Tages selber, wie sie meinten, emporführten, wie sie die primitivsten Abbilder des Welt-Elternpaares, nämlich des Himmels und der Erde, in Gestalt zweier Holzstückchen in ihren Händen bewegten, und durch den erzeugten, aufleuchtenden Funken die Umwälzung des Himmels beförderten. Reminiszenzen dieses Kultus finden sich ja noch heute in gewissen Gebräuchen: aber die germanischen Lieder sind uns verloren gegangen.

Doch kehren wir zurück an die Ufer des Indus! In die Verherrlichung der Morgenröte mischt sich noch die Anrufung der Flammenerscheinung des Feueropfers, welches tagtäglich vor Anbruch des Frührots entzündet wurde, und wegen seiner unverbrüchlichen Wiederkehr gleich einer selbständigen Naturerscheinung betrachtet und als Agni, als Gott des Feuers, gepriesen wird: „Erwecket ist nun der Sonnengott; Agni entsteigt der Erde. Ushas, die leuchtende, ist aufgegangen."

Bald schwang sich der Naturdienst der Inder zu den höchsten philosophischen Betrachtungen auf. So lesen wir in den Veden:

„Einst gab es weder Sein, noch gab es Nichtsein;
Nicht war der Dunstkreis und der Himmel drüber.
Bewegt es sich? Wo barg sich das Verborgne?
War es die Wasserflut, der jähe Abgrund?
Da war nicht Tod, Unsterblichkeit war nirgends;
Der Tag war nicht geschieden von den Nächten.
Nur Eines atmet ohne fremden Anhauch,
Und anderes als dies war nie gewesen.
Und Dunkel war, ein unerleuchtet Weltmeer;
So lag dies All im Anfang tief verborgen.
Das Eine nur, gehüllt in leere Öde,
Wuchs und erstand kraft seiner eignen Wärme.
Die Liebe überkam zuerst das Eine,
Der geist'gen Inbrunst erster Schöpfungssame.
Im Herzen sinnend, spürten weise Lehrer
Das Fesselband, das Sein an Nichtsein bindet.
Der Strahl, den weit und breit die Seher sahen,
War er im Abgrund? war er in der Höhe?
Stammväter waren hier, dort waren Mächte;
Die Heimat unten, oben Kraft und Wille.
Wer weiss es recht, wer kann es uns verkünden,
Woher entstand, woher sie kam, die Schöpfung?
Und ob die Götter nach ihr erst geworden?
Wer weiss es doch, von wannen sie gekommen?
Nur Er, aus dem sie kam, die weite Schöpfung!
Sei's, dass er selbst sie schuf, sei's, dass er's nicht tat —
Er, der vom hohen Himmel her herabschaut,
Er weiss es wahrlich! — oder weiss auch Er's nicht?

Der Versuch, das Schöpfungsrätsel zu lösen, das gestaltlose Prinzip alles Gestalteten zu begreifen, gelangte dann im Schosse des Brahmanismus zu der Lehre, dass der Schlüssel zum Welträtsel im eignen Selbst, im Atman, zu finden ist. So lehren die Upanischaden:

„Wer sich als Selbst erfasst hat in Gedanken,
Wie mag der wünschen noch dem Leibe nachzukranken!
Wem in des Leibs abgründlicher Befleckung
Geworden ist zum Selbste die Erweckung:
Den als allmächtig, als der Welten Schöpfer wisst!
Sein ist das Weltall, weil er selbst das Weltall ist! . .

Des Odems Odem und des Auges Auge,
Des Ohres Ohr und des Verstands Verstand:
Wer diese kennt, der wahrlich hat das Brahman.
Das alte, uranfängliche erkannt.

„Im Geiste sollen merken sie:
Nicht ist hier Vielheit irgend wie."

Dieser pantheistische Gedanke tritt auch klar zutage in den Worten:

„Der eine Gott, verhüllt in allen Wesen,
Durchdringend alle, aller innre Seele."

Die Seele ist das handelnde Wesen, sie ist ein Teil des grossen Einen, des Brahman, sie ist mit ihm identisch.

Wie diese grossartigen philosophischen Anschauungen und Lehren sich mit den Indern über Vorderindien ausdehnten und nach und nach immer neue Lehren erzeugten, so entsprang auch aus ihnen, mehr denn fünf Jahrhunderte vor Christi Geburt, die Religion, welche gegenwärtig mit die meisten Anhänger auf der Erde zählt, der Buddhismus. Die Lehre Buddhas ist daher ein echtes Kind der Vedalehren; sie ist herausgewachsen aus einem jener philosophischen Systeme, welche in den Upanischaden, d. h. in der Dogmatik des alten Brahmanismus, oder anders gesagt, in den theologisch-philosophischen Abhandlungen der einzelnen Veden, wurzeln und parallel mit anderen Lehren des Brahmanismus sich konsequent weiter ausgestalteten. Überall, wo ein Volk sein geistiges Leben ungestört entwickeln konnte, kehrt die nämliche Erscheinung wieder: der Schwerpunkt aller höchsten religiösen Interessen verlegt sich von aussen nach innen. Die Naturreligion, der alte Glaube, der nichts anderes ist als ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen Menschen und Göttern, wird überwunden von einer neuen Denkweise, deren Schlagworte nicht mehr Wohlsein und Genuss, sondern Ruhe und Entsagung heissen; die irdischen Güter haben ihren Wert eingebüsst, die äusseren Feinde ihre Schrecken verloren. Und es wächst die neue Lehre, ausgerüstet mit allgemein menschlichen Moralsätzen, über die

Brahmane.

Schranken der Nation hinaus und nimmt nicht nur Scharen des eignen Volkes, sondern auch fremde Nationen in ihren Schoss auf. So antwortete in Griechenland auf die beengte altgriechische Götterlehre — die sokratische Philosophie; so auf die Volksreligion der Juden — die humane Lehre des Christentums; so auch auf die ausgearteten alten indischen Glaubenslehren — der philosophische Buddhismus.

Während die Lehre des Buddha unmittelbar aus den indischen Lehren herausgewachsen ist, direkt anknüpfend an die geistvolle Theorie, dass die

Weiblicher Fakir, Bengalen.

Welt sich entfaltet habe zum Zwecke der Selbsterkenntnis, so dass sie, wenn auch nur zeitweilig, auf den Stätten ihrer Entstehung selbst Wurzeln schlagen konnte, so traf der Buddhismus in China und Japan auf ganz fremdartige Naturreligionen. Aber so tief ist sein Gehalt, so mächtig sein Einfluss, dass er auch bei diesen Völkern eine Heimat fand und zur Staatsreligion wurde, wenn er auch die alten volkstümlichen Lehren: Ahnenkult, Shintoismus, Confucianismus, nicht zu verdrängen, sondern nur zu ergänzen imstande war.

So wirkt ein erhabener, grosser Gedanke fort und fort bis in späte Geschlechter der Menschheit! Die im Rigveda glimmenden Funken philo-

sophischen Lichts schlugen zu hellen Flammen auf, als Leuchte für ferne Nationen. —

In Dardschiling fand ich Gelegenheit, einige verregnete Nachmittage auszufüllen durch Gespräche mit einem mongolischen Lama oder Priester aus Tibet. Er sprach sehr gut englisch und verstand es meisterlich, in Bildern und Gleichnissen die Ideen über den Buddhismus, so wie dieser in Tibet sich entwickelt hat, vorzutragen.

Einen Teil dieser Gespräche habe ich auf frischer Tat niedergeschrieben und will einige Stellen daraus wiedergeben.

Im Anfang war die ganze Welt Nirvana, Intellekt, zu vergleichen mit dem spiegelglatten Meer oder dem blauen wolkenlosen Himmel. Da sonderte sich Materie ab wie eine Wolke, und daraus gingen Pflanzen und Tiere hervor, die nun allmählich wieder ihrer Bestimmung entgegengehen müssen, nämlich in das Universum, in das Nirvana zurückzukehren.

Alle Wesen bestehen nun gemäss ihrer Entstehungsgeschichte aus Materie und aus Seele. Die Seele ist eine Substanz, feiner als der Äther, ja feiner noch als die Elektrizität (sic!); sie kann die festesten Körper durchdringen, ebenso wie der Äther die Poren der Materie. Die Anzahl der beseelten Wesen ist seit der Erschaffung der Lebewesen eine ganz bestimmte und unveränderliche, und „neue Seelen" können nicht entstehen, wohl aber bekanntlich neue Träger für die vorhandenen Seelen. Wenn z. B. ein Mensch stirbt, so entweicht seine Seele aus einer der neun Öffnungen seines Körpers, nämlich aus dem Munde, den Nasenlöchern, den Augenhöhlen, den Ohren usw. oder endlich auch wohl aus dem Schädel in der Nähe des Haarwirbels, unter welchem eine mit Flüssigkeit gefüllte Blase, als Zentralsitz der Seele (offenbar ist die Zirbel gemeint) gelegen sei; wähle die Seele diesen letzteren Weg, so seien die Spuren ihres Austritts noch an den auf dieser Stelle lockerer befestigten Haaren zu erkennen! Je nach dem Charakter des Organes aus welchem die Seele, ihrer Entwicklung entsprechend, ausgewandert sei, suche sie sich nun eine neue Wohnstätte und gelange in ein Tier oder einen Menschen, der beispielsweise besonders scharf hören könne, oder vortrefflich entwickelte Geruchsorgane besitze usw., oder dessen Intelligenz weit vorgeschritten sei. Dabei fliege der Seelenstoff rapide durch den Raum. Dass einem neuentstehenden Wesen die Seele von den Eltern mitgegeben werde, wurde aufs Entschiedenste in Abrede gestellt.

Da die Seele nicht den uns bekannten Naturgesetzen unterworfen ist, so hat sie in vielen Beziehungen freien Willen, ist doch aber vom Körper nicht ganz unabhängig. Das Streben des Menschen soll nun dahin gehen,

die Seele vom Körper möglichst unabhängig zu machen, und so dieselbe allmählich in den Zustand des Nirvana zurückzuführen! Dieses Ziel ist aber nicht allein durch tugendhafte Handlungen und selbstlosen Lebenswandel zu erreichen, sondern muss zugleich und in letzter Linie auch erstrebt werden durch intensives Nachdenken, ein Sich-Vertiefen in seine Seele, durch ein seelisches Schauen nach Innen. Und um solche Fähigkeit zu erwerben, müssen vor allem die Begierden, ja alle die Lebensäusserungen des Körpers bis auf ein Minimum oder sogar bis zum Stillstehen gebracht werden, was als

Yogi, in Meditation.

durch jahrelange Übung erreichbar hingestellt wird. Unter den Vorbereitungen zu diesem Stadium eines Yogi, oder zu der vollkommensten Stufe dem eines Mahatma, sind: Vereinfachung der Kost und allmähliches Entziehen der Mahlzeiten, Vermeidung des Zwinkerns mit den Augenlidern, Verlangsamung und Verflachung der Atembewegungen, Vermeidung aller Muskelbewegung usw. Ein Yogi, der es in der Unterdrückung der Lebensäusserungen schon ziemlich weit gebracht hat, und der sich zu einer längeren Enthaltsamkeitsperiode vorbereitet, um in der Erkenntnis der Wahrheit durch inneres Schauen weiter zu kommen, reinigt zuvor seine Eingeweide auf alle mögliche Weise, reckt und knickt die Glieder und so fort. Dann setzt er sich nieder, die Knie an den

Körper gezogen oder auch in der bekannten Stellung des in Meditation versunkenen Buddha, und schon nach kurzer Zeit ist seine Seele nicht mehr vom Körper zu beeinflussen. Man kann zu dem Meditierenden sprechen, aber er hört es nicht; man kann ihm Dolche durch Arme und Beine bohren, aber er fühlt es nicht; man kann ihn für hundert Jahre und länger einmauern, er stirbt nicht!

So wurde — si fabula vera est — einst ein Yogi unter den Grundmauern eines Gebäudes gefunden, welches vor mehr als 100 Jahren errichtet ward. Neben dem völlig erstarrten, zusammengekauerten Körper fand man eine Anweisung für die Mittel, ihn wieder ins Leben zu rufen, die auch Erfolg hatten. Er sprach von längst verschollenen Dingen, niemand verstand ihn; nachdem

Leptscha-Frauen.

er etwas Nahrung genommen, liess er sich wieder einmauern und, möchten wir hinzufügen, wenn er nicht gestorben ist, so lebt er heute noch!

Solche Geschichten werden in Indien nicht nur bisweilen unter den Buddhisten, sondern auch bei den Hindus als häufige, unanzweifelbare Vorkommnisse erzählt und was mehr sagen will, geglaubt. Leute, die 800 Jahre alt sein wollen, gehören nicht zu den Seltenheiten; ihr Körper schläft wie ein Murmeltier, aber die Seelensubstanz ist lebendig. Seele und Leib sind zwar äusserlich noch vereinigt, innerlich aber schon nahezu geschieden, der Körper ist sozusagen kalt gestellt.

[1]) Wenn wir nun auch solch abenteuerlichen Gerüchten keinen Glauben beimessen dürfen, so ist doch ein Fall von ausserordentlicher Leistung eines Yogi

[1]) Zusatz von L. Selenka für diese neue Auflage.

mit so gewichtiger Zeugenschaft belegt, dass er hier wohl Erwähnung finden dürfte. Im Jahre 1837 wurde, nach dem Berichte des damaligen Residenten am Hofe von Lahore, Sir Claude Wade, ein Yogi, Haridas mit Namen, vierzig Tage lang begraben gehalten in einem versiegelten Sarge, unter einem fest vermauerten Gebäude, das von einer Militärwache aus Muhammedanern Tag und Nacht umstellt war, wobei der fanatische Religionshass eine Sicherheit mehr gegen jeden Betrug von seiten der Hindus zu gunsten ihres Heiligen bot. — Die Ausgrabung erfolgte unter genauester Kontrolle in Gegenwart des Residenten sowie einer Anzahl Europäer, darunter auch ein englischer Militärarzt. Ein andermal wurde derselbe Mann sogar innerhalb eines britischen Militärkordons unter Aufsicht englischer Offiziere auf offenem Felde eingegraben und Gerste über der Stätte gesät. Ein eingehender Bericht hierüber findet sich bei: Garbe, Beiträge zur indischen Kulturgeschichte p. 214 u. ff. L. S.

Bhutia.

Die Yogi stehen beim Volke in hohem Ansehen, und jedermann neigt sich vor ihnen zur Erde. Aber sie haben doch noch nicht die höchste Staffel menschlicher Vollkommenheit erreicht; das haben erst die Mahatmas. Ein Mahatma gibt sich nur selten zu erkennen, und wenn man einen Gläubigen fragt, ob er schon solchen gesehen habe, so lautet fast regelmässig die Antwort: „Nein, aber ich habe schon oft den Einfluss eines Mahatma gefühlt.“ Ein Mahatma kann nämlich alles, was er will. Er vermag sich im Nu an weitentfernte Orte zu versetzen, in verschiedenen Gestalten zu erscheinen, die Bitten der Menschen zu hören und zu erfüllen; aber vermöge seiner moralischen Vollkommenheit kann er nur Gutes stiften, und zwar tut er dies vornehmlich, indem er die Seelen der Menschen beeinflusst. Seine Lebenszeit scheint fast unbegrenzt. Der Mahatma-Zustand, wenn man so sagen darf, ist die höchste Staffel der Vollkommenheit, welche ein Mensch auf Erden zu erringen vermag, er gilt schon als eine Vorstufe zum Buddhatum.

Von meinem religionseifrigen Lehrer erfuhr ich ferner, dass fromme Priester aus den Schädeln verstorbener Lamas ihre Nahrung essen, während ihnen die Schenkelknochen ihrer Vorgänger als Andachtstrompeten dienen. Ehebrecher

werden zu Tode gesteinigt, ihre Hirnkapseln mit Fellen überspannt und als Andachtstrommeln verwendet.

Das ist allerdings durchaus nicht mehr die reine Lehre Buddhas, dessen oberstes Gebot in bezug auf alle Lebewesen lautet: Du sollst nicht töten! Der fürstliche Wanderlehrer macht die Erlösung aus dem irdischen Leiden nur vom eigenen Selbst abhängig, und die sittliche Vergeltung vollzieht sich weder durch ein irdisches, noch auch durch ein himmlisches Gericht, sondern in unabwendbarer Notwendigkeit nach Kausalgesetzen auf geistigem Gebiet, welche als erlösendes Prinzip einzig und allein die selbstgewollte, eigene Sühne kennen.

Auf unseren Wunsch schrieb mir der Lama in Dardschiling ein buddhistisches Gebet nieder, so wie es in Tibet gesprochen wird. Ich gebe dasselbe in getreuer Übersetzung wieder. — Bezeichnend für die buddhistischen Anschauungen ist die Form der Anrede an die zur Vollendung eingegangenen Seelen. Da nämlich alle Vorgänge der irdischen und geistigen Welt, des Universums, mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes ablaufen, so erfleht der Betende nicht etwa wundertätige Hilfe, sondern er verleiht nur seinen Wünschen und seinem Streben Ausdruck. Dem buddhistischen Gebete kommt daher lediglich die Bedeutung einer seelischen Übung, einer Geistesstärkung zu. Das Gebet lautet:

„Ich stelle mich unter die Gemeinschaft der heiligen Wesen, unter das Gesetz (Dharma), bis ich, kraft meiner guten Werke, zur Vollendung eingehe.

„Eure Hilfe rufe ich an, auf dass ich vollkommen werde und allen fühlenden Geschöpfen des Alls nützlich sei.

„Mögen alle befreit werden von Schmerz, mögen alle zur Seligkeit eingehen und einander gleich werden, freiwillig das Bewusstsein der Eigenexistenz preisgebend! —

„Lasset mich in meinen späteren Wiedergeburten stets in Menschengestalt[1]) erscheinen, von edelm Geschlecht und in günstiger Lebenslage sein, auf dass ich mein Leben dem Universum weihen könne! Lasset mich wiedergeboren werden voll von Glauben und Demut, von edelm und begeistertem Streben voll Wissens.

„Gesundheit und langes Leben, Hoheit und Anmut der Gestalt, Geistes- und Willenskraft, barmherziger Sinn sei mein Teil. Voller Wohllaut sei meine Stimme, überzeugend sei mein Wort und hinreissend meine Rede!

„Lasset mich weise werden in Wissen und Erkenntnis durch göttliche Eingebung!

[1]) d. h. niemals wieder zu niederen Existenzformen wie Tier und Pflanze, zurückgehen

„Weisen Menschen von erhabenem Streben möge ich begegnen, und stets möge ich ihnen Genüge tun auf dreifältige Art (durch Erscheinung, Sprache und Geist).

„In meiner Kindheit schon lasset mich eingeweiht werden von göttlichen Gurus und Weisen; der vollkommenen Lehre möge ich folgen können. Das Suchen nach dem Lichte göttlicher Erkenntnis sei mein Entzücken, auf dass ich die Finsternis des Unwissens durchdringe und das Licht der Wahrheit erkenne.

„Glück und Unglück möge mir zum Besten gedeihen auf meinem Pfade der Entwickelung zur Vollkommenheit.

„Das doppelte Ziel, für mich und für andere, möge ich es erreichen! —

„Meine Vernunft sei fähig, die höchsten Wahrheiten zu erfassen, und mir werde die Macht, auch anderen diese Wahrheiten zuzuführen und sie auf die Bahn der Vollendung zu leiten. Mein Wissen befreie mich und erlöse andere vom Karma.

„Ausgerottet werde die Wurzel selbstischer Wünsche in mir, erstickt die Begierde nach den acht Graden des Genusses! —

„Die Wesen der sechs Welten — möge ich sie erblicken in dem Lichte durchdringender Liebe!

Frau vom Himalaya.

„Lasset mich begreifen Körper, Sprache und Seele der ganzen Schöpfung als Gestalt, Gesetz und Wille der Göttlichkeit. Lasset mich verstehen die Wesenheit der Gedanken, und meine eigenen Ideen lasset gedeihen zu geklärter Hoheit!

„Andere seien mir, wie ich selbst. Mein eigenes Behagen lasset mich ihrem Wohle opfern und ihr Leiden ohne Murren tragen, auf dass es ihnen doppelte Freude bringe!

„Was immer ich andern zugefügt oder was andere mir getan in den drei Zeiten — möge es weder mir noch jenen zu einem Karma[1]) werden, welches den Weg zur Vollendung hemmt.

[1]) Das durch eigne Handlungen, nach Moralgesetzen bedingte Geschick.

„Die mich hassen und verspotten — möge es ihr Karma nicht entgelten müssen, sondern möge ihr böser Wille mir zum Prüffeuer werden; möge ich sie erretten können und zur Vollendung führen! —

„Lasset mich erfassen den glückseligen, reinen, vollkommenen Zustand des Geistes! Lasset mich sein allwissend, allmächtig!“ —

Bettlerin.

Zu den grossen Sehenswürdigkeiten Dardschilings gehört der Markt. Sonntags strömen hier aus weiter Ferne Männer, Frauen und Mädchen zusammen, um Zeugstoffe, Teppiche, Geräte, Schmucktand, Waffen und Nahrungsmittel zu erhandeln oder zu verkaufen; europäische Ware kreuzt sich mit den Produkten der Gebirgsvölker. Gedrungene, echt mongolische Typen mit Schlitzaugen, straffem, schwarzen Haar und gelber Hautfarbe, stattliche Bengalen mit grossen, sanften Augensternen, Mischlinge beider Rassen in allen Abstufungen finden sich zu den Markttagen ein, und stellen dem Reisenden die fesselnde Aufgabe, ihre Stammeszugehörigkeit zu erraten. Bhutia und Leptschas, das weibliche Geschlecht mit Silber-, Gold- und Edelsteinschmuck behängt, die Männer zu Pferde und in buntem Waffenschmuck; Tibetaner und Nepalenser in sonderbaren Trachten; buddhistische Priester und Priesterinnen in Lumpen gehüllt, die Gebetmühle drehend und auf Trommeln von Menschenschädeln klappernd; glutäugige Hindus und Europäer wogen im Gedränge durch die Reihen der Händler, die ihre Waren auf dem Boden oder in hölzernen Buden ausgebreitet haben; dazwischen drängen sich Bettler und Kinder — ein buntbewegtes Bild, dessen Hintergrund die gewaltigsten Bergriesen der Erde bilden, die ewigen Schneestätten, die Himalayas.

III.

Die heilige Stadt.

Die heilige Stadt Benares erreichten wir mit eintretender Nacht. Am anderen Morgen in aller Frühe machten wir uns auf, eilten zum Ufer des Ganges, bestiegen ein Boot und liessen uns den achthundert Meter breiten heiligen Strom aufwärts rudern. Im Osten röteten den Himmel noch die letzten Spuren des Sonnenaufgangs.

Die zitternde Morgenbeleuchtung war so duftig und feingetönt, die Szenerie so fremdartig, dass es nicht des Erinnerns bedurfte, wir fahren auf dem indischen Wunderflusse, um uns in die genussfähigste Stimmung zu versetzen. Das rechte Ufer des Ganges zeigte sich flach, mit gelbem Sande bedeckt und mit unzähligen Adlern, Reihern, Tauben wie besäet; das steil aufsteigende linke Ufer dagegen liess weit den Fluss hinauf, fast eine Stunde Weges, nichts erkennen als Kuppeln, Zinnen und Turmspitzen, im Frühglanze verschwimmend. Das war die alte heilige Stadt Benares, in welcher vor mehr als zweitausend Jahren Gautama Buddha seine Lehre verkündete.

Auf dem abschüssigen Ufer erheben sich in malerischem Wechsel und dicht an- und übereinander gedrängt: Paläste, Gelehrteninstitute, heilige Bäume, Moscheen, Tempel, cyklopische Mauerstücke, von Strecke zu Strecke unterbrochen von mächtigen, hundertstufigen granitenen Riesentreppen, welche sich in allen Richtungen kreuzen und gabeln, um teils in die erhöht gelegenen Tempel, teils in die Verkehrsstrassen der Stadt auszulaufen; weit und breit alles überragend steigen die schlanken Minarets der grossen Moschee in das Blau des Himmels empor. Am Ufer kein Fleck, kein Haus, in dem sich nicht Wunder begeben hätten oder noch begeben; alles ist hier heilig. An dieser Treppe steht ein grosses Bild des Bhima, welches alljährlich von den Fluten

fortgeführt wird, um durch ein Wunder wieder an gleicher Stelle zu erscheinen. Dort ist der Brunnen der Gauri, welcher die Dyssenterie genest. Vor diesem Tempel werden Fächer mit Pfauenfedern feilgeboten, welche alle bösen Geister vertreiben; unfern erhebt sich ein Götzenbild mit silberner Maske, eine weibliche Statue, welche die Macht besitzt, die Pocken zu heilen. Weiter hinauf finden wir den Brunnen der Erkenntnis, die Wohnstätte des grossen Gottes Siva; der Genuss des Wassers, stinkend von den hineingeworfenen faulenden Blumenkränzen, verschafft geistige Macht. Dort schützt die Göttin der Fülle, Annapurna, die Stadt vor Hungersnot. In jener Kapelle beten die Frauen, dass ihnen schöne Knaben beschert werden möchten, und an hundert Orten gewahrt man das bronzene, steinerne oder grell gemalte Bild des Gottes der Weisheit, des elefantenköpfigen Ganesa, hie und da auch das Abbild des Gottes der Kraft, Hanuman, einer schreitenden roten Menschengestalt mit dem verzerrten Gesichte eines Affen.

Die nahe dem Flussufer gelegenen Gebäude sind zumeist Tempel und Kapellen, deren Zahl in ganz Benares sich auf etwa zweitausend beläuft. Manche dieser Heiligtümer erinnern in ihrer Form an kleine griechische Tempelhallen, deren reizender Innenraum leider durch das steinerne Abbild einer anbetenden Kuh verunziert wird; häufig findet sich auch eine Anhäufung der dagobaartigen, echt indischen Spitzkuppelaufsätze, eine über der anderen erhöht, bisweilen vollständig übersät mit ausgehauenen Götterfiguren; dann wieder viereckige Quaderbauten mit Kuppeln, ferner Götterhäuschen von der zierlichsten Stein- oder Holzschnitzsarbeit, offene Nischen mit einem Götzenbilde oder ananasförmige, riesige Steinsäulen, bestimmt zur Aufnahme von Lämpchenreihen. Grosse steinerne Abbilder von heiligen Stieren oder Kühen, mit frischen Blütenguirlanden geschmückt, sind auf den Treppenwangen angebracht.

Zwischen all diesen absonderlichen, terrassenförmig übereinander angeordneten Steingebilden steigen an den hohen Treppen den ganzen Tag bräunliche Inder auf und nieder, die ärmere niedere Kaste nur mit einem Lendentuche bedeckt, die höheren Kasten in bunte, zuweilen prachtvoll mit Seide und Gold gestickte Kaschmir-Gewänder gehüllt. Frauen tragen um ihren Leib ein farbiges, weiches Tuch, den Sari, den sie mit indischer Grazie um ihre oft klassisch schönen, elastischen Körper zu schlingen wissen.

Zumal in den Morgenstunden strömen ganze Schwärme von Männern, Frauen und Kindern die Treppen herab, denn zum heiligen Flusse — zur Mutter Ganga — muss alles, was in Benares lebt und atmet und den Göttern anhängt, wenigstens einmal des Tages hinunter.

Und zwischen den Gläubigen tummeln sich überall schwarze und silberbraune Kühe, die in verblüffender Ungeniertheit und im Vollbewusstsein ihrer

Heiligkeit auf den Plätzen, in den Strassen, auf den Treppen, ganz besonders aber in den Tempeln sich aufhalten, oft den Weg versperrend und niemals dem Menschen ausweichend. Diese Tiere, welche kein Europäer berühren darf, sind den Göttern geweiht, und es wird als ein grosses Verdienst angesehen, eine Kuh frei zu geben. Die meisten haben keine bestimmte Lagerstätte, aber jedermann füttert und bekränzt sie; ich sah sie striegeln, waschen, sogar mas-

Benares. Am Gangesufer.
Links auf den Stegen Betende.

sieren! Alles was von den Kühen kommt, ist heilig, selbst ihr Schmutz, und bei Hochzeiten der Reichen werden ganze Strassen buchstäblich mit heiligem Kuhdünger belegt, wie wir später in Bombay selber zu beobachten Gelegenheit hatten.

Tausende von blauen Tauben und langschwänzigen smaragdgrünen Papageien durchflattern die Luft und überschwärmen alle Tempeltürmchen, Häuserfirste und Nischen, und hoch in der Luft kreisen Adler und Falken.

Doch wenden wir unsere Augen lieber auf den Uferrand, wo sich die seltsamsten Dinge zutragen.

Nach Sonnenaufgang fühlt jeder fromme Benarese den Trieb, seinen Körper in dem heiligen Ganges zu baden, mit seinen Fluten die Sünden fortzuwaschen und am Ufer seine Gebete zu verrichten. Etwa zwei Stunden soll er, wie uns

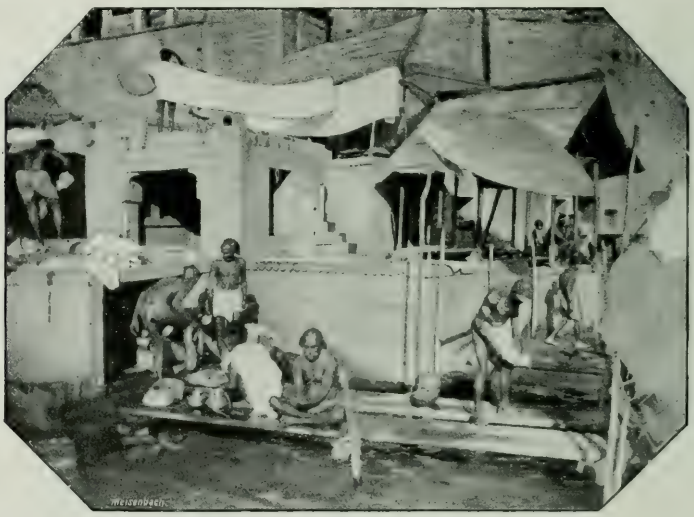
Ufertreppe.
Momentaufnahme.

gesagt wurde, auf dieses Geschäft verwenden. So sieht man denn in der Tagesfrühe ganze Scharen von Badenden beiderlei Geschlechts bis an die Hüften oder die Brust im Wasser stehen, die Frauen und Mädchen mit wallendem Haar, sittsam in ein weisses oder farbiges Schalgewand gehüllt, die Männer nur mit einem Hüfttuche bekleidet. Sie schöpfen mit der Hand oder mit kleinen heiligen

Bronzegefässen das Wasser aus dem Flusse und übergiessen damit nach genau vorgeschriebenen Regeln Schultern, Kopf, Brust und Rücken, unablässlich Gebete murmelnd und zuweilen bunte Blumen streuend.

Unbehelligt, unbekümmert um den Andern, ganz in sich selbst zurückgezogen, vollzieht jeder in dieser Weise seine körperliche und geistige Reinigung.

Rührend war es, eine steinalte Frau zu beobachten, wie sie mühsam ihr Strassengewand mit dem Badetuche vertauschte, wankenden Schrittes behutsam



Beter und Badende.
Nach einer Augenblicksaufnahme.

in die Fluten hinabstieg, um zum tausend und abertausendsten Male ihre Sünden mit dem barmherzigen Nass abzuspülen. Aber der Morgenwind, der ihre weissen Haare zerzaust, ist frisch und das Wasser kalt. Sichtlich zusammenschauernd steigt sie langsam bis an die Brust in den Fluss und übergiesst mit zitternden Händen ihr greises Haupt und ihre vertrocknete Brust, unausgesetzt einen frommen Spruch zwischen den vor Kälte bebenden Lippen lallend.

Kranke, ja Sterbende werden stets von ihren Angehörigen an den Ganges geschleppt, damit diese „Mutter“ ihnen Heilung bringe oder — einen seligen Tod. Denn im Ganges zu sterben oder auch nur an seinem Ufer, sichert den Eintritt in die Himmel Sivas; Ganga ist heilig!

Mitten in einer Gruppe Badender, auf der untersten Treppenstufe, gewahrte ich den nackten Leichnam eines Greises mit verrenkten Gliedern; zwei Frauen waren beschäftigt, ihn mit Gangeswasser sorgfältig zu waschen und dann in ein weisses Laken einzunähen.

Weiter am Flusse hinauf lagen einige Holzstösse, daneben mehrere nackte oder verhüllte menschliche Körper, einer derselben mit den Füssen im Ganges. Das waren die dreimal glücklichen Toten des Tages, welche der Wiedergeburt harrten, um in ein neues Leben einzutreten. Aber ihre Leiber müssen erst verbrannt werden; denn das Feuer ist der Mund der Götter. Wir fuhren ganz hart an das Ufer hin. Nachdem die Leichname aufgebahrt und ganz mit Holzscheiten überdeckt waren, wurde ein Feuerbrand angelegt, blaue Rauchwolken ringelten sich in die Luft, bis plötzlich die prasselnden Flammen zum Himmel emporschlugen.

Indischer Fakir.

Unter Cymbelschlag und Flötenspiel wurde eine neue Leiche herbeigetragen.

Für den feinen metaphysischen Geist der Hindus hat der Tod nichts Abschreckendes und Finsteres, und der fromme Hindu beklagt seine Toten nicht. Nach seinem pantheistischen Glauben gibt es ja nur ein einziges Wesen, Promo oder Brahman, das unter den verschiedensten Formen in Erscheinung tritt, in Gestalt von Göttern, Dämonen, guten und bösen Geistern, als Mensch, Tier und Pflanze, selbst als Stein, Luft, Wasser und Feuer — alles nur vergängliche Zustände oder Emanationen, die endlich nach mancherlei Seelenwanderungen wieder in das allgemeine Sein aufgehen müssen. Der Tod bezeichnet nur den Übergang des einen Zustandes in den anderen. Die Seele stirbt ja nicht, sie wandert nur; und — die Vereinigung der Seele mit dem Körper ist nur vorübergehend, bringt Sklaverei und Unglück — so lautet einer der Hauptsätze des Brahmanismus.

Benares gilt als die heiligste unter den heiligen Städten Indiens; sogar die Luft über ihren Ufern wird als heilig betrachtet, und so pilgern denn alljährlich Tausende von Gläubigen hieher, um die Tilgung ihrer Schuld zu

erringen und in das allerfüllende Promo, in den Zustand der vollkommen seligen Ruhe überzugehen. Diese Pilger pflegen wochen-, monate-, jahrelang an den Ufern des Ganges zu beten, in eiserner, heldenhafter Entschlossenheit allem Erdenglück entsagend. Da sitzen sie mit untergeschlagenen Beinen auf Stegen, welche an Bambusstangen befestigt in den Fluss hineingebaut sind; das Gesicht der Sonne zugewandt, finster und geistesabwesend, bald hundertacht- oder tausendachtmal den Namen Sivas murmelnd, indem sie zwischen den Fingern der einen, mit einem Bethandschuh bedeckten Hand die Perlen eines Rosenkranzes drehen, bald Wasser aus dem Ganges schöpfend, und in kleinere Gefässe übergiessend, bald Blumen ausstreuend; ihre starren Augen streifen kaum unser vorübergleitendes Boot, ihr Geist scheint dem irdischen Gefühle entrückt und ganz erfüllt von dem Glaubenswahne, welcher sie gefangen hält. Andere Pilger mit wirrem Haar stehen lange Zeit in ekstatischer Kontemplation unbeweglich da gleich einer Statue, einige Halme in der offenen Hand haltend; ihr Ausdruck erscheint um so unheimlicher, als sie Stirne, Schultern und Brust mit roten, gelben und weissen Streifen oder Punkten bemalt haben, ein greller Schmuck, den übrigens jeder Hindu an sich zu tragen liebt, als Abzeichen der Sekte in verschiedenen Farben und Linien.

Es verschlägt der frommen Stimmung der Badenden und Betenden nichts, das Gangeswasser, in welchem sie sich baden, auch zu trinken, obwohl es Schmutz, Unrat und Asche, nicht selten halbverbrannte menschliche Gebeine mit sich führt: Ganga ist ja rein und heilig, und alles was mit ihr in Berührung kommt, wird ebenfalls geheiligt.

Drei Morgen hintereinander sind wir die Ufer des Ganges entlang gefahren, um die Glaubensübungen der Brahma-, Vischnu- und Siva-Anbeter zu beobachten, und täglich wuchs unser Interesse. Man bewundert die Weisheit des Mannes, welcher diese täglichen Waschungen anordnete, denn sie sind für das heisse Klima eine Gesundheitsvorschrift; aber betroffen wird man von der unheimlichen Macht des modernen Hinduismus, einer Religion, die aus pantheistischen Lehren entsprossen, in einen Polytheismus und Götzendienst sich aufgelöst hat. Da fühlte ich mich denn doch berufen, lebhaften Widerspruch zu erheben, als unser Begleiter, ein Brahmane, sich zu der Behauptung aufschwang: Ihr Christen habt im Grunde dieselbe Lehre, wie wir; das Hindu-Pantheon hat Raum für alle, also auch für Euch. Euer Christus ist nichts anderes, als eine der vielen Emanationen Vischnus und Ihr alle werdet nach den nötigen Seelenwanderungen und in späteren Wiedergeburten noch Hindus werden, — wenn Ihr nicht in die Hölle Vischnus kommt, fügte er schalkhaft hinzu. Da mich verlangte das Gespräch fortzusetzen, so lud ich meinen Begleiter zum Diner ein; aber da kam ich an den Rechten! Ein Hindu kann

nicht in Gegenwart eines Christen essen, da durch diesen die Speisen unrein werden, und schon wenn der Schatten eines Ungläubigen auf die Speisen während ihrer Zubereitung fällt, hat deren Genuss schwere Götterstrafen zur Folge!

An den Ufern des Ganges hatten wir die Freude, mit einem indischen Kollegen, einem berühmten Professor des Sanskrit, zusammenzutreffen, welcher

Inderinnen.

sich uns zum Führer durch die Stadt anbot und zugleich uns einlud, sein Wohnhaus zu besichtigen; wir nahmen diesen Vorschlag gerne an.

Nachdem wir durch einige schmutzige Strassen gewandelt, welche in der Nähe des Ganges so schmal sind, dass kaum zwei Kühe (diese sind ja hier massgebend) einander ausweichen können, kommen wir an einen Tempel, dessen Spitztürme in eitlem Golde glänzen! Weiter führte unser Weg an einem Götzen-

hause vorüber, aus dessen Eingangspforte zwei riesige Kühe ihre dicken Köpfe herausstrecken; vergebens trachten wir einzutreten, und erst nachdem wir einen Priester durch ein Silberstück erweicht, wird uns gestattet, bis zur Schwelle einer schmalen Seitenpforte vorzudringen, wo uns ein abscheulicher Geruch empfängt: In einem reizenden Säulenhofe, dessen Mitte ein offener zierlicher Säulentempel schmückt, treiben sich einige Dutzend Kühe umher, während Priester und Gläubige andächtig durch den heiligen Dünger waten, der den marmornen Boden bedeckt.

Auf dem Weiterwege findet sich überall Gelegenheit, in den offenen Schauläden heilige Gefässe, Götzenbilder aus Stein und Bronze zu kaufen und die kostbaren goldgestickten Schals zu bewundern, deren Preis sich auf Tausende von Mark beläuft.

Verbrennungsstätte am Ganges.

Endlich langen wir am Hause des Kollegen an. Der Eingang ist unscheinbar, doch das Innere recht stattlich und hübsch. Eine Treppe führt uns über den Hofraum, welcher von den Empfangs- und Wohnzimmern der Männer umgeben ist, und hinter diesen befindet sich ein zweiter freundlicher Säulenhof mit den dicht verschlossenen Fenstern der Frauengemächer. Unsere Neugier beginnt wach zu werden, wir fragen nach diesem und jenem, und erhalten ganz seltsame Auskunft.

Es gilt für unschicklich und verächtlich, wenn ein Mann während des Tages die Frauengemächer betritt; Frauen dürfen niemals die Zimmer der Männer besuchen! — Glücklich wird gepriesen, wer viele männliche Nachkommen besitzt, während bei der Geburt eines Mädchens die Freunde und Verwandten ihre Kondolenzvisiten machen. Die Söhne bleiben stets im Vaterhause wohnen, auch, nachdem sie erwachsen sind und sich verheiratet haben; ihr Verdienst fliesst in die allgemeine Familienkasse, welche das Familienhaupt allein verwaltet, in echt patriarchalischer Weise. — Ich fragte den sechzehnjährigen Sohn meines Gastherrn, ob auch er schon verheiratet sei, was er bejahte. Aber als ich noch die unbesonnene Frage hinzufügte, ob er auch schon Kinder habe,

schlug er verschämt die Augen nieder und sagte: meine Frau ist sechs Jahre alt. — Die Ehen werden nämlich schon in den Kinderjahren geschlossen, und dieser Scheinehe folgt erst später die feierliche eigentliche Verehelichung. Wird es doch als eine Schande betrachtet, wenn ein Mädchen mit dem zehnten Jahre noch nicht verheiratet wurde und mancher töchterreiche Vater geht bei den Jünglingen und Männern seiner Kaste betteln um die Ehelichung seiner Tochter.

Und doch ist auch das Los eines Hindu-Weibes nicht beneidenswert, denn sie ist nicht Gefährtin des Gatten, und ihr Körper gilt mehr als ihre Seele. Am Tage schon darauf bedacht, dem Eheherrn zu gefallen, bemalt sie sich die Brust mit bunten Blumen, um ihn abends beim Mahle zu bedienen gleich einer niederen Magd; „sie soll das Haus nicht verlassen (so heisst es in den Gesetzen „Manu's") ohne Erlaubnis, sie soll nie mit einem fremden Manne sprechen, soll nicht an der Türe stehen, noch aus dem Fenster schauen." Dazu ist die Frau völlig abhängig von den Launen der Schwiegermutter, wie die Sprechweisen genügend kennzeichnen: „Tränen kommen ins Auge der Schwiegertochter sechs Monate nach dem Tode der Schwiegermutter", oder: „wenn die Schwiegermutter den Topf zerbricht, so ist er irden; wenn die Schwiegertochter, ist er golden!" Eine Ehescheidung gibt es nicht.

Traurig zum Steinerbarmen ist aber erst das Schicksal einer Witwe, zumal diese niemals wieder heiraten darf. Das Wittum wird nämlich als Strafe betrachtet für ein in früheren Existenzen begangenes eheliches Vergehen, und so gestaltet sich ihr Leben zu einer Kette von Qualen. Eine Witwe — mag sie 7 oder 70 Jahre alt sein — darf nur Gewänder von gewisser Farbe anlegen, täglich nur einmal essen, weder Schmuck tragen noch einer Festlichkeit beiwohnen, denn ihre Nähe schon bringt Unglück. Sie wird verachtet, verspottet, misshandelt — von jedermann. Was Wunder, wenn sie den kurzen Martertod in den Flammen einer lebenslänglichen Beschimpfung vorzog!

[1]) In neuerer Zeit hat eine hochherzige Hindufrau, Ramabai, es unternommen, eine Zufluchtsstätte für Kinder-Witwen zu gründen.

Aus ihrer ergreifenden Schilderung: The High-Caste Hindu Woman" entnehme ich folgendes Gebet, das von einer ihrer Schützlinge niedergeschrieben wurde.

„O Gott! vernimm mein Flehen! Niemand wendet seine Augen auf die Bedrückung, die wir armen Frauen dulden, ob wir auch mit Klagen, mit Sehnsucht und Tränen nach allen Seiten blicken. O Herr! erkenne unsere Not! Lange Zeiten hat finstere Unwissenheit über unserem Geiste gehangen; gleich einer Wolke von Staub steigt sie und hüllet uns ein, wir sind wie Gefangene in einem modernden Hause, erstickt und begraben im Duste der Sitte und haben

[1]) Zusatz von L. Selenka für diese neue Auflage.

keine Kraft, hinauszukommen. Wund und geschlagen gleich den trocknen Hüllen des Zuckerrohres sind wir, denen man den Saft entpresste. Allwissender Gott, höre unser Gebet, verzeihe uns und gib uns Kraft zu fliehen, dass wir etwas erschauen mögen von deiner grossen Welt! Wann werden wir befreit aus unseren Banden? für welche Sünde wurden wir in dies Gefängnis hineingeboren? Von deinem Throne fliesst Gerechtigkeit hernieder, aber uns erreicht sie nicht. In unserem lebenslangen Elend naht uns Ungerechtigkeit allein!

Hörer der Bitten, haben wir gesündigt gegen dich, vergib; wir sind ja zu unwissend, die Sünde zu erkennen. Soll ihre Strafen fallen auf die, die nicht wissen, was sie ist? Herr, unser Name wird geschrieben mit den Trinkern, mit den Wahnsinnigen und Narren, ja mit den Tieren. Wie diese nicht verantwortlich, so wir. Verbrecher, fürs Leben ins Gefängnis geschlossen, sind glücklicher als wir, sie wissen etwas von deiner Welt! Sie wurden nicht in Gefangenschaft geboren, doch wir — nicht einmal einen Tag, selbst nicht in Träumen — sahen wir deine Welt! Ein Name ist sie uns und sie nicht kennend — wie könnten wir dich kennen, ihren Schöpfer! Die vier Wände des Hauses sehen wir allein. Sollen sie uns die Welt heissen, sie Indien? Die deine Werke sahen, sie mögen lernen dich zu begreifen, doch wir, die Eingeschlossenen, können dich nicht kennen!“ L. S.

In jedem Hindu-Hause verkehrt ein geistlicher Lehrer, der Guru, dessen Einfluss sich jeder unterwirft. Denn: „Wenn wir die Götter erzürnen (sagt der Hindu), so kann der Guru unser Fürsprecher sein; wenn wir aber den Guru erzürnen, wer hilft uns dann?“ Der Guru nimmt den Jüngling zwischen dem achten bis zwölften Jahre in die religiöse Gemeinschaft auf und diktiert ihm seinen Lebensspruch, ein Motto, etwa einen Lehrsatz oder den Namen eines Gottes oder auch ganz sinnlose Worte, welche das Gemeindekind geheim zu halten hat und täglich 108 mal oder öfter wiederholen muss. — Das Erscheinen des Guru im Hause wird mit Feierlichkeiten begrüsst; man bewirtet ihn, überhäuft ihn mit Geschenken und das Familienhaupt wirft sich wohl gar auf die Schwelle des Hauses nieder, um ihn über sich hinwegschreiten zu lassen. Denn alle Hindus sind fromm, devot.

Und wie die Menschen im Tagesleben der Geistlichkeit unterworfen sind, so ist der ganze Kreis der Wissenschaften — Naturgeschichte, Astronomie, Philologie und Philosophie — in die Religionslehre hineingezogen und ihr untertan gemacht. Da wird allerdings die freie Entwicklung der Gedanken in der Wurzel erstickt, und die berühmte Gelehrtenstadt Benares ist zugleich die orthodoxeste von allen, entsprechend ihrem heiligen Charakter als das Jerusalem der Hindus.

IV.

Ein Denkmal der Arjamund.

Eine nächtliche Eisenbahnfahrt führte uns aus dem bewegten Benares in ein stilles Paradies. Keine berückende Beschreibung, nicht das überschwänglichste Lob vermag diesen Ort würdig zu schildern. Eine Stätte des Friedens, der beglückenden Ruhe; ein traumhaftes Phantasiegebilde aus tausend und einer Nacht, das uns in Entzücken und in Wehmut zugleich versetzt: Agra!

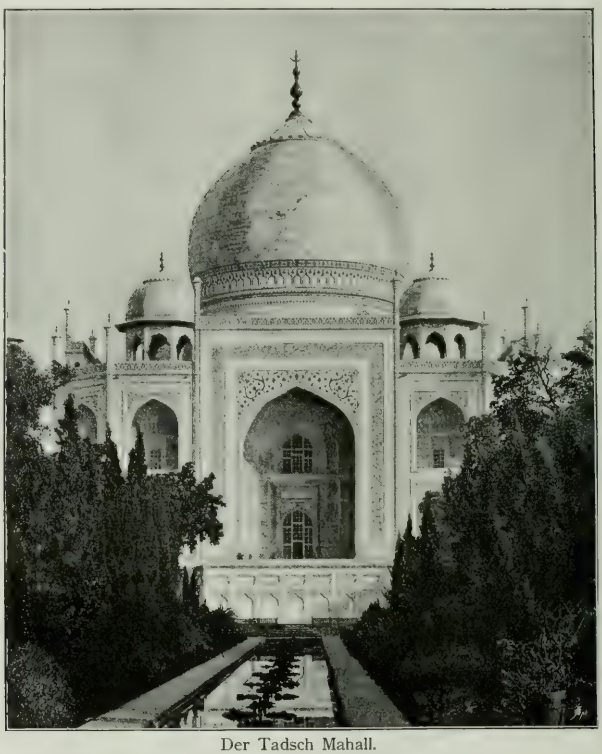
Ich will nicht erzählen von den muselmannischen Marmorbauten dieser alten Königsstadt, nicht von den charaktervollen Prachtdenkmälern des Kaisers Akbar, des grossdenkenden Politikers und idealgesinnten Staatsmannes; nicht von den Spiegelzimmern noch von den Säulenhallen und Prunkhäusern mit ihren wundervoll verzierten Gemächern, welche jeden Beschauer zur Bewunderung hinreissen; ich will nur eines einzigen stillen Gebäudes gedenken, des vor 270 Jahren errichteten Tadsch Mahall.

Eine halbe Stunde vor der Stadt ragen im duftigen Morgenschimmer schneeweisse Kuppeln, umstellt von vier turmhohen Minarets, mitten im Grün. Dahin führt unser Weg.

Ein gewaltiges, prächtiges Portal — nein, ein imponierender Triumphbogen aus hellrotem Sandstein, mit Arabesken und kapellenartigen Zinnen geschmückt, empfängt uns. Wir durchschreiten diese Empfangshalle, und am Ende einer langgestreckten, prangenden Allee von Zypressen, in deren Mitte sich ein silberner Wasserfaden hinzieht, taucht vor unsern Blicken auf — ein Kuppelpalast aus weissem Marmor. Ringsum ein blühender Garten von Orangen, Jasmin, Granatäpfeln, duftenden Blumen, Akazien, Feigenbäumen, Palmen und Bananen. Berauscht durchwandeln wir die schattige Allee. Aus dem blauen Himmel giesst die Sonne ihren tropischen Glanz über den Palast, dessen

schimmernde schneeige Marmorhaut von zarten blauen und rötlichen Adern durchzogen und durchwärmt wird.

Auf einer breiten Plattform, zu welcher Marmortreppen hinaufführen, erhebt sich ein mächtiges quadratisches Gebäude mit riesengrosser, 260 Fuss hoher Mittelkuppel und kleineren Seitenkuppeln; in einiger Entfernung stehen

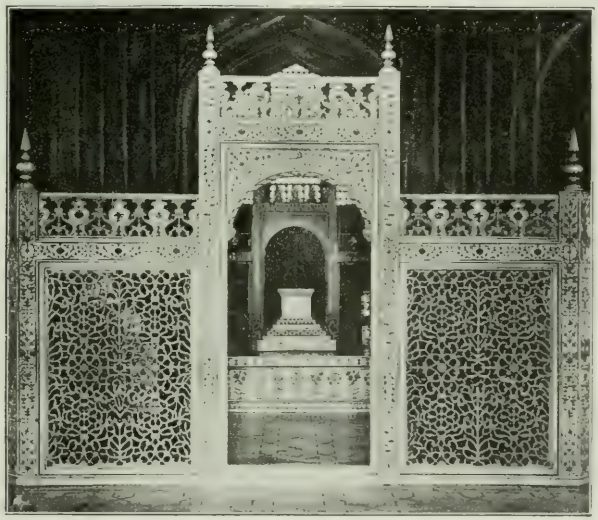


Der Tadsch Mahall.

auf den Ecken vier isolierte Minarets. Es ist ein gewaltiges arabisches Bauwerk, in feierlicher Schönheit und entzückender Harmonie der Formen aufgeführt und mit ornamentalen Koransprüchen und reizenden Arabesken in bunten Steinen verziert. „Giganten scheinen den Bau begonnen, Juweliere ihn vollendet zu haben."

Was bedeutet dieses Haus? Ist es ein Palast, oder ein Monument? Ein Tempel, eine Moschee?

Wir treten aus der blendenden Helle ins Innere. Ein Vorraum führt in die hohe achteckige Mittelhalle, welche in sanftem, gedämpftem Lichte schwimmt. Inmitten befindet sich ein breites achteckiges Gitter von durchbrochenem Marmor, ein Marmorfiligran von einem Reichtum der Arbeit, wie ihn die Welt nicht zum zweiten Male aufzuweisen hat. In die Pfeiler und Gesimse desselben sind die reizendsten stilisierten Blumen, Arabesken und Schmetterlinge aus Lazulith, Jaspis, Korallen, Topas, Onyx, Türkis eingelassen. Und inmitten des Gitters steht ein kleiner, weisser Marmorsarg, übersät mit dem freundlichen Farbenschmuck eingelegter kostbarer Steine und Juwelen.



Marmorgitter mit Arjamunds Sarg.

Hier ruht die geliebteste aller Frauen, Arjamund Muntazi-Mahall, die Sultana des Kaisers und Gross-Mogul Schah Jehan.

Keine Königin auf Erden hatte je eine solche Ruhestätte. Aus allen Teilen der Welt wurden die Edelsteine auf dem Rücken der Kamele herbeigeschafft, und zwanzigtausend Arbeiter sollen zweiundzwanzig Jahre beschäftigt gewesen sein, um diese begeisterte steinerne Elegie zu dichten, als würdiges Abbild der Anmut und des Liebreizes der bezaubernden persischen Sultana Arjamund.

Es bedurfte schon der Invasion der leidenschaftlichen Araber in das phantastische Indien, um derartige Pracht zu entfalten. Eine solche Apotheose der Liebe konnte nur der Brust eines Muselmannes und nur auf indischem Boden

entsteigen, und obwohl es den Bekennern Mohammeds nicht erlaubt ist, ihre Gebäude mit Nachbildungen lebender Wesen zu zieren und dadurch lebendiger, freundlicher erscheinen zu lassen, so hat hier dennoch die strengflüssigste aller Künste, die Architektur, das Unglaubliche errungen, direkt zum Herzen zu sprechen. Der Geist der lieblichen Frau scheint verkörpert in dem Gestein. Wir glauben die zaubrische Erscheinung, deren Bildnis uns bewahrt geblieben ist, jeden Augenblick aus einer der Nischen hervortreten zu sehen, Arjamund mit ihren dunkeln Sammetaugen, den feinen Körper geschmückt mit goldgestickten Gewändern und Edelsteinen und Perlen, sie selber eine Perle unter den Menschenkindern.

V.

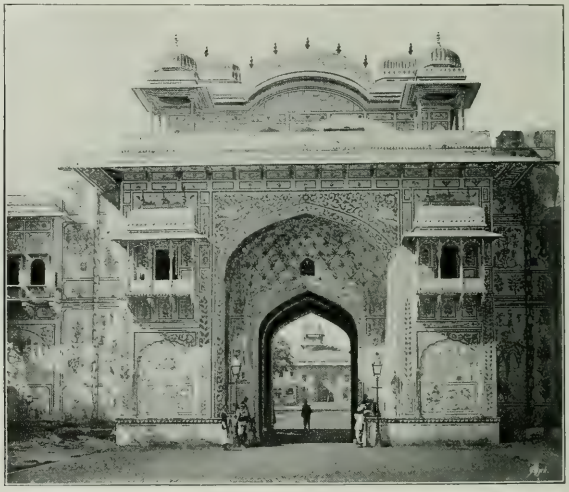
Jeypur.

Die Siegesstadt Jeypur liegt, eingerahmt von Hügelketten, in einer Ebene, welche mit Seen, Tempeln, Grabmonumenten und Palmengruppen übersät ist. Affen, gestreifte Eichhörnchen und Papageien beleben das Landschaftsbild.

Jeypur ist eine moderne Stadt, im Jahre 1728 in der zierlichen maurischen Architektur der Träume auferbaut. In der über hundert Fuss breiten Hauptstrasse reiht sich Palast an Tempel, Prachtfassade an Palast. Die Nobelstrasse ist dreiviertel Stunden lang, schnurgerade, so dass man von der Mitte der Stadt aus jedes Gebäude, jedes Haus, jeden Laden erkennt bis in die verschwimmende Ferne der Stadttore. Die ganze Stadt ist hellrosenrot; alle Gebäude tragen eine feine morgenrote Farbe, die durch das schimmernde Weiss der Stuck- und Steinhauerarbeit reizvoll belebt wird.

Der Anblick dieser in Sonnenglut getauchten Strassen mit ihren Tempeln und Kuppeln, Palästen und Säulenzinnen, Häusern und Freskomalereien, und zumal mit ihrer bunten, schönen Hindu-Bevölkerung ist ganz unbeschreiblich. Überall herrliche, stolze Männer und wahre Apostelgestalten, oft mit den kostbarsten Gewändern angetan und mit edelsteingeschmückten Dolchen und Schwertern bewaffnet; schlanke, zierliche Mädchenfiguren in bunten Röckchen, in knappen, gestickten, die Brust nur halb verhüllenden Jäckchen, Hals, Ohren, Arme und Füsse ganz mit Schmuck überdeckt; dazwischen nackte Fakire, den Leib ganz mit Asche bestreut und das flatternde Haar brandrot gefärbt; dunkelhäutige, sonnengeschwärzte Arbeiter, nur mit einem Lendentuche bekleidet; nackte Kinder; — dann die mit mächtigen schwarzen Büffeln oder mit behenden grazilen Cebus bespannten Karren der Stadt- und Landleute; feurige Rosse rein

arabischen Geblüts; berittene riesige Elefanten mit Purpurdecken behängt, Kopf und Rüssel rot, grün und blau bemalt und vergoldet; gravitätisch schreitende beladene Kamele; in der blauen Luft dichte Schwärme von Tauben und Papageien; auf den Firsten der Dächer Falken und Adler — wohin sich das Auge wendet, überall das geschmückte Bild eines vollen, reichen Lebens, einer wundervollen grossartigen Heiterkeit! Wir wenden uns nach rechts und links, kaufen einem Zauberer, einem Fakir, für einige Silberstücke sein Zauberschild ab, erhandeln hier eine Flasche echten Rosenöls, erstehen für einige Heller zwei goldene Armreife (es ist zwar nur Katzengold, aber die Spangen sind doch



Palastportal in Jeypur.

weit schöner als unsere modernen europäischen Schmucksachen aus purem Golde, welche Hundeschnallen und Hufeisen imitieren); wir bezahlen 36 Muscheln im Werte von einem Pfennig für einen gläsernen Fingerring, und endlich tauschen wir für eine Mark die Sakúntala im Urtext ein. „Oh, do you know sanskrit? yes, Kalidas", so ruft die Stimme eines gebildeten Hindu aus dem grossen Kreise der neugierigen Zuschauer, während ein Schlangenbeschwörer seine doppeltönige schrille Pfeife ertönen lässt, um uns auf sein gefährliches Spielzeug aufmerksam zu machen: zwei schwarze Brillenschlangen, welche züngelnd und zischend vor ihrem nackten Pfleger umhertänzeln.

Die glühenden Strahlen der Sonne haben uns warm gemacht und uns dürstet. Wir treten zu einer Fruchtverkäuferin, einem hübschen, jungen Hindu-

weib, deren Haar und Ohren, Brust und Arme ganz bedeckt sind mit indischem Schmuck aus schwerem Golde. Erstaunt richten wir an unseren Führer die Frage, warum diese Frau so kleinem Gewinne nachgehe, da sie doch offenbar sehr reich sei. „Sie ist arm und lebt kärglich; aber diese Leute essen nur Gold", lautet die lakonische Antwort. Vergebens machen wir den Versuch, ihr feingearbeitetes Halsband gegen hohen Preis zu erhandeln; statt aller Antwort entzieht sie alle ihre Schmucksachen unserem Auge, indem sie sich in ihren

„Oh, do you know sanskrit? Yes, Kalidas."

Sari einhüllt. Nun strecke ich die Hand aus nach einer jener saftigen Orangen, welche dort im Korbe liegen, als plötzlich die schöne Höckerin meinen Arm packt und mit einem Schrei fortstösst. Ich hatte vergessen, dass jede Speise unrein wird, sobald sie von einem Ungläubigen betastet wird. Hätte ich eine einzige Orange berührt, so würde ich den ganzen Korb voll haben kaufen müssen, und nur von weitem ist uns erlaubt, mit dem Finger auf den begehrten Gegenstand zu weisen. Der schlechteste Hindu ist ja immer noch besser als der Edelste unter uns, und wenn er ein König wäre!

Vorsorglich hatten wir den Fürsten von Jeypur schon von Agra aus telegraphisch gebeten, uns für diesen Tag einen Elefanten zu leihen; er hat deren ja achtzig. In einem Hindukarren erreichen wir den verabredeten Platz, wo, von drei Führern geleitet, der Elefant unser harrt, von Gestalt ein Koloss, von Sinnesart ein Lamm. Nasikpuri, so ist sein Name, kniet nieder, und mittelst einer siebenstufigen Leiter klettern wir auf den breiten Sitz. Unser sechs hätten da oben wohl Raum, doch sind zwei der Plätze schon eingenommen von einer gar guten Gesellschaft, nämlich von einem gelehrten Hindu und einem klugen Hindumädchen; mit beiden können wir uns unterhalten, denn beide sprechen englisch.

Ich muss erzählen, wie wir die Bekanntschaft der Beiden abends zuvor gemacht.

Auf dem Bahnhofe in Jeypur wurden wir nachts zehn Uhr von einem Hindu in Galatracht begrüsst, der zuvor von unserer Ankunft benachrichtigt war. Er redete mich in etwas gebrochenem Deutsch an, führte uns nach seinem Wagen, und fort ging's zu seiner Villa vor der Stadt. Noch heute möchte ich das kleine Erlebnis lieber in Versen als in Prosa erzählen. Mein Gastherr liess mich aus dem Dunkel in den matt beleuchteten Vorraum voraustreten, als mich plötzlich eine kleine Hand herzhaft fasste, rasch in ein hellerleuchtetes, reizend dekoriertes Zimmer führte und eine liebliche Stimme mich in fliessendem Englisch herzlich bewillkommnete. Ich schlug die Augen auf und war sprachlos. Eine entzückende, jungfräuliche Erscheinung von bräunlicher Hindufarbe stand mit leuchtenden Augen vor mir, den schlanken graziösen Körper in ein seidenes Gewand gehüllt, und nach indischer Sitte von einem duftigen, farbigen Schal umschlungen. Statt des Gegengrusses konnte ich betroffen nur das eine Wort hervorstammeln: Sakúntala! Da stand ihr Urbild leibhaftig vor mir. „Meine Schwester" sagte mein Gastherr. „Sie wissen ja, Professor, die Hindumädchen werden in Knechtschaft erzogen, und da meine Schwester zu gut ist zur Sklavin, so habe ich sie zu mir genommen. Wir führen hier zu zweit unsere Wirtschaft. Eltern und Verwandte haben sich natürlich von uns losgesagt und ich kann Sie mit diesen nicht bekannt machen." Nun, das wünschte ich auch gar nicht. Ich war ganz bezaubert von der edlen Anmut dieser Gestalt, von ihren elastischen Bewegungen und ihrer dramatischen Mimik, die doch stets von dem Liebreiz natürlicher Grazie umflossen war.

Während wir auf dem Rücken unseres Ungeheuers hinaus trotten (bald fällt ein Schirm, bald ein Hut, denn die Bewegung auf einem trabenden Elefanten besteht eigentlich aus einem sehr ausgiebigen Schaukeln und Stossen) lauschen wir unserer Sakuntala, die wir gebeten haben, uns mit indischen Erzählungen zu unterhalten.

„Ein grosser, alter König ging eines Tages zu Fuss über die Landstrasse und kam an einen Brückenbogen. Da sah er auf der Höhe des Bogens ein Eichhörnchen sitzen, das bei seinem Nahen hurtig hinuntersprang und sich zu den Füssen des Königs niederliess. Der König ging vorüber ohne ihm Beachtung zu schenken. Da er anderen Tags desselben Weges kam, wiederholte sich die gleiche Szene, und ebenso am dritten Tage. Der König, sehr überrascht und erfreut über die Demut des Eichhörnchens, gab seinem Minister den Auftrag, dem Tierchen zur Belohnung einen goldenen Ring

Gräberfeld in Golkonda, im Dekkan.
Im Vordergrunde Sakuntalas Lehrer.

um den Hals zu legen. Als nun der König am nächsten Morgen durch den Brückenbogen ging, blieb das Eichhörnchen hochmütig oben auf der Brücke sitzen.“

„Sieben Blinde stritten über die Gestalt des Elefanten. Um dem Streit ein Ende zu machen, gingen sie alle hin und betasteten einen Elefanten. Der Elefant, so sprach darauf der eine, ist eine dicke und rauhe, borstige Kugel. Im Gegenteil, erwiderte der andere, er ist vielmehr eine breite, dünne Platte. Nein, sprach der dritte, er ist ein langes, rundes Rohr mit einem Dorn am Ende. Und so hatte jeder der Sieben eine verschiedene Ansicht; jeder hatte einen anderen Körperteil betastet.“

Sakúntala.

„Ein König hatte eine wunderschöne Königin. Zu dieser erglühte in heisser Liebe sein jüngerer Bruder, und sie erwiderte die Leidenschaft. Des Königs Oberpriester, ein frommer und sehr heiliger Mann, warnte den König, und dieser verbannte seinen Bruder für immer aus dem Land. Es war aber Sitte, dass an einem hohen Feste die Mönche des Klosters in Prozession zum Hofe gingen, um Almosen und Geschenke zu empfangen. Da verkleidete des Königs Bruder, verzehrt von Sehnsucht nach der Geliebten, den getreuesten seiner Diener als Mönch, gab ihm einen Brief, worin er die Königin beschwor, zu entfliehen, und hiess ihn so der Prozession sich anschliessen. Als aber der Diener als letzter unter den Mönchen demütig seine Bettelschale der Königin entgegenstreckte und vorsichtig den Brief zu ihren Füssen niedergleiten liess, da erschaute der König, aufmerksam geworden, weil ein Mönch zu viel war, den Brief, nahm ihn auf, und wie er ihn las, glaubte er die wohlbekannten Schriftzüge des Oberpriesters zu sehen. In Eifersucht und Zorn entflammt, liess er diesen herbeiholen und ungehört in siedendem Öl eines jammervollen Todes sterben; indem er nicht bedachte, wie die Schriftzüge seines Bruders so ganz jenen des frommen Priesters glichen, der des Bruders Lehrer gewesen war. Darob ergrimmten die Götter und sandten die Fluten des Meeres über das Land, die immer mächtiger anschwollen und das Reich zu verschlingen drohten. Der König wandte sich um Rat und Hilfe an die Priester, wie das Unheil abzuwenden, und diese verkündigten: Die Wasserfluten würden weichen, wenn er sein liebstes Gut seine junge, liebliche Tochter, als Sühne für den Priestermord dem Meere opferte. Und es liess der König ein kostbares Schiff bauen, wie die Welt es nie gesehen, ganz aus Sandelholz und Elfenbein, die Masten mit Perlen und Edelsteinen bedeckt und das Innere mit Teppichen und seidenen Kissen geschmückt. Dann schloss er das Schiff über seiner geliebten Tochter und liess es hinausstossen in das weite Meer. So trieb es zum Gestade des Nachbarreiches, wo Fischersleute das Wunderfahrzeug erblickten und dem König Meldung taten. Dieser war aber kein anderer als des Königs verbannter Bruder, der inzwischen selber im Nachbarlande König geworden war. Er stieg zur Küste nieder, liess das Schiff an das Land ziehen und öffnen. Als aber aus seinem Innern die holdselige Prinzessin, das jugendliche Ebenbild ihrer

Mutter, emporstieg, da entbrannte er in neuer und reiner Liebe und machte sie zu seiner Königin."

„Buddha in einer seiner Verkörperungen war einst ein Eichhörnchen. Da sah es einen Mann in einem See ertrinken. Mitleidig eilte es herbei und fing an, mit seinem Schwänzchen das Wasser aus dem See eifrig herauszuschaufeln, um den Ertrinkenden zu retten. Das sah Brahma und strich, in Wohlgefallen über die überschwängliche Mildtätigkeit des kleinen Geschöpfes, liebkosend über seinen Rücken. Seit dieser Zeit trägt das indische Eichhörnchen die Spur von Brahmas Fingern auf dem Rücken als drei leuchtende gelbe Streifen."

Diese und andere Geschichten, erzählt nicht nur von einem reizenden Munde, sondern zugleich mitgesprochen von zwei lebhaften, schwarzbraunen Augen, von zwei gestikulierenden Armen: erzählt von einem Kinde der Sonne, in welchem Anmut, Güte und Klugheit sich zusammengefunden haben – darf man das wohl Schwärmerei nennen, wenn wir darüber in Entzücken geraten? Und Sakuntala, das neunzehnjährige Hindumädchen, ist auch, nebenbei bemerkt, noch Schriftstellerin. Sie hat unter dem Namen Arya eine hindostanisch-sanskrit-englische Grammatik geschrieben und Shakespeares „Merchant of Venice" ins Hindi übersetzt[1]).

Unser Elefantentreiber erhebt plötzlich seinen harpunenartigen, eisernen Stab, sticht unserm Nasikpuri damit tüchtig in den Kopf und gehorsam kniet dieser auf den Boden nieder. Wir sind in dem alten, jetzt fast verlassenen Amir (Amber) angekommen. In zehn Minuten erklettern wir den nahen Hügel und kommen gerade recht, um einem Opfer beizuwohnen.

Wir treten in einen viereckigen Hofraum, die Vorhalle des Tempels. Um eine Rupie erkaufen wir das Recht, barfuss bis nahe an die Tempelnische heranzutreten, in welcher ein kleines hässliches, mit bunten Stoffen bekleidetes, achtarmiges Götzenbild sitzt, die blutdürstige Gattin des Siva, Kali. Ihr müssen tagtäglich Opfer gebracht werden, damit ihre Blutgier befriedigt werde und sich nicht an anderen Wesen auslasse. Es ist noch nicht gar lange her, dass diesem scheusslichen Phantome Jünglinge und Jungfrauen geschlachtet wurden.

Ein Zicklein wird hereingeführt, der Priester sprengt Weihwasser auf den Kopf desselben,

Jaini.

[1]) Unlängst erlebten wir die grosse Freude, unsere Sakúntala, deren eigentlicher Name Mary Southamini Nundy lautet, bei uns in Europa zu begrüssen. Alle, die mit ihr in Berührung gekommen sind, werden gerne unterschreiben, was ich über dieses Sonnenkind hier mitgeteilt.

schmückt es mit geheiligten Blumen, fortwährend Gebete murmelnd, legt endlich die Schneide eines breiten Schwertes auf die Stirne des Tierchens, und durch einen mächtigen Hieb wurde von einem Hindu der niedersten Kaste der Kopf vom Rumpfe getrennt. Mit dem aufgefangenen Blut wird dann das Götzenbild beschmiert, was sich übrigens unserm Auge entzieht, da der Priester einen Vorhang über das Bild gezogen hat.

Wenn auch die Abtötung des Opfertieres keine grausame genannt werden kann, so macht doch das Gebahren der Priester einen höchst widerlichen Eindruck.

Glücklicherweise ist Kali die einzige der Gottheiten, welcher jetzt noch Tieropfer in Indien gebracht werden. Gemäss der Lehre des Reformators Buddha ist die Tötung eines lebenden Wesens überhaupt verboten, und diese Vorschrift wird von frommen Buddhisten so gewissenhaft befolgt, dass sie selbst Flöhe und Läuse nicht zu töten wagen, sondern vom Körper absuchen und stets vorsichtig auf den Boden setzen. Orthodoxe Jainas trinken nur filtriertes Wasser, tragen einen Schleier vor Mund und Nase, damit ja nicht ein lebendes Tier in ihren Magen gelange und dort seinen Tod finde, und führen einen Besen bei sich, mittelst dessen sie jeden Platz, wo sie sich setzen wollen, zuvor von etwa dort befindlichen unsichtbaren Tierchen befreien. Nach ihrer Auffassung ist alles Gott, und Gott darf man nicht schädigen. Diese sanftmütige Gesinnung der Buddhisten gegen alle Lebewesen hat auch die Lehren der Brahma-, Vischnu- und Siva-Anbeter beeinflusst und den Glauben an die Wirksamkeit der Menschen- und Tieropfer fast gänzlich vernichtet.

So zahlte die Buddhistische Lehre ihrer Erzeugerin, dem alten indischen Glauben, nach Jahrtausenden ihre Wohltat zurück, indem sie reinigend und veredelnd einwirkte auf die erstarrten Gebräuche und Vorschriften, zu denen der Hinduismus ausgeartet war.

VI.

Beim Brahmanen.

Kann das Indien von heute dem flüchtigen Beobachter gar leicht als ein mit sinnlosen und fratzenhaften Bildnisgötzen vollgepfropfter Heidentempel erscheinen, so wird der tiefer Blickende immer wieder aufs neue erstaunen, wie stark das Leben und Denken des Volkes mit rein philosophischen und metaphysischen Momenten durchsetzt ist.

Hinter den Masken bunten Bilderdienstes wird ihm unerwartet oft das ruhig forschende Auge des Erkenntnissuchers entgegenleuchten.

„Wir brauchen diese Gebilde von Holz und Ton, um unentwickelten Geistern die tiefern Wahrheiten nahe zu führen", so beantwortete der alte Lama in Dardschiling, der uns nach einem langen, philosophisch vertieften Gespräche im Innern seines gleich einem Schwalbennest an einem grandiosen Felsabsturz klebenden Häuschens herumführte, unsere erstaunte Frage — wie ein so aufgeklärter Denker ein ganze Kammer voll grellbemalter hässlicher Abgötter beherbergen möge.

„Aber wir geben sie dem Volke nur als Symbole, und tritt ein wirklich Erleuchteter vor solch ein Abbild, so platzt das Bild in tausend Stücke."

Einen lebendigen Beweis von der Allgemeinheit innerlich vertiefter und religionsphilosophischer Geistesrichtung auch im modernen Hindutum brachten mir noch zwei gelegentliche Begegnungen.

Mein muhammedanischer Diener in Kalkutta berichtete mir eines Tages voll Eifer, dass ein heiliger Mann aus dem Süden in der Stadt angekommen sei; „Kein Hindu, ein Muhammedaner, Lady!", was ihn mit besonderem Stolz zu erfüllen schien. Er führte mich alsdann in einen der entlegensten Teile der Eingebornenstadt, wo die Behausungen nur noch aus elenden Lehmhütten

bestehen. In einer derselben fand ich im vollständig leeren Innenraum einen Mann auf dem feuchten Lehmboden zusammengekauert. „Er besitzt nichts", sagte mein Diener, „etwas Essen bringen ihm die Umwohnenden, die glücklich sind, solch heiligen Mann in der Nähe zu haben". Der nur mit einem Hüfttuch bekleidete Mensch schien stumpfsinnig, wie geistesabwesend vor sich hinzubrüten und meine Anwesenheit nicht zu bemerken. Als ich aber den Diener fortschickte und, mit ihm allein bleibend, in einigen ernsten Worten ihm mein Streben nach Verständnis der tieferen Seelenvorgänge seines Volkes zu verstehen gab, da leuchtete plötzlich aus den bisher teilnahmlosen Augen ein warmer exstatischer Strahl.

„Ich komme aus dem Walde" sagte er in stark gebrochenem Englisch, „zwölf Jahre war ich dort, habe nur von Wurzeln gelebt; ich weiss nichts mehr vom Leben der Städte, von den Dingen, die die Menschen hier brauchen. Ich sass zu Füssen meines Guru, Tag und Nacht, ich diente ihm, er war mein Gott! Er ist 800 Jahre alt! Jetzt will er diese Welt verlassen und hat mich fortgesandt; ich soll nun wandern viele Jahre, immer an Flüssen entlang, aber ich weiss nicht, welche, noch wohin. Ich warte auf den Ruf; er wird kommen, ich werde Stimmen hören! Noch bin ich nicht soweit, meine Erkenntnis steht noch im Schauen; ich sehe Gestalten, Gesichter, — wann werden sie sprechen?"

Das alles kam stossweise, in abgebrochenen Sätzen; das ganze Wesen des Mannes, sein hässliches, pockennarbiges Gesicht war wie innerlich durchleuchtet von Extase. „Sie nennen mich Divana, Divana" (Sanskritwort für wahnsinnig, eigentlich „von Gott besessen"). Dies mit unbeschreiblichem, halb mitleidig überlegenem Ausdruck. „Aber was wissen sie es ist Glückseligkeit, Glückseligkeit!"

Auf alle Fragen nach dem tieferen Gehalt seines Erkennens blieb er stumm. Es war offenbar ein Mann von niederer Abkunft und nicht entwickelter Intelligenz, aber das tiefe Durchdrungensein von seiner ihm die Welt erfüllenden und verklärenden Überzeugung machte gerade in dieser unscheinbaren, hilflosen Gestalt einen erschütternden Eindruck.

Tiefer gehend freilich und von nachhaltigerem Einfluss auf mein Denken wirkte eine andere Begegnung auf mich.

Mit vieler Mühe und nach langem Suchen hatte ich mir den Namen eines schwer zugänglichen indischen Gelehrten verschafft, von dem ich Aufklärung über gewisse Fragen des esoterischen Hinduismus zu erlangen hoffte. Der eingeborene Kutscher, dem ich die Adresse aufgegeben, führte mich durch lange Vorstadtwege zu einem wundervollen Park, in dessen Mitte, halbversteckt im Schatten hoher Kokospalmen und umwogt von zauberischem Blütendufte, ein

in vornehmem inländischem Stil gehaltenes Wohnhaus lag. Da ich meinen Weisen nicht in solch pompöser Umrahmung zu finden erwartete, vermutete ich einen Irrtum und fand dies bestätigt, als der sich tief verbeugende, glutäugige Diener mir den Namen eines bekannten höheren indischen Justizbeamten als den seines Herrn nannte. Schon wollte ich umkehren, da wandelte durch den Garten der Herr des Hauses heran, eine hohe Männergestalt, mit leuchtend tiefen, ruhigen Augen im edelschönen, blassbräunlichen Antlitz, und erkundigte sich mit vornehmer Anmut nach dem Begehr der fremden Besucherin.

Ich nannte das eigentliche Ziel meiner Irrfahrt und erwähnte die Hoffnung, die ich auf diesen Besuch gesetzt hatte. „Ihr seid zwar nicht dort, wohin Ihr gewollt habt, aber vielleicht ist das nicht Zufall sondern Bestimmung. Auch ich bin Brahmane und bereit, über die Dinge, denen Ihr so lebhaftes Interesse erweist, mit Euch mich zu unterhalten".

Ich folgte ihm in die luftige, blütenumrankte Vorhalle seines schönen Hauses, an deren Tür die liebliche etwa siebzehnjährige Tochter mit anmutiger Geberde mich zum Eintreten aufforderte; sie folgte auch dem sich nun entspinnenden Gespräche mit grosser Aufmerksamkeit.

Zuerst drehte sich dieses um einige seltsame indische Gebräuche, nach denen ich mich erkundigte, wie die Baumhochzeit, die schon bei Kalidasa vorkommt, und das berüchtigte Suttee, den Flammentod der indischen Witwen. Dieser, so meinte Rama, sei niemals allgemeine Sitte gewesen, sei aber auch heute noch nicht ganz erloschen.

„Ihr Europäer werdet diese Dinge nie ganz im rechten Lichte sehen. Ihr liebt das Leben zu sehr und fürchtet zu sehr den Tod. Für uns hat der Tod nichts Schreckliches. Als mein Vater starb — wir wussten es sechs Stunden vorher — entfernten wir uns alle von ihm. Keine Klage darf um den Sterbenden laut werden, keine Berührung ihn zur Erde zurückziehen; sein Geist soll frei werden, die Erde vergessen. Ein Musiker ward geholt; bei den ersten Tönen fixierte sich sein Geist, der vorher gewandert; er lauschte dem Hymnengesang und ging sanft von hinnen.

So machen wir es selbst bei kleinen Kindern; wenn wir wissen, dass es sterben soll, sagen wir: „Kind, ich glaube, du schwindest dahin, denke an deine Seele, an deine Zukunft".

Von frühester Jugend an lehren wir unsere Kinder an ihr Atman zu denken, von irdischen Fesseln frei zu werden. Zu dieser meiner Tochter hier habe ich oft gesagt: „Kind, du darfst mich nicht zu sehr lieben; ich bin nur ein zeitlicher Gefährte deiner Seele, der dich eine kurze Weile führt; ich werde von hinnen gehen, und du wirst für dich selbst stehen müssen". Meines Weibes Gemüt ist noch zuviel gebunden."

In diesem Augenblick kam die Frau herein, eine rundlich zierliche Gestalt in kostbarer Kleidung, sehr geschäftig: sie müsse gleich wieder fort wegen der Vorbereitungen zur bevorstehenden Hochzeit der Tochter, die sich offenbar weit weniger für diese als für ihres Vaters philosophische Gespräche zu interessieren schien.

„Die Feier wird sehr grossartig! Der Bräutigam wird in Prozession auf einem Elefanten eingeholt, und sie wird ein wundervolles „Tali" erhalten!" sprudelte die kleine Frau hervor, und zeigte mir dabei ihr eigenes, jenen schweren, goldnen Halsschmuck, der der Frau bei Schliessung der Ehe vom Bräutigam angelegt und zusammengeschmiedet wird, um nie wieder entfernt zu werden.

„Sie lebt nur in ihren Kindern", sagte Rama, als die Frau in einem zierlichen Wäglein davongefahren; „aber auch sie beginnt sich schon zu wandeln. Auch ein jüngerer Bruder von mir ist noch ganz in der Welt befangen. Mein zweiter Bruder aber hat sich ebenso wie ich dem innerlichen Leben zugewendet, obwohl auch er eine hohe amtliche Stelle bekleidet.

Wir waren beide längere Zeit in England. Europäische Geschichte, Philosophie, Naturwissenschaft sind mir nicht fremd; doch war die Zeit drüben mir eine Qual. Ich fühlte ein schmerzhaftes Mitleid. Alle diese Menschen, unter soviel günstigen Bedingungen zum Höherkommen — und lebend in solch brutaler, gedankenloser, sinnenhafter Weise, den Blick nicht gerichtet zur höheren Entwicklung!

Grauenhaft war mir der Anblick ihrer Fleischerläden. Ich verurteile den Fleischgenuss, nicht nur, weil die Grausamkeit des Tötens die Reinheit des Herzens befleckt, sondern weil Fleisch unsere Materie vergröbert, sie unspirituell macht.

— — — — — —

— — Gewiss, solche Dinge sind sehr schwer für den im westlichen Leben Aufgewachsenen; aber wenn man wirklich ein geistiges Leben führen will, dann müssen Gewöhnungen und äussere Annehmlichkeiten besiegt werden, abfallen, nach und nach.

So hält ein Kind im Einschlafen wohl noch sein Spielzeug in der Hand; aber hat erst glücklicher Schlaf sein Auge umfangen, so löst sich der Händchen Griff — nieder fällt das Spielzeug."

Hier nahm er eine Blume vom Tisch, schloss die Augen und liess die Blume fallen. Eine Perle von einer Geste, beredt, wunderbar anmutig und eindrucksvoll, wie jedes Wort, das er sprach.

„Aber", warf ich ein, „Ihr lebt in der Welt und als reicher Mann, habt ein schönes Haus, Eure Tochter trägt Schmuck, sind das nicht schwere Hindernisse?"

Rama: „Meine Stellung zwingt mich, so zu leben. Es ist wahr, das sind Quellen der Versuchung, aber der Geist kann sich über sie erheben. Nicht sein Herz daran hängen, nicht Wert darauflegen, darauf kommt es an. Diese Dinge sind mir gleichgültig, und ihr Verlust würde mich nicht betrüben. Zu meiner Tochter sage ich: „Kind, ich gebe dir diesen Schmuck, diese Juwelen, weil solches die Sitte des Landes ist, in dem wir leben; aber merke wohl, sie sind nichts besseres, ja dieselben Elemente bilden sie, die den Lehm vor unserer Tür bilden. Setze dein Herz nicht daran!“ Und sie versteht mich wohl!“

Ich: „Wie kann ich meinen Atman finden, nach dem ich schon lange suche?“

Rama: „Die Erkenntnis kommt nur, wenn der Geist reif dafür ist. Kommt sie früher, so kann sie ein grosser Schmerz sein. Als sie mir kam, war ich zuerst sehr unglücklich. Der Geist wird nach zwei Seiten mächtig gezogen. Was kann ich tun, wenn eine Wahrheit meinen Geist überfällt, die mir zuerst alles, was ich bisher liebte, fremd erscheinen, fast es mich verabscheuen lässt? Ja selbst Weib und Kinder! Sie scheinen gleich Träumen — wesenlos.

In späterer Zeit verlor sich der Schmerz. Nun ruft mein Geist ihnen unablässig zu, kommt herauf, kommt herauf zu mir, wo ich jetzt stehe.

Der Atman ist das Bewusstsein an sich — ungeteilt, frei vom Objekte. — Gedanke ist Bewusstsein, haftend an einem Objekt. Ich weiss, bin bewusst, dass ich denke, also ist „wissen“ ein von „denken“ Verschiedenes. Du musst gelangen zu dem: „Ich weiss“ (Bewusstsein) ohne das „Anhaften“ (den Gedanken).

Wenn wir einen Gegenstand verloren haben oder einen Namen vergessen und suchen uns zu erinnern, wo oder was er sein kann, dann gehen wir für einen Augenblick durch einen Zustand unanhaftenden Bewusstseins, unser Geist steht still — wird unbeschriebene Fläche (a blank!?)“

Ich: „Ich kann nicht wünschen, den Gedanken zu töten, den ich bisher für das höchste des Menschen hielt, dem ich das reinste Glück verdanke, das ich genossen.“

Rama: „Welche Momente waren das?“

Ich: „Beim Aufgehen einer neuen Erkenntnis — bei einer Erscheinung menschlicher Hoheit und Güte — in Betrachtung der Natur — in Einsgefühl mit ihr.“

Rama: „So waren deine höchsten Momente die Folge eines schönen Sonnenuntergangs oder einer grossmütigen Tat. — Wenn es nun einen segensvollen Zustand gibt, in dem du das ganze Universum in dir selbst fühlst und dich in ihm, Gott im innersten Mittelpunkt?“

Ich: „Zeige mir den Weg!“

Rama: „Er kam auch mir nicht von selbst! Jahrelang habe ich gekämpft um das innere Licht, ohne es zu finden. Auch ich war früher ein weltlicher Mann, ging ganz auf in geschäftigem, tätigem Leben. Ich arbeitete so intensiv, dass ich mich oft wie im Trance befand, nichts mehr von mir wusste. Ich übte Yoga hierin, ohne es zu ahnen. Zuweilen war mir, als müsste ich wahnsinnig werden in dieser Leidenschaft der Arbeit. Ich fragte mich, für was? ich hatte keinen Lohn davon, nicht einmal äusserlich, denn ich arbeitete freiwillig, ohne Entgelt. Ich krankte am Leben.

Und dann kam eines Tages der Mann in mein Haus, der mich hinaufziehen sollte, ohne es selbst zu wissen. Er war ein Ratgeber des früheren Rajah von Tandjore und war mit einem Auftrag von dessen Witwe zu mir in meiner amtlichen Eigenschaft gesandt. Er trat in mein Arbeitszimmer in gewöhnlicher, weltlicher Kleidung, ein älterer Mann mit scharfen, klaren, aber gütigen Zügen. Auffallend waren nur seine Augen, ausserordentlich glänzend und tief, wie ganz weit hinausblickend. Wir sprachen nur von weltlichen Dingen, aber plötzlich fiel ein Wort, das mich wie ein Schlag vor die Stirne traf. Ich wusste auf einmal, dass ich mit diesem Menschen es auszufechten haben würde. Es war ein unwiderstehliches Gezogensein, und auch er hat damals diese Anziehung gefühlt, die ihn geneigt machte mich zu lehren.

Von diesem Tage an haben wir miteinander in Gesprächen gerungen, täglich fast acht Stunden, einen ganzen Monat lang. Ich vernachlässigte Arbeit und Haus und konnte nichts anderes mehr denken, bis alle meine Zweifel und Gegengründe geschlagen waren und Gewissheit kam. Es gibt keinen Widerstand dagegen! Und oh! Die Süsse seines Lächelns, wenn ich glaubte, ihn mit einem Zweifel, einem Widerspruch besiegt zu haben!

Dieses Begegnen mit einem Guru ist einer der Wendepunkte in der spirituellen Entwicklung; nur in einigen seltenen Fällen haben Menschen den Weg allein gefunden. Aber jene Geister haben die Tradition und Erfahrung von Jahrtausenden in sich aufgesogen und sie einer dem andern eingeflösst, so dass es eine Genealogie spiritueller Abkunft gibt, die dem Schüler bei seiner Einweihung klar wird.

Zuweilen lässt der Lehrer den um seine Lehre Bittenden jahrelang warten, ohne sich scheinbar um ihn zu kümmern, wenn er die Seele als noch nicht reif erkennt.

Man soll den Guru nicht drängen; warte deine Zeit, er weiss, was in deinem Geiste ist. Anderes wäre Neugier, eine der grossen Sünden, wäre Leidenschaft, die du unterdrücken musst. Wenn Belehrung einem Manne kommt, der sie sucht aus Wissensstolz oder um sich mit ihr zu brüsten, so ist das grosses

Übel für seine Seele — und für andre, denn er mag Kräfte erlangen, die er in schlechter Weise benutzen kann."

Ich: „Haben denn wirklich solche Männer Kräfte erlangt über den menschlichen Bereich hinaus? Könnte ich nur einmal derartiges sehen, dann wollte ich glauben."

Rama: „So willst du nur äussere Zeichen! Das ist nicht der richtige Geist. Sie sind nebensächlich. Sie werden nicht gesucht. Sie kommen von selbst, wie der Geist sich immer mehr befreit und hinter die Dinge sieht.

Was dem Uneingeweihten Wunder scheint, das ist Ursache und Wirkung dem Wissenden. Zeit und Raum, durch deren scheinbare Besiegung das Meiste, was als Wunder erscheint, bewirkt wird, sie existieren ja nicht wirklich. Sie sind nur unsere Denkform; sie haben keine Macht über das unanhaftende Bewusstsein.

Jene Dinge, nach denen du fragst, sind wirklich, viel wirklicher als die alltäglichen Ereignisse des Lebens. Die Jñâni (Wissenden) legen kein Gewicht auf diese Erweiterung ihrer physischen Fähigkeiten; sie werden sie niemals zeigen, um eitler Neugier zu genügen. —

Mein Guru Ramaswani lebt noch heute am Hofe zu Tandjore in weltlicher Stellung, und selbst seine nächsten Gefährten ahnen nichts von seiner spirituellen Vervollkommnung. Es gibt Männer gleich ihm über ganz Indien, du magst heute oder morgen ihnen in einer Strasse begegnen und weisst es nicht."

Ich: „Könnt Ihr mir nicht den Inhalt Eurer Gespräche mit dem Guru näher andeuten?"

Rama: „Ich sagte dir, dass ein einen Monat lang fortgeführter Redekampf kaum genügte, meine ersten Zweifel ganz zu verscheuchen. Der Guru blieb später neun Monate lang in meines Bruders Haus. Diese Dinge kannst Du nur in dir selbst erfahren. Dein Karma ruft dich jetzt zu anderen Aufgaben; so gib diesen deinen Geist mit ganzer Kraft; das ist Karma-Yoga. Die besseren Europäer üben es unbewusst, in der Förderung von Kenntnissen und Wissenschaft, in Ausübung der Kunst. Auch diese Wege können endlich zu Jñâna führen, aber nicht so unmittelbar, wie der andere Weg, die Jñâna-Yoga.

Für dieses ist die erste Bedingung, den Geist zu stetigen; zu unterdrücken die Tausende der willkürlichen und zufälligen Gedanken und Projekte, die den Geist durchschwirren; die intensive Konzentration auf stets nur einen Gegenstand allein.

Willst du deinen Geist schulen, so meditiere; fixiere ihn auf irgend ein Objekt, irgend eine Eigenschaft, mit Ausschluss von allem anderen!

Wie kann ein Mensch sich frei nennen, solange er Sklave ist jeglichen noch so unnützen oder quälenden Gedankens, der willkürlich von seinem Geist

Besitz ergreift. Was Not tut als Erstes, ist zu lernen, einen Gedanken auf der Stelle zu töten, und ebenso: das ganze Gebiet der Gedanken zu meistern nach dem Gebote unseres Willens, so dass der Geist sie rufen, festhalten oder zurückweisen kann in voller Herrschaft."

Ich: „Welches Resultat gewinne ich durch Erreichen jenes Bewusstseins an sich ohne differenzierten Gedanken? Werde ich nicht in den Zustand eines Steines gelangen, oder dumpfen Schlafes?"

Rama: „An jenem Punkt erst beginnt unser wahres Selbst, öffnet sich die höhere, reinere und allumfassende Wahrnehmung; in seinem höchsten Grade ist dieser Zustand vollkommene Vereinigung mit dem All, dem Ganzen. Es kommt die Empfindung „Ich bin" wiederhallend aus dem ganzen Universum; das Wissen, dass das All-Jedes ein Einziges ist; das Nichtmehrunterscheiden.

Beschreiben lässt sich dieser Zustand nicht, man muss ihn erfahren.

Tiefer Schlaf ist die Ruhe der Vergessenheit, ist Dunkel — diese höchste Ruhe ist das Licht. Es ist der höchste Frieden, das absolute Stillwerden der Seele.

„Es gibt nur ein Wort dafür" (hier sammelte sich sein Antlitz in einem seltsamen inneren Leuchten, und mit ganz leiser Stimme):

„Unaussprechliche Glückseligkeit!" –

Hier von den Lippen des Denkers, des hochgebildeten, reichen Weltmannes dasselbe innere Erfülltsein, dasselbe Wort des Seligkeitsgeständnisses, wie dort aus dem Munde des besitzlosen, heimatlosen Geistesarmen!

Sollte in diesen sonnennahen Ländern der Weg zum inneren Lichte näher, der suchenden Seele leichter zu finden sein?

— — — — — —

Alle Wesen sind ursprünglich
Unbegrenzt und dem Raume gleich,
Und nicht ist irgendwo Vielheit
Unter ihnen, in keinem Sinn.
Sie alle sind auch ursprünglich
Urberuhigt, voll Seligkeit;
Sich gleich alle und unteilbar,
Ew'ge, reine Identität.

(Atharva Veda.)

CEYLON.

Sri Sumangala.
Oberpriester von Ceylon.

Landstrasse.

Der zauberischen Pracht der Insel Lanka hat die Hand des Menschen mächtige Denkmale alter Kultur und Kunst, als stumme Zeugen einer grossen Zeit, eingewoben. In den Gluten der tropischen Sonne, im Dschungel und unter dem Laubdache hochragender Wälder rangen seit zweitausend Jahren Weddas, Singhalesen und Tamilen in fürchterlichen Rassenkriegen um den Besitz des grünen Eilandes. Prächtige Riesenstädte mit zyklopischen Andachtsstätten wurden von den Singhalesen erbaut, um von den hereinbrechenden Tamilen wieder zerstört zu werden. Altindische Glaubenslehren und Buddhismus hielten Einzug in die Insel — bis endlich der Unternehmungsgeist und die Gewinnsucht des Europäers auch die letzte Hochburg der singhalesischen Könige und der buddhistischen Religion, den Gebirgsort Kandy, unter seine Botmässigkeit brachte und die Macht der braunen Brüder niederwarf.

Ruinen und Heldengedichte zeugen von den verschwundenen Reichen, und in den Erzählungen der Singhalesen von heute spiegelt sich noch die Blüte

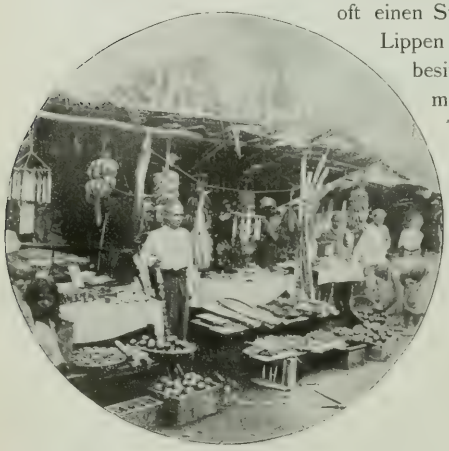
grosser geschichtlicher Vergangenheit. Aus diesen Überlieferungen das Bild früheren Glanzes zu rekonstruieren, ist gegenwärtig die Aufgabe moderner Forschung.

Meine wissenschaftlichen Arbeiten führten mich zweimal in das Innere der Insel. Doch nur nach Monaten zählte mein Aufenthalt, und es steht mir nicht an, Schilderungen von Land und Leuten zu geben, um so weniger, als Robert Knox, John Davy, Emerson Tennent, Ernst Häckel, P. u. F. Sarasin u. a. eingehende Werke über Ceylon veröffentlichten. Nur einzelne Erlebnisse und bildliche Darstellungen sollen hier Raum finden: Augenblicksbilder, wie sie sich uns zufällig darboten. —

Drei Volksstämme oder Menschenvarietäten bewohnen seit Jahrtausenden die Gewürzinsel: die Wedda, die Singhalesen und die Tamilen (Drawida).

Auf die östlichen Niederlande zurückgedrängt, leben die Wedda in getrennten Ansiedelungen; ihre Kopfzahl soll nur noch etwa 2200 betragen. Dieses Naturvolk gehört, gemäss den gründlichen Forschungen von P. und F. Sarasin, zu den kleinen Menschenformen. Sie sind durchgehends kräftig und wohlgenährt, von tiefbrauner bis mittel- oder hellbrauner Hautfarbe, mit grossen dunkelbraunen Augen. Derbes und wolliges Haar bedeckt in mächtigem Busche ihren Langkopf, während das ziemlich breite Gesicht sowie der Körper nur spärliche Behaarung aufweisen. Als ein Zeichen niederer Organisation wird der auffallend lange Unterarm betrachtet.

Durch Eleganz der Gestalt, durch Zartheit des Gliederbaues, durch Weichheit und Adel der Bewegungen sind die Singhalesen ausgezeichnet. Frauen besitzen zwar häufig eine ungewöhnliche Körperfülle, indes die Jünglinge und jungen Männer durch jungfräuliche Zierlichkeit und Geschmeidigkeit des Körpers auffallen. Die Hautfarbe variiert zwischen mittelbraun bis hellbraun und zeigt oft einen Stich ins gelbliche; die etwas gewulsteten Lippen erscheinen bläulich-violett. Nach Sarasin besitzen Neugeborne nur Spuren von Pigmentierung, weisen aber nach fünfzehn Tagen schon den typischen singhalesischen Teint auf. Das schwarze, wellige Haupthaar wird stets mit grosser Sorgfalt gepflegt; der Körper der Männer ist stark behaart. Das Antlitz, oval beim männlichen, mehr gerundet beim weiblichen Geschlecht, erhält einen sanften und doch lebhaften Ausdruck durch die offnen Augen mit dunkel- oder mittelbrauner



Singhalesischer Fruchtladen in Colombo.

Iris. Stets sind die Nasenflügel breit und ausladend; der schmale Nasenrücken der Männer pflegt etwas gebogen, der der Frauen gerade zu verlaufen.

Dass Mut, Rührigkeit, Ritterlichkeit und Feinfühligkeit diesen Menschenkindern zu eigen, hat uns die nähere Berührung mit manchen unter ihnen bewiesen. Sowohl in den unteren Volksschichten wie unter der gelehrten Klasse haben wir wahrhafte Herzensmenschen gefunden. Unvergesslich werden uns die intimen Gespräche bleiben, welche wir mit dem buddhistischen Priester Silananda in Kandy gepflogen, und mit Dankbarkeit gedenke ich der treuen Hilfe meines ausgezeichneten singhalesischen Jägers Soult Pereira.

Wedda.

Zweifelhaft ist die Verwandtschaft der Rodiyas im Innern Ceylons. Nur zwei- bis dreitausend Seelen zählt dieses verachtete Zigeunervolk.

Auf die Küstenstriche im Osten, Norden und Nordwesten Ceylons ist gegenwärtig der Stamm der Tamilen beschränkt. Dunkler von Hautfarbe als die Singhalesen, geben sie diesen an Geschmeidigkeit und schlankem Wuchs wenig nach. Derber, jedoch nicht unsympathisch, ist der Ausdruck ihres Gesichtes. Ein mässig kräftiger Bart, schwarz wie das Haupthaar, schmückt das Antlitz der Männer. — Der Weg, auf welchem die Drawidas sich über das indische Festland verbreiteten, wurde erst unlängst genauer festgestellt. Teils zurückgedrängt, teils inselartig abgeschnitten durch die später einwandernden Inder, haben die Tamilen noch vielfach ihre alten Sitten beibehalten, wie sie denn auch ihre eigene Sprache aus all den Stürmen erretteten, während sie sich die religiösen Lehren des Sanskritvolkes zu eigen machten.

Von den grossartigen Bildern und bunten Szenen, die während unsres kurzen Verweilens auf Ceylon an unseren Augen vorüberzogen, lassen wir einige hier folgen: abgerissene Blätter unsrer Tagebücher.

I.

Neujahr auf dem Adamspik.

In der letzten Dezemberwoche wehte in Colombo ein garstiger heisser Landwind, wie er zumal von den europäischen Ansässigen als fieberbringend gefürchtet wird. Mir ward erzählt, dass häufig auch grössere Haustiere, wie Rinder, Pferde und Hunde infiziert werden von den Fieberkeimen, welche dieser Nordwest aus den Tümpeln und Sümpfen des Flachlandes entführt. Und sicher ist, dass auch die Eingebornen zur Zeit der Landwinde rheumatischen Anfällen und der Malaria öfters ausgesetzt sind.

Auch mich überfiel ein heftiges periodisches Fieber, welches weder durch Chinin noch Arsenik zu bannen war, und so entschloss ich mich, am Sylvesterabend ins Gebirg zu fahren, „möglichst hoch hinauf," wie der Arzt anriet. Also auf den Adamspik! Gesagt, getan. Eine siebenstündige Eisenbahnfahrt brachte mich nach der Station Hatton, eine kurze Wagenfahrt nach der Teeplantage Laximana, wo ein kleines Regierungs-Rasthaus steht. Hier rüstete ich mich zum Aufstieg, der, wie mir mitgeteilt wurde, vier Stunden in Anspruch nimmt.

Leider konnte mir niemand Auskunft geben, ob das Priesterhäuschen auf dem Pik schon zur Unterkunft für Pilger eröffnet, d. h. ob die Priester zur Wallfahrtsaison, Januar bis Mai, schon hinaufgezogen seien. Ich vertraute jedoch meinem Stern und machte mich bei heiterem Wetter mittags zwei Uhr auf den Weg. Zwei Kulis wurden beauftragt, meine warmen Kleider, Nahrung und Getränk, Bambusstäbe und einen leeren Kaffeesack, dessen Bedeutung bald erhellen wird, nachzubringen.

Beginnend zwischen wundervollen Bambusgebüschen, führte der Weg anderthalb Stunden einen Fluss entlang durch Teeplantagen. Rechts und links,

vor und hinter mir war die breite Talsohle und das Hügelland mit den in Reih und Glied gesetzten, niedrigen Teestauden bepflanzt, und nur einzelne steile Anhöhen und kleine Schluchten wiesen noch Flecken des ehrwürdigen Urwaldes auf, die als „unbrauchbar" vor der Vernichtung verschont geblieben waren. Die Urbarmachung musste hier erst vor wenigen Jahren geschehen sein, denn zwischen den Teepflanzen lagen noch zahllose umgestürzte Baumleichen, und hie und da ragten noch halbverkohlte und gebleichte Riesenbäume mitten aus den Feldern empor und streckten gespenstisch ihre Arme wie hilfesuchend zum Himmel, als letzte Zeugen der mächtigen Gestaltungskraft der tropischen Sonne und zugleich der wüsten Verheerung durch Axt und Brand. Aber auch diese Stämme werden in kurzer Zeit verschwinden, denn sie fallen den winzigsten und mächtigsten Wesen der Erde, den Bakterien, zum Opfer und werden endlich in der Form von Fäulnisprodukten von den Teepflanzen aufgenommen, um schliesslich als anregendes und aromatisches Genussmittel im fernen Westen ihre Wiederauferstehung zu feiern. Mir ward das Glück, besser gesagt der Schmerz zu teil, die Niederlegung des Urwaldes mit anzusehen. Mein Weg führte mich an einem Gebiete vorüber, welches einem ungeheuren Reisighaufen glich, über welchen Hochstämme mit vergilbter Laubkrone hervorragten. Hier war das Unterholz niedergeschlagen, die stärkeren Stämme mit tiefen Axthieben angehauen, um nach kurzer Frist, sobald die Verdorrung vorgeschritten, niedergebrannt zu werden und als Asche zur Befruchtung des gewonnenen Plantagenbodens zu dienen. Und als ich weiter um eine Hügelecke bog, gewahrte ich an einem der Abhänge, wie das Flammenmeer in einer der niedergelegten Waldparzellen wütete, so dass Blätter und Asche hoch in die Luft stiegen. Geld ist die Losung und nach uns die Sündflut!

Fräulein Paranattale.
Tochter des singhalesischen Bürgermeisters in Kandy.

An 800 Teeplantagen bedecken schon jetzt hier das Gebirgsland, und stundenlang führt die Eisenbahn den Reisenden durch die Felder entschwundener

Vornehme Singhalesin.

Waldespracht, die niemals wieder in ihrer ursprünglichen Form erscheinen kann! Denn nachdem einmal der die aufkeimenden Pflanzen schützende, dichte Urwald abgeräumt worden, fehlt dem frei der Sonne ausgesetzten Erdreich die Gelegenheit, waldbildende Bäume aufkommen zu lassen, weil Wucherpflanzen das Wasser und die Salze des Bodens in Beschlag nehmen. Und wenn auch endlich einzelne starklebige Baumsamen über die Leitpflanzen den Sieg davontragen, so entfaltet der neue Wald niemals wieder die gleiche Fülle von Formen wie der alte es vermocht hatte, der seinen Humus nach und nach sich selber schuf. So verändert die Raubwirtschaft, nur gerichtet auf möglichst mühelose, rasche Erzielung von geldbringenden Gewächsen, die Physiognomie der Landschaft für immer! Nächst der geologischen Struktur ist es ja die Pflanzenwelt, welche den Charakter eines Landes in erster Linie bestimmt, und dieser wird durch den Plantagenbau total umgestaltet!

Der Fuss des eigentlichen Bergkegels, der fortwährend vor meinen Augen lag, war nach anderthalbstündigem, rüstigem Marschieren erreicht. Ich rastete einige Minuten vor einem singhalesischen Erfrischungshäuschen, wo gekochter Reis, Kokosnüsse, Bananen und Tee feilgeboten wurden. Hier erfuhr ich, dass viele Priester und Pilger bereits am Morgen zum Gipfel aufgestiegen seien, und mit frischem Mute setzte ich meine Reise fort.

Kaum hatte ich einen brausenden Bergfluss, dessen Ufer mit den herrlichsten der Pflanzen, mit Baumfarren, besetzt waren, durchsprungen und war auf dem schmalen Pilgerstege vorwärts geschritten unter das erfrischende Tunneldach des Urwaldes, als mir die ersten der rückkehrenden Wallfahrer begegneten: mohammedanische Araber in langem Kaftan und einen mächtigen Turban auf dem Kopfe. Bald folgten zwei dunkelfarbige, blitzäugige Tamilfrauen, die jüngere eine stolze, mit Gold- und Edelsteinschmuck staffierte Schönheit, und später noch einige Gesell-

Tamil-Mädchen.
Strassentänzerin.

Talipot-Palme.

schaften von Singhalesen mit Weib und Kindern. Sie alle erwiderten freundlich meinen Gruss in ihrer Landessitte, fragten woher ich käme, und traten, soweit das auf dem eingeengten Wege möglich war, höflich zur Seite.

Der Anstieg des Adamsberges von der Nordseite ist ganz ungefährlich für schwindelfreie Touristen, aber er geht steil aufwärts und verdient fast den Namen einer Kletterpartie. Der grösste Teil dieses Weges führt über treppenartig aufeinandergelegte Steine; streckenweis ist der Pfad mit einem sonderbaren Wurzelgezwirbel überzogen, wie wenn Tausend Schlangenleiber sich durcheinander ringelten; selten tritt ein schwer gangbarer, nasser Lehmboden zutage, und in den oberen Partien ist der schroff abstürzende, nackte Gneisfels durch eingehauene Stufen und ein eisernes Kettengeländer ersteigbar gemacht. Der geschmeidige, nackte Fuss der Eingebornen schmiegt sich den schlüpfrigen, algen- und moosbewachsenen Steinstufen an und sichert ihm einen festen Halt, wo die steife Stiefelsohle der europäischen Fussbekleidung ausgleitet. Trotzdem ich häufig die Hände zu Hilfe nahm und mich an Wurzeln und Ästen in die Höhe schwang, verlief der Anstieg nicht ohne Rutsch- und Stolperintermezzos. Der Weg zur Gnade ist kein ebener Weg.

Junge Talipot-Palme.
(Corypha umbraculifera L.)

Talipot-Palme von 25 Meter Höhe, etwa 50 Jahre alt.

Die Blätter, welche den Angriffen der weissen Ameise Widerstand leisten, wurden seit Alters her in Streifen geschnitten und als „Ola"-Papier mit einem Stahlstifte beschrieben.

Der immergrüne Vegetationsmantel des Adamspik oder des Samanala, wie ihn die Singalesen, als Burg des Wächtergottes Saman, nennen, bietet für das an die europäische Flora gewöhnte Auge einen grossen Reiz. Seinen Fuss umwebt ein wilder Dschungel mit einer Fülle von Pflanzenformen. Lianen der verschiedensten Familien

Talipot-Palme in Blüte.

Nur einmal, im 50. bis 80. Lebensjahre, treibt diese Palme Blüte und Frucht, um dann abzusterben! — Im Hintergrunde die gestuften Reisfelder.

durchziehen das Dickicht, umranken Stämme und Geäst, klettern festonartig von Baum zu Baum oder hängen gleich Ampeln frei in der Luft. Schmarotzer nisten sich ein auf Astgabeln und Zweigen und verleihen ihrem Wirte einen fremdartigen, auffallenden Schmuck. Bis fünfzig Meter erheben sich die schlanken Baumsäulen der mächtigen Urwaldstämme, um sich zu einer breiten, oft pinienartig gestalteten, dichten Laubkrone auszubreiten. Graue Gebirgsaffen, Hirsche und Eichhörnchen, Tauben in grünem, violettem, gelbem und rotem Federkleide, bunte Papageien beleben das Waldesdickicht und zahllose Insektenformen durchschwirren das Blätterwerk.

Millionen von Blutegeln lauern auf das vorbeistreifende Getier, um sich unbemerkt anzusaugen und nach vollbrachtem Mahle eine blutende Wunde zu hinterlassen. Dass auch der Mensch ein Opfer dieser ausserordentlich belästigenden Parasiten wird, konnte ich genügend an mir selber erfahren. Auch grössere Tiere wagen sich bis zu dem Kegelfusse des Adamspik gelegentlich hinauf, wie Leoparden, gefährliche Lippenbären und Elefanten.

Oberhalb dieser Urwaldzone gewinnt die Flora einen einförmigen Charakter. Lorbeer-, Myrten-, Magnolien- und Rhododendronbäume mit eckig geknickten Stämmen, die knorrigen Äste mit langem Bartmoos behangen, niedrige Zwergbambusen und ein kräftiges, dichtes Unterholz mit verschiedenen Blütenstauden begleiten den Wanderer bis auf den Bergesgipfel.

Bei wolkenlosem Himmel hatte ich meinen Weg angetreten, aber gegen vier Uhr schon zogen sich dichte Nebelschleier an den Abhängen zusammen. Graue Schwaden huschten durch das Laub; der Wind machte sich auf und trieb an der Bergwand brodelnde Wolkenmassen empor, welche Himmel und Erde meinen

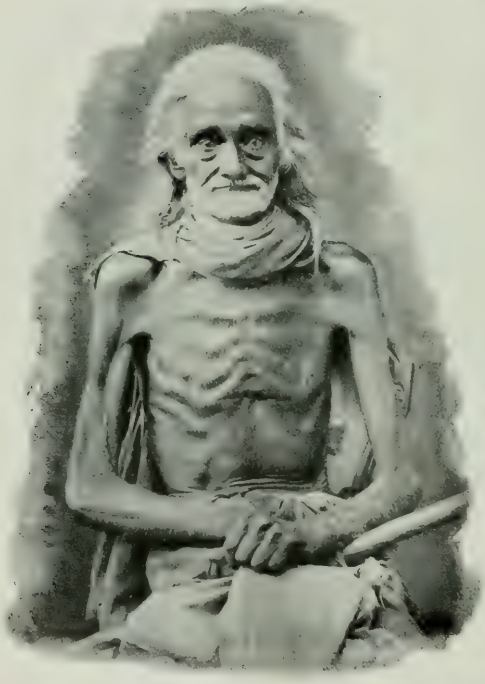
Blicken entzogen. Die Luft verfinsterte sich, trockne Blätter fielen raschelnd nieder, es knarrte und ächzte in den Zweigen und nur der vereinzelte Schrei eines Vogels zeugte von Leben um mich her.

Noch einmal zerriss das Wolkenkleid und liess die Augen abwärts auf die dichten Blätterkissen der Rhododendren schweifen, deren rote straussartige Kronen zu einem feuerroten Blumenfelde zusammenschmolzen; dann schloss sich der Vorhang dauernd und hüllte mich in einen Tauregen ein.

Nach 2½ stündigem, anstrengenden Klimmen ward es plötzlich heller über mir — der Gipfel des Wunderberges war erreicht! Der Adamsberg spitzt sich steil zu und läuft in einen Gneisblock aus, der den rohen, etwa 6 Schuh langen Abdruck eines menschlichen Fusses zeigt. Ein baldachinartiges Dach ist über dem Heiligtum, zu welchem einige Stufen hinaufführen, errichtet. Rings um den Block läuft ein schmaler, durch eine Brustwehr geschützter Umgang. Ein wenig unterhalb befinden sich zwei Steinhütten für die Priester und nächtigenden Pilger. Trotz des Nebels und unwirschen kalten Windes hatten sich Priester und Wallfahrer vor der Fussstapfe versammelt und betätigten ihre Huldigungen durch Verbeugungen, Gebete, Blumenstreuen und Opferspenden. Unbehelligt durch Andersgläubige verrichteten hier buddhistische Singhalesen, sivaistische Tamilen und mohammedanische Araber ihre Andacht.

Talipot-Palme nach dem Reifen der Früchte.

Und so war es von alters her. So manchen Mittelpunkten gemeinschaftlicher Pilgerfahrten in Indien, zu denen die verschiedenen Religionsangehörigen wallfahren und welche schon durch ihre gemischte Architektur Zeugnis ablegen für die kombinierten Glaubenslehren, hat der Buddhismus seine Weihe gegeben, und seiner Duldsamkeit und seinem menschenfreundlichen Geiste ist es zuzuschreiben, dass auch diese geweihte Stätte niemals der Zankapfel religiösen Zwistes wurde. Auch jetzt beobachtete der priesterliche buddhistische Hüter des Heiligtums mit gütigem Lächeln, wie die Fussspur von dem Mohammedaner als heilige Reliquie Adams, von dem Singhalesen als diejenige Buddhas, und von den Tamilen und Hindus als Fussstapfen ihres Gottes Vischnu oder des ernsteren Siva verehrt ward — wahrlich ein Vorbild religiöser Duldsamkeit!



Singhalesischer Bettler.

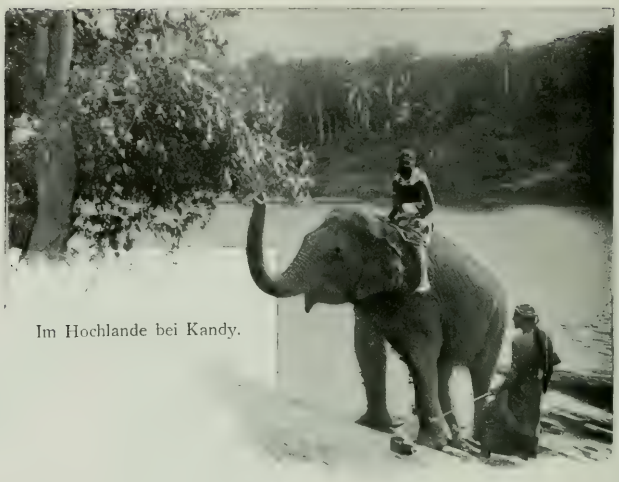
Angesichts solcher vorurteilsfreien Gesinnung konnte ich nicht mehr zweifeln, dass die Frommen auch den Christen in ihre Hütte aufnehmen würden! Ich trat daher zu dem Priesteroberſten, der etwas englisch verstand, heran, bedeutete ihm meinen Wunsch, in seiner Hütte ein Nachtquartier zu finden und legte gleichzeitig eine Rupie auf den Abdruck der grossen Zehe der Fussstapfe. Die Silbermünze verschwand sofort in des Angeredeten Tasche — aber einen Raum zum Schlafen könne er mir nicht geben, da bereits 20 Priester und mehrere Pilger in den Hütten untergebracht seien. Da auch mein Versprechen, die übrigen Zehenabdrücke ebenfalls mit Opfermünzen belegen zu wollen, falls er mir Nachtquartier schaffte, nichts fruchtete, so beschloss ich, auch ohne die allerhöchste Erlaubnis mir einen Schlafplatz zu erobern, wurde aber anderen Sinnes, sobald ich die Türen der Häuschen öffnete. Eine Schar dicht zusammenhockender Menschen war in beiden Hütten um ein qualmendes Feuer gruppiert, und aus den engen Räumen strömte mir ein so widerwärtiger

Gestank entgegen, dass ich mich schleunigst zurückzog. Da die Nacht hereinbrach und der Abstieg in der Dunkelheit ganz unausführbar schien, so nahm ich ein winziges, verfallenes Steinhäuschen in Beschlag, in welchem zwar die Tür und viele Dachziegel fehlten und dessen Mäuerchen grosse Löcher aufwies, welches aber doch genügenden Raum bot, um sich darin auszustrecken.

Singhalesischer Dorfvorsteher.

Zu meiner Beruhigung trafen jetzt die Kulis, keuchend unter ihrer Last, ein, und mit ihnen der aufmerksame Wirt von Laximana. In dem Hüttchen wurden nun vier Bambusstöcke in den Boden geschlagen, zwei Bambusstangen darüber gelegt, der Kaffeesack daran befestigt, und — fertig war mein Nachtlager. Während ich die Löcher des Häusleins mit Blätterbüscheln verstopfte und mit eingeschobenen Steinen ausbesserte, die Türöffnung mit meinem Regenmantel und einem alten Kistendeckel notdürftig verschloss, wurde draussen ein lustiges Feuer gemacht. „Dinner ready", „Essen fertig", meldete mir alsbald mein Wirt. Beim Glimmerschein einer Handlaterne wurde mir auf dem schwankenden Kaffeesacke serviert: Kartoffelsuppe, in welcher Hühnerfleisch und Brotschnitte schwammen, einige Bananen, eine saure Gurke und eine Flasche Bier waren die Himmelsgaben, die man mir „auftischte".

Inzwischen war es neun Uhr geworden, und da die Sterne freundlich durch die Löcher meiner Hütte schimmerten, so trat ich nochmals ins Freie. Das Wolkenmeer hatte sich in die Tiefe gesenkt und bildete ein unabsehbares, durch das Vollmondlicht mit silbernem Scheine übergossenes Nebelfeld unter meinen Füssen, aus dem der Adamspik sowie andere Hörner und Kuppen wie schwarze Inseln hervortauchten, während im Westen einige mächtige Wolkenmassen gleich Eisbergen auf den luftigen Wassern zu schwimmen schienen. Im Süden funkelte das Sternbild des Kreuzes in hellem Lichte. Eine ungeheuere Stille herrschte auf dieser Höhe und liess der Phantasie ihren Flug in längstvergangene Jahrhunderte, wo das immergrüne Eiland mit prangen-



Im Hochlande bei Kandy.

den Millionenstädten geschmückt war, deren Reste heute noch in tausend Gedenkzeichen Zeugnis ablegen von entschwundener Pracht. Noch weiss die singhalesische Iliade Lankas von Tempelstätten und blühenden Orten, von blutigen Kriegen und Heldentaten der Singhalesen und Tamilen zu erzählen, und Patrioten sangen Jahrhunderte lang dieses nationale Epos, bis der weisse Mann kam, die Gefilde der gottgesegneten Insel zur Füllung seines Säckels nutzbar machte, sowohl Singhalesen wie ihre Erzfeinde, die Tamilen, mit Pulver und Blei zu Paaren trieb und die Eigenart zweier Nationen untergrub. Versunken sind die Prachtstädte, vergessen hat das Volk seine Geschichte, verloren seinen Heldenmut! Aus den freien Männern sind Diener worden, und willig tragen die Epigonen grosser Heldengeschlechter das Joch der Eroberer, geizend nach den Ehren und Anerkennungen, welche der Kulturmann ihnen als Brosamen zuwirft. Das ist der unabwendbare Fluch der unabwendbaren Kolonisation, dass der Besiegte auch beherrscht und seiner Nationalehre beraubt werden muss, damit dem Sieger der Besitz erhalten bleibe.

Kein Wunder, wenn die Buddhisten missgünstig darein schauen, wie fremde materielle Zielwege rücksichtslos ihre heiligen Kreise durchschneiden, wie die Pflanzenseelen ihrer freien Wälder durch Axt und Brand verscheucht werden! Ein altes, ehrwürdiges, geschmücktes Kulturbild ist in ewige Nacht versenkt, übertüncht durch schablonenhafte Pinselstriche moderner abendländischer Afterkünstler.

Mich fröstelte. Waren es die auftauchenden Phantasiebilder zerstörten glanzreichen Lebens auf der Insel Lanka, oder war es der eisige Windhauch,

der mich mit Kälteschauern durchzitterte — ich kehrte in das Hüttchen zurück. Mein Wirt hatte sich bereits unter dem Kaffeesacke auf den Boden gestreckt, während die zwei Träger in wollene Decken gehüllt und vor Frost stöhnend in den Ecken hockten.

Ich kroch vorsichtig auf mein schwankendes Lager, deckte mich zu mit Plaid, Plaidfutteral und auf den Rat meines Wirtes ausserdem noch mit einem Armvoll Blätterzweigen, spannte den Regenschirm über den Kopf zum Schutze gegen den Wind und versuchte zu ruhen.

Aber mein durch den längeren Aufenthalt in der heissen Niederung verwöhnter Körper zitterte vor Kälte bei den herrschenden 4° R und ich vermochte keinen Schlaf zu finden. Auch war der Wind wieder heftiger geworden, pfiff unheimlich durch die löcherige Hütte, jagte mir nasse Nebel ins Gesicht und löschte das Licht. Und noch ein anderer Ruhestörer meldete sich. Die Pilger setzen überall, wohin sie nur kommen, zahlreiche Flöhe ab, und diese nimmersatten Geschöpfe quälten mich ganz abscheulich, immer ein Dutzend auf einmal. Ermattung infolge des nun glücklich überstandenen Fiebers sowie der körperlichen Anstrengung, goss endlich einen tiefen erquickenden Schlaf über mich aus, und da ich wieder erwachte, begann das Firmament sich zu lichten; es wollte Morgen werden.

Rasch war ich auf den Füssen, trat hinaus auf die schmale Bergzinne und erkannte zu meiner unbeschreiblichen Freude, dass die Wolkenschicht geschwunden war und dass nur in den Tälern noch duftige Nebelstreifen lagerten.

Zebuwagen.

Im Osten stieg ein weisser Lichtkegel fast bis zum Zenit empor, der Vorbote der aufgehenden und der Nachfolger der sinkenden Sonne, das Zodiakallicht, und mitten in diesem tropischen Silberstreifen erglänzte der Morgenstern. Gegenüber im Westen ergoss der Vollmond sein bleiches Licht über die Nachtlandschaft.

Bald begann es im Osten zu dämmern; morgenrote Frühlichtstrahlen schossen fächerförmig empor, getrennt durch azurblaue Felder, die Wolken schatten. Diese herrliche, in den Tropen häufige Naturerscheinung verehren die gläubigen Singhalesen als den Glorienschein Buddhas. Immer weiter breitete sich der Farbenfächer über das Himmelsgewölbe aus, bis tief unten im Westen seine glutroten und saphirblauen Strahlen wiederum zusammentrafen und sich dort, wo der bleiche Mond stand, zu einem zweiten Fächerzentrum vereinigten

— ein ebenso seltsamer wie wundervoller Anblick! Endlich blitzte die Sonnenscheibe in brennender Glut über einer östlichen Wolkenwand auf.

Da geschah ein Mirakel!

Während ich den Blick gen Westen richtete, formte sich hoch in der Luft, in scheinbarer Entfernung einer deutschen Meile, unter dem Zentrum des Strahlenfächers ein gigantischer, dunkelblauer Berg, hoch emporragend in das Blau des Himmels: es war das durchsichtige, majestätische Schattenbild des Berges, auf welchem ich stand, der luftige Doppelgänger des Adamspik, von der Sonne projiziert auf die Dunststäubchen der Atmosphäre! Die Mondscheibe schwebte dicht über dem Gipfel des Zauberberges, von welchem eine doppelte Gloriole auszugehen schien: Der ungeheure, westliche Farbenfächer und eine silberhelle Lichtscheibe gleich einem Heiligenschein.

Durchzittert von dem Eindruck dieser überirdischen Phantasmagorie holte ich meinen photographischen Taschenapparat hervor und fixierte die Märchenerscheinung auf dem lichtempfindlichen Bromsilber, um nach meiner Rückkehr den Freunden ein unanfechtbares Belegstück dieses Wunders vorlegen zu können.

Je höher die Sonne stieg, desto mehr senkte sich der Kegelschatten, tauchte endlich von dem Himmel auf die Erde nieder und zeichnete sich meilenweit hinaus auf dem hügeligen Lande in dunkelvioletten Sammettinten von der Umgebung ab.

Rasch zertauten die grauen Nebel im Tal und morgenfrisch lag das paradiesische Lanka in leuchtendem Glanze vor mir ausgebreitet.

II.

Teufeltänze.

Die Religion der Singhalesen setzt sich aus zwei verschiedenen Lehren zusammen, aus einem Dämonismus, d. h. dem Glauben an die Existenz un-

Strandbild bei Colombo.
Augenblicksaufnahme.

sichtbarer böser und guter Geister, und aus dem Buddhismus. Beide Lehren gehen ohne Vermischung nebeneinander her, denn sie stehen theoretisch im grellsten Widerspruch zueinander: der Buddhismus verfolgt ewige Interessen

Ceylonesischer Bürgermeister mit Frau und Tochter.

und rettet den Geist auf Kosten des Körpers, während der Geisterglaube nur auf das leibliche Wohl abzielt. In der Praxis kommen daher die beiden in verschiedener Weise zur Geltung und zwar ist der Dämonismus der einflussreichere, weil er in alle Bedürfnisse des täglichen Lebens hineinspielt.

Wir hatten mehrfach Gelegenheit, Anschauungen und Gebräuche, welche dem singhalesischen Dämonismus eigen sind, kennen zu lernen, und es scheint mir wohl der Mühe wert, hier mitzuteilen, was ich davon gehört und gesehen.

Wenn schon in den frühesten indischen Hymnen des Rig-Veda der Einfluss unsichtbarer Dämonen erwähnt wird, so spielen diese doch erst in dem Atharva-Veda eine hervorragende Rolle. Tausende von Geistern, meist bösartigen, selten gütigen Charakters, beeinflussen das Menschenleben, und der Atharva-Veda gibt Zauberformeln, durch welche diese Geister versöhnt, überlistet oder vertrieben werden können. Diese Dämonen stehen in keiner Beziehung zu Naturkräften oder Naturphänomenen; sie scheinen vielmehr entsprungen zu sein aus dem Bestreben, neben den alten Naturgeistern wie Brahma, Siva, Vischnu, Indra noch andere gute und böse Nebengestalten für den Hausgebrauch zu besitzen. Diese Geister stellen den innigen Zusammenhang des Menschen mit der Welt des Wirklichen wieder her, und der phantasievolle Inder baute diese Beziehungen zu einer Lehre aus, welche endlich zu jenem religiösen Zauberschwindel ausartete, wie wir ihn gegenwärtig auf dem indischen Festlande und in Ceylon wahrnehmen. Zumal unter den Singhalesen hat dieser Glaube an die Existenz von Dämonen enorme Dimensionen angenommen, denn er beherrscht das Leben des Einzelnen vollständig, wie aus nachstehenden Darstellungen hervorgeht.

Ziemlich allgemein dürften die folgenden Anschauungen sein: Unter dem obersten grausigen König Wessamonni, der mit Wohlbehagen lebendige Menschen röstet, kocht und verbrennt, stehen Vizekönige, denen wieder Minister und zahllose Dämonen untergeben sind. Alle Mittwoch und Sonnabend kommen diese Geister zusammen, um Rechenschaft von ihren Taten abzulegen. Die meisten

sind dunkel von Farbe, haben vorspringende Glotzaugen und ein breites Maul mit Hauzähnen, oft mit Schlangen auf dem Kopfe; sie vermögen sich unsichtbar zu machen oder die Gestalt von Menschen und Tieren anzunehmen. Ihre Herkunft ist verschieden. Ein Mensch, welcher sterbend seinem Feinde nicht vergibt, wird z. B. als männlicher Dämon wiedergeboren, ein in Kindesnöten sterbendes Weib als weiblicher bösartiger Geist, der nachts grunzend umgeht, Männern an die Kehle springt und sie erwürgt. Als Schutzmittel dient ein Besen in der Hand oder die Beschwörungsformel. Andere stinkende Dämonen, teils Scheusale mit schlotternder Haut, teils unsichtbar, sind nur zum Leiden auserkoren; sie sterben täglich mehrere Male, bis sie endlich als niedere Tiere geboren werden. Durch ihren neidischen Blick wird Fleisch und andere Nahrung ungeniessbar oder giftig, und kein Singhalese im Innern des Landes wird eine Schüssel mit Speise durchs Freie tragen, ohne dieselbe vorher zuzudecken und mit einem Nagel oder einem Stück Eisen zu belegen; denn die missgünstigen Geister erfüllen ringsum die Luft. Selbst in die Kochtöpfe wird häufig ein Stück Eisen geworfen, um die Speise unschädlich zu erhalten. Es wird gewarnt, Steine zu schleudern oder Stöcke durch die Luft zu schwingen, damit nicht ein Dämon getroffen werde und sich dann räche! Unweit Kandy, in einem Felsentempel, wohnt das Haupt dieser Dämonen; Spenden von Geld, Silberschmuck, Betel usw. wird diesem Dämonenfürsten von den Weibern tagtäglich dargebracht, um seinen Einfluss abzukaufen.

Singhalesenjüngling.

Die Geisterstunden fallen zumal in die Zeit des Zwielichts morgens und abends, sowie auf den Mittag und die Mitternacht. Nicht gerne verlässt ein Singhalese um diese Zeit das Haus, oder wenigstens nicht allein; denn es lauern Dämonen an Scheidewegen, auf Bäumen, an Heerstrassen, in Felsschluchten, an Waschplätzen dem Menschen

auf, um ihn als Schatten, als alter Mann, als schönes junges Weib mit einem Kinde im Arm, als schwarzer Hund oder als befiedertes Geschöpf, als Riese, als ausgestreckte Hand zu erschrecken, durch Sand- und Steinwürfe, durch Rascheln und Lärmen zu ängstigen. Wehe dem, der sie nicht sofort zu beschwichtigen versteht durch eine der hunderttausend Beschwörungs-Formeln, von denen die meisten mit dem Anrufe beginnen: „Brahma, Vischnu und Siva! Anbetung Euch!“ In der Regel ist freilich der Mann aus dem Volke auf die Beschwörung nur eines oder einiger wenigen Dämonen eingeübt. Allbekannte Figuren sind z. B. der „schwarze Prinz“, ein verliebter Dämon, der zumal den schönen und jungen Weibern nachstellt und sie krank macht; bester gekochter Reis, die schönsten Bananen und leckersten Kuchen werden ihm geopfert. Gewisse weibliche Dämonen können rasende Verliebtheit erregen. Wünscht ein Mann seine spröde Schöne willig zu machen, so lässt er durch einen Zauberer ein junges Blatt der Königs-Kokospalme bestimmten Zeremonien unterwerfen und berührt damit die Schulter des begehrten Weibes; oder er besprengt die Ersehnte mit einem Tropfen Liebesöl, trägt ein Stück ihres Zeuges auf dem Körper u. s. f. Einem andern, Hundswut und Krankheiten des Viehes verursachenden Dämon werden Rinder geopfert — deren Fleisch natürlich dem Priester zu gute kommt. Wieder ein anderer Teufel, Gara Yaka genannt, bewacht oder schädigt die neuerbauten Häuser. Als einst die Göttin der Keuschheit einen Hochzeitszug begleitete, rief sie, erzürnt dass das Hochzeitshaus aus Tierhäuten erbaut und dass der Brautvater nur ein niederer Wedda war, zur Rache den Gara Yaka herbei, um den Hochzeitschmaus zu vereiteln. Dies gelang auch vollkommen, indem der Häuserdämon zuerst sämtliche Hochzeitsgerichte und danach das ganze Haus auffrass, noch einige hundert Kokosnüsse austrank und dann dem über solche Leistung erstaunten Wirte den Vorwurf machte, er habe ihn, den Dämon, hungrig und durstig entlassen!

Singhalesisches Mädchen.

Bei aller Art Krankheit werden die Dämonen, falls die Zauberformeln wirkungslos blieben, durch Gesang und Tänze beschwichtigt oder verscheucht. Ebenso vertreibt man die zahllosen Spuke-Geister und Unholde,

Singhalesischer Postmeister.

welche das Kochgeschirr in Unordnung zu bringen lieben, Büchsen öffnen, die Speisenden an den Haaren zupfen oder ihre Köpfe gegeneinander schlagen, kurzum allerlei Schabernack treiben. Aber auch um den Nächsten Verderben zu bringen, werden die bösen Geister mit Priesterhilfe herbeigerufen. Ein in Wachs modelliertes Miniaturbild der zu schädigenden Person wird dann z. B. mit einem aus fünf verschiedenen Metallen bestehenden Nagel durchbohrt und an jenem Orte vergraben, welchen der Betreffende passieren muss, und anderes mehr.

Dieser Glaube an Gespenster und böse Geister ist unter den Singhalesen ganz allgemein verbreitet; er beherrscht ihr Leben in noch höherem Grade, als die boshaften Formen der Verhexungen, welche für das europäische Mittelalter ein Schandfleck waren, indem sie dem Neide, der Rachsucht und der Eifersucht stets neue Nahrung gaben. Und ähnlich wie bei uns irreligiöse Vorstellungen und Praktiken sich einst unter Berufung auf christliche Lehren einschmuggelten, um unter hohem Namen desto freier und ungehinderter ihr Wesen treiben zu können, so hat sich auch in Ceylon der Aberglaube und der Dämonenkult mit dem Buddhismus abzufinden gewusst: den bösen Geistern und Teufeln wurde nur die Ewigkeit ihrer Existenz genommen; sie erschienen in dem neuen Gewande der Wandelexistenzen, ohne jedoch von ihrer Herrschaft einzubüssen! Die Dummheit der Menge einerseits, der Egoismus einiger Schlauen und Phantasten anderseits sicherte dem Unsinn die Oberhand bis auf den heutigen Tag. Davon sollten wir die deutlichsten Beispiele erleben.

Singhalesisches Kind.

Eines Abends, in Matugama, erhielten wir von dem Ortsvorsteher Wijezesekera die Einladung, einige „Teufelstänze“ mit anzusehen. Er und unser lieber Freund Wikremasinghe liessen uns eine Vorstellung geben von einigen der gebräuchlichsten Beschwörungstänze nebst den sie begleitenden Gesängen und Gesprächen.

Bei Fackelschein trat der „Abendteufel“ auf, opferte auf einem kleinen Seitenaltar, rief in langen Beschwörungsformeln alle Teufel an und begann nun einen wilden Tanz, der bis zu einem rasenden Springen, Taumeln,

Sichüberschlagen ausartete, wobei der Maskierte zwei lodernde Fackeln schwenkte. Der Sinn dieses wütigen Gebärdenspiels war, dem „Abendteufel, welcher abends 6 Uhr umgeht, seine eigene Gestalt vorzuführen und ihn durch Kapriolen zu beschwichtigen!“

Ein zweiter Beschwörer, eine Bärenmaske mit brennender Doppelfackel im Maule und zwei flackernde Feuerbüschel in den Händen, trat auf: Mahasunam. Er gebärdete sich noch toller, umgab sich mit dichten, zischenden Feuerwolken, indem er Bärlappsamen in die Fackelbrände schleuderte, drehte sich wie ein Kreisel, stürzte in wilden Sätzen nach rechts und links, kauerte sich zusammen und rollte gleich einem Feuerballen umher, richtete sich plötzlich wieder steil

Teufeltänzer.

in die Höhe und schleuderte wohl eine Minute lang den Kopf auf dem Halse im Kreise herum, ein feuriges Rad beschreibend. Das war das Abbild jenes Teufels, welcher das „Besessensein“ hervorruft und der durch wilden Tanz besänftigt werden muss!

Nun trat der „Frauenteufel“ vor, Abimana genannt, mit einer abschreckenden Holzmaske vor dem Gesichte, die Kopie jenes Teufels, welcher den Frauen Krankheiten bringt. Nach vorgeschriebenen Regeln ward er von unsern singhalesischen Freunden befragt wer er sei, woher er komme, und er gab seine Antworten in einem endlosen monotonen Gesange, dem der Gebärdentanz folgte.

Plötzlich stürzte aus dem Dunkel der „Todesteufel“ hervor, eine wilde unheimliche Erscheinung, die in ihrem flatternden Kleide aus zottigen Kokos-

fasern und Blättern mehr einem Ungeheuer, denn einem Menschen glich! Von Kopf und Wangen hingen lange, wirre Strähne herab, das Gesicht war geschwärzt, und aus dem Munde ragten zwei gekrümmte Hauzähne hervor. „Marusamja“ überbot womöglich noch seine Vorgänger an Wildheit und Hast des aufgeführten Tanzes, welcher den Zweck verfolgt, von todkranken Personen den „Todesteufel“ abzuwehren. Zum Schlusse glich dieser „Dämonenpriester“ einem unförmigen zottigen rollenden Ballen, der plötzlich mit einem grossen Sprunge zu meinen Füssen niederstürzte, meine Knie umklammerte und durch witzige Fragen und ausgelassene Sticheleien, welche von unseren braunen Freunden verdolmetscht wurden, unsere Lachmuskeln in Bewegung setzte.

Komischer Alter.

Es folgte nun eine komische Figur, der „Taubheitsteufel“; seine Aufgabe ist es, den Dämon, welcher den Menschen die Taubheit bringt, durch Nachahmung der Gebärden eines Tauben zu veranlassen, dass er das Übel wieder löse. Der Tänzer trug eine hölzerne Maske, welche in drolliger, aber höchst charakteristischer Art die Schwerhörigkeit zum Ausdruck brachte durch den offenstehenden Mund, die herabfallende Unterlippe und die aufgerissenen Augen. Das befangene ängstliche Benehmen und Misstrauen eines Tauben, besonders aber die verkehrten witzigen Antworten, welche der verschmitzte Darsteller auf die vorgelegten Fragen gab, erhielten den ganzen Zuschauerkreis in beständigem, ausgelassenem Gelächter.

Ein Kinderspott war der folgende alte Mann, Mahala Kolana. Gestützt auf eine Krücke, suchte der gebrechliche Alte nach der Musik zu tanzen, wobei er bald über seine eigenen Füsse stolperte, bald taumelnd an seiner Krücke Halt suchte oder sich in lächerlicher Pose zu forcierter jünglingshafter Eleganz der Bewegungen aufschwang. Er trug die ausdrucksvolle Holzmaske eines lächelnden Greises und verstand es, durch kindisches, albernes Gerede den Eindruck eines komischen Alten mit überraschender Wahrheitstreue wiederzugeben. Solch ein Tanz soll gichtische, hinfällige Greise wieder flott machen.

Dieser komische Tanz wurde unversehens unterbrochen durch einen herbeistürzenden Dämon, Raksha. Er trug eine Siva-Maske mit drei sich ringeln-

Singhalesisches Mädchen.

den Schlangen auf dem Kopfe und gebärdete sich wie ein Rasender, sich drehend, springend, sich überschlagend, taumelnd, dass uns angst und bange für ihn wurde.

Den Schluss bildete ein gemessener, von zierlichen Arm- und Handbewegungen begleiteter graziöser Tanz zweier Devas. Der feine elegante Gliederbau und die Elastizität des singhalesischen Körpers kam in diesen mimischen Tänzen zur vollen Geltung. Sie stellten zwei Männer dar, welche, der Sage nach, einst an Ceylons Küste gestrandet waren. Bis spät in die Nacht hinein ergötzten wir uns an diesen symbolischen Darstellungen, in denen Aberglaube, Schlauheit, Humor und körperliche Gewandtheit des Singhalesen zu überraschendem Ausdruck kamen. Um meinen europäischen Freunden ein Bild von diesen drastischen Vorstellungen geben zu können, bestellte ich mir die Teufeltänzer auf den nächsten Morgen zum Zweck photographischer Aufnahme. Leider waren die meisten derselben verhindert durch ihren Beruf als Lastträger, Bauern, Diener, und so konnte ich nur einige von ihnen im Bilde festhalten.

Was unsere Sympathie für diese Gelegenheitspriester erweckte, war ihre grosse Bescheidenheit und Feinsinnigkeit, gepaart mit einer kindlichen Vertraulichkeit, die auch bei unserem Abschiede von Matugama in liebenswürdiger Weise hervortrat, da viele der Teufeltänzer sich vor unserem Rasthause versammelten und uns mit ebensoviel Herzlichkeit wie richtigem Takt Lebewohl sagten. —

Weniger ergötzlich waren die Hexereien, welche wir bei einer anderen Gelegenheit im Innern Ceylons beobachten konnten. Zwei junge teufelsfähige Singhalesen entblössten ihren Oberkörper, liessen das lange Haupthaar über den Rücken wallen und schleuderten einige Minuten lang den Kopf in immer mehr beschleunigtem Tempo auf den Schultern herum. Durch diese Prozedur fuhr der Teufel in sie hinein und sprach so lange aus ihnen, bis durch nochmaliges andauerndes Kopfwirbeln dem Besessensein, welches ihren eigenen Geist in Bann versetzte, ein Ende gemacht wurde. Unter allerlei Hokuspokus, unter Zischen und Grimassenschneiden murmelten die beiden Betrüger ihre Formeln her und verteilten die gleichen Arzeneien als Heilmittel für die verschiedensten Krankheiten an die gläubige Menge.

Einer unter den Singhalesen allgemein verbreiteten Sitte mag hier noch Erwähnung geschehen, nämlich der Stellung des Horoskops. Einige Zeit nach der Geburt eines Kindes wird ein Astrologe beauftragt, das künftige Lebensgeschick desselben aus den Sternen zu weissagen und in Zeichen und Worten aufzuschreiben. Diese Prophezeiung geschieht nach ganz bestimmten Vorschriften und Regeln, die in Büchern niedergelegt sind. Um diesen mystischen Gebrauch näher kennen zu lernen, liessen auch wir uns das Horoskop stellen; der Sterndeuter bedurfte hiezu nur der Zeitangabe unserer Geburt. War es Zufall, oder hatte der Wahrsager Erkundigungen über uns eingezogen — genug, das Horoskop schilderte Charakter, frühere Erlebnisse und intime Familienverhältnisse mit einer Akkuratesse, dass wir im höchsten Grade verblüfft wurden. Mit überlegenem Lächeln strich der Astrologe sein wohlverdientes Honorar ein.

Isuruminya.

III.

In den Ruinen einer Königsstadt.

Anuradhapura! Bei diesem Klange ersteht vor unserem Geiste eine versunkene, traumhafte Märchenwelt.

Gleich dem sagenhaften Vineta, welches im Meer versank, liegt hier im Wildnismeere der Paradiesesinsel, von tausendjähriger Vergessenheit überflutet, eine uralte Königsstadt begraben. Wo wir uns heute mühsam auf Dschungelpfaden durchwinden, regte sich einstmals das hundertfältige Treiben bunter Volksmengen, zogen festliche Prozessionen zu goldig schimmernden Tempeln, sausten die Gefährte der Könige, schwankten die Sänften fürstlicher Frauen durch die Strassen. Diese Glanzzeit Anuradhapuras fällt vor Beginn unserer Zeitrechnung; doch noch im fünften Jahrhundert n. Chr. schildert der Chinese Fa Hian die Stadt „mit breiten Strassen, goldenen Palästen, bergähnlichen Tempeln", als „ein Wunder von Herrlichkeit". Nur die Tempel haben dem Sturm der Zeiten widerstanden und ragen noch als Wahrzeichen vergangener Grösse über die Kronen der Wälder empor, ihre wunderliche, bienenkorbartige Form — die nach alten Berichten den Himmelsdom oder eine Wasserblase nachahmt, — bewahrend.

Wie in der Erinnerung aus der geheimnisvollen Einsamkeit Bild um Bild auftaucht, mögen sie hier erscheinen!

Thuparama! Weich und voll liegt das Mondlicht auf einer Wiesenmulde. Ein Weiher zittert unter seinen Strahlen; Lotoskelche wiegen sich über kreisförmigen Riesenblättern; zwei graue Reiher stehen unbeweglich am Uferrande. Seitlich begrenzen das nächtliche Bild ragende Waldmauern; einzelne, vielästige Hochbäume wurzeln noch in der Lichtung.

Aber was schimmert dort, weissglänzend und schlank, umkränzt von funkelnden Lichtern? Verfallene Stufen mit seltsam gewundenen Seitenwangen führen zu einem quadratischen Unterbau, auf dessen Mitte sich eine schneeweisse, glockenförmige Kuppel in sanfter Rundung erhebt, ausstrahlend in einen zugespitzten Aufsatz, der fingerartig zum Himmel weist. Ein doppelter Kranz zierlicher, im Unterbau wurzelnder Säulen mit feinen Kapitälen, von der Gewalt der Zeiten nach allen Richtungen geneigt, zeichnet sich gegen den violettblauen Nachthimmel ab. Vier schlanke Palmyrapalmen, die wie ein Vorbild ihrer Form erscheinen, wiegen ihre zierlichen Kronen hoch über den gesenkten Säulenhäuptern. Durch ihre zarten Wedelblätter funkelt in magischem Scheine das Sternauge des Kanopus.

Um die Basis der Kuppel, die, ringsum geschlossen und ohne Eingang, wie ein rätselvolles Geheimnis daliegt, zittern die Flämmchen der Opferlampen, hauchen die Kelche grosser Wunderblumen ihren berauschenden Sterbeduft in die Nacht.

Vollmondnacht ist heute! Rings auf den Steinen kauern stille Beter und bringen ihre Liebesopfer dem Andenken des grossen Weisen, der ihnen den Weg gewiesen aus dem Drangsal der Erdennot, und von dessen Haupt ein einziges Haar der schweigende Kuppeldom umschliesst. Die flach zusammengefügten Hände zur Stirne erhoben, neigen sie in Verehrung ihre Leiber zur Erde; leise murmelt ihr Mund. Kein Priester drängt sich zwischen ihre Andacht und deren Gedankenbild. Diese Beter wissen, dass er, den ihre Lippen anrufen, sie nicht mehr hört, dass er ruht in ewiger, seliger Erhabenheit in einer Welt, in der nicht Ton und Wunsch, noch Zeit und Raum ist. Sie wissen oder ahnen doch, dass, wie sie hier knieen, sie allein den Gott der eigenen Brust beschwören und nur das Vorbild jenes Grossen, sich zur Stärkung, suchen, der den Äonenweg der Vollendung siegreich vollbracht hat!

Neben einem flachen Steinaltar, der überschüttet ist mit Lotosblumen und duftenden gelben Tempelblüten, sitzt ein Upasaka[1]) und erzählt dem Kreise niedergekauerter Gestalten einige jener schlichten Sagen von Gautama Buddhas

[1]) Name für Männer und Frauen, die ihr Leben nach strengen, religiösen Gelübden regeln, ohne indes Priester, Mönche oder Nonnen zu sein.

früheren Existenzen, eine „Jataka“. Viele dieser Erzählungen stellen gleichsam nur eine Apotheose der allumfassenden Herzensgüte dar, jener All-Liebe, welche die Erlösung für alles Erdenleid, der Weg zur Fortentwickelung ist und zur höchsten Erkenntnis.

Wir mischen uns unter die Lauschenden, die bald durch ein zustimmendes o—oh!, bald durch eifriges Fragen die Erzählung unterbrechen.

„Einst, zur Zeit da es keinen Buddha auf Erden gab, noch auch seine Lehre in der Welt war, lebte ein König Dahamsonda, der eine grosse Sehnsucht hatte, das „Bana“ zu hören, d. i. die Lehre der Buddhas.

Er berief alle seine Minister und Edeln, aber niemand hatte je von solcher Sache gehört, ja selbst von den Vorfahren war keine solche Überlieferung be-

Jetawarama.

kannt. Der König liess 1000 Goldstücke auf den Rücken eines Elefanten laden und sandte diesen durchs ganze Land mit einem Trommelschläger, der überall verkünden musste: wer immer den König das Bana lehren könne, dem solle das Gold gehören. Aber alles war vergebens und des Königs Sehnsucht wuchs zu solcher Stärke, dass er den Thron verliess und fremde Länder suchend durchstreifte. Er kam in eine Wildnis; und hier trat ihm in der Gestalt eines furchtbaren Dämonen der Gott Sakraya entgegen und fragte ihn, was sein Lohn sei, wenn er ihn Bana lehre? Wäre ich auf meinem Throne, sagte der König, so würde ich dir allen Reichtum der Welt geben; hier in der Wildnis aber besitze ich nichts als meinen eigenen Leib. Gut, sprach der Dämon, ich will mit diesem zufrieden sein. Wenn du auf jenen schwarzen Felsen steigst und dich von oben in meinen offenen Rachen stürzest, damit ich dich verschlinge,

so sollst du das Bana kennen lernen in dem Augenblick, da du durch die Luft herabsinkst!

Und der König in seiner heissen Sehnsucht sprang vom Felsen. Ehe er den Boden noch erreichte, hatte der Gott seine Glanzgestalt wieder angenommen und trug ihn in seinen Armen zum Himmel. Es war aber der König eine frühere Existenz des Buddha Gautama selber und der Gott Sakraya ward nachmals einer seiner Jünger.

Andächtiges Gemurmel der Zuhörer dankt dem Erzähler und wieder beginnt dieser: „Einmal zu Takkasila, im Lande Gandhāra kam der Bodhisat ins Leben als ein Stier. Als er noch ein winziges Kälbchen war, schenkten seine Besitzer ihn einem Brahmanen, der nannte ihn Nandi-Visāla (Grosse Freude), behandelte ihn wie sein eigenes Kind und fütterte das junge Geschöpf mit Reissuppe. Als der Bodhisat heran wuchs, dachte er bei sich: „Ich bin von diesem Brahmanen mit grosser Mühe aufgezogen und in ganz Indien gibt es keinen Stier, der wie ich ziehen kann. Wie, wenn ich dem Brahmanen die Kosten meiner Ernährung durch meine Stärke wieder einbrächte?“ Also sprach er eines Tages zu dem Brahmanen: „Geh', Brahmane, suche einen Händler, reich an Herden, und wette mit ihm um tausend Goldstücke, dass dein Stier hundert beladene Wagen ziehen kann.“

Der Brahmane ging seines Weges zu einem Handelsherrn und diskutierte mit ihm, wer in der Stadt wohl den stärksten Ochsen besässe. „O, der So und So oder So und So“, sagte der Kaufmann. „Aber“, fügte er hinzu, „kein Ochs in der Stadt kann in Stärke mit meinen Ochsen verglichen werden.“ Sprach der Brahmane: „Ich habe einen Stier, der hundert beladene Wagen ziehen kann.“ „Wo ist ein solcher Stier zu finden?“ lachte der Händler. „Ich habe ihn zu Hause“, sagte der Brahmane. „Nun dann wette mit mir.“ „Gewiss“, sagte der Brahmane und setzte tausend Goldstücke ein. Dann belud er hundert Wagen mit Sand, Kies und Steinen, koppelte sie zusammen, einen hinter den andern, badete Nandi-Visala, gab ihm ein Mass duftenden Reis zu essen, hing einen Kranz um seinen Hals und schirrte ihn an vor dem ersten Wagen. Der Brahmane setzte sich auf die Deichselstange, schwang seinen Stachelstock durch die Luft und schrie: „Vorwärts du Taugenichts! zieh an du Schuft!“ [1]

„Ich bin kein Schuft“, dachte der Bodhisat, „weshalb schimpft er mich so?“ und er stemmte seine vier Füsse fest wie Pfähle und rührte sich nicht von der Stelle.

Sofort nahm der Händler die tausend Goldstücke des Brahmanen in Besitz. Der Brahmane band seinen Stier los von dem Wagen, ging heim und warf sich in bitterem Gram auf sein Bett.

[1]) Mit ähnlichen Worten treiben noch heute die Wagenführer in Indien die Zugstiere an.

Als Nandi-Visāla herein schlenderte und den Brahmanen so kummervoll sah, ging er zu ihm und fragte, ob er ein Schläfchen machen wolle?

„Wie könnte ich ein Schläfchen machen?“ antwortete der Brahmane, „da ich tausend Goldstücke verloren habe.“

„Brahmane, so lange ich in deinem Hause lebe, habe ich jemals einen Topf zerbrochen oder bin ich störrisch gewesen oder habe ich Schmutz gemacht?“

„Niemals, mein Kind.“

„Warum denn schimpftest du mich Schuft? Du bist zu tadeln, nicht ich. Gehe, und wette diesmal um zweitausend Goldstücke. Aber denk' daran mich nicht wieder Schuft zu schelten.“

Hin ging der Brahmane und machte eine Wette um zweitausend. Wie das erste Mal koppelte er die hundert Wagen aneinander und schirrte Nandi-Visāla, sauber und geschmückt, an den ersten Wagen. Auf der Deichselstange sitzend streichelte der Brahmane Nandi-Visālas Rücken und rief: „Halloh, mein Prachtkerl, zieh' an, mein Liebling!“ Mit einem einzigen Ruck zog der Bodhisat die Reihe der hundert Wagen vorwärts, bis der letzte stand, wo der erste gestanden hatte. Und der Kaufmann zahlte dem Brahmanen die verlorenen zweitausend Goldstücke.

„Sprecht güt'ge Worte nur, nicht rauher Art!
Seht' da er freundlich sprach, zog ihm der Stier
Die schwere Last und gab für Güte Lohn.“

Die Thuparama ist das älteste Denkmal dieser Stätte, zugleich das älteste buddhistische Baudenkmal Indiens. Sie ward von dem singhalesischen König Dewenipatissa 300 v. Chr. erbaut. Lange Zeit bewahrte ein kleiner Nebenschrein, der noch unversehrt erhalten ist, einen Zahn Buddhas, bis derselbe als heiligste Reliquie des Vollendeten nach Kandy gebracht wurde.

Durch eine Allee hochragender Bäume gelangen wir an eine Mauerpforte, hinter welcher ein quadratischer Vorhof sich ausdehnt. Bruchstücke von steinernen Säulen, Tiergestalten und Treppenskulpturen liegen umher oder stecken im Boden; eine Buddhafigur mit edelm Gesichtsausdruck ist bis zur Hüfte von Erde bedeckt.

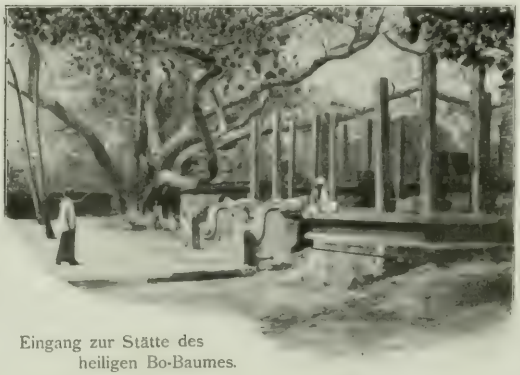
Einige schmale Stufen, deren Pfosten von sog. Wächtern, zwerghaften Menschenfiguren, und Reliefs fünfköpfiger Cobras (Brillenschlangen) flankiert sind, führen auf eine höhere Terrasse. Um diese zu besteigen, müssen wir eine halbkreisförmige Steinplatte überschreiten, die bedeckt ist mit überaus zierlichen, in konzentrischen Feldern angeordneten Reliefs. Wir sehen springende

Pferde, Elefanten, Rinder und Löwen in den äusseren Kreisen; dann folgt ein Band stilisierter Kelchblätter der Lotosblüte, und hierauf eine Prozession von „Hansäs", die sowohl Schwäne wie auch die heilige Gans vorstellen können, während das Mittelfeld wieder eine Darstellung der Lotosblüte mit ihrem sonderbaren Fruchtkolben einnimmt. Das ist einer jener merkwürdigen Mondsteine, die sich nur in Ceylons Ruinenstätten vorfinden, und deren eigentliche Bedeutung noch nicht erklärt ist. Noch zwei kleinere Terrassen ersteigen wir, und stehen vor einem steinernen Gitter, welches den heiligen Bereich des Bo-Baumes umschliesst. Ein kleiner, uralter Feigenbaum reckt seine knorrigen Äste, gebeugt von den zwei Jahrtausenden, die seine Blätter kommen und fallen sahen. „Er wird nicht wachsen, nicht vergehen", so sprach die Prophezeiung. Bald wird dieser grünende Baum der historisch älteste seines Geschlechtes sein, da sein Stammvater, der Buddhabaum zu Gaya, dem Absterben nahe ist.

Heute, an einem Pujahtage, zur Feier des Vollmondes, umwandelt eine Schar baarhäuptiger Priester mit Lichtern in den Händen und unter leisem, stimmungsvollem Singen langsamen Schrittes den heiligen Baum; auch Laien aus der spärlichen Bewohnerschaft des Örtchens haben sich angeschlossen. Rauscht im Abendwind ein welkes Blatt vom Bo-Baum hernieder, so wird es ehrfurchtsvoll vom Boden aufgehoben, um als heiliger Talismann bewahrt zu werden. Ein lebendes Blatt vom Baum zu brechen, wäre eine mit zahllosen Wiedergeburten zu büssende Sünde.

Einer der gelbgewandeten Priester gesellt sich zu uns, und, auf den gewundenen Stufenpfeilern der heiligen Stätte sitzend, lauschen wir seinem Berichte von deren Entstehen.

Einst in grauer Vorzeit war Lanka bewohnt von wilden, tierähnlichen Dämonen, den Yakshas und Nagas. Noch war der letzte Buddha nicht herniedergekommen. Wohl aber hatten schon die Buddhas vergangener Kalpas Lankas Erde besucht und auch den Platz bezeichnet, wo einst der Bo-Baum stehen werde. Erst durch das Licht der Lehre jener einstigen Buddhas ward Lanka ein Wohnplatz von Menschen. Diese waren damals den Dewas gleich an Schönheit und Glückseligkeit, und ihre Lebens-



Eingang zur Stätte des heiligen Bo-Baumes.

dauer war eine Asankaya (ein ungeheurer Zeitraum) von Jahren; sie kannten weder Alter noch Krankheit und vergassen ganz, dass sie geboren seien und sterben müssten. So wurden sie übermütig und die Sünde kam über sie: zuerst die Lüge, dann der Mord, und sie verloren ihre Schönheit und ihr langes Leben. Zum erstenmal ward da ein graues Haar gesehen, und da der König Asmat es auf seinem Haupte fand, verliess er seinen Thron und zog sich in die Einsamkeit zurück. Seit jener Zeit nun haben alle Könige Ceylons mit dem Ergrauen des ersten Haupthaares ihrem Throne entsagt. Die Lehre der Buddhas aber sank in Vergessenheit, und die Dämonen gewannen wieder Macht im Lande.

Der vierte, unser Buddha Gautama, las im Buche des Schicksals, dass Lanka das Land sei, wo seine Lehre dauern werde für die ganze Kalpa seiner Herrschaft, das sind fünftausend Jahre. Er erschaute mit seinem allsehenden Auge die Insel dahingestreckt als ein schönes Weib, das verzweifelnd seiner harrte. Von ihrem sehnsuchtsvoll erhobenen Haupte, „Samana Kuta“ (dem Adamspeak) rannen die Tränenströme Mahawelli- und Kalanyganga nieder; ihre Juwelen und Perlen hatte sie um sich hergestreut, und darum findet sich noch heute soviel Edelgestein und Gold auf Lankas Erde. Da sprach der Buddha: Weib von Lanka, ich will dich trösten! und er kam und prägte seines Fusses Abdruck in die Felsenspitze des Berges. Und er erleuchtete unzählige Menschen und hinterliess scheidend eine Handvoll seines Haupthaares, dem Lande zum ewigen Schutzheiligtum. Gemäss seiner Prophezeiung kam darauf aus Indiens Gebiet (c. 543 v. Chr.?) der Held Wijeyo, aus dem Stamme eines Löwen, der sich die Tochter eines Königs von Magadha zur Braut geholt. Mit siebenhundert riesenhaften Kriegern vertrieb er das Dämonengeschlecht aus Ceylon und begründete für immer die Herrschaft der „Singhalesen“ d. h. der Löwensprösslinge. Nur ein Häuflein blieb übrig von den einstigen Yakshas und zog sich in das Herz der Wälder zurück: das sind die Weddas! „Quäler“ ist ihr Name, denn sie sind Jäger und leben vom Tode fühlender Wesen. Von Wijeyos Nachfolger Panduwas ward die Stadt Anuradhapura gegründet. Zweihundert Jahre später, als König Dewenipatissa auf dem Throne sass, entsandte König Asoka von Jambudwipa (Indien) seinen priesterlichen Sohn Mahindo nach Ceylon, und dieser führte den König und das ganze Land zur Erleuchtung durch die Lehre Buddhas.

Asokas Tochter Sanghamitta aber, die ebenfalls Priesterin geworden, brachte einen Zweig des heiligen Feigenbaumes von Gaya, unter dem der Gesegnete die Vollendung erreichte, nach Lanka in die Königstadt. Der König Dewenipatissa versammelte darauf ein Heer der neuen Priesterscharen nebst all seinem Volke zur Stätte, wo der heilige Zweig Wurzel fassen sollte. Dieser

aber hob sich aus dem goldenen Gefässe, in dem er von Indien herübergekommen, und blieb über den Köpfen der Versammelten in der Luft hängen. Der König fragte die Priester, was dies bedeuten könne, und jene erklärten durch göttliche Eingebung den Willen des heiligen Zweiges also: Der König solle in der steinernen Umwallung den für die Einpflanzung bestimmten Boden um fünffache Mannesgrösse erhöhen lassen - denn der heilige Baum wolle nicht dem Mutwillen der wilden Elefanten und anderer Waldestiere ausgesetzt sein, die dereinst an dieser Stätte hausen würden. Da weinte König Dewenipatissa über das einstige Schicksal seiner herrlichen Stadt, deren Tempel und Paläste er für die Ewigkeit erbaut wähnte. Und es geschah nach dem Willen des heiligen Zweiges, der sich aus der Luft herniedersenkte und im Boden Wurzel schlug. —

So erzählte der Priester. Das Vollmondlicht umspielte die Blätter des alten Baumes, der nun, nach mehr denn 2000 Jahren, inmitten einsamer Wälder unter schlafenden Ruinen grünt.

Wir nahen nun der Ruanwelli, der besterhaltenen und schönsten der grossen Dagobas. Erst vor kurzem ist der massiv aus Ziegeln aufgeführte Kuppelbau von der umhüllenden Erdschicht befreit; er besitzt noch jetzt an seiner Basis einen Durchmesser von 380 Fuss und eine Höhe von 150 Fuss. Die dreifachen Terrassen seines Unterbaues schmücken Skulpturen von Elefanten- und Löwenhäuptern, zum Teil noch sehr gut erhalten. Neunmal, so sagt die Überlieferung, sei das gewaltige Fundament in die Erde gesenkt und stets neu errichtet, auf dass das Denkmal bis zum Ende der Zeiten währe. Die Erbauung dieser Dagoba durch den König Dutugemunu, etwa ums Jahr 160 v. Chr., schildert die singhalesische Chronik mit grosser Ausführlichkeit.

Des Königs Herz war schwer bedrückt von Sorge, ob er die Seligkeit einstiger Vollendung erreichen würde, da er doch so viele tausend Malabarenfeinde getötet, und er sann darauf, durch gute Werke die Schuld zu sühnen. Da fand er in den Schriften seiner Vorfahren eine Prophezeiung, dass der Enkel des Dewenipatissa eine Dagoba, Ruanwelli genannt, errichten werde, und zwar auf einem Platze, welcher in früherer Kalpa schon von einem Buddha hiezu bestimmt worden sei. Er berief eine Anzahl Rahats (d. h. Weiser, die auf höheren Stufen der Entwicklung angelangt sind) und diese ersahen in einem göttlichen Traum den einstigen Ort und zugleich das Vorbild des Baues in den himmlischen Gefilden. Der König aber trug Bedenken, seinem Volke, das von dem Malabarenkriege noch erschöpft war, die Lasten der Beschaffung von so vielen Ziegeln aufzubürden, wie sie der Riesenbau erforderte. Und siehe, durch ein Wunder fanden sich an einem Tage in allen Himmelsgegenden bei der Stadt mächtige Haufen fertig gebrannter Ziegeln verstreut. Da liess

der König den Bau beginnen und hiess an den vier Ecken des Grundes Haufen Goldes, schöne Gewänder, Speisen und Blumen niederlegen. Davon musste jeder Arbeiter am Schlusse des Tagewerks sich selber seinen Lohn nehmen und niemand durfte mit leerer Hand den Baugrund verlassen [1]). Denn der König wollte das Verdienst seines frommen Werkes mit niemandem teilen.

Dagoba — Anuradhapura.

Als der Bau nun fast vollendet dastand, legte der König in den geheimen Innenraum mit eigener Hand ungezählte Schätze nieder; die ganze Vorgeschichte des Gesegneten, seine Erleuchtung und sein Eingang zum Nirwana war in lauterm Gold und köstlichen Steinen dargestellt. Dann ward eine heilige Buddhareliquie unter Blütenbergen begraben; tausende von Kerzen und himmlischer Weihrauch wurden entzündet und das Innere undurchdringlich vermauert. Der König aber und alle versammelten Rahats taten feierlich ein „Adhistana“ [2]), „dass die Lichter nicht erlöschen, die Wohlgerüche nicht verwehen und die Blumen nicht welken sollten durch 5000 Jahre, bis zum Ende von Gautamas Reich!“

Noch aber fehlte der Dagoba der goldene Schirmturm, der die sieben Welten symbolisiert, sowie der Friesschmuck. Da erfasste den König tödliche Krankheit und er fühlte sein Ende nahen. Er rief seinen Bruder Tissa und sprach: „Wahre Freunde sind die, welche unsern Weg zur Vollendung fördern. Beende du das Werk meines Lebens, liebe das Volk von Lanka und herrsche mit Gerechtigkeit“ [3]). Tissa, da er sah, wie schwer dem Bruder der Abschied von der Erde ward, liess ihn im Angesicht der Dagoba auf ein Lager betten, dessen Säulendach noch heute steht; und da der sterbende König verzweifelnd

[1]) Dies ist ein bemerkenswerter Zug, da Fronarbeit in jenen Zeiten die Regel war.
[2]) Ein religiöser Wunsch von schöpferischer Kraft.
[3]) Historische Worte.

zu den Priestern sprach: „Ich habe so viele Feinde besiegt; nun kann ich den Tod nicht besiegen", da liess Tissa ein kleines Abbild der Dagoba, gefertigt aus weissen Zeugen und in allem Kunstwerk vollendet, vor ihm hinstellen, und getröstet, im Bewusstsein seines hohen Strebens, schied der König sanft von hinnen. Die Dewas führten ihn auf goldenem Wagen zum Himmel Tushita, und im Aufsteigen noch neigte er sich verehrend vor der heiligen Dagoba. In künftiger Kalpa wird er wiederkehren zur Erde als Jünger des kommenden Buddha Maitreya. —

Auf der untern Terrasse des ungeheuren Denkmals, neben einer Gruppe still lächelnder Bhodisats, steht in Lebensgrösse das Standbild des heldenmütigen frommen Königs. Die kraftvolle, gutgegliederte Gestalt, der individualisierte, kühne Ausdruck des Gesichts wirken sympathisch lebendig unter den übrigen steinernen Bildern lebensabgewandter Ruhe. Unvergesslich bleibt uns der Eindruck dieser Gestalten, des mächtigen Steingebirges der Kuppel, der seltsamen Tierformen der Friese, übergossen vom Mondenlicht in tiefer, nächtiger Stille.

Noch fünf andere Dagobas erheben sich auf Anuradhapuras Boden, von denen die grösste die um 89 vor Chr. erbaute, 320 Fuss hohe Abhayagiri (Berg der Furchtlosigkeit) ist. Aber ausser diesen imposanten Denkmälern begegnen uns auf Schritt und Tritt im Walde die Überreste einer untergegangenen Welt. Hier stehen in endlosen Reihen anderthalbtausend steinerne Granitpilaster, manche darunter wie müde zum Boden geneigt; doch die Mehrzahl trotzte aufrecht der Zeit, die längst die golden schimmernden Dächer und Türme und den glänzenden, neunstöckigen Aufbau zerstörte, dessen neunhundert Kammern einem durch Königsgnade beschützten Priesterheere Obdach bot.

Einige Schritte abseits von unserm schmalen Waldpfad finden wir in den Boden eingelassen ein rechteckiges, von gut erhaltenen Brüstungen umrahmtes Bassin, zu dem schön skulptierte Stufen niederführen. Hier labten ehemals des Königs Frauen ihre schlanken, dunkeln Leiber in der Flut. Etwas tiefer im Waldesdunkel liegt die Quadernflur eines königlichen Pavillons; aufrecht ragt noch

Buddha in den Ruinen von Anuradhapura.

das Steingerüst der Eingangspforte empor, mit Insignien des Königtums geschmückt.

Diese mächtigen Monolithpilaster, welche selbst die Macht der Zeit nicht im Boden lockern konnte — sie dienten, des Königs Elefanten anzubinden. Die liegenden Steintröge von kolossalen Dimensionen waren die Tränken der gewaltigen Haustiere.

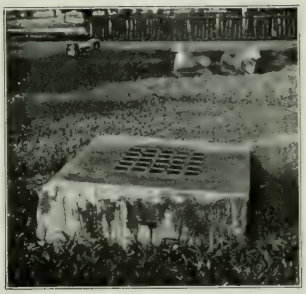
Jene im Rechteck geordneten Steinpfosten aber, die wie von langjährigem Rauch geschwärzt erscheinen, waren die Stützen eines Säulenbaues, in welchem eidbrüchige Priester den Feuertod erlitten haben sollen.

Weiter hinauf liegt in der Waldesstille, im Grase versteckt, das Bildnis einer steinernen Kuh auf einer Scheibe; ein Hebelarm ist daran befestigt, und heute wie vor zweitausend Jahren drehen den Hebel die Hände zartgliedriger Frauen, um durch diesen Akt die Sehnsucht ihres Herzens — einen Sohn! — zu erlangen.

Durch das dichte Unterholz schimmert eine Lichtung — dort steht in wundersam feierlicher Hoheit ein überlebensgrosses Buddhabild, ein wenig geneigt und die steinerne Haut vom Zeitenzahn zernagt. Trotz der Verletzungen spricht das Auge, das Antlitz noch von höchstem Siege und tiefstem Frieden. Hier, inmitten meilenweiter Ruinenstätten, wo nur die Wipfel der Waldbäume sich noch vor ihm neigen, steht die Erscheinung da gleichwie die unsterbliche Seele, welche den Körper überdauerte: die alte Stadt, die alte Zivilisation, deren Lebenspulse einstmals dieses stummen Bildes weltentiefer, geistiger Inhalt durchdrang. Einst deckte wohl ein stolzer Tempel seinen Scheitel. Jetzt findet sich nur noch das Fundament einer grossen Bethalle, und davor, im Grasboden halb versunken, eine seltsame Steinplatte, etwa 1 Meter im Geviert, in welche 25 vertiefte Fächer eingemeisselt sind. Das ist ein Yoga-Stein. In die Vertiefungen versenkte der meditierende Asket den Blick,

Tempeleingang in Anuradhapura.

bis ihm die Aussenwelt versank und über den Brauen jenes innere Licht aufging, das den Schleier des Scheins durchdrang und der Dinge wahres Wesen erhellte.



Meditationsstein.

Und so ist der ganze Waldesboden in meilenweitem Umfang durchstreut von den beredten Zeugen einer glänzenden, kunstsinnigen und nach innerlicher Vertiefung strebenden Kultur. Noch fortwährend werden neue Überreste blossgelegt. Im Kamp unseres Freundes Wickremasinghe, der im Dschungel Anuradhapura's im Auftrage der Regierung Ausgrabungen leitete, sahen wir eine Anzahl zierlicher, höchst ausdrucksvoller, männlicher Gesichter, aus einer Art Gipsmasse modelliert, fast alle in drastisch-drolliger Weise die mimischen Verzerrungen des Lachens und Lächelns darstellend. Diese Masken waren soeben auf dem Friese eines Nonnenklosters vorgefunden; sie stammen offenbar aus einer späteren Periode.

Deutlich waren hier auch die Spuren einer früheren, grossen Strasse blossgelegt, die auf weite Entfernung durchgeführt gewesen sein muss; auch die guterhaltenen, sehr stattlichen Reste einer grossen Unterkunftshalle für pilgernde Priester aus derselben Periode zeugten für die reiche Entfaltung öffentlichen Lebens auch noch zu jener Zeit.

Und wo die monumentalen Überreste ein Ende haben, da erzählen die wunderbaren Bewässerungsanlagen von dem Unternehmungsgeist jener Zeiten. Der „Kanal der Riesen" von 54 engl. Meilen Länge verband ein Wasserreservoir von sieben Quadratmeilen Oberfläche, den Kalawewa, mit der Hauptstadt und speiste wiederum den Tissawewa bei Anuradhapura, einen gewaltigen, künstlichen See, der nun zwischen seinen mit weidenartigen Bäumen bestandenen Uferdämmen in weltverlassener Öde ruhend daliegt. Krokodile sonnen sich an seinem Rande, Silberreiher spiegeln die zierlichen Leiber in der Flut, graue Affen schaukeln in den Uferzweigen. Inmitten der Wasserfläche ragen noch steinerne Säulen auf, die einst ein Lustschloss getragen, von dem der König sein stolzes Werk zu überschauen liebte. Hinter einem der Dämme blicken die seltsamen Zinken von Isuruminiya, einem alten Felsentempel, herüber, dessen massige Granitformen und rohe Quadertürme eine wunderliche Mischung bilden; eine Dreikoppel von Elefantenköpfen springt in plastischer Lebendigkeit aus einem der Blöcke vor; der seitwärts geworfene Rüssel des einen soll nach der Richtung weisen, wo einstmals grosse Schätze in der Felsenwand verborgen

gewesen. — An stimmungsvoller, schwermütig fremdartiger Szenerie sucht diese Tissawewalandschaft ihres Gleichen.

Mit roher Feindeshand zerstörten die Tamilen in immer erneuten Kriegen die grossartigen Wasserwerke, bis endlich durch einen gewaltigen Dammbruch die einst so blühenden Distrikte in ein unfruchtbares Sumpf- und Fieberland verwandelt wurden, die das englische Gouvernement durch Restauration der alten Anlagen erst jetzt der Kultur wiederzugewinnen sucht.

Noch eines Denkmals ausserhalb des Stadtbezirkes möchte ich gedenken, das wir nicht bemerkt hätten, wenn nicht der Lenker unseres kleinen Ochsengefährtes plötzlich vom Wagen gesprungen wäre und auf unsere Frage stumm nach einem etwa dreissig Fuss hohen, grasüberwachsenen Hügel gewiesen hätte. Es ist kein Kunstwerk, kein Denkmal eines Gottes, ein schlichter Steinhaufen nur — Ellalas Grab! Er war ein Malabarenfürst, ein kühner, heldenhafter Mann, dem es gelungen, im Herzen Ceylons einen Teil der Herrschaft an sich zu reissen, und den rechtmässigen König von Lanka auf das kleine Südreich von Rohena (jetzt Gall) zurückzudrängen.

Der König war von sanftem, friedliebendem Gemüt, und Rohena dünkte ihm „gross genug". Den jungen Prinzen Dutugemunu aber fand seine Mutter eines Tages auf seinem Lager zusammengekauert liegen, die Glieder hoch an den Leib gezogen. Warum streckst du dich nicht aus zum Ruhen? fragte die Mutter, und der Knabe: Wie kann ich mich strecken, sind doch Malabaren jenseits des Flusses und diesseits der See!

Erwachsen, forderte der Jüngling stürmisch vom Vater, gegen den Feind ziehen zu dürfen, und da dieser zögerte, sandte er dem Könige ein goldgewirktes Weiberkleid und zog selber mit kleinem Heere gegen Ellala. Jedoch da sich die Scharen gegenüber standen, jammerte beide Fürsten das Leben so vieler Krieger, die in dem Streite fallen müssten, und beide Helden stellten sich zum Zweikampfe auf ihren Streitelefanten einander entgegen. Ellala fiel. Der hochsinnige Dutugemunu aber, der die Grösse des Feindes während dessen Usurpatorenherrschaft kennen und schätzen gelernt, setzte, sobald er König geworden, dem Ellala dieses Denkmal und verfügte, dass bis in fernste Zeiten niemand, selbst der König nicht, an dieser Stätte anders als zu Fusse vorbeigehen sollte.

Und ebenso, wie unser armer Ochsentreiber nach 2000 Jahren dieses Gebot ehrte, tat es auch im Jahre 1816 einer der letzten Herrscher von Kandy, indem er, flüchtend vor dem europäischen Eroberer, aus seiner Sänfte stieg, da er an Ellalas Gedenkhügel vorüberzog.

Noch einen anderen rührenden Beweis, dass die grossen und gütigen Gedanken, von denen die steinernen Denkmale dieses Ortes reden, auch in den

Herzen der Nachkommen lebendig geblieben sind, sollten wir erleben. Der alte Vater unseres jungen singhalesischen Freundes Wickremasinghe erfuhr durch eine verfrühte Zeitungsnachricht den Plan seines Sohnes, behufs Studiums nach Europa zu gehen; er eilte vom fernen Gall nach Anuradhapura und setzte den Vorstellungen des Sohnes sowie den unsern einen sanften, doch unbeugsamen Widerstand entgegen. Da fiel mir ein, dem klugblickenden Greise, der während seines Besuches täglich den heiligen Stätten des Ortes seine Verehrung darbrachte, zu sagen: „Weisst du nicht, dass selbst der Buddha, den du verehrst, seinem königlichen Vater zuwiderhandelte und, der höheren Stimme in seinem Innern folgend, die Seinigen verliess? Und war der Vater später nicht einer der Ersten, welcher den Sohn verehrend grüsste?" Da ging der alte Mann still von dannen, um alsbald seinem Sohne die Einwilligung zu erteilen — unter der Voraussetzung, dass die Mutter, welche Christin ist, ihr Jawort nicht versage. „Wenn die fremde Frau — so stammelte er — mir Bana (des Buddha Lehre) predigt, was kann ich dann noch erwidern!" und Tränen erstickten seine Stimme.

Immer neue Stimmungsbilder tauchen aus der grünen Dämmerung von Anuradhapuras Laubgängen vor der Seele auf!

Jetzt sind es die gelbumhüllten Gestalten zweier Priestermönche, wie sie barhäuptig, mit entblösster rechter Schulter, vor der Veranda unseres Rasthäuschens bewegungslos stehen. Sie reden nicht, die Blicke sind gesenkt, die Hand hält die kupferne Bettelschale. Stumm empfangen sie unsere Gabe gekochten Reises, stumm wandern sie weiter durch die kleine Strasse des Örtchens, vor jeder Tür stillstehend. — Der Jünger Buddhas soll nicht danken für die Gabe, die ihn nährt, noch auch um sie bitten. Bevor die Sonne den Zenith erreicht, soll er in „einem Sitze" das Bescherte verzehren, d. h. während des kurzen Mahles darf er sich nicht erheben, oder wenn dies durch eine religiöse Regel, wie beim Erscheinen eines höheren Priesters, nötig wird, das unterbrochene Mahl nicht vollenden. Dann soll bis zum nächsten Tagesmahl weder Nahrung noch Trank mehr seine Lippen berühren. Sein Gewand bestehe aus 32 zusammengenähten Flecken, und ausser diesem besitze er nichts als seine Bettelschale, eine Nähnadel, ein Schermesser, einen Fächer und einen Linnenbeutel zum Filtrieren, damit er nicht mit dem Wasser lebende Wesen verschlucke.

Nun wieder sehe ich unsere kleine Veranda angefüllt mit einer Versammlung Kandyscher Häuptlinge, welche gekommen sind, uns zu begrüssen. Ihre glutäugigen Häupter umschliesst ein tellerartiger Turban, den Unterkörper ein ausserordentlich faltenreiches, kurzes Beinkleid aus weissem Musselin, das

Ruine einer Dagoba im Dschungel
Anuradhapura's (Lankarama).

täuschend an Balletteusenröcke erinnert. Und doch, wie würdig das Neigen der Begrüssung, wie herzlich freundlich der Abschiedsgruss der zuerst an die Stirn geführten, dann flach uns zugestreckten Hände!

Nun durchschauert die Erinnerung das Bild der gespenstisch im Schimmer der Mittagsgluten zitternden Jetawarama. Sie war einst die höchste, gewaltigste der Dagobas. Wie ein mystisches Symbol kriecht an den zerklüfteten Stufen eine altersgrüne Schildkröte empor; auf den Trümmern der Kuppel, hoch droben, schwingen sich langgeschwänzte Affen im Spiele, die Wanderus, die ungestörten Herrscher in dieser Weltöde.

Auf die Steinplatte eines Ruinenaltars legt ein altes Mütterchen ihre Blumengabe. Da sie mit wankenden Knieen die steilen, geborstenen Stufen hinabtastet, leihe ich ihr meinen Arm. Sie schaut mir mit leuchtenden Alteraugen ins Gesicht: „Du wirst wiedergeboren werden als eine schöne Prinzessin!“ spricht sie zu mir. Und wie ich, sinnend über die lebendige Macht dieser todbesiegenden Überzeugung, auf den Stufen niedersitze, wiegt über der Haubenkrone eines Nagasteins, der eine fünfhäuptige Cobra darstellt, das lebende Urbild sein Köpfchen und blinzelt so eindringlich und weise, als könnte es das uralte Rätsel mir lösen! —

In der Dämmerstunde ruft ein Glöcklein von dem Eingangstempel der verfallenen Miriswetiya-Dagoba eine spärliche Beterschar zur Abendandacht.

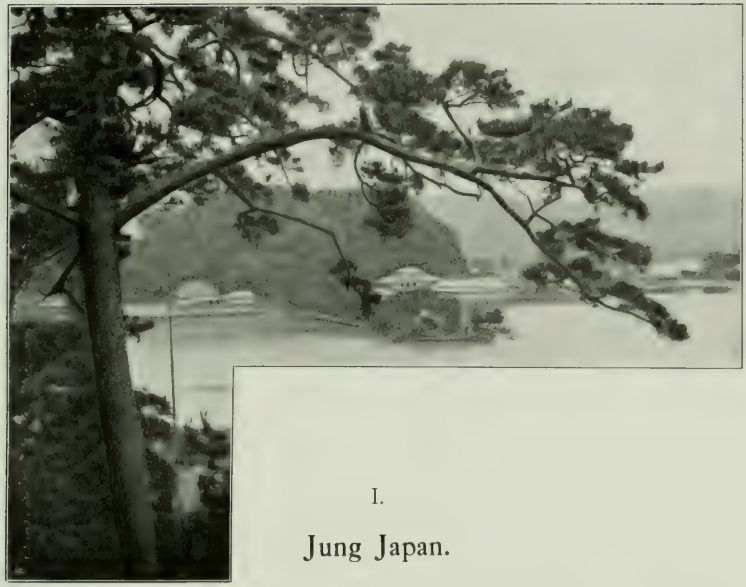
Ein weissgekleideter Priester singt in leisem Tonfall Pali-Verse ab, und: „Sádhu, Sádhu!“ (heilig), responsiert der Chor der Beter, die auf die Steinflur niedergeworfen, sie mit der Stirne berühren oder die Hände über dem Scheitel zusammenlegen. Als Leuchten im Dunkel senden über die Häupter der Andächtigen Tausende von Funkelinsekten ihr Licht aus.

Wir treten in den schmalen Innenraum des Tempels und legen zu Füssen des in Nirwanaruhe hingestreckten goldenen Buddhabildes die Lotosblüte nieder, die uns der Priester, als sei das selbstverständlich, in die Hand gedrückt.

Und wer würde nicht in stiller Ehrfurcht diese Blumenspende dem grossen Menschenvorbild weihen, ergriffen von der Erhabenheit einer Weltanschauung, in der Millionen unsrer Brüder die Leuchte ihres Daseins, die Lösung aller Erdenrätsel, die Verheissung einer ewigen Vollendung finden.

Der Buddha von Kamakura.

JAPAN.



I.

Jung Japan.

Das „Land der aufgehenden Sonne“ gewährt dem Abendländer eine Fülle der überraschendsten Genüsse. So viel man auch über Japan gelesen haben mag, so hoch man seine Neugier spannen möge, so übertrifft doch die Wirklichkeit alle Erwartung.

Umsäumt von schaumumkränzten, grünenden Küsten, durchzogen von malerischen Gebirgen, durchrieselt von tausend Flüssen und Bächen, ausgeschmückt mit fruchtbringenden, von Bambusen und Nadelhölzern umrahmten Gefilden, bestrahlt von einer milden Sonne, gesegnet durch die Gunst eines Inselklimas, bildet Japan die Wohnstätte gesitteter, freundlicher Menschen, die unverdrossen in Arbeit, verlässlich in bürgerlichen Tugenden, die höflichste Sprache sprechen, die zierlichsten Künste üben und einer sonnigen Lebensfreude sich ergeben.

Der Ausländer, welcher das grüne Inselreich mit seinen Dörflein, Tempelhainen und Städten durchstreift, wird gar bald gewahr, dass eine uralte Kultur sich hier eingenistet und den Bewohnern einen originellen Stempel aufgedrückt hat, der bei Alt und Jung, bei Hoch und Niedrig zum Ausdruck kommt. Das künstlerisch gezogene Gartenbäumchen des armen Mannes, das taktvolle Benehmen des einfachsten Teehausmädchens legen beredtes Zeugnis ab von einem

sorgsam gepflegten, nationalen Geistesleben, welches unwiderstehlich unsere Sympathie für dieses mongolische Volk wachruft.

Zierlich aufgeputzt und anmutend, reizvoll und kindlich, wie in einer lieblichen Vision, an die Frühlingszeit unserer Kulturepoche erinnernd, erscheint uns Land und Volk.

Und dabei berührt doch fast alles, was wir schauen und hören, uns so seltsam fremdartig. Wir fühlen überall, dass die uns hier umgebende Welt sich in von den unseren ganz getrennten Bahnen entwickelt hat. Unsere Kultur hat sich voll gesogen mit den geistigen Errungenschaften aller Zeiten und Völker und aus dem Gemisch ein Destillat bereitet, welches nach vieler Herren Länder schmeckt. Unser Lehrmeister ist seit Jahrhunderten die ganze Welt. Japan dagegen hat seine Kultur sich selbst aufgebaut, allerdings unter Benutzung chinesischer Fundamente und neuerdings europäischer Operationsweisen.

Vieles bei den Japanern erscheint uns direkt gegensätzlich zu unseren Gewohnheiten und Erfahrungen: Sie schreiben von rechts links (unsere Schrift bezeichnen sie scherzhaft als Krabbenschrift), ihre Schlösser öffnen sich verkehrt herum, ihre Bücher beginnen von hinten, sie sprechen in ihren Sätzen rückwärts, beim Eintritt in das Haus nehmen sie nicht den Hut ab, sondern entledigen sich der Schuhe, der Mann zieht seine Hose über den Mantel, die Respektsperson lässt er linksseitig gehen, und weiss ist die Farbe der Trauer; Händedruck und Kuss sind ihnen unbekannt oder widerlich und sie haben weder Stühle noch Bettstätten.

Aber das sind nur die äusserlichen Auffälligkeiten. Die ganze Geistesstimmung der Japaner ist von der abendländischen verschieden, die Stufe ihrer Anschauung, ihrer Moral ist eine andere. Die Leidenschaft schwärmerischer Liebe, die Begeisterung für das „Gute und Schöne", die Vertiefung in philosophische Probleme entspricht ihrer Veranlagung nicht, und die Wissenschaft baute sich hier keine Stätte. Wohl haben die Japaner eine Landesreligion, und zwar eine doppelte oder, wenn man will, eine dreifache, nämlich die shintoistische, die konfuzianische und die buddhistische Lehre; aber sie sind nicht streng religiös, und die Ausübung ihrer Glaubensvorschriften erhebt sich kaum über oberflächliche Zeremonien und ist ihnen keine Herzenssache.

Hier fragt man noch nicht viel, was praktisch, nützlich und fördernd sei; wir vermissen das Streben nach Unabhängigkeit, die individuelle Ausbildung, den stetigen Fortschritt. Eine Wohlerzogenheit sondergleichen herrscht im ganzen Lande und nicht das „Passende" überlebt, sondern das Gewohnte, Angenehme, Hübsche, Nette.

Diese Kultur unserer Gegenfüssler der nördlichen Halbkugel erweckt den Eindruck, als habe sie sich ausgelebt. Weiterentwickelung der herrschenden Sitten und Vorstellungen scheint uns nur möglich, wenn Japan neue, fremdländische Bildungs- und Verkehrsmittel sich zu eigen macht und sich so verjüngt.

Dieser Verjüngungs-Prozess spielt sich bekanntlich in dem Lande der aufgehenden Sonne gegenwärtig ab, nachdem es sich Jahrhunderte lang vor den westlichen Völkern streng abgeschlossen hatte. Seitdem die Revolution von 1868 die Macht der Tokugawa-Shogune hinweggefegt und den Mikado wieder in seine alte Machtstellung eingesetzt hat, ist Japan aus dem Mittelalter plötzlich in das moderne Staats- und Kulturleben eingetreten, in kühnem Aufschwung einige Jahrhunderte europäischer Geistesentwickelung überspringend. Im Süden des Landes beginnt schon der Russ der Fabrikschornsteine in die reinlichen Häuser einzudringen, Eisenbahnnetze durchspinnen das Land, werfen Menschen und Ideen durcheinander, und die Zeit beginnt ein wertvoller Faktor im Tagesleben zu werden.

Ohne die letzten dreissig Jahre europäischen Einflusses gliche jeder Japaner heute noch seinem eigenen Urahn; so schablonenhaft übertrugen sich Sittenzustände und Ahnenkult von Geschlecht zu Geschlecht; alles blieb nach der Väter Brauch. Jetzt aber entwächst schon der Sohn des Bessergestellten den Lebensmaximen des Vaters, und manches Alte fängt an zu veralten. Vordem war das Leben nach konventionellen Vorschriften so streng geregelt, dass Auflehnung gegen das Herkömmliche undenkbar erschien; die letzte Einheit der Nation bildete eben nicht das Individuum, sondern die Familie: „das ganze Kaiserreich glich einer grossen Familie, die Familie aber einem Kaiserreich", in welchem der Vater Herrscher, die übrigen Familienmitglieder willenlos waren, gemäss den Lehren des Konfuzius, der vor ein paar Tausend Jahren als erstes Gebot des chinesischen Moralkodex die Pietät gegen die Eltern, die Sohnespflicht einsetzte. Der neue Kurs hat den patriarchalischen Frieden gestört und europäische Staatsverfassung, Wissenschaft und Technik als sprengenden Keil in die tausendjährigen Überlieferungen, mitten zwischen erworbene Rechte und vererbte Überzeugungen, eingetrieben, vielleicht allzu rasch und allzu wuchtig, so dass die Reaktion unausbleiblich war.

Die neuen Kulturbahnen sind jedoch beschritten, und ein Rückwärts gibt es nicht mehr. Pioniere, zahlreiche tüchtige Meister aus der regsamen westlichen Welt, welche Japan sowohl zur Regulierung der Staatsverwaltung, zur Eröffnung moderner Verkehrsmittel und Industriezweige, als auch zur Gründung wissenschaftlicher Institute herbeirief, haben den Bann gebrochen, und wenn sich das Neuland jetzt in jünglingshaftem Selbstvertrauen etwas übermütig geberdet, so ist dies ein Fehler der Jugend, welcher sich täglich verringert. Eine

Sturzwelle von Neuerungen, wie die Weltgeschichte es nie zuvor gesehen, ergoss sich hier über eine stagnierende Nation: Engländer erbauten die ersten Eisenbahnen, Franzosen errichteten Arsenale und Werften, Holländer kanalisierten das Land, Deutsche lehrten Medizin und Bergbau. Völlige Religionsfreiheit wurde proklamiert, der christliche Sonntag als allgemeiner Ruhetag eingeführt, Münzfuss und Zeitrechnung nach abendländischem, die Regierungsform nach preussischem Muster eingesetzt, und in zielbewusster Arbeit schreitet die Nation auf der eingeschlagenen Bahn rüstig vorwärts, lechzend nach Fortschritt, um den modernen Schwesterstaaten des Westens ebenbürtig zu werden. Japan rettete dadurch seine Unabhängigkeit.

Freund Mitsukuri.
Professor der Zoologie in Tokio.

Fast unglaublich scheinen die Umwälzungen des Tageslebens seit dem Sturze der Shogune. Während vor wenigen Dezennien an 80000 Samurai, d. i. Vasallen oder „Zweischwertmänner" im Staatsornate als niederer Kriegsadel die militärische Macht des Shoguns, eine Art weltlicher Kaiser oder „Major domus" repräsentierten, und an 260 Fürsten oder Daimios nicht ohne Willkür die Landschaften beherrschten, während das Volk strenge in vier dem Feudalismus entsprossene Klassen geschieden war: Krieger, Kaufleute, Handwerker und Bauern; dazu die „Unreinen" oder Etas, welche als Gerber, Lederarbeiter, Totengräber, abgeschlossen in besonderen Stadtteilen lebten — so sind jetzt alle gleichberechtigte Staatsbürger. Die allgemeine Wehrpflicht kittet die Jungjapaner sämtlicher Landesteile zu einer geregelten Ordnungsmacht zusammen. Mehr als 600 Zeitungen, deren Japan vor 25 Jahren noch keine einzige besass, vereinigen durch ihre Geistesfäden das ganze Volk und wecken gemeinsame Interessen. Bereits ist die neue Staatsmaschine in vollem Gange und die Ära des Umschwunges hat die Feuerprobe bestanden in den jüngsten Erfolgen und Siegen der Japaner. Doch fragt es sich, ob der Japaner, bei all seiner geistigen Begabung, Unternehmungslust und Freiheit von Vorurteilen schon jetzt der fremdländischen Kräfte entraten kann, wie er es so gern möchte!

So erscheint das Japan von heute dem westlichen Reisenden gleich einem kräftigen Baum, dessen Äste von alters her in konventionelle Formen gezogen, dessen Zweige nach vorgeschriebenen Mustern beschnitten wurden, der aber jetzt neue Gestalt gewinnt durch zahlreiche Pfropfreiser, welche üppig und frei

sich entfalten, um dem alten zierlichen Blätter- und Blütenschmuck neue fruchtbringende Triebe zuzufügen! Mögen die jungen Reiser auch hie und da das alte Geäst des Nahrungsstoffes berauben und welken machen — der Verjüngungsprozess war eine Notwendigkeit für Japan.

Aber entschwunden für immer ist die alte Romantik aus dem Lande des Sonnenaufgangs, und nimmer werden

Häusliche Szene.

Links an dem Fenster — einem mit Papier beklebten Holzgitter — eine aufgehängte Blumenvase mit Blütenzweigen. Im Vordergrund der Hibatschi oder Kohlenbecken; rechts dahinter der Tabakko-bon oder Tabakskasten. Das Mädchen rechts hält ein Tabakspfeifchen.

die mittelalterlichen Zustände des Feudalwesens mit ihrem Glanz und bunten Treiben wiederkehren. Jedoch wird Japan, das Inselland, trotzdem seine Eigenart wahren, und was fünfzig Generationen nacheinander aufgebaut, bleibt in den wesentlichen Zügen als eigenartiges Nationaleigentum den späteren Generationen erhalten. Auch im jungen Japan wird der Fremdling überall noch die charakteristischen Eigentümlichkeiten wiederfinden, die dem Lande von alters her zu eigen waren. Die hier aufgezeichneten Erlebnisse geben dafür ein Zeugnis.

Strasse in Tokio.
Links ein Beobachtungstürmchen.

II.

In den Strassen von Tokio.

Der erste Anblick, welchen uns das japanische Inselland vom Bord des norddeutschen Lloyddampfers „Nürnberg“ darbot, war ein vielverheissender: aus grünenden Gebirgsketten tauchte, von himmlicher Klarheit umflutet, der alles überragende Fuji-no-Yama empor, jener Prachtvulkan, der sich durch Aschenmassen und glühendes Erdblut in parabolischer Linienregelmässigkeit immer höher und höher auftürmte. Der „Fuji“ ist das Wahrzeichen des Inselreiches, der heilige Berg, der Vorwurf von tausend Abbildungen, das Reiseziel ungezählter Wallfahrer!

Kaum waren in der freundlichen Bai des schmucken Städtchens Yokohama („Querstrand“), dem bedeutendsten Hafenorte Japans, die Ankerketten unseres eisernen Schiffskolosses rasselnd gefallen, als ein Schwarm von Ruderbooten herbeischoss, geführt von untersetzten Schiffern, die trotz der frischen Brise nur mit einem schmalen Lendentuche, einem um die Stirn gewickelten Handtuch, und höchstens noch mit einer kurzen blauen Jacke bekleidet waren, deren Rückenteil ein verblüffend grosses chinesisches Zeichen in Weiss als Firmaschild oder ein stilisiertes Wappenschild einer Körperschaft zeigte. Wir benutzten ihre Dienste, um unser Gepäck an den Landungsplatz zu schaffen, wo dasselbe einer flüchtigen Visitation unterworfen wurde, und erreichten nach einer Stunde Eisenbahnfahrt die neue Hauptstadt Tokio, das frühere Yedo.

Ein gellendes Geklapper, wie wenn tausend Riesenkastagnetten im Wirbel geschlagen würden, erschüttert unser Trommelfell beim Aussteigen. Es ward durch das Schuhwerk verursacht, dessen sich die Japaner ausserhalb des Hauses bedienen: hohe Schuhsandalen, gewöhnlich bestehend aus einem Fussbrettchen mit zwei darunter befestigten hohen Querleisten; eine Doppelschnur, die zwischen der grossen und zweiten Zehe zusammenläuft, hält den Stelzschuh am Fusse fest. Diese Sandalen schützen zwar vor Schmutz und Nässe, aber sie sind schwerfällig und machen den Gang kurzschrittig und stossend.

Das elegante, mit europäischem Komfort ausgestattete Hotel „Kaiserhof" bietet ein behagliches Heim, aufmerksame Bedienung und vorzügliche Küche. Wir haben einige Brocken Japanisch gelernt, der Zimmerkellner versteht ungefähr ebensoviel Englisch, und so beginnen wir unser neues Leben mit gutem Mute.

Zuerst muss ein japanisches Bad genommen werden. Ganz Japan, alt und jung, arm wie reich, badet nämlich tagtäglich in heissem Wasser von 36° Réaumur. Japan ist gewiss das reinlichste Land der Welt, baden doch nach altem Glauben sogar die Götter dort täglich und zwar zu der ungemütlichsten Stunde, um zwei Uhr nachts.

Der erste Versuch des Fremdlings, in das heisse Bad zu steigen, scheitert regelmässig; man fürchtet sich zu verbrühen und braucht grosse Überwindung, um überhaupt nur die Füsse in das brennende Wasser zu tauchen. Langsam, ganz langsam vermag man den Körper unterzutauchen, denn es versetzt anfangs den Atem. Krebsrot und dampfend verliess ich nach einigen Minuten das Bad; bevor ich Zeit gefunden das Badetuch zu entfalten, war die Haut trocken! Solch eine heisse Abbrühung wirkt ungemein ermunternd und schützt vor Erkältungen, während unsere lauen Wannenbäder die Haut zu Erkältungen vorbereiten und den Körper erschlaffen.

Jedes bessere Haus birgt einen Baderaum und die unbemittelten Klassen finden an verschiedenen Stellen der Städte öffentliche Badhäuser, wo oft Mann und Weib, Mädchen und Jüngling unbekleidet nebeneinander hocken. In harmloser Unschuld, wie Adam und Eva vor dem Sündenfall, gibt man sich plaudernd und scherzend der Abbrühung hin, um ebenso ungeniert dem Bade zu entsteigen, sich zu trocknen und wieder anzukleiden.

Jinriksha's.

Nach dem Bade rüsten wir uns zu einer Fahrt durch die Stadt. In der Eintrittshalle des Hotels erklärt uns der japanische Gasthof-

verwalter, das ganze riesige Hotel ruhe auf Pyramiden eingerammter Pfähle, welche die Stösse der Erdbeben bedeutend mildern, eine wenig beruhigende Auskunft in Anbetracht der Tatsache, dass halb Tokio wiederholt durch Erdbeben über den Haufen geworfen wurde, und dass die Zahl der Erderschütterungen in Japan alljährlich zwischen vierzig bis hundert schwankt.

Nun werden einsitzige, elegante zweiräderige Wägelchen vorgeführt, wir steigen ein, zwischen die Gabeldeichsel tritt ein halbnackter Wagenzieher und fort geht es in raschem Trabe. Diese Fuhrwerke sind die erst seit etwa fünfundzwanzig Jahren in Gebrauch gekommenen Jinrikshas, zu deutsch Manneskraftwagen, eingeführt aus China, woher die Japaner auch ihre Schriftzeichen, ihren Buddhismus, ihre alten Staatseinrichtungen und ihr Zeremoniell, die Grundlagen ihrer Literatur und Kunst, überhaupt gar vieles erhielten, was sie ihr eigen nennen. Diese Übertragung von Gegenständen und Anschauungen aus China geschah fast ausschliesslich auf indirektem Wege, über Korea, welches im dritten Jahrhundert japanischer Botmässigkeit anheim fiel, allerdings nur für den Zeitraum von ungefähr dreihundertfünfzig Jahren.

36 Grad Réaumur.

Vor der Einführung der Jinriksha diente als Beförderungsmittel in Stadt und Land ein zur Tragbahre umgemodelter Korb, welcher an einem Bambusrohr hangend von zwei Kulis getragen wurde, aber gegenwärtig sind die Menschenwagen allgemein in Gebrauch. Anfangs sträubt sich unser Gefühl gegen die Ausnutzung des Menschen als Zugkraft, aber diese Bedenken schwinden, sobald wir die fabelhafte Leistungsfähigkeit dieser „Menschenpferde“ kennen gelernt haben; denn zwei voreinander gespannte Wagenzieher vermögen in einem Tage zehn deutsche Meilen zurückzulegen, ohne über Ermüdung zu klagen oder mürrisch zu werden, und verlangen nur eine zweimalige kurze Rastpause. So sind wir schliesslich herzlich froh, ein so bewegliches Gefährt überall zur Verfügung zu haben, dessen Schmalspurigkeit auch die Benutzung enger Wege gestattet und welches über steile oder unpassierbare Stellen

mühelos auf der Schulter getragen werden kann. Für den Japaner mögen diese Vehikel auch recht bequem sein, denn er hat kürzere Beine und ist nicht so gliedersteif, als wir; für den Abendländer ist dieses Beförderungsmittel auf längeren Fahrten eine Marter.

Die Riesenstadt Yedo, das „Wassertor", seit dem Sturz der Shogune Tokio oder Osthauptstadt genannt, ist durch allmähliches Verschmelzen von etwa hundert kleinen Ansiedelungen und Ortschaften entstanden, die sich seit dem sechzehnten Jahrhundert um die Festung des Herrschers gruppierten. Sie umspannt daher ein ausgedehntes Terrain, welches reich ist an Abwechselung und malerischer Schönheit: Hügel, Flüsse und Kanäle durchziehen, ausgedehnte Rasenplätze, grosse Parkanlagen durchsetzen die Stadt, und an die geschäftsreichen Strassen stossen viele Plätze von ländlich friedlichem Charakter. Im Süden bespült das chinesische Meer den Fuss der Hauptstadt, welche in mehr denn 300000 Häuschen anderthalb Millionen Einwohner zählt.

Unsere Wagenzieher führen uns im Trablauf an dem Wohnsitze des Mikado, wörtlich „hohe Pforte", vorüber, einer durch breite Wassergräben und cyklopische Mauern geschützten grünenden Insel. Dann biegt der Weg ab in eine der Hauptverkehrsadern, die Nihonbashi. Die Strasse bietet einen einförmigen Anblick, denn sie ist eingefasst von niedrigen, fast durchweg zweistöckigen Häusern, die sämtlich die gleiche stillose Bauart aufweisen. Die Monotonie wird kaum unterbrochen durch vereinzelte feuerfeste Magazine oder Warentürme der Kaufleute und besser situierten Bürger.

Eine bunte heitere Volksmenge treibt sich auf diesen Verkehrsstrassen umher, lebhaft schwatzend, sich anlächelnd, behutsam voreinander ausweichend; denn Höflichkeit ist die erste Bürgerpflicht und die Artigkeitsmaske abzulegen, gilt für unerhört unanständig. Man spricht sich selbst auf offener Gasse in tiefgebückter Stellung und mit geknickten Knieen an, die Hände auf die Schenkel gestützt, und selbst die Tagelöhner wie Kinder begrüssen sich mit eleganter, tiefer Verbeugung.

Jede Bewegung ist zierlich und nett, niemals hastig. Schreien, Schimpfen und Stossen, wie es in den chinesischen Städten an der Tagesordnung, erlebt man hier nicht, und nur ein einziges Mal habe ich nachts einen Berauschten über die Strasse schwanken sehen. Mit Ausnahme vereinzelter, zur gebildeten Gesellschaft zählender Männer und etlicher „Gigerl", welche das europäische Kostüm bevorzugen, trägt die japanische Bevölkerung noch das althergebrachte Nationalkostüm. Obwohl wir auf Schritt und Tritt den Einfluss der abendländischen Kultur spüren, ist das Strassenleben noch wenig berührt von den

fremdländischen Neuerungen, und selbst in Tokio schaut die brillante elektrische Strassenbeleuchtung herab auf echt mittelalterliche Szenen.

In der Nihonbashi-Strasse liegen die offenen Verkaufsläden Haus bei Haus und der Kunde darf alles besehen und anfassen. Auf der Flur, die in der Regel etwa einen halben Meter über dem schlecht chaussierten Niveau der Strasse erhaben ist und als Sitzbank benützt werden kann, sind die in ganz Japan gebräuchlichen, dickgepolsterten Matten ausgebreitet, darauf die Verkaufsobjekte auf Gestellen arrangiert. Hier sind bedruckte und bemalte Zeugstoffe, dort Holz- und Lackwaren ausgestellt, in einem andern Laden werden Bücher und Bilder feilgeboten, oder Bürsten, Schreibutensilien (Tuschstein, Tusche und Pinsel), Bronzewaren, Rauchgegenstände, Sandalen von verschiedener Form, Kinderspielzeuge, Seidenstoffe, Arbeiten aus Papier, Kuriositäten usw. Alles ist sauber gehalten und gefällig geordnet, das zierliche und nette Aussehen der Waren erregt die Kauflust. Wir können der Versuchung nicht widerstehen und steigen vor einem Bilderladen aus. Ein Schwarm Neugieriger umdrängt uns, hübsch gekleidete Mädchen und Frauen, Jünglinge, Männer, drollige Kinder; alle lachen und plaudern, alle sind guter Dinge. Der auf der Flur hockende Ladenbesitzer verbeugt sich gemäss vorgeschriebener Regel so tief, dass seine Stirne fast den Boden berührt, gibt seine Höflichkeit auch durch ein sonderbar schlürfendes Geräusch, wie wenn er einen Tropfen Flüssigkeit langsam einsaugte, zu erkennen, und harrt geduldig unserer Wünsche.

Ringsum auf Matten und an Wänden sind Papierbilder in Farbendruck ausgebreitet, von bestimmter althergebrachter Grösse. Was vor allem unsere Verwunderung erregt, ist der Mangel jeglichen Schattens, die Fehler der Linienperspektive und die unnatürlichen, karikierten Züge der nach chinesischen Vorlagen dargestellten Gesichter alten Stils. Solche Fratzen gibt es nirgends auf der Welt: schräge Augen, schmal wie Knopflöcher, und ein Mündchen von der Form einer gespaltenen Kirsche! Das sind die albernen Abbilder der konventionellen Schauspielermasken, die sich seit Jahrhunderten als Schönheitsideale eingenistet haben.

*Es fällt auf, wie viel natürlicher alte Gesichter stets gezeichnet sind als junge. Das hängt damit zusammen, dass der Japaner die Jugend durch Wiedergabe in so wenigen Linien wie möglich

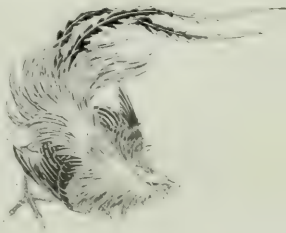
darzustellen sucht. Wir dürfen uns auch nicht verhehlen, dass auf den unverdorbenen japanischen Geschmack die europäische Darstellung von Gesichtern einen höchst unsympathischen Eindruck macht. Sie finden sie dämonisch, vor allem missmutig, „ärgerlich“ und das japanische Kind hat häufig geradezu einen Schrecken davor.

Wasserträger im Regenmantel.

Nachdem schon früher im Schosse der japanischen Künstlerschaft Meister einer realistischen Richtung, wie Hokusai u. a. erstanden waren, werden die schroffsten Unnatürlichkeiten japanischer Bildniskunst jetzt durch die Vorbilder europäischer Kunst und Photographie allmählich verdrängt werden müssen. Ein Ansatz dazu ist in den letzten Jahren schon gemacht worden. Bereits aber hat sich auch eine Reaktion gegen den modernen Einfluss „den verdörrenden Wind moderner Vulgarität, der die Kehle unseres Lebens und unserer Kunst auszutrocknen droht“ (wie ein japanischer Schriftsteller sich ausdrückt) unter der Künstlerschaft bemerkbar gemacht und vor kurzem ist in Tokio eine Kunstschule entstanden, die sich einer Renationalisierung der japanischen Kunst gegenüber pseudoeuropäischen Tendenzen zur Aufgabe stellt.*

Was uns an den aufgelegten Illustrationen ferner überrascht, ist die gefällige Komposition der Genrebilder, das Massvolle in der Darstellung, die Zartheit des Kolorits und die Harmonie der Farben. Da sind auf einem Figurenbilde goldgelb, verschossen grün und feuerrot in ernstgestimmtem Dreiklang nebeneinander gestellt: auf einem andern finden sich Schwarz, Grau, Rosa und Violett vereinigt: Kundgebungen eines feinen Schönheitssinnes.

Wohl an 500 solcher Farbendrucke, in meisterlicher Weise durch Verreibung der Farbe auf dem Holzstocke abgetönt und mit eigenartigen satten Druckern belebt, gleiten durch unsere Hände. Unser gebildeter Führer Igutschi, der geläufig Deutsch spricht, erklärt die Bedeutung der Bilder und eröffnet uns einen Einblick in das Seelenleben des japanischen Volkes. Da sind z. B. in einer Serie von 36 feinen, liebenswürdigen Bildchen die Beschäftigungen der Frauen dargestellt, welche die unvergleichliche, zierliche Grazie der Japanerinnen zum fesselnden Ausdruck bringen: Mädchen beim Teeklatsch, bei der Toilette, musizierend, Pfeifchen rauchend, Blumen ordnend, der Kinder wartend. Weder Tisch noch Stuhl findet sich vor,



denn der Japaner kennt keine Möbel, und ausser Blumenständer, Serviergestell, Kohlenkasten und Schlafklotz gibt es kaum irgend welchen Hausrat, so dass alle häuslichen Verrichtungen auf dem mattenbelegten Fussboden vorgenommen werden müssen.

Ein Stapel von Blättern reproduziert die „hundert Mondlandschaften“ des verstorbenen modernen Malers Joshitoshi, teils sinnige Genreszenen, teils historische Einzelheiten, teils sagenhafte Ereignisse oder Liebesabenteuer, viele davon mit moralischer Tendenz.

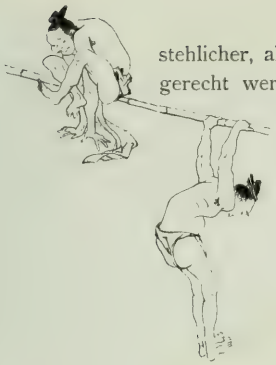
Folgt ein Stoss von Fuji-Landschaften, dem Pinsel des berühmten Hokusai (sprich Hoksai) entstammend: getreue, spottbillige Kopieen der unübertrefflich eindrucksvollen Originale. Auch zahllose Einzelbilder werden uns vorgelegt, welche die verschiedenartigsten Vorwürfe behandeln: Vasallentreue, Feldherrntalent, Gattenliebe, die schönste Frau, der treueste Mann, Wirkung des Priester-

Karikaturen von Szenen aus den „47 Ronin“ (siehe 10. Kapitel).

segens, Tierfabeln, Gespenstergeschichten in grosser Auswahl, das Puppenfest der Mädchen am 3. März, das Papierdrachenfest der Knaben am 5. Mai u. s. f. Ich habe eine Anzahl dieser, den modernen, realistischeren Malerschulen angehörigen Darstellungen in etwa zweidrittel Originalgrösse beigefügt; meisterlich sind sie durch die kgl. Universitätsdruckerei von H. Stürtz in Würzburg reproduziert.

Karikatur nach Hokusai.

Auch Schwarzdrucke auf weissem, braunem oder goldigem Grunde bekommen wir zu sehen, wie springende Pferde, fliegende Gänse, Reiher und Kraniche in allen erdenklichen Flugstellungen, junge Katzen und Möpse — Skizzen, deren Frische, Innigkeit und anmutiger Naturalismus von einem geläuterten Geschmack, einer scharfen Naturbeobachtung und einem liebevollen Erfassen der Schönheiten der umgebenden Welt zeugen. Viele dieser Bilder waren vom Künstler offenbar in kecken charakteristischen Linien und Klecksen mit wenigen Pinselhieben aufs Papier geschleudert und wirken um so unwider-



stehlicher, als sie in der Regel einer bestimmten Idee oder Stimmung gerecht werden. Und das ganze Volk, hoch und niedrig, versteht und kauft sie und hat seine Freude daran. Ein Blatt Papier mit einem flatternden Sperling in der einen und einem Bambusstengel in der andern Ecke; ein in der Luft zappelnder Fisch, das Stück eines Lotosblattes mit einer Heuschrecke darauf, ein Kieferast mit niederfallenden Schneeflocken, der Gipfel eines Berges ohne Basis, ein Kirschzweig mit herabwehenden Blütenblättern, eine Flusslandschaft mit zwei rudernden Armen am Bildrande, sturmgepeitschte Bambushalme — alles realistische und zugleich poesievolle Motive. Es verschlägt der Schaulust des Japaners nichts, Stücke aus der Natur herausgeschnitten oder in Teilen abgebildet zu sehen, wenn nur der Sinn des Bildes erkennbar und die Komposition gefällig ist. Ein Bild ist dem Japaner eine Geschichte, eine Stimmung, ein Gedicht, selten epischen, meist lyrischen, bisweilen dramatischen, oft genug humoristischen Inhalts. Sehr beliebt sind nämlich Pinselscherze, Farcen und Fratzen, Bravourstückchen, Karikaturen und Burlesken, humoristisch übertrieben, aber mit Mass und Geschmack.

Nachdem wir einige hundert Bilder für den geringen Preis etlicher Yen (Taler) erstanden, winden wir uns durch den Schwarm der Neugierigen und besteigen wieder die eleganten Jinrikshas.

Unser Dolmetscher, dem es offenbar grosse Genugtuung bereitet, dass wir den Erzeugnissen seines geliebten Vaterlandes so reges Interesse entgegenbringen, führt uns weiter zu einem Kuriositätenhändler. Da hängen sie an den Wänden umher, die prächtigen Erinnerungsstücke einer malerischen Epoche, für die in der neuen Ära keine Verwendung bleibt! Wundervoll ziselierte und tauschierte Schwerter und Stichblätter, vergoldete Rüstungen und gewebte Prachtgewänder der vornehmen alten Adelsgeschlechter, die nun durch den schwarzen Trauerfrack und das Spazierstöckchen ersetzt sind. All der Glanz und die Kunst früherer Jahrhunderte ist der europäischen Mode, dieser rücksichtslosen, unbarmherzigen Herrscherin, gewichen und das Land der aufgehenden Sonne ist über Nacht zum Lande der untergehenden Romantik geworden! Mit Wehmut sehen wir die historischen Belegstücke stapelweise aufeinandergetürmt, Kleinode verloren

gegangener Kunst und vergangenen reichen Lebens: goldbemalte Trinkschalen und Prunkkästen, bronzene Vasen, phantastische Silberdrachen mit Schuppenpanzer und beweglichen Gliedern, Elfenbeinfigürchen in entzückender Feinheit, altes Sazuma-Porzellan von unvergleichlichem Farbenschmelz, Porzellangeschirre, dünn wie Papier, sind hier aus den verarmten Edelsitzen des ganzen Landes zusammengeschleppt und für den Fremden zu Kauf gestellt, um über die Erde zerstreut zu werden.

Wenige Schritte entfernt liegt ein Geschäft für Seidenstickereien. Bevor wir in den Laden eindringen, haben wir uns der Stiefel zu entledigen, denn der Reinlichkeitssinn verbietet, jemals den Mattenboden eines japanischen Hauses mit Schuhwerk zu betreten! Wir lassen uns auf den Matten nieder, erhalten eine Tasse Tee angeboten, und nach langem Zureden bequemt sich endlich der Händler, einige Ballen alter Seidengewänder hervorzuholen, obwohl er anfangs versicherte, dergleichen Ware nicht zu führen. So geht es dem Abendländer meistens; die besten Sachen bekommt er überhaupt nicht zu Gesicht, wenn er dem Japaner nicht von vornherein mit seiner eigenen Münze zahlt, nämlich mit Geduld; aber diese wird dann auch meistens belohnt. Für geringen Preis erwerben wir ein Dutzend pompöser, in phantastischem Stile gestickter und bemalter seidener Obergewänder, jener weitärmeligen langen Schleppkleider in Schlafrockform, wie sie in Adelsfamilien oder bei Theateraufführungen getragen wurden. Die Verführung war jedoch zu gross und so wurden noch einige Decken in Gobelinweberei erhandelt: ein fliegender Kranich vor der goldnen Sonnenscheibe und eine Kranichschar über Baumwipfeln am abendlichen Himmel, beides Meisterstücke an Gefälligkeit der Komposition und Feinheit der Farben.

Seidengeschäft,
in dem wir alte japanische Gewänder kauften.

Vergleichen Fabrikate betrachtet der Japaner mit innigem Wohlgefallen, denn sie sind ihm künstlerische Gedanken, welche zu erraten ihn in hohem Grade befriedigt. Und diese ästhetische Neigung ist nicht etwa nur ein Privilegium der Gebildeten, sondern ein Gemeingut aller;

sie ist eine nationale Erbtugend geworden. Wie der Landmann sein Häuschen an den Rand eines Bächleins baut, einen künstlichen Wasserfall herstellt und die Zweige eines Baumes malerisch über das rauschende Wässerchen zieht, so liebt es der Handwerker, selbst den einfachsten Gebrauchsgegenständen den Stempel der Kunst aufzuprägen. Wie ist das doch so ganz anders bei uns zu Hause, wo der Industrialismus der Arbeit die Seele gestohlen hat. Wenn wir wählen sollen, pflegen wir aus der Dutzendware gar noch das Bequeme dem Geschmackvollen, das Praktische dem Gefälligen, das Nützliche dem Schönen, das Moderne dem Originellen und das Elegante dem Stimmungsvollen vorzuziehen!

Zucht der Seidenraupe.

Von der Hauptstrasse biegen unsere „Manneskraftwagen“ in ein Seitengässchen, und wir glauben uns plötzlich in ein Dörflein versetzt; einstöckige Häuschen mit Gärtchen, bebaute Felder ringsum! Hier wird von den kleinen Leuten Papier fabriziert. Wenn Japan „das Land der Blumen“, „das Paradies der Kinder“, „die Heimat der höflichsten Menschen“, „der Schauplatz harmloser Lebensfreude“ genannt wird, so könnte man es scherzweise auch „das Land des Papiers“ heissen. Der Japaner benutzt Papier als Taschentuch, als Pflasterunterlage, gedreht als Bindeband, gefaltet als Mütze und Haarschmuck, zur Herstellung von Fächern, Schirmen, Laternen; es ersetzt ihm Fensterscheiben und Innenwände, er benutzt es zur Anfertigung von Kissen, Beuteln, Feuereimern, Regenmänteln usw., und zu künstlerischen Zwecken dient das Papiermaché. Diese vielseitige Verwendung ist durch die Zähigkeit der japanischen Papiere bedingt, deren es an hundert Arten geben soll. Nicht nur der Rindenbast des Maulbeerbaumes, Broussonetia papyrifera, die Fasern der Ethivorcia papyrifera, einer Daphnee, sowie der wildwachsenden Vieströmia canescens, welche letzteren das Seidenpapier liefern, sondern auch manche andere Pflanzen werden zur Papierbereitung benutzt. Tausende und abertausende von Menschen gewinnen ihren Lebensunterhalt, indem sie die Pflanzen auf Feldern ziehen oder einsammeln

und mit den allereinfachsten Mitteln zu den vorzüglichsten Bütten-Papieren verarbeiten.

Bei eintretender Dämmerung nehmen wir den Rückzug durch die neue Hauptstrasse mit europäischen breiten Trottoirs, die Ginsa. Wir kommen hier in ein dichtes Menschengewühl. Hunderte von Kleinhändlern haben ihre Waren bei flackerndem Lampenlicht zur Schau gestellt, teils auf ausgebreiteten Tüchern, teils auf kleinen Stellagen. Da gibt es zierliche Haarkämme und Haarnadeln zu Kauf, Schablonen für Tapeten, Klappern, Puppen, Hampelmänner und anderes Spielzeug, Sandalen, Zirkel aus Bambus, um einen Pfennig das Paar, magnetische und elektrische Steine, Zauberknospen die, in Wasser getaucht, sich plötzlich zu Blüten entfalten, auch (ungeniessbares) Naschwerk, allerlei Hausrat, lebende Blumen usw. Wir kaufen eine vierjährige Kiefer von zwölf Zentimeter Höhe! Der Stamm ist spiralig gewunden, mehrfach im Zickzack geknickt und trägt nur drei mit winzigen Nadeln bedeckte Ästchen — ein schnurriges Kunstprodukt, ein Greis als Kind verkleidet, wie es der Japaner gerne zum Schmuck seiner Zimmer oder seines Gärtchens verwendet. Zehn Pfennige (4 Sen) erlegte ich für das reizende Liliputbäumchen mit samt dem geschmackvollen bunten Porzellantopfe. „Viel zu teuer bezahlt“, rief entrüstet unser Führer; „Professor, Sie sind über dem Ohre gehauen! Das ist eine schändliche Prellerei!“

Unser Dolmetscher Igutschi.

In das Hotel zurückgekehrt, beschloss ich den Tag in echt japanischer Weise und liess mich vor Schlafengehen massieren. Die Veranlassung hierzu gab ein schriller Pfiff, welcher von der Strasse her erschallte. Auf meine Frage, was das zu bedeuten habe, antwortete mir der Zimmerkellner: „Amma, Sir,“ wobei er zur besseren Verständigung seine Glieder zu kneten begann. Ich liess den rätselhaften Amma rufen, und alsbald erschien ein blinder Greis in der Türe, vorsichtig umhertastend und höflich sich verbeugend. Diese Ammas oder Kneter bilden in Japan eine eigene Gilde von Blinden, denen die Massage obliegt. Sie tasten sich abends bis zur Nachtzeit, meist ohne Begleitung, durch die Strassen mittelst ihres Stabes, und geben ihre Anwesenheit durch schrille Pfeiftöne zu erkennen. Dazwischen tönt auch wohl ihr Ruf: Für 2 Sen von Kopf bis zu Füssen! An Kunden fehlt es ihnen nie, da Rheumatismus

Im Ujeno-Park Tokio's.

und Verdauungsbeschwerden zu den häufigen Unpässlichkeiten des Volkes gehören.

Ich streckte mich nun der Länge nach auf den Boden, und der Amma begab sich sogleich ans Werk. Mein ganzer Körper wurde von seinen starken weichen Händen geknetet, gestrichen, erschüttert und geklopft, wohl drei Viertelstunden lang; und da ich endlich aufsprang, spürte ich als Wirkung dieser Prozedur eine wunderbare Leichtigkeit in allen Gliedern.

Das untenstehende Bild zeigt einen blinden Masseur „bei der Arbeit." —

Von den Promenaden in Tokio seien die des Ujeno- und des Shibahügels genannt. Auf dem ersteren befand sich früher die Residenz; jetzt zeugen nur einige Grabtempel, eine Pagode, einige Tempel-

Blinder Masseur.

bauten und bronzene Buddhabilder von verschwundener Pracht. Gewähren uns die prächtigen, öffentlichen schattigen Parkanlagen Gelegenheit, fröhliche

Menschen zu beobachten, so entzückt uns der Blick aus der Höhe auf die Landschaft: zu unsern Füssen ein See mit Lotospflanzen überwachsen, am Ufer auf einem Halbinselchen ein Tempel der Göttin der Schönheit und des Liebesglücks, Benten, und weiter hinaus die grünenden Gefilde mit dem heiligen Feuerberge Fuji als Hintergrund.

Sehr lohnend ist der Spaziergang nach Shiba, wo sich zwischen düstern, feierlichen Zedernwäldchen die Grabmonumente von acht Shogunen erheben. Der Tempel übertrifft die meisten übrigen Buddhatempel durch Vollendung des reichen Schnitzwerkes und durch die Pracht der Vergoldungen und Lackarbeiten, welche in wundervoller Farbenharmonie unser Auge erfreuen. Gerne hätte

ich eine Abbildung dieses Tempels beigefügt, aber die Unzulänglichkeit unserer Reproduktionsmittel würde die Farbenpracht nicht richtig wiedergeben können, geschweige den Eindruck, welchen das Kunstwerk inmitten seiner Umgebung hervorruft. Zur Form und Farbe des Tempels gehört die Pflanzenwelt, die klare Luft, die fröhlichen Menschen, die ihn umgeben.

Den Eindruck eines Jahrmarktes macht das bunte Treiben in der Umgebung und dem Garten des Shinto-Tempels in dem Stadtbezirke Asakusa (sprich: Asáksa). Schaubuden mit allerlei Sehenswürdigkeiten, dressierte japanische Affen, Verkaufsläden mit Kinderspielzeugen, Jongleure und Taschenspieler, alte Weiber, welche mit buntem Streusand die reizendsten Bilder auf den Erdboden zeichnen, kleine Restaurationshallen, öffentliche Vorleser und

Erzähler beschäftigen jahraus jahrein das Publikum. Zur Abwechselung wird der Tempel besucht, welcher in Anbetracht des regen Verkehrs in Holzschuhen betreten werden darf. Kinder und Hunde spielen umher, Tauben und Sperlinge nisten im Gebälk. Es stört die religiöse Andacht des Japaners nicht, dass in mehreren Shintotempeln auch buddhistische Holzbilder untergebracht sind, um so weniger, als letztere während der Shinto-Zeremonie verhängt werden können.

Zauberer.

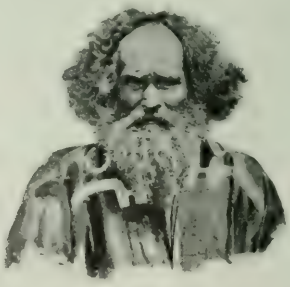
III.

Japans Menschen.

Zwei ganz verschiedene Menschenrassen finden sich auf der japanischen Inselgruppe, die Ainos und die Japaner.

Die Ainos sind ein wilder, kräftiger Menschenschlag, untersetzt und von gelblicher Hautfarbe. Sie unterscheiden sich von den Japanern vor allem

Aino-Frau.
(Mit tättowierter Ober- und Unterlippe.)



Aino.

durch den enormen Haarwuchs (beim herangereiften Manne hängen von Lippen und Wangen, von Brust, Schultern und Beinen mächtige schwarze Bärte herab); ferner durch die horizontale Stellung der Augen, eine kräftigere und höhere Statur.

Das Volk der Aino soll einst ganz Japan überzogen haben, aber von den eindringenden Japanern zurückgetrieben sein -- auf die sibirisch kalte Nord-

Aino.

spitze der Insel Jezo und die Kurilen, wo gegenwärtig nur noch an 15000 Köpfe leben sollen. Zu Dorfgemeinden vereinigt bewohnen sie kunstlose Hütten, leben vom Erträgnis der Wild- und Fischjagd, sowie von den Gewächsen des Waldes. Eine Schriftsprache besitzen sie nicht.

In den Sommermonaten tragen die Aino weite Gewänder nach Art der japanischen Kimono, deren Gewebsstoff von ihren Frauen aus den Fasern der Birkenrinde hergestellt wird; im Winter schützen sie den Körper durch Tierhäute. Beide Geschlechter legen anschliessende Beinkleider an.

Woher die Ainos stammen, ob sie etwa eine dem Russentypus verwandte Rasse, ist bis heute noch ein Problem.

Aino.

Nur einige Gewohnheiten dieses merkwürdigen Naturvolkes will ich hier aufzählen.

Nach althergebrachter Sitte werden die Frauen tättowiert. Ein blauer Schnurrbartstreifen über und unter dem Munde, sowie über den Handrücken und um die Handknöchel bis zum Ellenbogen sich ziehende künstlich verschlungene Linien bilden diesen Schmuck. — Haus-, Feuer-, Berg- und Flussgötter, der Donnergott nebst andern höheren Göttern im dritten, zweiten und obersten Himmel bilden ihre Geisterwelt, denen sie Trankspenden von Reisbier bis zum Übermasse darzubringen lieben. — Der Gruss der Männer besteht darin, dass sie die Hände ausbreiten, nach innen schwenken und alsdann sich den Bart streichen. — In gewissen Fällen trägt der Bräutigam eine Zeitlang die Kleider seiner Braut, und umgekehrt das Mädchen diejenigen ihres Verlobten. — Krankheiten werden durch Anblasen, böse Geister

Aino Mann und Frau.

Die Oberlippe der Frau trägt einen tättowierten „Schnurrbart".

Aino.

durch Auskehren des Bodens mit einem Besen vertrieben. — Eine beliebte Unschuldsprobe des vor Gericht Angeklagten soll darin bestehen, dass man ihn einen grossen Kübel Wasser austrinken lässt; gelingt ihm dies ohne Schwierigkeit, so gilt seine Unschuld als erwiesen.

Grundverschieden, so dass an eine nähere Stammverwandtschaft mit den Ainos nicht gedacht werden darf, sind die Japaner, unter denen der Reisende sehr bald zwei, allerdings durch zahlreiche Übergänge verknüpfte Typen unterscheiden lernt, einen zierlichen schlanken und einen kräftigen gedrungenen. Unter den höheren Ständen waltet der grazile Typus vor, der sich durch seinen ebenmässigen Gliederbau, Dolichocephalie des Schädels, durch ein schmales langes Gesicht mit hoher Stirn, feine, leicht gekrümmte Nase, kleinen Mund, verschleierte schiefliegende Augen und auffallend hohe Augenbrauen auszeichnet. Im Volke dagegen und bei den Bauern waltet der derbere Typus vor, gekennzeichnet durch dunklere Hautfarbe, untersetzte Statur und derbere Gliedmassen, kürzeren Schädel, breites, dickes Gesicht mit niedriger Stirne, stark vorspringende Jochbogen, weniger schiefe Augenstellung, platte breite Nase mit weiten Flügeln und grossen dicken Mund.

Unser deutscher Landsmann, der ebenso gelehrte wie feinsinnige Professor der Medizin, Dr. Baelz in Tokio, der sich auch als der beste Kenner der japanischen Völkerrasse einen Namen gemacht hat, bezeichnet den kräftigeren, in Südjapan vorherrschenden Typus als den Sazuma-Typus, und spricht diesem die Tugenden der Tapferkeit, offener Bravheit zu, indes er den helleren, ebenmässigeren, durch Feinheit, Geschicklichkeit und Gewandtheit charakterisierten Japaner dem Choshiu-Typus zuteilt.

Mädchen des feineren Typus.

Eine uralte Abneigung trennt beide Unterrassen, und äusserte sich oftmals schon als eine Art Rassenhass, der jedoch in neuester Zeit durch Vermischung, hervorgerufen durch Wanderlust, Kriege, Adoption, sowie durch Eröffnung bequemer Verkehrswege und durch freiere Lebensauffassung, sich auszugleichen beginnt.

Mädchen des Sazuma-Typus.

Mehrere ihrer körperlichen Eigenschaften stempeln die Japaner zu einer scharf abgegrenzten Völkerrasse, wenn schon manche Ethnographen, wie Baelz, sie einerseits den Chinesen, andererseits den Malayen nahe stellen. Nach zahlreichen Messungen ist ihre Statur durchschnittlich kleiner, die Beine relativ kürzer als beim Germanen. Der Oberkiefer des Schädels, den Baelz „den wahren Rasseknochen" nennt, ist beim Japaner breiter und niedriger als bei uns, sein medianer Nasenteil flacher, der Alveolarteil vorspringend, während die Fossa maxillaris in ihrem oberen Teil fast ganz fehlt. Infolge dieser Gestaltung des Oberkiefers divergieren die beiden Jochbeinkörper des Japanerschädels nach abwärts, während beim Europäer die äussere Fläche der Jochbeine sich unten nach einwärts biegt.

Auffallend ist ferner der Schnitt des Auges, indem der freie Wimperrand des oberen geöffneten Augenlides meistens nicht sichtbar ist, vielmehr überdeckt wird von der Augenlidfalte, welche schräg nach innen und unten zieht und den inneren Augenwinkel verbirgt! Der spärliche Bartwuchs, sowie die gelbliche Hautfarbe, die bei manchen Mädchen und Kindern fast der Gesichtsfarbe der Spanierinnen gleichkommt, sind allbekannt. Rote Wangen trifft man nur bei den Frauen des Sazuma-Typus. Merkwürdig ist das allgemeine Vorkommen eines dunkelblauen grossen Fleckes auf der Kreuzbeingegend oder deren Umgebung bei Neugeborenen! Dieser Fleck verliert sich jedoch während der ersten Kinderjahre oder doch zurzeit der Reife.

Das Schönheitsideal, welches der Japaner für das weibliche Geschlecht aufstellt, entspricht bei weitem nicht unsern abendländischen Anschauungen, aber dennoch sind die Töchter des Landes der aufgehenden Sonne auch für den europäischen Geschmack reizvoll und verführerisch genug. —

Der Japaner verlangt von einer schönen Frau, nach Baelz, folgende Körpereigenschaften:

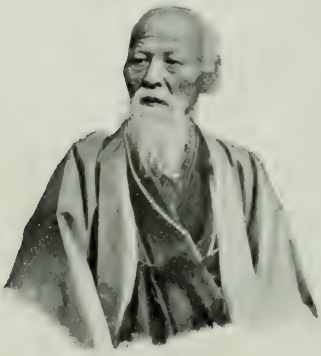
Gestalt und Gesicht schmal und lang, Augen lang, Nase schmal und lang, Arme dünn, Hände schmal und lang, Hüften schmal, Beine dünn. „Eine

schlechte Brust wird verziehen, breite Hüften aber nie!“ Die Japanerinnen winden daher ein breites, dickes Band oder Tuch, den Obi, um die Taille, damit der Vorsprung der Hüften ausgeglichen werde. Verständnis für die natürliche schöne Körperform des Menschen hat der Japaner nach unsern Begriffen nicht; nur das Gesicht und die Körperhaltung kommt in Betracht. —

Der Nacken der Japanerinnen ist durchgehends so ausserordentlich reizend geformt, dass dem verwöhnten Eingeborenen die Schätzung auch dieses Körperteils abgeht. Ausdrücklich betont sei übrigens die eminent realistische und naturgetreue Darstellung nackter Körperteile in der Plastik. Sonderbar ist die Vorschrift, dass das weibliche Geschlecht die Füsse einwärts zu richten hat; die Stellung der Füsse nach auswärts gilt bei den Frauen für unanständig. —

Ein lebensfreudiger, warmer Zug der Sinnlichkeit durchströmt die Adern des japanischen Volkes, und da weder Religion noch Sitte die Schranken des Erlaubten allzu enge gezogen hat, tritt die Natur ganz in ihr Recht. Der Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern ist ein natürlich freier, und wird durch nicht allzu rigorose Sittengesetze in gewissen Schranken gehalten, immerhin nur so, dass dem intimen Umgang unverheirateter Mädchen des Mittelstandes mit Männern nicht die schwerwiegende Bedeutung beigelegt wird, wie bei uns. Die Treue der japanischen Gattin aber ist durchschnittlich über jedes Lob erhaben.

Die Eheschliessung erfolgt in Japan leicht. Ein Häuschen kostet 5—600 Mark, der Hausrat ist gering und so entschliesst man sich frühzeitig zur Heirat. Ein Vermittler wird herbeigezogen und gewöhnlich erfolgt die Verehelichung nach dem Wunsche der Eltern ohne Schwierigkeiten, nachdem sich die für einander Bestimmten einmal beim Tee oder an einer Brücke, oder günstigenfalls im Theater gesehen oder sogar gesprochen haben.



*Dass die Japaner sich nicht soviel Sorge machen wie wir um die Wahl bei ihren Ehen, kann eigentlich nicht wunder nehmen. Kommen doch, einer alten Shinto-Überlieferung zufolge, die acht Myriaden ihrer Götter jährlich zu einem Konklave zusammen in dem altgeheiligten Tempelort Ise in Izumo, um die Ehesachen des Volkes für das ganze Jahr vorauszuberaten. Der hiefür bestimmte Monat

Oktober heisst im übrigen Lande der „götterlose Mond“, eben weil die Himmlischen alle verreist sind, in Izumo dagegen der „Göttermond.“*

Erst mehrere Tage oder Wochen nach vollzogener Ehe werden die Namen der Vermählten auf dem Magistrat zusammengeschrieben, bisweilen aber sehr bald wieder ausgelöscht, falls nämlich die jungen Eheleute keinen Geschmack aneinander finden sollten. In den unteren Volksschichten wurde bisher auf den ehelichen Pakt und die standesamtliche Eintragung der Ehe überhaupt

Altes Ehepaar.

weniger Wert gelegt. Dem leichten Sinn des Japaners ist es auch ganz entsprechend, dass der Ehemann seiner Gattin, wenn er ihrer überdrüssig wurde, ein „Entlassungsschreiben“ übergab, unter dem Vorwande der von Konfuzius aufgestellten und in Japan bereitwillig angenommenen Bestimmungen über „Unwürdigkeit zur Ehe“, welche sofortige Scheidung ermöglicht. Als Ehescheidungsgründe gelten z. B. Ungehorsam gegen die Schwiegermutter, lose Reden und Trunksucht, „Wollust“ worunter auch Ehebruch einbegriffen, Eifersucht, Diebstahl, Schwatzhaftigkeit, Kinderlosigkeit bei 50 Jahren. Diese Scheidungsgründe wurden schon in früher Jugend den kleinen Mädchen warnend eingeprägt.

Klatschschwestern beim Reiswein.

*Höchst charakteristisch sind weitere, bis vor kurzem beiderseits gesetzlich zwingende Scheidungsgründe, nämlich: wenn einer der Gatten die betreffenden Schwiegereltern misshandelt oder verleumdet, ja selbst, wenn dies nur von seiten Nahverwandter des einen Gatten geschehen war. Auf Ehebruch stand früher sogar Todesstrafe, in alten Zeiten Kreuzigung, und zudem galt das „tue-la“ für gesetzlich und wurde häufig mit auf den Liebhaber ausgedehnt. Noch heute steht Gefängnis von sechs Monaten für beide Schuldige darauf.

Laut statistischen Berichten kommt durchnittlich auf jede dritte Ehe eine Scheidung: Der Gerechtigkeitssinn des Volkes verlangte jedoch unlängst die Darlegung wirklich triftiger Gründe zur Ausstellung des „Scheidebriefes“ und ist derselbe seit jüngster Zeit überhaupt nicht mehr ohne Sanktion des Gesetzes giltig, wenn dieses auch vorwiegend noch die durch alte Tradition geheiligten Scheidungsgründe berücksichtigt.

Das Wiederheiraten der Frauen nach Scheidung wie Witwentum ist nicht untersagt, wenn es auch nicht allzu häufig ist; doch gibt es in gewissen Gegenden sogar ein Fest, bei dem Frauen und Witwen in Prozession herumziehen mit Töpfen auf dem Haupt, deren Zahl die der verflossenen Ehemänner angibt.*

Der leichten Lebensauffassung des Japaners ist es auch wohl zuzuschreiben, dass man in Japan so selten von unglücklichen Ehen hört. Die Lockerheit des Ehebundes erzeugt einen gleichmütigeren Verkehr und ausserdem scheint das japanische Herz weniger empfindlich und sentimental zu sein als das deutsche. Es soll sogar, wenn auch selten, vorkommen, dass die Gattin in das Haus ein hübsches Mädchen aufnimmt zur Ergötzung des Eheherrn, damit dieser nicht

im Teehause Zerstreuung suche und dort sein Geld verschwende. Die mit der Assistentin gezeugten Kinder werden dann stets mit den legitimen in gleicher Art erzogen und Eifersüchteleien sollen zu den Seltenheiten gehören.

Dass die Japanerinnen übrigens nicht nur exzellente Hausfrauen, liebenswürdige, willige, heitere Gattinnen und aufmerksame Mütter, sondern auch anregende Seelengefährtinnen des Ehemannes sein können, lehren die Ehen mancher gebildeteten Japaner, wie auch mit Japanerinnen verheirateter Europäer. Die seltenen Ehen von Europäerinnen mit Japanern scheinen dagegen meist unglücklich auszufallen.

Durchschnittlich ist freilich die japanische Ehefrau die erste Dienerin des Hauses. Sanft, gewinnend, bescheiden, die erste, die morgens sich erhebt, die letzte, welche zur Ruhe geht. Sie kocht, näht und färbt auch wohl die Kleider

Nachtruhe.

für die Kinder, den Gatten und sich selbst. *Dabei ist sie die feinfühlige Erzieherin der Kinder und die geschätzte Ratgeberin des Gatten.

In der Öffentlichkeit ist von der intimeren Wertschätzung der Frau freilich wenig zu merken und der Fremde wird dadurch leicht irre geführt. Die doch so ausgebildete japanische Etikette erweist den Frauen gar wenig Respekt. „Sie ist ausschliesslich eine Männeretikette." Öffentliche Zurschaustellung des ehelichen Verhältnisses gilt zumal als sehr unpassend. Niemals wird der Japaner von seiner Frau sprechen, selten über seine Kinder; dagegen mit grosser Vorliebe von seinen Eltern und nach diesen allein hat sich der Fremdling höflichst zu erkundigen.

„Unseren Ohren klingt es merkwürdig", sagt ein japanischer moderner Schriftsteller, „wenn ein Gatte zu einem Dritten von seiner besseren oder schlechteren Hälfte, von deren Liebreiz, Güte und was noch allem spricht. Zeigt es von

guter Erziehung, wenn man von sich selbst in solchen Ausdrücken spricht? Wir denken, wenn wir unsere Frau loben, loben wir unsere eigene Person und Eigenlob gilt bei uns als ein Zeichen schlechter Erziehung."

Wenn Gäste im Hause sind, wird die Frau sich in bescheidener Entfernung halten oder jedenfalls nur auf Augenblicke erscheinen. Auf der Strasse geht sie stets nur in gemessener Entfernung hinter dem Gatten und wird von Bekannten erst nach diesem oder gar nicht angeredet. In Briefen spricht der Mann sein Weib ohne die Höflichkeitsworte an, die er im allgemeinen Verkehr stets anwenden muss.

Dagegen wird ein Japaner der besseren Kreise schwerlich seinem Weibe je unfreundlich begegnen, das gilt für gemein und brutal. Höfliches und sanftes Benehmen gegen die Frau verlangt der japanische Ehrbegriff von jedem Mann,

Handwaschen nach der Toilette.

auch ist es der einzig sichere Weg; denn ein feinfühliges Weib von guter Erziehung würde sich roher Behandlung nicht lange unterwerfen. Mit Worten wird sie sich zwar nur selten wehren. Dagegen kann es leicht geschehen, dass eine Frau wegen einer heftigen Begegnung seitens des Mannes sich tötet und solch eine Tat entehrt den Gatten für sein ganzes Leben.

Man erzählt ein charakteristisches Geschichtchen, wie solch stolze junge Frauenseele, aufs tiefste verletzt durch lange Vernachlässigung und Untreue des Gatten, sich aufraffen will, um ihm einen sanften Vorwurf zu machen, aber beim ersten so ungewohnter Worte, das über ihre Lippen kommt, vor Erschütterung tot zusammenbricht.

Es ist übrigens in Japan, wie in den meisten orientalischen Ländern, schon einmal in der neueren Geschichte ein Rückschlag in der Stellung der Frauen gegen eine früher, würdigere, zu verzeichnen. Die japanische Literatur zeigt im Beginn des Jahrtausends hervorragende Dichterinnen und die frühere Geschichte umfasst imponierende Figuren weiblicher Herrscherinnen und Heerführerinnen. Erst mit dem Erstarken chinesischen Einflusses scheint die Rolle der Frau in Japan gesunken zu sein. In neuerer Zeit beginnt dieselbe sich aber merklich wieder zu heben.

Japanische Puplizisten behaupten zwar, dass die Stellung der japanischen Frau durch die Einführung europäischer Einrichtungen eher gelitten als gewonnen habe; zumal ihre bisherige völlige Gleichstellung mit dem Manne im öffentlichen Rechte sei durch die nach europäischem Muster nur für die Männer eingeführten politischen Rechte schwer beeinträchtigt worden; auch habe erst das neue Regime der japanischen Frau ihr altverbrieftes Recht, Herrscherin sein zu können, abgesprochen.

In anderer Richtung hat jedenfalls die treibhausartige Schnelligkeit, mit der der westliche Einfluss in gewissen Richtungen Fuss fasste, in der Frauenstellung schon erstaunliche Früchte gezeitigt. Gibt es doch in Tokio seit kurzem eine wissenschaftliche Hochschule für Frauen, insbesondere für Medizin, und die japanische Studentin ist keine ganz vereinzelte Erscheinung mehr.*

Das neue Japan ist eben ein sonderbares, unharmonisches Gemisch von biblischen Zuständen und allermodernstem Staatenleben.

Der Kleinbürger und Tagelöhner in Hose und Jacke, ohne Hemd, kennt weder Knopf noch Nadel, weder Schnalle noch Hut; er begnügt sich mit einfachster Kost und fügt sich den alten, bequemen patriarchalischen Bestimmungen, wie er sie von Kindesbeinen kennen gelernt. Er verbraucht was er verdient und denkt nicht an Sparen; denn sein Kapital sind seine Kinder, seine leiblichen oder, wenn die stets in jungen Jahren geschlossene Ehe kinderlos bleibt, seine Adoptivkinder. Ein Häuschen mit einem Gärtchen, ein Weibchen und Kinder sind sein Lebenswunsch.

Der besser gestellte Bürger der Grossstadt ist schon angehaucht von abendländischen Ideen: er fährt mit der Eisenbahn, benutzt Telegraph und Telephon, lässt sich und die seinigen photographieren, liest Zeitungen, die ihm aus dem fernen Westen Kunde bringen, macht in Politik, trinkt Bier und im-

portierte westliche Weine, bewundert die fremdländische Schattenmalerei, trägt zur landesüblichen Tracht einen europäischen Filzhut und einen modernen pariser Regenschirm oder Gigerlstock.

Der höhere Staatsbeamte, Würdenträger, Professor usw. pflegt in europäischer Kleidung nach pariser Mode zu gehen, liebt Zylinder, Lackstiefel und Glacéhandschuhe, schneuzt sich nicht mehr in Papierstückchen, sondern in leinene oder seidene Taschentücher, schafft für das Empfangszimmer Tisch, Stühle und Teppiche an, spricht etwas englisch und deutsch und liest die modernen Romane des Abendlandes — aber er ist doch Japaner geblieben und dazu ein guter Patriot, der im Grunde den Fremden hasst, sein Vaterland über alles liebt, seinen Kaiser verehrt und auf der höchsten Staffel der modernen Zivilisation zu stehen glaubt, sobald er eine Anzahl abendländischer Neuerungen angenommen hat. Mehr als einmal ist es mir passiert, dass gebildete Japaner, in deren Gegenwart ich die japanische Kunst lobte, eifrig mir ins Wort fielen mit der Bemerkung: aber unsere modernen Staatseinrichtungen, unsere Fabriken und neuen Verkehrsmittel verdienen doch noch grösseres Lob!

Über die Gemütsanlagen und den Charakter der Japaner haben schon die ersten Christen, welche um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts mit ihnen in Kontakt kamen, ein lobendes Urteil gefällt. Der deutsche Arzt Engelbert Kämpfer, der in holländischen Diensten Japan bereiste, rühmt ebenso das glückliche Land der Japaner, die, ganz in ihrer kleinen Welt isoliert, der allerheitersten Mässigung und Seligkeit geniessen. Todesverachtung und Tapferkeit, Abhärtung, Reinlichkeit für Körper und Haus, Niedlichkeit in Kleidung und Wohnung, Ungebundenheit im Glauben und in der Ausübung der Religion, Gehorsam gegen Staat und Gesetz, Höflichkeit gegen ihresgleichen, gute Sitten, feines Betragen, Pflege der Kunst, Gefühl für Schicklichkeit, Unverdrossenheit usw. rühmt dieser Schriftsteller den Japanern nach, und seine Beschreibung passt auch noch auf das Japan von heute!

Zu dem natürlichen, glücklichen und heiteren Temperamente gesellten sich seit altersher historische Elemente, die in ihren Glaubenslehren und in ihrem Kastenwesen wurzeln. Die Vorschriften des Konfuzianischen Sittenkodex stellen als oberste Richtschnur

die Achtung vor der väterlichen Gewalt auf; der Japaner ist daher von Kindesbeinen an Gehorsam gewöhnt und zeigt sich fried- und ordnungsliebend: „ein guter Sohn macht einen glücklichen Vater“, und „das Lamm trinkt die Milch knieend“. Der Shintoglaube dagegen pflegte die Respektierung der Götter und des von den Göttern stammenden Mikado: treue Ergebenheit und Gehorsam gegen die Obrigkeit, Tapferkeit und Pflichterfüllung bis zur Todesverachtung erscheint als Ausfluss dieser Lehren. Und zu diesen allverbreiteten Tugenden tritt die Höflichkeit, die sich oft bis zur Devotion steigert, eine einfache, offene Biederkeit jedoch ausschliesst; Zeichen herzlicher Begrüssung, wie Kuss und Händedruck, sind daher unbekannt.

Das Schablonenhafte aller Lehr- und Umgangsvorschriften gibt dem Talente Nahrung, unterdrückt aber die Originalität und das Genie. Obwohl von Natur klugsinnig, rasch und sicher im Urteil, hat der Japaner nicht gelernt,

Haarfrisuren und Trachten der Kinder.

etwas durch die Mühle des eigenen Denkens zu schicken. Durch Auswendiglernen stärkt er sein Gedächtnis, beschränkt aber den freien Flug der Phantasie und die Kritik des Verstandes.

Japan ist das „Paradies der Kinder“. Überall in Japan gewahrt man Kinder, auf der Strasse, bei allen Festen und Schaustellungen, im Theater, im Tempel. Schon die Säuglinge werden überall mitgenommen und sozusagen von der Geburt an lernen die Kinder die Beschäftigungen und Vergnügungen der Er-

wachsenen kennen. So werden die japanischen Kinder altklug und selbständig vor der Zeit; sie sind dafür nicht weinselig und selten traurig. Auf dem Rücken eines der Geschwister oder der Dienerin in einem Tuche festgebunden, sammelt das Baby von seinem Beobachtungsposten aus eine Fülle von Erfahrungen, auf die bei uns ein Quartaner stolz sein könnte. Den ganzen Tag gewahrt man fünf- bis achtjährige Mädchen sich auf der Strasse tummeln mit dem jüngeren Geschwisterchen rücklings aufgehuckt, umherhüpfend und herumspringend, so dass das Köpfchen des Kleinen ganz erbärmlich hin und herbaumelt.

Ganz allgemein erfreuen sich die Kinder der rücksichtsvollsten Behandlung und nie sieht man die Eltern ihre Sprösslinge züchtigen. Auch in den japanischen Schulen, wo Knaben und Mädchen meist bis zu den höheren Studien gemeinsam unterrichtet werden, sind Prügel oder sonstige Schulstrafen in unserem Sinn unbekannt.

In keinem Lande der Welt gibt es so viele Spielwarenläden wie in Japan und bei allen religiösen Festlichkeiten sind die zu den Tempeln führenden Eingänge vollgepfropft mit Kinderspielzeug; Hunderte von Leuten verdienen in jeder japanischen Stadt ihr Brot, indem sie Kinder amüsieren und Spiele für sie arrangieren bei öffentlichen Festen. Auch die Erwachsenen spielen mit Vorliebe Kinderspiele, zumal in den ersten fünf Tagen des Jahres, die ganz den Kindern gehören.

Höchst drollig erscheinen uns die Haartrachten der Kinder. Dem Säugling werden zuerst alle Haare abrasiert, höchstens dass ein Schwänzchen im Nacken stehen bleibt. Später lässt die Mutter einen Haarschopf stehen, sei es über den Ohren oder auf dem Scheitel, zu dem sich noch ein halbmondförmiger Haarfleck vorn über der Stirne gesellen kann. Dem herangewachsenen Mädchen werden nach einigen Jahren die Augenbrauen rasiert und das Haar mit künstlichen Blumen und Schmetterlingen, mit Goldflitter und buntem Crêpe-Papier geschmückt.

Verfehlt schon diese sonderbare Haarfrisur nicht ihre komische Wirkung auf den Europäer, so stimmt das mit einer dicken Schicht Schminke übertünchte Gesichtchen der Kinder zur Lachlust. Aus den Lidfalten schauen die Äuglein wie aus Knopflöchern hervor, indes die mit Krapp oder Fuchsin gefärbte Unterlippe gleich einer Kirsche vorleuchtet. Der Anzug in farbiger Crêpe-Seide vervollständigt das bunte Bild.

Das japanische Kind ist aber nicht nur ein Spielzeug für die Eltern, sondern es repräsentiert ihnen zugleich ein wertvolles Kapital! Denn nach den streng beobachteten Lehren des Konfuzius ist das Kind der Eltern wegen da, und zumal der Sohn hat später seinen Erzeugern, nachdem sie alt geworden sind, ihre früheren Wohltaten zurückzuzahlen, indem er ihre Ver-

sorgung übernimmt. Zwar kommt es vor, dass die Kinder vorzeitig sterben oder dass die Ehe kinderlos bleibt: dann wird diesem Mangel abgeholfen durch Adoption!

Die Adoption ist in Japan zur Volkssitte geworden und an der Tagesordnung. Ein Kaufmann adoptiert seinen Buchhalter, um ihn an sich zu binden, und dieser adoptiert wieder den Sohn seines Prinzipals, behufs gegenseitiger Versicherung! Eltern mit reichem Kindersegen geben einen Teil ihrer Sprossen an Freunde und Verwandte ab, welche kinderlos sind. Unehelichen Kindern hängt kein Mangel an, sobald sie adoptiert sind. Ist überhaupt in Japan der Mangel eine seltene Erscheinung, so ist das eigentliche Elend so gut wie unbekannt; das Leben ist für den Mann aus dem Volke billig und Kinder sorgen für die Eltern wie diese für die Kinder. Den Bettler an der Türe aber speist man hier weder mit schönen Worten ab, noch mit Grobheiten.

Der Sitte des Adoptierens ist es zuzuschreiben, dass berühmte Künstlerfamilien und Schauspielergeschlechter Jahrhunderte lang ihr Renommé bewahren, indem der Künstler jedesmal seinen talentvollsten Schüler an Kindesstatt annimmt und ihm hierdurch seinen eigenen Namen schenkt.

Auch der Europäer, welcher sich in Japan zu verheiraten wünschte, hatte sich bis vor kurzem zuvor von seinem künftigen Schwiegervater adoptieren zu lassen; er wurde durch diesen Akt Japaner und hatte nun erst das Recht, eine Ehe mit einer Japanerin einzugehen. Ich habe solche Beispiele kennen gelernt.

IV.

Unter japanischem Dach.

Hausgärtchen.

Die primitive pfahlbauähnliche Bauart des japanischen Hauses ist vor allem durch die häufigen Erdbeben bedingt. Das niedrige Haus, welches lediglich aus Holz und Papier besteht, widersteht besser den häufigen Erderschütterungen und gefährdet beim Einsturze seine Insassen weniger als hohe Steinhäuser. In zweiter Linie befördert die Gunst des Inselklimas die luftige Anlage. An Sommertagen werden die beweglichen, mit Papier beklebten Fensterrahmen, sowie die Kulissentüren, welche die Mittelwände vertreten, zur Seite geschoben, so dass das ganze Haus nach zwei, oft sogar nach drei Seiten vollkommen offen ist; nachts dagegen oder bei schlechtem Wetter werden die beweglichen Fensterrahmen geschlossen. An mehreren Seiten des Hauses befindet sich ein schmaler Umgang, eine Art Veranda, welche zum Schutz gegen Diebe wie gegen die Kälte allabendlich durch hölzerne Schiebetüren abgeschlossen wird, welche in Nuten zwischen dem Dachrand und der Veranda laufen. Nachts gleicht das japanische Haus daher einer geschlossenen Schachtel. Wenn ein oberes Geschoss vorhanden, zeigt dieses die gleiche Beschaffenheit. Eine schmale steile Treppe verbindet die Stockwerke.

Nirgends werden Glasscheiben benutzt; vielmehr erhalten die Innenräume ein angenehmes, diffuses Licht durch Holzgattertüren, die mit Papier überklebt sind.

Das gewöhnlich rechteckige Haus ruht nicht in, sondern auf dem Erdboden; seine Tragpfeiler stehen auf breiten Steinblöcken.

Diese luftige Bauart erscheint dem, in geschlossener Zimmerluft gross gewordenen Europäer ungenügend; aber der Japaner hat durch tausendjährige Gewöhnung seinen Körper ganz ausserordentlich abgehärtet und scheint weder Zugwind noch Kälte zu spüren; höchstens, dass ihn kalte Hände genieren, etwa wie wir die nassen und kalten Füsse scheuen. In den Übergangsjahreszeiten ist aber die japanische Behausung auch für den Europäer eine sehr angenehme.

Die Flur, zu welcher einige hölzerne Tritte hinaufführen, ist einen halben bis einen Meter über dem Erdboden erhöht, und in gleichem Niveau zieht der gedielte, verandaähnliche, meterbreite Umgang an den freistehenden Seiten, jedenfalls an der Gartenseite hin. Das ganze Innere ist mit sauberen, 6 Zenti-

Mittagessen.

meter dick gepolsterten Flechtmatten belegt, welche im ganzen Land gleiche Grösse haben, nämlich ein zu zwei Meter, so dass man den Flächeninhalt der Zimmer nach der Anzahl der erforderlichen Matten bezeichnet. Dieses Einheitsmass bestimmt wiederum die Breite der Schiebetüren und Schiebrahmenfenster; daher kann man überall die fertigen, zum Hausbau erforderlichen Holzteile käuflich erhalten. Wenige Tage nach einer Feuersbrunst, die in den grösseren Städten bisweilen oft hunderte von Häusern in einer Nacht einäschert, sieht man wieder fertige Gebäude dastehen.

Fast der einzige Schmuck des japanischen Zimmers ist die Reinlichkeit. Die Naturtöne des saubergehobelten Holzwerkes, die hellen Tapeten der Zwischenwandtüren, die lichtgelben Flurmatten erwecken einen stimmungsvollen Eindruck, der im Einlasszimmer durch die warmen Töne der obligaten Nische effektvoll gehoben wird. Niemals darf eine Sandale oder der Stiefel des Abendländers

Abstauben.
Um die Haarfrisur zu schützen, haben zwei der Mädchen eine papierne Haube aufgesetzt.

die in Sauberkeit schimmernden Fussmatten betreten, denn sie dienen dem Bewohner zugleich als Sitz, als Tisch und als Bett.

Neben dem Wohnhause, welches bei arm und reich den gleichen Habitus aufweist und höchstens in Dimensionen und Kostbarkeit des Bauholzes verschieden ist, pflegen Bemittelte und Kaufleute noch ein aus Fachwerk errichtetes und mit dicken Tonlagen überzogenes Nebenhäuschen zu bauen, in welchem wertvolle Gegenstände diebs- und feuersicher geborgen werden.

In ein solches echt japanisches Haus, dessen Inneres noch nicht durch das anspruchsvolle, schwerfällige Mobiliar und den dekorativen Aufputz der europäischen Zimmereinrichtungen entstellt ist, sind wir heute von meinem Kollegen und alten Freunde, Professor Dr. Tamba in Tokio, zum Tee geladen!

Unsere Wagenzieher halten vor der Türe einer Bretterwand. Wir ziehen eine leise klingende Glocke, der Riegel wird von innen zurückgeschoben, eine Magd, reizend und frisch wie ein Blumenknöspchen, tritt vor und begrüsst uns mit einem tiefen Bückling, so dass wir den zierlichen Nacken und das sorgfältig frisierte Haar zur Genüge bewundern können. Diese Begrüssungsform wird

überall befolgt. Begegnen sich zwei Bekannte, sei es männlichen oder weiblichen Geschlechts, so neigen sie den Oberkörper tief herab bis zur Horizontalen legen die Hände an die Kniee und verbleiben in dieser Stellung öfters wohl eine halbe Minute, höflich über „erhabenes Befinden", das Wetter usw. sprechend und von Zeit zu Zeit den sonderbaren, nur in Japan gebräuchlichen Schlurfton hören lassend — wie wenn Flüssigkeit eingesogen würde. Im engen Eisenbahncoupé, auf Treppen und Gängen ebenso wie auf der Strasse wird diese Grussform beobachtet.

Das Mädchen, welches uns die Haustüre geöffnet, läuft nun auf klappernden Holzsandalen voraus zu dem rings von Gartenanlagen umgebenen Häuschen, und führt uns in das Empfangszimmer „von 8 Matten". Sie schliesst die Schiebetür, öffnet eine andere, holt einige seidene Sitzkissen herbei, ladet uns unter Bücklingen zum Niedersitzen ein und stellt den Tabako-bon vor uns nieder, d. h. ein kleines offenes Holzkästchen, in welchem sich ein Porzellangefäss mit glühenden Kohlen zum Anzünden des Tabakpfeifchens und ein gedeckelter Bambusbecher als Spucknapf befindet. Seitdem die Portugiesen zu Ende des 16. Jahrhunderts das Tabakrauchen eingeführt, raucht nämlich das ganze weibliche und männliche Japan Pfeife, oder besser gesagt Pfeifchen, denn das metallene Miniaturköpfchen hat nur eine erbsengrosse Höhlung, ist mit zwei bis drei Zügen leergebrannt und bedarf immer neuer Füllung und neuen Anzündens. Dauerrauchen, wie dies im Abendlande Gebrauch ist, kennt man hier nicht. Vorausgesetzt wird, dass jeder und jede sowohl Pfeifchen als Tabaktäschchen bei sich führt; dem eintretenden Gaste wird überall nur der Tabako-bon als warmer Willkommgruss vorgesetzt. Auch auf der Strasse, im Theater, selbst bei Leichenbegängnissen zündet der Japaner gern sein Pfeifchen an.

Haarwäsche.

Von der Veranda nahen leise Schritte, ein Fensterrahmen wird zurückgeschoben und Freund Tamba begrüsst uns in fliessendem Deutsch aufs herzlichste. Kaum haben wir uns niedergelassen, nach der Landessitte in hockender oder knieender Stellung, als plötzlich die Zimmerwand sich zu bewegen beginnt: einer der papierüberzogenen Holzrahmen schiebt sich auf und unsere feine liebenswürdige Wirtin tritt herein. Jedes Fenster, jedes Zwischenwandstück ist zugleich Schubtür!

Haartoilette nach altem Stil.

Auf ein Händeklatschen erscheint durch eine der Wände die Magd, bringt sowohl den Hibatschi, d. h. einen Kasten mit glühenden Holzkohlen, auf welchen ein kupferner Teekessel steht, als auch ein winziges Teetöpfchen nebst henkellosen Miniaturtässchen herbei. Die Hausfrau schüttet ein klein wenig japanischen Tee in das Töpfchen, giesst lauwarmes Wasser darauf und schenkt sofort die kaum gefärbte Flüssigkeit ein. Dem Ankömmling pflegt das warme schwache Gebräu gar nicht zu munden; doch lernt er dasselbe bald als durststillenden und aromatischen Trank schätzen. Auch zierliches Backwerk und delikate Kuchen werden uns angeboten.

Zwei fröhliche Kinder hüpfen herein, artig und nett wie alle japanischen Kinder. Sie weisen uns einen Haufen von schönen Spielsachen, deren es in Japan eine Legion gibt.

Schauen wir uns in dem Empfangszimmer um! In der festen Aussenwand befindet sich die um eine Stufe erhöhte Hausnische eingelassen, das Tokonoma, wörtlich „Schlafstätte", da hier ursprünglich dem Gaste das Lager bereitet wurde; später hatte der Schwertstand hier seinen Platz, ward aber seit dem Verbote des Waffentragens durch einen Vasenständer verdrängt. Eine kostbare Bronzevase mit einigen, nach bestimmten Schönheitsregeln künstlich gebogenen grünen und blühenden Pflanzenreisern schmückt jetzt diesen Raum nebst einem, auf Seide gemalten und mit Brokat eingefassten aquarellierten Rollbilde, dem „Kakemono".

Den oberen Abschluss der Nische bildet das „Götterregal", ein flacher Wandkasten mit goldbemalten Schiebetürchen. Dieses „Kamidana" birgt den Hausaltar, vor welchem der gute Japaner den shintoistischen oder buddhistischen Göttern, oder beiden, durch Händeklatschen oder Ansprachegebet seine Ehrerbietung bezeugt. Auch die hölzernen Gedenktäfelchen der verstorbenen Familienmitglieder und Ahnen mit ihren posthumen Namen finden in diesem Raume Aufstellung.

Unserem Wunsche, alle anderen Räumlichkeiten des Hauses in Augenschein zu nehmen, willfahrte mein Kollege gern. Ein Fenster ward aufgeschoben, wir traten auf die Veranda und sahen vor uns einen kleinen Ziergarten. Er liegt

stets dem Wohnzimmer gegenüber und ahmt im kleinen eine natürliche Landschaft nach, wie schon seine Bezeichnung San-sui d. i. „Berg und Wasser“ andeutet. In ausführlichen Lehrbüchern werden strenge Vorschriften gegeben, wie der Garten anzulegen: Seltsam geformte, verwitterte Felsstückchen, ein fliessendes Wässerchen mit einem Teiche, in welchem Goldfische sich tummeln, allerlei zwerghafte Bäume und verschiedene Lieblingspflanzen wie Kamelien, Iris, Lotos, Azaleen, Chrysanthemum und Ahorn, ein Steinlaternchen, die schmalen Wege mit Schrittsteinen besäet, welche auch bei Regenwetter gestatten trockenen Fusses ins Freie zu treten. Eigentliche Blumengärten findet man fast gar nicht und niemals Blumenbeete. Es kann vorkommen, dass ein Garten nur aus Stein, Sand und etwas Wasser komponiert ist.

Solche, oft nur einige Quadratmeter, bisweilen nur mehrere Quadratfuss im Inhalt messende, Liliputgärten rufen vermöge ihrer perspektivisch kunstvoll angeordneten Teile den Eindruck einer romantischen Landschaft hervor. Sie sollen häufig die Idee einer Seelenstimmung verkörpern; es gibt Gärten, die den Begriff der Keuschheit, des Glaubens, der Zufriedenheit, des ehelichen Glückes ausdrücken sollen.

Die Parkanlagen der Fürsten sind nach denselben Regeln angelegt, und wiederholen im grösseren Stile Berge und Felsen, Wasserfälle und Teiche, Brücken und Laubengänge, sogar Tempelchen und Gartenhäuschen.

Von der Veranda führte man uns noch in ein halbes Dutzend Zimmer, die sich glichen wie ein Ei dem andern: nirgends ein Möbel, nirgends ein Zeichen, dass sie bewohnt werden. Jeder Raum kann als Schlaf-, Ess-, Kinder- oder Arbeitszimmer verwendet werden, ohne Mühe kann man durch Entfernen der papiernen Zwischenwände alle zu einem grossen Saale verschmelzen, was im Sommer oder bei Festlichkeiten geschieht.

„Wie vieles gibt es doch, was ich nicht nötig habe“, könnte der Japaner mit Sokrates ausrufen, wenn er unsere modernen, mit Kuriositäten vollgepfropften, mit unnützen und oft unbequemen Möbeln überladenen und mit staubfangenden Vorhängen und Teppichen belegten Zimmern sieht! Denn er besitzt an Hausrat nur, was er wirklich gebraucht, trägt herbei was er benutzen will, und schafft es danach wieder bei Seite in einen Nischen- oder Wandschrank. Ausser Schreibutensilien, fussbankähnlichen Serviertischchen, Hibatschi und Tabako-bon, Papierlaternen auf Holzgestell, Schafmatratzen nebst Winterschlafrock und Schlafklotz besitzt selbst der Bessersituierte gewöhnlich nur noch das nötige Küchen-, Ess- und Trinkgeschirr, sowie einige Dekorationsstücke, Bücher und Spiele. Der Vorrat an Kleidungsstücken ist stets gering, da die Mode nicht wechselt, und die Frauen keine Schmucksachen tragen mit Ausnahme einer Brosche und etlicher Haarnadeln. Aber weder Schränke zum Bergen der

Kleider noch Sitz- und Standmöbel kennt der Japaner, und all die phantastischen überladenen Kunstmöbel, mit welchen wir Europäer ein sog. „japanisches Zimmer“ ausstaffieren, sind nur für den ausländischen Markt gearbeitet, dem japanischen Hause jedoch fremd! Nur in den Wohnungen der Reichen trifft man einzelne tischhohe oder ganz niedrige Gestelle für Bücher, Lackdosen, Ziergefässe an, eventuell auch ein fusshohes Schreibtischchen, Ständer für Räuchergefässe und Setzschirme.

Der einzige Raum mit dauernder „Einrichtung“ ist die japanische Küche. Statt des Herdes bedient man sich in der Regel kleiner, tragbarer Feuerkästen,

Küche.

auf denen der Japaner die feinsten und schmackhaftesten Speisen zu kochen versteht! Ein Rauchfang fehlt der Küche.

Mit Kummer vermisst der Europäer Öfen und Kamine während der kalten Jahreszeit. Der Japaner behilft sich mit dem Hibatschi, um welchen sich nach Schluss der Geschäftigkeit die ganze Familie zu versammeln pflegt, oder er legt auch wohl in einem der Zimmer eine „Feuergrube“ an, eine in den Fussboden eingelassene, durch ein Tonlager vom Holze geschiedene Versenkung.

V.

Über Sprache und Poesie.

Die Erlernung der japanischen Umgangssprache bereitet dem Abendländer sehr grosse Schwierigkeiten; nicht nur weil Wortwurzeln und Aussprache ganz andere sind, sondern zumal weil der Japaner ganz anders denkt, als wir.

Während wir uns mit der allgemeinen Darlegung der Idee begnügen, verlangt der Japaner als Untergrund seiner Gedanken sinnlich wahrnehmbare Realitäten: er denkt mit seinen fünf Sinnen und seine Sprache ruht unmittelbar auf dem Boden der Wahrnehmung. Um daher einem Gedanken Ausdruck zu geben, greift er mit bewunderungswürdiger Schlagfertigkeit einen sinnlich wahrnehmbaren Gegenstand aus seiner nächsten Umgebung heraus, gleichsam zur Illustration. Daher ist die Sprache voll inneren Lebens, geht aber mehr in die Breite, als in die Tiefe und ist flacher, als die unsere.

Die Wirklichkeit ist dem Japaner Lebensluft; weder zu schwärmerischer Innigkeit, noch zu abstrakter philosophischer Höhe, noch zu schwungvoller genialer Grossartigkeit versteigt sich sein Geist.

Dementsprechend hat die japanische Sprache ihren uranfänglichen Charakter als naiv empfundener Niederschlag von Gegenstand und Handlung, bis heute treu bewahrt; sie ist Anschauungssprache geblieben, und was nicht im Einklang ist mit der sinnlichen Erfahrung, bleibt dem Sprachbewusstsein des Japaners fremd. Dies geht soweit, dass Begriffe wie: Nichts, Niemand, Kein, Nirgends, Niemals usw. kein Äquivalent im Japanischen haben, dass Abstrakta wie: Natur, Kunst, Wahrheit, das Schöne, die Poesie, vollständig fehlen; denn alle diese Begriffe beziehen sich nicht auf Wirklichkeiten! Und da auch die in der Zukunft liegenden Geschehnisse nicht real sind, so mangeln dem japanischen Zeit-

worte die Futurformen, und im Zusammenhang damit Ausdrücke für Fürchten und Hoffen, Sollen und Müssen.

Dem naiven Sprachgeiste entspricht es ferner, dass die persönlichen Fürwörter „ich, du, wir" etc. nur gebraucht werden, sobald Unklarheit des Ausdrucks zu befürchten ist. Wie ein europäisches Kind, welches noch nicht zum vollen Selbstbewusstsein herangewachsen ist, unpersönlich oder in der dritten Person von sich spricht, indem es Wendungen gebraucht wie „Will essen", oder „Hänschen will essen", so ist auch Denken und Sprechen des Japaners unpersönlich geblieben. Er sagt nicht „Jetzt gehe ich in den Park", sondern „Jetzt in Park gehen".

Dass die Geschlechtspartikeln fehlen, ergibt sich aus dem Gesagten eigentlich von selbst. Es kommt dem Japaner unsinnig und lächerlich vor, Gegenstände zu personifizieren, indem ihnen ein Geschlecht beigelegt wird, gleich als wären es Männer, Weiber und Kinder. Nur bei gewissen Landschaftsdarstellungen werden bestimmte Felsen und andere Gegenstände, gleichsam wie Theaterfiguren, als Geschlechtswesen betrachtet, eine Auffassung welcher lediglich ein ästhetisches Bedürfnis zugrunde liegt. Wie ein unverständliches Nebelbild erscheint dem japanischen Sprachgeiste auch jede Allegorie, z. B. die Figur der Germania, und ganz ausserhalb seines Vorstellungskreises liegt ein „Lied an die Freude", welche Schillers Jubelgesang in einem Atem als Götterfunken, Göttin, Zauberin und Genius preist.

Da die japanische Sprache der direkte Ausdruck einer nüchternen, naiv-mechanischen Weltanschauung ist, so steht das Verbum, d. h. das Geschehen, als Ausdruck der Bewegung, im Mittelpunkt des Satzgedankens, während das Subjekt zurücktritt. Der Japaner denkt also unpersönlich, er denkt geschehlich: gewiss ein deutlicher Hinweis auf den kindlichen Charakter der Sprache!

Den hier angedeuteten Eigentümlichkeiten des Japanischen hat sich noch ein ganz fremdartiges, sozusagen zufälliges Element beigesellt, nämlich die Sucht höflich zu sein, hervorgewachsen aus dem alten Feudalwesen.

Freundlich oder höflich ist der Japaner selbst auf Kosten der Wahrheitsliebe; er ist Schauspieler aus Etikette und die Maske ward ihm zur zweiten Natur. Fragt man einen Bauern auf dem Lande, ob sich Krebse in dem vorbeifliessenden Bache vorfinden, so wird er unbedingt bejahend antworten, auch wenn das Wasser keine Krebse birgt, denn es wäre unhöflich, zumal dem Fremden gegenüber, einen unerwünschten Bescheid zu geben. Um die Wahrheit herauszubekommen, muss man dem Gefragten klar machen, dass einem nur an der Tatsache gelegen sei, ob solche Tiere wirklich dort anzufinden.

Ich will in einigen Beispielen erläutern, welche Vorteile und Nachteile dem kindlichen Charakter der japanischen Sprache entwachsen sind, oder richtiger

gesprochen, welche Schranken das japanische Volk seiner eigenen Sprachentwicklung gezogen hat durch die strenge Abschliessung gegen das Abendland und die strikte Beobachtung der Kasten-Rechte. Jetzt freilich wird das anders werden, denn seit der Eröffnung Japans ziehen auch neue Gedanken in das Volk, rütteln die Sprache aus ihrem Winterschlafe auf und führen sie einer freieren Entfaltung entgegen.

Die Stärke des Japanischen liegt in der Anschaulichkeit und Klarheit des Ausdruckes. Man spricht, wie man auffasst, und wenn auch die Grammatik auf die Schriftsprache einen erziehenden und veredelnden Einfluss ausgeübt hat, so bewahrte die Umgangssprache ihre ganze Natürlichkeit und Naivetät bis auf den heutigen Tag. — Anstatt zu sagen: der Schuss hat ihn getötet, wählt der Japaner den Ausdruck: vom Gewehr getroffen starb er. — Statt: gemäss der Erfahrung wird das Gute belohnt und das Böse bestraft, sagt der Japaner: wenn wir den Zustand dieser Welt betrachten, so wissen wir, dass die guten Menschen belohnt und die bösen bestraft werden. — Statt: die Predigt hat mich getröstet, heisst es im Japanischen: die Predigt hörend ward ich getröstet! — Statt: der Landtag zählt vierzig Mitglieder, sagt der Japaner richtiger: vierzig Mitglieder setzen den Landtag zusammen. Das letztere ist ganz logisch gedacht; dass hingegen der Landtag, der doch weder Augen noch Finger hat, zählen soll, will dem Japaner nicht in den Kopf. — Wenn wir sagen: das könnte gut sein, so drückt dies unser östlicher Antipode exakter aus mit den Worten: unwissend, ob es gut oder schlecht existiert. — Dass eine derartige Akkuratesse des Ausdruckes eine lästige Weitschweifigkeit im Gefolge hat, versteht sich von selbst.

Eine Schwäche des Japanischen beruht in dem Bestreben, sich, wo es angeht, unpersönlich auszudrücken. — Für: mögen Sie die Kirschblüte gern? fragt der Japaner: Kirschblüte gern mögen? — Statt: kehren Sie zurück? heisst es: Ist geehrte Rückkehr? — Statt: Haben Sie Herrn X getroffen? sagt man: Ist es zum geehrten Antreffen des Herrn X gekommen? — In dieser Weise denkt der Japaner subjektlos, unpersönlich.

Mängel der japanischen Sprache sind vor allem auch in der Abneigung des Abstrahierens und in den nach bestimmten Vorschriften unverrückbar festgestellten Regeln der Sinnfolge zu suchen. Die Penibilität der Satzkonstruktion führt zwar zu einem sehr harmonischen Aufbau, im Interesse der Klarheit jedoch zugleich zu einer erschrecklichen Weitschweifigkeit. Unsere den raschen Gedankenaustausch fördernden Wendungen mit: während, nachdem, indes, so dass, welcher usw., ferner alle parenthetischen Sätze sind dem Japanischen durchaus fremd, denn derlei Konstruktionen sind zu locker. Die Folge dieser bis ins Minutiöse durchgeführten allerexaktesten Sprechweise ist,

dass die erklärenden Worte stets dem zu erklärenden vorausgehen; die Geschichte ist fast aus, bevor man weiss, um was es sich überhaupt handelt. Chamberlain gibt folgendes Beispiel.

Wörtliche Übersetzung des japanischen Textes:

Bei dieser Zeitperiode angekommen, Buddhismus, sagen sie, Sache gleichwie nur armer Leute Glaubensplatz geworden seiend; von Mittelklasse heraufwärts, seine Bedeutung unterscheidend existieren Leute wenig; Religion sozusagen nur zur Begräbnisfeierzeit ein Gebrauchsgegenstand, ist Weise im Denken.

Freie Übertragung:

Gegenwärtig ist der Buddhismus zu einem Bekenntnis der niederen Klasse herabgesunken. Wenige der mittleren und oberen Klassen verstehen ihn noch, indem diese meinen, dass er nur bei Leichenbegängnissen noch in Frage komme.

Ein anderes, kürzeres Beispiel ist nicht weniger instruktiv und überraschend:

Wörtliche Übersetzung:

Im Betrachtenden uns betreffend finden Ereignis von Volkes Zusammenhäufen existiert ungesund.

Frei übersetzt:

Die Wissenschaft warnt vor Übervölkerung.

Eine weitere Schwierigkeit des Verstehens liegt nicht im Geiste der Sprache selbst, sondern ist ihr, wie erwähnt, von aussen zugebracht: das ist die Vorliebe für geschraubte Redeweisen, welche im Verkehr so weit getrieben wird, dass die Darlegung der Wahrheit in ihrer nackten Einfachheit höchst anstössig erscheinen würde. Diese bis ins kleinste kunstvoll ausgebildete Etikette des Sprechens ist die einzige Seite der Sprache, welche der Japaner vollkommen „bearbeitet“ hat, während fast alles übrige noch der Durchbildung harrt. Aus der Geschichte wird das begreiflich; „den Standesunterschieden früherer Zeiten verdankt die Höflichkeitssprache ihre heutige Blüte! Wo hingegen die Standesunterschiede verschwinden und das Individualitätsbewusstsein mehr zum Vorschein kommt, da wird der Mensch, seines Ich bewusst, persönlich, da entschwindet der Höflichkeitssprache der Boden“ (Munzinger). Kein Wunder, dass die Jungjapaner seit dem Aufhören der Klassenunterschiede diese ästhetische Verschönerungstendenz, dieses zierliche Ausmalen der Gedanken zu vereinfachen beginnen; jedoch ist es vorläufig noch geboten, beständig einer allgegenwärtigen Rücksicht auf andere den richtigen Ausdruck zu verleihen. Das ist zwar nicht leicht, denn je nachdem man von sich, vom Angeredeten oder von einem

Dritten redet, sind z. B. die Worte; Wissen, Sehen, Ankommen, Geben, Tun ganz verschieden zu wählen. Auch reine Höflichkeitsformeln, die an und für sich nichts bedeuten, werden nach vorgeschriebenen Regeln benutzt, und sogar die unbedeutendsten Gegenstände bekommen einen Titel, sobald sie von anderen benutzt werden. Und diesen Phrasen passen sich sogar noch die freilich beschränkte Mimik und Geberdensprache an, wie an einem Beispiele dargelegt sein mag.

Wir treten in ein Teehaus ein und geben unsere Anwesenheit durch Händeklatschen kund. Ein junges Mädchen — will sagen eine zierliche, lebendige Puppe — erscheint, wirft sich auf die Knie nieder, berührt mit der Stirne den Boden, spricht ein Grusswort, produziert den unvermeidlichen, schlürfenden Höflichkeitston und schaut uns gross an. Wir können es uns nicht versagen, diesem lieblichen Geschöpfchen die Hand zum Grusse zu schütteln, worauf sie verlegen ins Fäustchen prustet und endlich in ein unbändiges Gelächter ausbricht. Denn solche Begrüssungsart ist doch auch gar zu sonderbar! — Seien wir also japanisch. Wir entledigen uns der Stiefel und die Puppe führt uns eine Hühnersteige, Treppe genannt, hinauf in ein Zimmer ohne jegliche Möbel; dort nehmen wir auf dem mattenbelegten, saubern Boden Platz. Man serviert den Tee, aber wider alle Gewohnheit wünschen wir Zucker dazu, und es entwickelt sich regelrecht folgendes Gespräch:

Begrüssung.

Ich: Ältere Schwester existiert erhabener Weise hier Zucker?

Sie: Der verehrte Zucker erhabener Weise?

Ich: Ja, erhabener Weise!

Folgt aus dem Miniaturmündchen ein kurz ausgestossenes Hē, was soviel bedeutet als „habe verstanden, es ist gut!“

Mit noch ausgiebiger Höflichkeit redet man von den eigenen Angehörigen in submissen Worten: Mein beschränkter Vater und scheusslicher Bruder, meine abscheuliche Schwester. Handelt es sich um die Familie anderer, so heisst es dagegen: erlauchter Vater, erhabener Sohn, entzückender Sprössling.

Den grellsten Gegensatz zum Japanischen bildet die englische Sprache, denn sie ist die am weitesten fortgeschrittene Sprache der Welt und gestattet eine Freiheit der Gedankenentwicklung und des Ausdrucks, wie keine zweite. Dabei kommt ihr zugute, dass sie dem ursprünglichen, angelsächsischen, auf das häusliche und gesellige Leben bezüglichen Wortschatze noch den strengflüssigeren, durch Exaktheit ausgezeichneten lateinischen Wortvorrat, der für Allgemeinbegriffe und Abstrakta, für technische und dem Handel betreffende Begriffe besser verwertbar scheint, hinzufügte und damit eine Weltsprache

schuf, die weder durch Volapük noch irgend ein anderes Idiom jemals verdrängt werden kann.

Eine wesentliche Zeitersparnis bei der Erlernung des Japanischen würde es sein, wenn statt der mit chinesischen Zeichen untermengten Silbenschrift die lateinischen Buchstaben eingeführt würden! Das wird über kurz oder lang auch geschehen müssen, obwohl der erste Versuch missglückte. Werden doch Millionen von Arbeitsstunden alljährlich von der japanischen Bevölkerung damit vergeudet, die in Zeitungen und Druckschriften allgemeingebräuchlichen tausend und mehr chinesischen Wortzeichen, Ideographen mit anhängendem phonetischen Merk, dem Gedächtnisse einzuprägen! Einerseits die Vereinfachung der Schriftzeichen, anderseits die Fortentwickelung der Sprache aus dem Niveau des beschaulichen altgewohnten Pendellebens in die Sphären des flotten Verkehrs und der geistigen Spekulation sind Aufgaben, deren die Japaner sich nicht werden entschlagen können.

Neujahrsgratulation.

Die Auffassung, dass die japanische Sprache greisenhaft und daher nicht mehr entwickelungsfähig sei, haben die besten europäischen Kenner des Japanischen als unbegründet zurückgewiesen. Vielmehr wird das Japanische, trotz seiner festen Satzbildung, trotz seiner Konsequenz des Aufbaues, die geradezu bewundernswürdig und ohne gleichen ist, gekennzeichnet als „ein Kind in all seiner Natürlichkeit; ein Kind, das um so eher sich erziehen lässt, als noch recht wenig an ihm verpfuscht ist“ (Munzinger).

Um dem Leser eine Vorstellung zu geben von der zarten, feinsinnigen und doch natürlichen Ausdrucksweise des Japaners, lasse ich hier einige Erzählungen und Gedichte folgen. Die meisten der letzteren sind sehr alten Datums. Die nationale Lyrik und Ethik hat seit vielen hundert Jahren geruht; aber schon im siebenten bis neunten Jahrhundert leisteten die Japaner im Filigranwerk des Gefühls ganz ausserordentliches, und bis heute taten wenige Nationen der Welt es ihnen hierin gleich.

Die fünf folgenden Gedichtchen sind dem reizend ausgestatteten Buche des Professor Dr. Florenz in Tokio entlehnt. Die Originale stammen aus dem siebenten Jahrhundert.

I.

Im kleinen Boote,
Gefertigt aus Bäumen,
Die selbst ich fällte
Mit blinkender Axt
Auf dem waldigen Gipfel
Des Nibu-Hügels —

Mit kräftigem Schlage
Rechts und links
Die Ruder treibend,
Schweb' ich dahin
Am Saume der Küste,
Die Bucht umsegelnd.

Mit donnerndem Brausen
Stürzen die Wasser
Des Yoshinu-Falles
In weissen Wogen
Hinab in die Tiefe;
Fesseln den staunenden
Blick meines Auges.

Ihr weissen Wogen,
Die ihr donnernd entstürzt
Miyoshinus Falle —
Ihr weissen Wogen!
Könnt ich der fernen
Geliebten euch zeigen!

II.

Wär die gewölbte Brücke,
Die zwischen Erd' und Himmel hängt, doch länger!
Und jene Bergeskette,
Die fast sich bis zum Himmel drängt, doch länger!
Dann holt' ich von dem Mondgott mir
Ein wenig Lebenselixir,
Das meinem Herrn ich gäbe,
Auf dass er ewig lebe!

III.

Das Jahr ist kommen und es ist verflossen,
Und wieder leben wir in Frühlingstagen:
Doch von dem Liebsten bracht' es keine Kunde;
Drum muss ich meinen Schmerz den Lüften klagen.

Die Seidenraupen meiner Mutter wohnen
In düsterem Gespinste, selbstgefangen:
So sitz auch ich, kann niemand mich vertrauen,
Und Tränen rinnen über meine Wangen.

Gleich einer Trauerweide muss ich trauern,
Dieweil die Abendschatten niedersinken.
Ach, meine langen, schneeigweissen Ärmel
Sind schon durchnässt vom vielen Tränentrinken.

IV.

Ew'ge Berge, ew'ge Wellen
Ragen, rauschen um mich her;
Ewig türmen sich die Berge,
Ewig wogt und rauscht das Meer.
Nur des Menschen flüchtig Wesen
Hat den Tod
Als sein Erbe auserlesen.

V.

Altes Lied, bei Shintofesten zu singen.

Das Steuer des Bootes
Im entendurchschwärmten
Hafen von Ina —
Haltet es sorglich,
Dass nicht kentre der Kahn,
Dass nicht kentre der Kahn!

Denn er trägt ja mein Weibchen,
Das jugendlich frische,
Und trägt auch mich selber —
Lasst nicht kentern den Kahn,
Lasst nicht kentern den Kahn!

Ich schliesse diesen Gedichten noch einige Bruchstücke japanischer Predigten, sowie eine Anzahl Legenden und Märchen an, welche mir geeignet erscheinen, den japanischen Volksgeist ins rechte Licht zu setzen.

VI.

Aus der Predigt eines buddhistischen Wanderpredigers (modern).

Wenn ein Mensch ein Huhn oder einen Hund verloren hat, so weiss er sie wieder zu holen: hat er aber seine Seele verloren, so weiss er nicht sie wieder zu erlangen. Der wahre Pfad der Weisheit soll uns lehren, wie verlorne Seelen wieder zu erlangen sind.

Wenn ein Hund oder ein Lieblingskätzchen oder ein Küken sich verlaufen hat, macht sein Herr ein gross Geschrei, läuft zu den drei Nachbarn gegenüber und zu den zweien nebenan: „Bitte, Herr! habt Ihr nicht mein schildpattfarbiges Kätzchen gesehen! Ist mein Lieblingsküken nicht hier gewesen!“ Und er macht wunder welche Wichtigkeit davon.

Und doch ist der Verlust eines Hundes oder Kätzchens gar nicht so schrecklich. Unsere Seele aber ist unser Allerbestes! Wenn Menschen ihre Seele um anderer Dinge willen hergeben, dann werden sie taub für die Stimme ihrer Eltern, und der Weisen Lehre ist ihnen, wie wenn man einem Frosch Wasser über die Nase giesst: Sie zwinkern mit den Augen, und sagen mit dem Munde: „Ja, ja“; aber ihr Herz ist nicht dabei. Sehend sind sie blind, hörend taub; gesund geboren werden sie zu Krüppeln. Sie suchen nicht nach ihrer verlorenen Seele. Meine Eltern sind Schuld, sagen sie; oder: mein Gatte, mein Bruder Hachibai ist ein Schurke; O Matsu, das schlechte Weib, trifft die Schuld!

Was für verirrte Leute! Darum haben die Weisen uns den rechten Weg gelehrt, und alle Wissenschaft hat nur den Zweck, den Menschen seine Seele wiederfinden zu lassen. Das blosse Studium der Geschichte von China und Japan hat keinen Wert; denn das wahre Wissen ist vor allem eine Sache der Seele; und all die grossen Bücher sind nur Wegweiser, um sie zu finden. Sein Gewissen prüfen, das ist das Suchen nach der Seele! Tugend und Laster hängt davon ab.

Ich will euch hierzu eine wunderbare Geschichte erzählen, und obwohl ihr alle mir ziemlich schläfrig scheinet, müsst ihr mir doch zuhören!

Irgendwo im Lande lebte einst ein begüterter Bauer, der seinen einzigen Sohn über alles liebte und hätschelte, wie die Kuh ihr Kalb leckt. Der Knabe ward dadurch recht böse; er zog die Pferde an den Schwänzen, blies den Ochsen Rauch in die Nasenlöcher und quälte des Nachbars Kinder bis sie

weinten. Das ungezogene Kind erwuchs zum pflichtvergessenen Sohn: er trank und spielte, und liess sich gar öffentlich als Ringer auf den Märkten sehen. Wenn seine Eltern ihm ob seines wüsten Treibens Vorwürfe machten, schrie er sie an und spottete: „Ihr habt gut schelten über meinen Ungehorsam; doch wer hiess euch mich in die Welt setzen?! Ihr brachtet mich hinein und seid schuld, dass ich Elend erdulden muss. Wenn ich euch nicht gefalle, setzt mich nur wieder dahin, woher ich kam.“ Mit solch unverschämten Reden kränkte er seine Eltern, die vor Kummer alterten. Aber so schlimm er es trieb und so unglücklich er sie machte, doch blieb er ihr Liebling, und sie brachten es nicht über das Herz, ihn zu enterben und aus dem Hause zu stossen. So setzte er ungehindert sein schlimmes Treiben fort und ward ein durch und durch böser Mensch; sogar seinen Verwandten und Freunden ward zu Mut, als wenn man ihnen Nägel in die Brust triebe.

Nun müsst ihr wissen, dass niemand von Natur aus so schlecht ist. Nein, solche, die in Selbstsucht verharren, haben ihre Vernunft verloren und kommen allmählich auf diesen Gipfel der Schlechtigkeit. Wie schrecklich ist es, wenn wir unsere Herzen so wegwerfen!

Die Verwandten und Freunde drangen bald in die Eltern, dass sie sich von ihrem Sohne lossagen sollten. Aber ach, er war ihr einzig Kind; und obwohl sie sagten: heute wollen wir ihn wirklich enterben, oder gewisslich morgen werden wir uns von ihm lossagen — es blieb bei den Worten. Die Jahre gingen hin; der Bösewicht erreichte sein sechsundzwanzigstes Jahr und häufte Schlechtigkeit auf Schlechtigkeit. Endlich hielt die Familie Rat und eröffnete den Eltern: sie müssten sich von ihrem Sohne lossagen, sonst würde die Familie ganz mit ihnen brechen; denn durch sie gerieten alle in Schande. Hierauf verlangten sie bestimmte Antwort. Die armen Eltern überlegten, dass es eine Sünde gegen ihre Vorfahren sei, wenn sie sich selbst um ihres Sohnes willen von ihrer Familie trennten, und forderten die Verwandten auf, abends zu erscheinen und ihre Siegel mitzubringen. Es solle eine Petition an die Regierung aufgesetzt werden, damit sie ihren Sohn enterben könnten.

Ein alter Spruch lautet: „Die alte Kuh leckt ihr Kalb und die Tigerin trägt ihr Junges im Maul.“ Wenn schon Tiere so ihre Jungen lieben, wie schwer ist es für Menschen, sich von einem Sohne loszusagen, weil er sein Herz von sich geworfen.

Der Sohn war gerade beim Spiel in einem benachbarten Dorf, als ein Freund aus seiner Heimat kam und ihm erzählte, dass seine Familie zusammenkäme, um ihn zu enterben. Der Andere unterbrach ihn lachend: „Das ist ein guter Spass! Ich habe keine Lust, immer die verweinten Gesichter von Vater und Mutter zu sehen. Es macht mich ganz elend, immer daran zu denken: ich

kann schon für mich selbst sorgen. Und wer kann mich hindern, nach China oder nach Indien auszuwandern?

Ich werde jetzt hingehen, wo sie ihren Familienrat halten, da werde ich mich in die Brust werfen, wie Danjiro, der Schauspieler, und sie tüchtig erschrecken, bis sie mir Geld geben. Dann geh' ich nach Kioto und fange ein Teehaus an, das wird ein lustiges Leben, darauf wollen wir eins trinken!

Und dann trank er mit seinen liederlichen Kumpanen den Sake aus Teetassen, so dass sie bald alle betrunken waren. Zum Abend zog er vor seines Vaters Haus und wollte schon hineinstürzen, da bedachte er sich:

„Wenn ich mein Gesicht zeige in dem Zimmer, wo meine Familie versammelt sitzt, so werden sie alle zu Boden schauen und still sein; und wenn ich wütend und schreiend zu ihnen hinein stürme, so wäre das ganz verkehrt. Aber wenn sie so recht mitten im Schimpfen begriffen sind, dann wird's recht sein, hinein zu springen und sie tüchtig zu erschrecken. Drum will ich mich im Bambushain hinterm Haus verstecken und lauschen. Was werden diese Leutchen alles über mich aushecken!" Und damit zog er die Holzschuhe ab, sprang über den Gartenzaun und schlich zur Veranda, wo er durch eine Spalte des Schiebfensters spähen konnte. Die Familie sass im Kreise und einer nach dem andern setzte sein Siegel unter den Enterbungsakt. Jetzt kam das Papier zum Platz seiner Eltern. „Halt," dachte der Sohn, „das ist der richtige Moment! Wenn die unterzeichnet haben, dann tret' ich die Tür ein und springe mitten dazwischen!" Und sprungbereit kauerte er nieder, mit verhaltenem Atem.

O, in welch schreckliche Verderbnis kann des Menschen Herz gelangen! Moshi hat gesagt, dass von Natur der Mensch gut ist; und was er sagt, muss wahr sein. Aber wenn durch Gewohnheit solche Schlechtigkeit zur zweiten Natur wurde, dann können Moshi und Koshi selbst hundert Jahre predigen und vermögen es nicht zu ändern. Nun will ich euch erzählen, wie dieser schlechte Sohn ein neues Lebensblatt aufschlug und schliesslich noch ins Paradies kam.

Als der Antrag auf Enterbung in der Reihe an die Eltern kam, da erhob die Mutter ihre Stimme und weinte laut. Der Vater biss die zahnlosen Kiefer fest zusammen, um seinen Schmerz zu verbergen und senkte das Haupt; dann sagte er mit erstickter Stimme: „Frau, gib mir das Siegel!" Sie aber nahm stumm mit weinenden Augen das Ledertäschchen mit dem Siegel aus dem Wandschrank und legte es vor dem Gatten nieder. Dem allen sah der verlorene Sohn von draussen durch die Schiebfenster mit verhaltnem Atem zu.

Der alte Mann wickelte langsam das Täschchen auf, nahm das Siegel, bestrich es mit Tusche und schickte sich an zu unterzeichnen: da fasste die

Frau seine Hand und bat: „Wart' ein wenig!“ — „Jetzt wo all unsere Verwandten auf uns sehen, musst du nicht so schwach sein“, sagte der Vater. Aber sie fuhr fort: „Ach bitte, höre, was ich sage. Es ist wahr, wenn wir unser Haus dem pflichtvergessnen Sohne geben, so wächst in drei Jahren Gras auf derselben Stelle; denn er würde ruiniert sein. Enterben wir aber unser Kind, das einzige, das wir haben im Himmel und auf der Erde, müssten wir doch ein anderes adoptieren, und wäre dies auch wieder ein Verschwender, welch unglückliche Eltern wären wir dann! Wollen wir nicht lieber für unsern eigenen Sohn, anstatt für einen Adoptivsohn, unser Heim verlieren, unser Dorf als Bettler verlassen und unser verlornes Kind suchen? In dreissig Jahren, die wir zusammen gelebt, ist dies meine erste Bitte: Mach dem Enterbungsakte ein Ende! Sollt' ich auch betteln müssen um meines Sohnes Willen, ich kann ihm nicht zürnen.“

So sprach sie, laut schluchzend. Die Verwandten blickten einander an und harrten gespannt, was der Vater tun würde. Der aber steckte das Siegel zurück ins Täschchen, zog hastig die Schnüre zu und schob die Petition von sich. „Ich halte das,“ sprach er, „was mein gutes Weib soeben sagte, für recht und gut, von jetzt an weise ich jeden Gedanken an Enterbung meines Sohnes von mir. Ihr werdet mich alle schwach nennen und über mich lachen; aber lacht nur! es tut mir nichts. Gewiss, wenn ich meinen Sohn nicht enterbe, so wird mein Haus in drei Jahren ruiniert sein; das Haus seiner Vorfahren untergehen zu lassen, ist aber eine grosse Sünde. Das weiss ich wohl. Auch werdet ihr Herren euch alle von mir lossagen. Ich weiss, dass ich auf immer von meiner Familie geschieden bin; aber bitte, macht euch keine Sorge, dass ich euch um Unterstützungen angehen werde. Mich kümmert nichts mehr; nicht meine Pflichten gegen die Welt, nicht meine Sünde gegen meine Vorfahren, noch die Trennung von meiner Familie. Unser Sohn allein ist unser Alles, und wir wollen zu Fuss als Bettler nach ihm ausgehen. Vielleicht werden wir am Wege sterben, und unsere Leiber werden den Wurzeln der Wegbäume als Nahrung dienen: aber wir wollen alles ohne Klage dulden, um unseres lieben Sohnes willen. Geht darum alle schleunig heim! Von morgen an werden wir uns nicht mehr kennen.“

Darauf vergoss er männliche Tränen; die Mutter aber, sobald sie die Enterbung vereitelt sah, weinte vor Freuden. Die Verwandten starrten in stummem Erstaunen auf die beiden Alten.

Seht ihr, wie verwirrt die Herzen der Eltern durch die Liebe zu ihren Kindern sind? Wie die Katze ihr Junges im Maul trägt, jetzt in die Sonne und dann in den Schatten, so tun Eltern mit den Kindern: sie verbergen und beschönigen deren Fehler und bringen nur das Gute an das Licht. Weder Tadel der Welt, noch Pflicht gegen die Vorfahren, noch ihr eigner Untergang

kümmert sie. Fortgerissen von ihrer Liebe muss man sie bemitleiden in ihrem Mitleid. Nicht nur die Eltern in meiner Geschichte sind so geartet; auf der ganzen Welt ist das Elternherz das gleiche! Hört nun weiter: Als der böse Sohn den Glanz von seiner Eltern Mitleid und endlosen Güte sah, da drang es ihm bis ins Eingeweide, und es ward ihm zu Mut, als ob man seinen Körper in eine starke Schraube presse. Er biss die Zähne in seinen Ärmel, warf sich zur Erde und weinte stumme Tränen. Ihr wisst, das Menschenherz ist von Natur helle Tugend, deren Glanz nur durch Selbstsucht verdunkelt wird; und so wurde durch die grosse Güte seiner Eltern sein ursprüngliches gutes Herz zurückgelockt. Die Sonne brach hervor, die Wolken zerstoben, und aus der Tiefe seiner Seele stieg der Wunsch auf, den Eltern ihre Güte zu danken. Kennt ihr nicht alle die Geschichte von dem Besenmacher, der beim Binsensuchen den Mond so hell überm Moor aufgehen sah, dass er dachte, er müsse mit Binsen gescheuert sein? Nun, wenn ein Mensch besonders schlecht gewesen ist und dann sein natürliches Herz wiederfindet, dann strahlt es um so heller, gleich dem gescheuerten Monde!

Der Sohn wäre nun am liebsten seinen Eltern gleich zu Füssen gefallen, aber er fürchtete, sie zu erschrecken, und nahm sich vor, zu tun, als wenn er nichts gehört hätte. Er klapperte laut mit seinen Holzschuhen und trat ins Haus, stand da mit gebeugtem Haupt und weinte. Dann redete er die Verwandten also an:

„Ich habe Sünde auf Sünde gehäuft, aber als ich heute erfuhr, wozu ihr hier versammelt seid, da bin ich in mich gegangen und will mich bessern. Gebt mir nur dreissig Tage, wenn ich dann nicht Beweise meiner Reue gegeben habe, mögt ihr mich enterben. Wollt ihr nicht meine Eltern bitten, dass sie mir diese Frist gewähren?“ Und damit rieb er so demütig seine Stirn auf den Matten, wie man es ihm nicht zugetraut hätte.

Die Verwandten, die gar nicht mehr wussten, was sie denken sollten, brachten seine Bitte vor die Eltern. Gross war deren Freude über den reuigen Sohn, sie, die ihn doch nicht enterbt haben würden, auch wenn er in seiner Schlechtigkeit verharrt hätte.

Der Sohn ward nun ein frommer, guter Mensch, voll Ehrfurcht und Zärtlichkeit für seine Eltern, und er brachte es zu Ehren im Lande. Auf ihrem Totenbette sprach die Mutter zu ihm: „Zu jener Zeit, als du enterbt werden solltest, ward dein Herz auf wunderbare Weise gewandelt. Hättest du dich nicht gebessert, so müsste ich jetzt sicherlich in die Hölle gehen, weil ich so schwach gegen dich war. Nun aber hat die Erfüllung deiner Kindespflicht mir das Paradies gesichert.“ Und damit hob sie die Hände und starb.

VII.

Aus einer buddhistischen Predigt.

Es war einmal ein Frosch in Kioto, der hatte schon lange den Wunsch, einmal Osaka, die Stadt mit den berühmten Sehenswürdigkeiten, zu besuchen. Einst zur Frühlingszeit fasste er sich ein Herz und begab sich auf die Reise. Mit einer Reihe langer Sprünge erreichte er einen Tempel, und von dort aus begann der Anstieg auf den Tenusanberg.

Nun traf es sich, dass zu gleicher Zeit ein Frosch aus Osaka sich vorgenommen hatte, Kioto zu sehen und auf dem Wege ebenfalls den Tenusanberg hinaufgestiegen war.

Auf dem Gipfel begegneten die beiden Frösche einander, machten Bekanntschaft und erzählten sich von ihrer Absicht. Dann begannen sie zu klagen über den mühsamen Weg, den sie doch erst zur Hälfte zurückgelegt hätten: gewiss würden ihre Beinchen den ganzen Hin- und Rückweg nicht aushalten!

Aber da waren sie ja auf dem berühmten Berge Tenusan, von dessen Gipfel man sowohl Kioto als Osaka sehen konnte. Wenn sie sich jetzt aufrecht auf die Zehen stellen, sich tüchtig ausrecken und die Gegend beschauen würden, könnten sie sich müde Beine sparen. Gesagt, getan: sie stellten sich auf die Zehen und schauten hinaus. Da sagte der Frosch von Kioto: Wahrhaftig, wenn ich mir die berühmten Plätze von Osaka jetzt betrachte, so scheinen sie um kein Haar anders als die von Kioto! wozu noch weiterhüpfen? ich kehre wieder um!“ Der Frosch von Osaka blinzelte mit den Augen und sprach mit verächtlichem Lächeln: „Da reden die Leute wunder was von Kioto, das so schön sein soll wie eine Blume, aber das ist ja gerade so wie Osaka! Lass uns nach Hause umkehren!“ Beide Frösche verbeugten sich vor einander aufs höflichste und hupften gravitätisch heimwärts.

Obwohl dies eine drollige Geschichte ist, werdet Ihr, meine Lieben, sie doch nicht gleich richtig begreifen. Die Frösche nämlich glaubten, dass sie vorwärts geschaut hätten, als sie sich aufgerichtet; aber da ihre Augen auf der Rückenseite des Kopfes liegen, so schaute natürlich jeder beim Aufrichten wieder zurück in seine Heimat — im Wahne, die neue Stadt zu erblicken. Die Frösche guckten und guckten zwar mit Eifer, aber sie gaben nicht acht, dass sie eine falsche Stellung hatten!

Der Prediger knüpft an dies Geschichtchen nun seine Morallehren.

VIII.

Ein reicher Geizhals pflegte zur Mittagszeit mit seinem Reisnapfe zu seinem Nachbar, einem Garkoche zu gehen, um während des Reisessens den

köstlichen Duft der gebratenen Fische einzuschnüffeln, welcher aus der Küche um diese Zeit aufzusteigen pflegte. Das ärgerte endlich den Garkoch; er schrieb dem Geizhals eine tüchtige Rechnung für mehrmonatliche Verköstigung seiner Nase und überbrachte ihm dieselbe persönlich. Der Geizhals schmunzelte pfiffig, hiess seine Frau einen Beutel mit Geldstücken herbeiholen, schüttelte den Beutel eine Weile tüchtig, so dass das Geld klirrte und sprach: „So wären wir denn quitt, denn der Duft der gebratenen Fische ist nun reichlich bezahlt mit dem Klirren meines Geldes."

IX.

Ein braver alter Bambussammler fand einmal ein Bambusrohr, welches hell leuchtete; er trat näher und erblickte darin ein winziges Mägdelein von unbeschreiblicher Schönheit und Anmut. In seiner Hand trug er es nach Hause und übergab es der Obhut seines Weibes. Als himmlischen Lohn für seine Mildherzigkeit fand aber der Bambussammler häufig Goldstückchen in den eingesammelten Rohren.

Der Findling wuchs schnell heran, und als es nach drei Monaten schon zur Jungfrau aufgeblüht war, band man ihr der Sitte gemäss das Haar auf, zum Zeichen, dass sie kein Kind mehr sei, und liess sie gleich anderen vornehmen Frauen stets hinter einem Vorhang sitzen. Darauf ward ihr auch ein Name, Kakujahime, gegeben. Der Ruf ihrer Schönheit und Lieblichkeit lockte zahllose Verehrer herbei, aber niemand bekam sie zu sehen. Sogar fünf Prinzen und Vornehme warben um die Unvergleichliche, und obwohl sie keine Antwort erhielten, kamen sie immer wieder vor ihr Haus, „ohne sich durch Schnee und Eis im elften und zwölften Monat, noch durch Hitze und Blitz im sechsten Monat" abhalten zu lassen. Um sich dieser Bewerber zu entledigen, stellte die schöne Maid jedem derselben eine unlösbare Aufgabe: Der eine Prinz sollte eine steinerne Schüssel aus Indien holen, welche Shaka durch ein Wunder aus vier steinernen Schüsseln zusammengepresst hatte; vom Zweiten ward verlangt, dass er einen Fruchtzweig mit weissen Edelsteinen von den goldenen Bäumen hole, welche auf einem Berge im östlichen Meere wüchsen; der Dritte erhielt die Aufgabe, einen unverbrennlichen Pelzmantel aus den feuerfesten Haaren der Feuermaus von China zu beschaffen; den fünffarbigen Edelstein im Haupte des Drachen zu erkämpfen, ward dem Vierten aufgetragen, und der Fünfte sollte das wundertätige Porzellanmuschel-Ei der Schwalben zur Stelle bringen. Wer den Auftrag ausführe, solle des Mädchens Hand gewinnen. Aber keiner vermochte des seltenen Preises habhaft zu werden, und die List der Werber, anstatt der Originale unechte Nachbilder unterzuschieben, wurde jedesmal entdeckt.

Nun warb der Kaiser um sie, aber trotz dreijährigen Briefwechsels ging sein Wunsch, sie zur Kaiserin zu machen, nicht in Erfüllung.

Da erzählte die anmutige Kakujahime eines Tages ihrem Pflegevater, dass sie in der Hauptstadt auf dem Monde Vater und Mutter habe, und nur wegen eines Vergehens für kurze Zeit auf die Erde verbannt worden sei. Und so war es in der Tat. Einst zur Nachtzeit, um die Stunde der Maus (12 Uhr), leuchtete es im Hause des Bambussammlers heller als je, und es kamen Leute von unvergleichlicher Schönheit aus der Höhe des Himmels herab. Der allerschönste unter ihnen war aber der König. Der sprach zu dem Bambussammler: „Weil du so brav gewesen, habe ich dir das kleine Wesen, welches eine Schuld zu sühnen hatte, hinuntergesandt vom Monde, und ich will dich nun für deine Güte belohnen. Darauf empfing der Bambussammler ein königliches Geschenk. Dann nahte sich ein Mondwesen mit einem Kasten, welcher himmlische Flügelkleider, sowie auch ein Unsterblichkeitsmittel barg, welches Kakujahime herausnahm und nebst einem liebeatmenden Briefe an den Kaiser sandte. Hierauf zog sie das Flügelkleid an und verschwand mit den hundert Mondmenschen in der Luft. —

Dieses in Japan allbekannte Märchen fällt in die erste Hälfte des 10. Jahrhunderts, also in den Anfang der Blütezeit der japanischen Literatur.

X.

[1]) Vor langer, langer Zeit lebte zwischen den Bergen ein armer Holzfäller mit seinem Weibe, sie waren ganz alt und hatten keine Kinder; am Tag ging der Mann allein in den Wald, um Holz zu holen und sein Weib sass webend zu Hause.

Einmal war der Mann weiter in den Wald gegangen, als seine Gewohnheit war, auf der Suche nach einer bestimmten Holzart, da stand er auf einmal am Rande einer kleinen Quelle, die er nie vorher gesehen. Wunderbar klar war das Wasser und kalt, und er war sehr durstig, so kniete er nieder und tat einen langen Zug; seltsam, wie das Wasser ihn erfrischte und da — er fuhr zurück, als er sein Bild in der Quelle gespiegelt sah — da war sein eigen Antlitz, aber nicht, wie er es in dem alten Metallspiegel zu Hause zu sehen gewohnt war, das war das Antlitz eines jungen Mannes. Er fuhr mit beiden Händen nach dem Kopfe, der noch soeben gänzlich kahl gewesen und fühlte dichtes, schwarzes Haar. Sein Gesicht war glatt wie das eines Knaben, jede Falte verschwunden und in den Gliedern, die noch soeben welk vom Alter gewesen, fühlte er straffe Muskeln und jugendliche Stärke.

[1]) Nach Lafcadio Hearne (ob japanisch?).

Mit einem Freudenschrei sprang er in die Höhe und rannte nach Hause, wie er nie im Leben gelaufen. Bei seinem Eintritt erschrak sein Weib, sie nahm ihn für einen Fremden und als er das Wunder sagte, wollte sie ihm kaum glauben. Mit Mühe überzeugte er sie, dass dieser junge, frische Mensch wirklich ihr Ehemann sei. Da sprach sie: Du bist so hübsch und jung geworden, dass du ein altes Weib wie mich nicht mehr lieben kannst. Schnell muss ich auch von dem Wasser trinken"; und fort rannte sie in den Wald, fand die Quelle, kniete nieder und begann zu trinken. O! wie herrlich kühl und süss das Wasser war! Sie trank und trank und schöpfte nur Atem um wieder neu zu beginnen.

Ungeduldig wartete der Mann zu Hause, er sah sie schon hereinkommen als ein schlankes, schönes Mädchen — aber sie kam gar nicht wieder. Da ward er ängstlich und ging auf die Suche, aber auch an der Quelle konnte er sie nicht finden. Schon wollte er betrübt umkehren, da hörte er aus dem hohen Grase nahe der Quelle ein leises Wimmern und siehe, da lagen seines Weibes Kleider und daneben ein ganz kleines Kindlein.

Das alte Weiblein, in ihrer Sehnsucht hübsch und jung zu sein für ihren jungen Mann, hatte einen gar zu tiefen Trunk getan aus dem Zauberbrunnen, hatte sich weit zurückgetrunken über die Zeit der Jugend hinaus in stumme Kindheit.

Der Mann nahm das Kindlein in seine Arme, das schaute ihn an mit traurigen, verwunderten Augen. So trug er es nach Hause, murmelte ihm leise Worte zu und dachte seltsam schwermütige Gedanken.

XI.

Der kleine Osha[1]) hatte eine gar böse Stiefmutter. Klagte er über irgend einen Schmerz, so setzte sie ihm mehr Moxen (Brennkugeln aus Beifuss, die auf die Haut gelegt und angezündet werden — ein beliebtes Volksmittel) als nötig waren und liess sie zu lange glimmen. Sie gab ihm zur Mahlzeit stets kalten Tee vom letzten Aufguss, Reis, welcher bereits einige Tage alt und eingetrocknet war, nur wenig Fische, und von diesen nur die Köpfe und Schwänze; Soya-Tunke und Zukost bekam er gar nicht. Auch geizte sie mit Kleingeld für Bad und Haarscheren. Seine Kleider wusch sie fast nie und selten besserte sie die zerrissenen aus; wenn sie es einmal tat, nähte sie andersfarbige Flicken auf. Dabei schalt sie ihn sogar einen schruppigen Nimmersatt. Dennoch war Osha stets guter Dinge und dienstwillig, eingedenk der Weisung eines frommen

[1]) Diese Legende mit einigen Veränderungen und Kürzungen nacherzählt nach F. A. Junker in Langegg, Japanische Thee-Geschichten, Wien 1884.

Priesters, seines Oheims, dass kindlicher Gehorsam die höchste Tugend sei und dass Kinder den Eltern, selbst wenn diese ungütig handelten, unentwegte Verehrung schuldeten. Eines Nachmittags, es war Neujahr und bitter kalt, so dass die Silberreiher starben und die Pflaumenblüte erfror, rief die Stiefmutter plötzlich: „Wie's mich doch heute nach einem Gerichte frischer Fische gelüstet! Schade, dass die Gewässer zugefroren sind.“ Sogleich schlich Osha sich aus dem Haus, barfuss, im dünnen Röckchen und ohne schützenden Mantel aus Reisstroh. Er lief nach dem nahen Flusse, entkleidete sich vollends und legte sich splitternackt auf das Eis, um durch die Wärme seines Körperchens ein Loch darein zu tauen. Da erbarmten sich die Götter, öffneten die Eisdecke, zwei grosse Fische sprangen auf und liessen sich willig fangen. Osha trug sie frohlockend nach Hause und überreichte sie seiner Stiefmutter, indem er sich dreimal mit der Stirn gegen die Mattenflur neigte.

Also beherzigte der kleine Osha die Lehren seines weisen Oheims.

Alle diese Geschichten sind in Japan verbreitet, wie bei uns das Märchen vom Dornröschen mit dem kleinen Däumling. Hunderte ähnlicher Legenden liessen sich anfügen, welche die Künstler aller Zeiten nicht müde geworden sind, bildlich zur Darstellung zu bringen.

Der Inhalt einiger solcher Erzählungen möge hier noch kurze Erwähnung finden.

Ein junger Maurergeselle nimmt seine alte gebrechliche Mutter tagtäglich auf seinem Rücken mit sich auf die Arbeit, damit sie nicht allein zu Hause sei.

Eine Greisin wird — wie es heisst, nach vormals herrschender Sitte — von ihrem Sohne auf einen hohen Berg getragen, um dort ausgesetzt und dem Hungertode überlassen zu werden. Unterwegs bricht die Alte kleine Zweige von den Büschen. Befragt, zu welchem Zwecke sie das täte, antwortete sie: damit du den Rückweg nicht verfehlst. Gerührt durch die Vorsorglichkeit der Mutter, die Böses mit Gutem vergalt, schleppte der Sohn sie wieder nach Hause zurück.

Eine treue Dienerin ist im Hause ihrer Herrschaft alt geworden und martert sich mit Vorwürfen, dass sie ohne Arbeitsleistung das Gnadenbrot empfänge. Um ihr diese Skrupel zu nehmen, lässt die Hausfrau durch ihre Kinder allmorgendlich einige Haufen Reiskörner auf den Boden streuen. Die Alte erhält nun den Auftrag, diese Körnchen, gleich als bedürften sie des Trocknens, von Zeit zu Zeit umzuschaufeln und abends einzusammeln, und in Beruhigung über die geleisteten Dienste geniesst sie beglückt ihr Gnadenbrot.

Aus dem reichen Schatze japanischer Redensarten und Sprüchwörter greife ich zum Schlusse noch einige heraus:

Auf das Glück warten ist dasselbe wie auf den Tod warten.

Das Wasser richtet sich nach dem Gefäss, der Mensch nach seinen Freunden.

Wer zwei Hasen verfolgt, fängt keinen.

Der Arzt heilt den Kranken, der nicht stirbt.

Zusammenkommen ist der Anfang der Trennung.

Der eigene Buddha ist prächtig.

Am Fuss der Lampe ist es dunkel.

Selbst die Berührung zweier Ärmel ist Folge früheren und Ursache späteren Karmas.

Ein Wurm, einen Zoll lang, hat einen halben Zoll Seele.

Den Hund, der mit dem Schwanze wedelt, schlägt niemand.

Das Insekt im Sonnenscheine weiss nichts vom Schnee.

Über dich selbst frage andere.

Wenn man heisses Wasser zu lange ablehnt, so wird es kalt.

Beim ersten Glase Wein trinkt der Mensch den Wein, beim zweiten trinkt der Wein den Wein, beim dritten trinkt der Wein den Menschen.

Trinkt die Kuh Wasser, so macht sie daraus Milch; trinkt die Schlange Wasser, so macht sie daraus Gift.

Der Vorfahr pflanzt den Baum, der Enkel geniesst den Schatten.

Wo drei zusammen sind, ist eine Welt von Schmerz.

Mit einem Frauenhaar bindet man einen Elefanten.

Ein Weib hat kein Heim in den drei Welten.

Selbst ein Teufel ist hübsch mit achtzehn Jahren.

Wenn der Himmel einen Menschen schafft, schafft die Erde ein Grab.

Ein Gedanke reicht bis zum Himmel (der Wille ist mächtig).

Dem Monde Wolken, den Blumen Wind! (Nirgends auf der Erde fehlt das Ungemach).

VI.

Mit dem Tuschpinsel.

Wenn wir ein besseres Haushaltungsstück oder einen Dekorationsgegenstand anschaffen wollen, so haben wir die Wahl unter verschiedenen Stilarten: gotisch, rokoko, renaissance, altdeutsch usw. Anders der Japaner, denn er kennt nur einen Stil und das ist der vaterländische, der japanische! Wenn so dem Japaner seine Landeskunst der Wahl des Stiles enthebt, so entgeht er darum doch keineswegs der Schwierigkeit der Auslese beim Einkauf, denn jedes Stück ist anders, und Dutzendware wird in Japan nur für den kritiklosen Fremden angefertigt. Wohl findet sich der gleiche Vorwurf, wie z. B. der Vulkan Fuji, in tausendfachen Wiederholungen auf Geschirr, Metall, in Lackmalerei und in Wasserfarben dargestellt: aber jedes Exemplar trägt den Stempel individueller Auffassung — ganz im Gegensatze zu unseren, von seelenlosen Maschinen unendliche Male kopierten Vorlagen! Der Raubbau, wie unsere Fabrikanten ihn vielfach treiben, dieses Abnutzen künstlerischer Motive, sowie die hiedurch beförderte Vernachlässigung der Geschmacksbildung, wovon noch immer die meisten unserer modernen, schaudererregenden Tapetenmuster, Deckenmalereien usw. abschreckende Beispiele geben — alles das ist in Japan unbekannt. Selbst die japanischen Buntdrucke eines und desselben Holzstockes sind sämtlich voneinander verschieden in Kolorit und Abtönung; da die Farben mit der Hand aufgetragen und auf dem Holzklotz getönt werden, so bleibt dem Zufall wie dem Geschmack und der Willkür des Arbeiters ein weites Feld von Abänderungen offen. Unsere

alten Kupferstecher, wie Rembrandt van Rhyn, machten von dieser Auftragsweise bisweilen ausgedehnten Gebrauch.

Die Eigenart der japanischen Kunst will ich hier an der freiesten der darstellenden Künste, an der Malerei, in einigen Beispielen darlegen.

Vorausgeschickt sei die Bemerkung, dass der Reiz, welchen die japanischen Gemälde auch auf den Fremden unweigerlich ausüben, beruht:

in der Sicherheit der Zeichnung,
in der Innigkeit und Frische, womit der Japaner sich der Natur anschliesst,
in der feinsinnigen, gefälligen Wahl der Motive,
in der Beschränkung der darzustellenden Gegenstände,
in der Feinheit der Farbenstimmung, und endlich
in der Individualität des Einzelstückes.

Dagegen vermissen wir

gefällige Komposition von Gruppenbildern. Die japanische Hand gibt kleinen Dingen Vollkommenheit; dagegen entspricht das Grossartige und Gewaltige der Geistesstimmung des Japaners nicht. — Ferner:

Grobe Verstösse gegen die Linienperspektive sind Regel, freilich erklärlich durch die Gewohnheit der Künstler, die Bilder in hockender Stellung auf dem Boden zu malen und alle Objekte wie aus der Vogelperspektive einzutragen. Die Luftperspektive kommt oft sehr gut zum Ausdruck.

Abstufung der Farben, zumal in Gewändern, fehlt den japanischen Bildern, und weder Schlagschatten noch Halbschatten werden berücksichtigt; daher die Malereien nicht plastisch wirken können.

*Dass dies eine sehr bewusste Unterlassung ist, zeigt ein origineller Brief eines japanischen Malers. Da mir nämlich meine wissenschaftlichen Arbeiten genügend freie Zeit liessen, so suchte ich Gelegenheit, mich mit der japanischen Malweise vertraut zu machen und engagierte einen Künstler, mit dem ich mich auch über diese Schattenlosigkeit ihrer Kunst unterhielt.

„Sie sagten gestern, schreibt er, dass japanische Malerei gleichgültig gegen die Natur mit Schatten. Japanischer Maler immer malt seine Bilder mit Natur, aber sehr verschieden davon, was englische Leute Licht und Schatten nennen. Denn wenn er nur sich auf Natur verlässt, muss der Geist seines Malens vergehen, so gut es auch der Natur gleicht.

Z. B. Da ist ein rennendes Pferd in der Schnelligkeit seiner Eile; wie das Malen in diesem Fall? Wenn wir auch versuchen, seine Natur zu malen, wir können es nicht genau tun, weil wir seine Füsse in dem Laufen nicht deutlich sehen. In diesem Fall zeichnen wir unser Bild mit unserer Einbildungskraft.

Wenn wir seinen Geist malen, scheint es jedermann als wenn das Pferd rennt.

Nun sind da auch Schatten vom Pferd auf dem Boden. Aber Pferd rennt so schnell, die Schatten rennen auch. Wenn wir solche Schatten malen, ist das sehr mühsam, und ist nicht so wichtig, zu zeigen das Rennen.

In unserem Malen vermeiden wir, was so mühsam (unruhig) ist so wir zeichnen nicht die Schatten vom Pferdkörper.

Nun hier ist ein Bild vom Spielen. Hier ist ein klarer Tag, und Person ist gekommen zu spielen unter einem Kirschbaum. Sonne scheint und Schatten von Blüten fallen Person auf Kopf und Leib, Gesicht und Hände und alles Benachbarte. Wir mögen diese Schatten und Schattierungen nicht malen, weil sie niemals so wichtig, um nur das Spielen zu erklären. In allen Fällen statt dessen versuchen wir zu zeigen die Gemütsbewegung oder Leidenschaft des Dinges, das ist sein Geist.*

Mit der Maltechnik glaube ich den Leser am besten bekannt zu machen, indem ich meine eigenen Erfahrungen zum besten gebe.

Der liebenswürdige, junge Lehrer, Hidanaro Yokoyama mit Namen, breitete in der ersten Lektion einen grossen Bogen Malpapier auf den Fussboden vor sich aus, kniete davor nieder, rieb die schwarze Tusche an, nässte einen dicken, runden Pinsel mit Wasser und nahm ihn quer zwischen die Finger. Dann tauchte er einen zweiten, grossen flachen Pinsel mit der einen Ecke in Wasser, mit der anderen in die Tusche, fasste ihn senkrecht zum runden Pinsel und blickte dann eine Zeitlang unverwandt auf das weisse Papier nieder. Langsam begann er mit dem breiten Farbenpinsel eine Strecke weit über die Papierfläche zu streichen und vergrösserte den entstandenen Klecks durch einen zweiten Zug. Der doppelhandgrosse Fleck zeigte verschiedene Abschattung, da der Pinsel ungleich stark mit Tusche gefüllt war! Hierauf fügte der Künstler einen Streifen mit kolbiger Anschwellung hinzu, liess den Pinsel spitz ausgleiten und — Rumpf, Hals und Kopf einer fliegenden Ente waren in frappierender Naturtreue und lebensgross fertiggemalt. In ruhigen, sichergeführten, breiten Strichen wurden dann mit einem gewöhnlichen Tuschpinsel die Federn der ausgebreiteten Flügel und des Schwanzes keck hingesetzt, hie und da durch eine Drehung des Handgelenkes der Wasserpinsel aufs Papier gebracht, um die Farbe stellenweise zu lichten, endlich die kleineren Federchen, der Augenstern, die Fussspitzen eingetragen und das Bild war in Zeit von zwölf Minuten beendet, lebensvoll und exakt.

Während dieser Prozedur wurde der Malpinsel stets senkrecht zur Papierfläche geführt; seine Fortbewegung geschah nicht etwa durch Bewegung der Finger oder Handgelenke, sondern durch ein Vorwärtsschieben des ganzen

Oberkörpers in der Hüfte! Oft kam auch das Schulter- und Ellenbogengelenk in Aktion. Klarheit und Sicherheit der Zeichnung, so sagte mein Präzeptor, sei nur nach dieser althergebrachten Manier zu erreichen.

Lachend machte ich sofort die Probe, überzeugte mich aber zu meinem grossen Erstaunen, dass die empfohlene Manier in der Tat eine freie flotte Linienführung ausserordentlich erleichtert. Ein Bambusgebüsch, welches ich in knieender Haltung und nach japanischer Art malte, erschien mir ein ganz passables Bild, während mir dergleichen Zeichnungen misslangen, sobald ich sie nach europäischer Methode auszuführen suchte.

Ganz die gleiche Malweise konnte ich später im Atelier des berühmtesten Dekorationsmalers in Tokio beobachten. Dieser renommierte Künstler begann vor meinen Augen ein grosses Landschaftsbild auf dünnem Goldgrund. Er füllte einen grossen dicken Pinsel mit schwarzer Tusche, setzte ihn aufs Papier, links von der Mitte des unteren Randes, und zog nun bedächtig und ohne abzusetzen einen eigenartig gebrochenen und gebogenen, allmählich schmächtiger werdenden Streifen schräg nach oben, dabei vorsichtig auf den Knieen über das Papier hinweg dem Pinsel nachrutschend! Ich hatte Mühe, während dieser fremdartigen Parterrearbeit meinen Ernst zu bewahren. In ähnlicher Weise wurde dann ein dicker, etwas geneigter Strich dem ersten angefügt, hierauf behutsam ein breiter Klecks in die Luft gesetzt, eine zarte, unregelmässig gewellte Linie horizontal gezogen, eine dicke, schräge Linie im Vordergrund eingetragen, und der Charakter des zukünftigen Bildes war gegeben: ein Fluss mit einem schwankenden Nachen, und ein Baum im Vordergrunde. Die fabelhafte Virtuosität des Malers bekundete sich aber erst nach dem erfolgten Auftrocknen der Tusche, denn da zeigte der Baumstamm allerlei Details, wie rauhe Rindenstücke, Astknubben, glatte und moosbewachsene Partien, die lediglich durch Heben und Drehen oder festeres Anpressen des Pinsels erzeugt waren und nun ungemein naturalistisch wirkten. Weder Vorlage noch Aufriss wurde benützt, denn — solche Hilfsmittel stören das Malen. Der Künstler gab dem Entwurfe Bewegung und Leben durch keck und sicher eingesetztes Blätterwerk, Grasbüschel, Wasserwellen usw. Nur das Charakteristische des bestellten Landschaftsbildes wurde herausgegriffen und zur Darstellung gebracht!!

Es ist keine Frage, dass die bewunderungswürdige Sicherheit und Freiheit der Linienführung beim Malen in hohem Grade beeinflusst und unterstützt wird durch die japanische und chinesische Schreibschrift; ja die kommaartigen oder geschwungenen Linien, wie sie der Maler so gerne anwendet, können sogar direkt als Erzeugnisse des Schreibens betrachtet werden. Denn auch zum Schreiben bedient sich der Japaner weder der Feder noch des Stiftes, sondern er malt die chinesischen Wort- und die japanischen Silbenzeichen mit

dem Pinsel. Als ich den Rektor der Universität in Tokio um eine Empfehlung an die dortige Kunstakademie bat, erhob sich derselbe, ergriff ein Stück schwarzer Tusche, tauchte es in Wasser, rieb auf einem Steinchen die Farbe an, benetzte damit den Schreibpinsel und malte hurtig seinen Brief auf eine Rolle Papier ohne Ende, die er frei in der linken Hand hielt, den Pinsel stets senkrecht aufs Papier bringend. Dies ist die gewöhnliche Art des Schreibens. Wer zu einem Geschäftsgang sich anschickt, steckt die Papierrolle in den Gürtel, sowie auch das Schreibzeug, welches in einer Messingkapsel mit Tusche getränkte Baumwolle, Schreibpinsel und das mit einem chinesischen Zeichen gravierte Petschaft nebst angefeuchtetem Zinnober zum Abstempeln enthält. Denn mit Feder und Tinte kann man weder chinesische noch japanische Schrift schreiben, weil die Drucker ganz verschiedene Richtung haben.

Verlangen schon die japanischen Silbenzeichen eine korrekte, exakte Wiedergabe, um leserlich zu sein, so gilt dies noch weit mehr von der in Japan allgemein gebräuchlichen zahlreichen chinesischen Wortzeichen, die durch Kraft und Schwung der Linien oftmals als dekorative Kunststücke erscheinen, so dass der Japaner sogar häufig in seinem Zimmer, anstatt der Gemälde, einige sinnvolle chinesische Zeichen als Schmuck verwendet: lapidare, in Pinselwürfen auf hellen oder goldigen Grund gesetzte kalligraphische und zugleich ornamentale und malerische Bravourstückchen! Solche Vorbilder und das Bestreben flotten Nachmalens haben schon in zahlreichen Malereien der Chinesen und Japaner gleichsam die Tonart der Ausführung angegeben und zuweilen zu Spielereien mit bekannten Grundmotiven geführt. Im allgemeinen bringen die japanischen Malereien jedoch innigere Vorwürfe: sie sind Gedichte, Seelenbilder.

Der Werke über Kunst und Kunstgewerbe in Japan gibt es so viele und so ausführliche, dass ich nicht unternehmen darf, meine eigenen Erfahrungen hier zum besten zu geben. Wenig oder gar nicht bekannt sind dagegen die modernen Tuschzeichnungen und Buntdrucke, welche nach der Eröffnung Japans entstanden sind. Sie tragen sämtlich noch den Typus der alten; doch tritt vielfach das Bestreben einer freieren, natürlichen Auffassung und Behandlung deutlich hervor, zumal in den Figurenbildern. Der wuchtige Anlauf, welchen Hokusai nahm, indem er die konventionellen, schematischen Gesichter, die stilisierten Bäume und Berge, die verdrehten Arm- und Handbewegungen durch naturalistische Darstellungen zu verdrängen suchte, hat durch den Einfluss der europäischen Vorbilder neue Bedeutung gewonnen. Schon der Vergleich der hier mitgeteilten Drucke mit den alten berühmten Bildern, welche zwar durch Farbenschmelz und Zierlichkeit, aber häufig auch durch Steifheit und Geziertheit exzellieren, beweist die Richtigkeit des Gesagten.

Die diesem Kapitel eingefügten Streubildchen entstammen teils den Skizzenzeichnungen Hokusai, teils anderer moderner Künstler.

Mit Wohlgefallen wird jeder die farbigen hier in $^3/_4$ Originalgrösse reproduzierten Illustrationen betrachten, deren es in Japan tausende gibt und die, nachdem der Holzstock abgenutzt ist, unter der Hand neuer Künstler auch in anderem Gewande wieder erscheinen und in den Bilderläden vom Volke eifrig gekauft werden. Komposition und Farbenzusammenstellung erzeugen einen weit reizvolleren Eindruck auf das Auge des Fremden, als die Malereien der Chinesen: Die japanische Schülerin hat die greise chinesische Lehrerin überflügelt! Durch die eintönige Ornamentik und durch das konventionelle Gepräge lassen uns die chinesischen Malereien kalt, während der reiche Schatz von Japans Kunstleistungen den naiven, jugendlichen Charakter der Frische und eines anmutigen, feinen Naturalismus in sich tragen – als getreue Abbilder der japanischen Volksseele.

Umstehende Charakterköpfe habe ich den bunten Volksbildern moderner Maler nachgezeichnet. Einigen der Köpfe hängen noch unnatürliche, durch die chinesische Malerei beeinflusste, konventionelle Manieren an, andere lassen den befreienden Einfluss der abendländischen Kunst bereits erkennen, wie z. B. Nr. 4, 8, 9, 10, 11, 13.

1. „Ein Dieb". — Aus den „100 Mondlandschaften" des 1886 verstorbenen Malers Jossitossi.

2. Ksunci Masatsura, ein vornehmer Krieger, nimmt eine vor Familienfeinden fliehende Dame in Schutz und bringt sie zurück. Der Mikado wünschte die Vermählung des Kriegers mit der Hofdame; dieser aber antwortete dem Kaiser: „ich gehe keine Heirat von so kurzer Dauer ein, weil mein Leben nicht sicher ist". Er wollte damit sagen, dass er in den Krieg ziehen müsse, und dass sein Leben dem Kaiser gehöre.

3. Der tatkräftige Kiomodi Taira, aus der Familie der Shogune, gebietet der untergehenden Sonne stillzustehen, weil der Tag zu kurz gewesen. Wie es heisst, ging die Sonne wieder zurück.

4. Uraschima, ein armer Fischer, fing einst eine junge See-Schildkröte. „Diese kann", so dachte er, „wohl 1000 Jahre alt werden; warum sollte ich ihr 999 vergnügte Jahre rauben?" und er warf sie zurück in das Meer. Da stieg eine wunderschöne Jungfrau aus den Wellen empor und sprach: „Die Schildkröte war ich selber! Ich wollte Dein Herz prüfen. Komm mit mir in meines Vaters, des Fischkönigs, Reich!" Uraschima folgte ihr in den herrlichen Palast des Fischkönigs am Grunde des Meeres, heiratete die Prinzessin und lebte mit ihr glücklich und in Freuden. Aber nach drei Jahren fasste ihn Sehnsucht nach seinen alten Eltern, und die Prinzessin gab ihm beim Abschied ein Käst-

chen, dieses dürfe er nicht öffnen, sonst könne er nicht wieder zu ihr zurückkehren! — Als Uraschima seine Heimat erreicht, fand er weder seines Vaters Haus, noch ein bekanntes Gesicht wieder. Selbst die Wälder seiner Heimatberge waren verschwunden, und als er einen alten Mann nach Uraschimas Haus fragte, starrte dieser ihn an: „Uraschima? Der ist ja schon vor 300 Jahren ertrunken, und die Urenkel seiner Brüder sind längst gestorben!“ Da überfiel Uraschima der Wunsch, schnell zu seiner Gemahlin zurückzukehren. Aber ach! er wusste den Weg nicht mehr. In seiner Verzweiflung hoffte er, dass das Kästchen vielleicht einen Fingerzeig enthalte, und da er es öffnete, entschlüpfte ihm ein weisses Wölkchen. Und indem es empor stieg zum Himmel, wurden Uraschimas Haare weiss und weisser, sein Gesicht bekam Runzeln, und er ward plötzlich uralt. Dann sank er um und war tot.

5. Ein Prinz, verbannt in eine Felsenhöhle bei Kamákura, ergibt sich der Lektüre frommer buddhistischer Schriften.

6. Ein Edelmann, namens Fudschiwara Jassumassa, von einem gedungenen Mörder beschlichen, rührt dessen Herz durch sein Flötenspiel. — Der Gesichtstypus ist der feinere. —

7. Der Mörder. Das Gesicht zeigt den derberen Sazuma-Typus.

8. Mongaku, nachts in die Wohnung der schönen Kesa schleichend, um deren Gemahl zu ermorden.

9. Sakorasognoro, bekannt unter der Bezeichnung „der beste Mann“, nimmt Abschied von Weib und seinen drei Kindern, bevor er mit ihnen zum Tode geführt wird. Er hatte sich des Kreuzestodes schuldig gemacht, indem er eine Petition um Erleichterung der Volkssteuern dem Shogun vorlegte.

10. Das „Mondmädchen“. Siehe unter: Sprache und Poesie.

11. Sotoba Komatschi, auf dem Grabe ihres Geliebten sitzend. Als Jungfrau war sie von grosser Schönheit, und wurde dann die Geliebte eines Höflings, welcher neunundneunzig Nächte bei ihr zubrachte, in der hundertsten Nacht aber starb. Seither wies sie alle Männer zurück und starb als Bettlerin im Elend.

12. Ein stolzer Höfling schaut verächtlich herab auf einen, ihn verspottenden Vorgesetzten.

13. Wohlhabender Alter, welcher das Land durchreist, um dem niederen Volke durch Lehre und Ratschläge Hilfe zu bringen. Eine typische Figur im alten Japan.

14. Fechtender Krieger, im alten Waffenzeuge.

Es möge hier noch ein kleines Erlebnis mit einem japanischen Maler erzählt sein, welches in sonderbarer Entstellung den Weg in die Zeitungen fand, Dank der renommistischen Reklame des Künstlers selbst.

Im Ujeno-Parke Tokios besuchten wir eines Tages die moderne Kunstausstellung. Alle Bilder waren auf Seide gemalt, zum Teil in der althergebrachten Manier und allbekannte Motive darstellend, zum Teil die neueste, freiere Richtung vertretend. Uns fiel ein Bild auf, welches in seiner Art durch Vorwurf und Technik gleich vollendet schien: ein kühner Adler, ruhig und gross mitten im Sturm und Regen auf einem abgebrochenen, noch grünenden Baumstamm sitzend. — „Bismarck", sagte meine Begleiterin. Wir beschlossen das Bild zu kaufen und dem Fürsten Bismarck zu senden — als originelle Allegorie ruhiger Grösse im Sturme. Das Bild, welches von einem Künstler in Kioto namens Suzuki Schionen herrührte, war jedoch schon verkauft, und so bestellten wir persönlich während unseres Besuches in Kioto bei dem genannten Maler eine Kopie des Bildes, ihm erzählend, dass wir das Bild unserm Bismarck schenken wollten. Er nahm die Bestellung an und benutzte die Gelegenheit, anonym folgende kleine Lügengeschichte, als Reklame für sich, in eine japanische Zeitung zu setzen, aus welcher dieselbe auch in die englischen Zeitungen Japans überwanderte.

Ich gebe die Zeitungsnotiz in der wörtlichen naiven Übersetzung aus dem Japanischen so, wie unser Führer Igutschi sie aufschrieb.

„Der deutsche Eisenblutmann Fürst Bismarck hat die japanische Malerei sehr lieb und liess sich schon vielfach unsere Malerei schicken, um mit diesen Bildern sein Stilleben zuzubringen. Diesmal wollte sein Freund, Professor Selenka, nach Japan herreisen und nahm vom Fürsten Abschied. Der Fürst sagte ihm mit einer sehr vergnügten Miene: Wenn Sie nach Japan gehen, bringen Sie mir japanische Malerei zurück; lassen Sie von einem hervorragenden Maler, der noch lebt(!), ein Stück malen!" Herr S. hat die herzliche Bitte des Fürsten mit grosser Freude (zu erfüllen) versprochen und reiste ab. Neulich ging Professor S. mit seiner Frau in die Ausstellung der künstlichen Sachen (Kunstausstellung) in Tokio. Da fand er ein Bild von Herrn Suzuki Schionen; es war ein Adler mitten im grossen Sturm auf dem Itschobaum. Das war so tapfer, so mutig gemalt, als wenn der Adler sich gar nichts um den Regen und Sturm kümmere. Herr Selenka ergötzte sich über dieses Bild, so dass er in die Höhe sprang und dachte: Dies Bild ist gleich dem tapferen Mut von Bismarck, den dieser vielfach gezeigt hat im Sturme; daran wird der Fürst Wohlgefallen haben! Herr S. wollte das Bild sogleich kaufen, aber es war zu seiner grossen Entmutigung schon vom Hofe angekauft, weshalb er mit zerschmettertem Gemüte einigemale vor dem Bilde vorbeiging. Ein Mitglied vom Verein der künstlichen Dinge, dies gesehen habend, sagte: „wenn Ihnen das Bild so gut gefällt, würde ich einen Brief an Suzuki mitgeben, um ein gleiches Bild bei diesem zu bestellen. Herr Selenka, in Kioto angekommen, besuchte vor allem sogleich Herrn Maler

Schionen, wohnhaft auf der Strasse Nishiki-Kogi Higashino Toin, und wollte das Bild bestellen. Aber Herr Schionen schlug es ab, sagend, das gleiche Bild nochmal zu malen, widerspräche seinen festen Prinzipien. Da das Bild für Bismarck wäre, willigte endlich Herr Schionen ein. Herr Selenka jubelte mit seiner Frau darüber so, dass seine Frau das Porträt des Künstlers Schionen in dessen Gegenwart (!) sofort malte, um ihre Erinnerung an ihn zu haben. Morgen Abend 6 Uhr wird der Künstler Professor S. besuchen, um diesem seine Gedanken über Malerei mitzuteilen."

Leider entsprach das später mir nach Europa nachgesandte Bild bei weitem nicht dem Originale, wiewohl, oder vielleicht weil es mit zu grosser Sorgfalt ausgepinselt war.

Noch eine andere Überraschung hatte unsere Bestellung zur Folge. Tags nach der Zeitungsreklame erschien der Besitzer einer grossen Seidenfabrik und übergab mir eine wertvolle alte japanische Malerei mit dem Ersuchen, dieselbe dem Fürsten Bismarck zu überbringen als Zeichen seiner hohen Verehrung „für den grossen Mann Deutschlands". Gerne übernahm ich den Auftrag und sandte das Gemälde dem Altkanzler nach Friedrichsruh.

VII.

Nikko-Kekko.

Im Oktober, wenn das Laub der Waldbäume seine Farbe wechselt, gewährt ein Ausflug in die Berge Japans einen unbeschreiblichen, dem Europäer unbekannten Naturgenuss.

Teils mit Dampf befördert, teils von stämmigen muskulösen Kulis in den leichten Jinrikshas gezogen, teils zu Fuss, bereisten wir von Tokio aus die Tempelberge von Nikko. Durch die liebenswürdige Vermittlung des deutschen Gesandten Baron von Gutschmidt waren uns hiezu Pässe, ohne welche kein Fremder in Japan reisen kann, ausgestellt.

Ein wolkenloser Himmel weckt unsere Reiselust, und kaum haben wir das Stadtgebiet verlassen, so tauchen in duftiger Ferne blaue Bergrücken empor, überragt von dem Vulkan Fujisan mit seinem schneeigen Haupte. Tee-, Baumwollen- und Tabakfelder, besonders aber weitgedehnte Reisfelder, lichtgrün hervorleuchtend zwischen graziösen Bambusgebüschen und Gruppen dunkler Zypressen, Flüsschen mit Segelböten, Bäche von geschwungenen Brücklein überspannt, Föhrenalleen, welche die alten Verkehrsstrassen streckenweise flankieren, bieten gefällige Abwechslung in den Landschaftsbildern der künstlich bewässerten Ebene, und zeugen von der hohen Bedeutung der Landwirtschaft für Japan. Hie und da bieten selbst fremdartige, aus der heissen Zone eingeführte Gewächse eine malerische Staffage, wie Fächerpalmen, Paradiesfeigen und die grösseren Bambusen, die zumal im Sommer, wo Nippon einem ungeheueren, offenen Treibhause gleicht, wegen der feuchtwarmen Luft in tropischer Üppigkeit gedeihen.

Da wir allmählich höher steigen, wechseln anmutige Wälder mit romantischen Schluchten ab, wachsen groteske Felsen zu Gebirgen empor, deren Täler von rauschenden Bächen durchflossen, deren Höhen eine schmucke Decke

Laub- und Nadelhölzer von ganz eigentümlicher Beschaffenheit tragen. Die japanischen Wälder gleichen nämlich gar nicht unseren europäischen, und wir finden hier nicht die Physiognomie unserer heimischen Buchen-, Eichen-, Tannen-, Föhrenbestände, sondern der urwüchsige japanische Wald ist ein buntes Gemisch von Sträuchern und Bäumen verschiedenster Gattung und verschiedensten Alters. In wundervoller Abwechslung gedeihen zusammen immergrüne, lorbeerblätterige Eichen, Kamelien und Ilicinien, und auf Höhen

Japanische Bauern.

zwischen zweihundert und dreihundert Metern treffen wir Magnolien, Walnussbäume, Ulmen, Kastanien, Buchen, Eichen, Ahorn und Birken, ferner von Nadelhölzern die Schwarz- und Rotkiefer in üppiger Entfaltung nebeneinander. Weiter hinauf bis tausend Meter Meereshöhe ist die Heimat der majestätischen Kryptomerie und anderer Zypressen, die noch weiter oben von Tannen und Lärchen abgelöst werden. Diese wechselvolle Pflanzenpracht verdankt Japan seiner isolierten geographischen Lage und seinem Klima. Ausser den eigenen Vegetationsformen, die zumal in den Holzgewächsen als Erinnerungsstücke eines ehemaligen tropischen und subtropischen Klimas sich erhalten haben, finden sich auf seinem Boden auch noch

Zu den Tempelhainen Nikkos führt eine zehn deutsche Meilen lange Allee von riesigen Kryptomerien: Nadelhölzer von mächtiger Grösse, die vor zirka zweihundertfünfzig Jahren gepflanzt sein sollen. Diese Gigantenallee mündet an den heiligen Hügeln, wo die schönsten Tempel stehen, inmitten eines herrlichen Waldes von Kryptomerien.

Keine Beschreibung vermag den Zauber zu schildern, welchen diese, durch Natur und Kunst geschmückte Stätte auf den Beschauer ausgiesst. Die leise flüsternden Kronen der mächtigen grünenden Waldsäulen beschatten reichgeschmückte Tempel von nie gesehener Schönheit, und das feierliche Bild zwingt zu ergriffener Andacht!

Nackter Landbriefträger. Oberkörper und Schenkel sind bunt tättowiert.

Nikko, „der Sonne Glanz", gilt als die Perle Japans. Wenige Plätze auf dem Erdenrund mag es geben, wo die Pracht der Vegetation mit dem glühenden Farbenlichte menschlicher Schöpfungen in gleichem Grade wetteifert.

Mein lieber vortrefflicher Freund und Kollege, Dr. Mitsukuri, berühmter Professor der Zoologie an der Universität von Tokio, antwortete mir einst auf meine Frage, zu welcher Religion der gebildete Japaner sich bekenne, mit schalkhaftem Lächeln: „wir werden als Shintoisten geboren, leben als Konfuzianer und sterben als Buddhisten". Dies Wort, welches zugleich das Auftreten der drei japanischen Morallehren der Zeitfolge nach gibt, ist recht bezeichnend für die Stellung des Japaners zu seinen Religionen, die in sonderbarer Weise teils miteinander verquickt sind, teils ungestört nebeneinander hergehen. Der Shintoismus ist auf japanischem Boden erwachsen, dagegen der Buddhismus, sowie der jetzt mehr und mehr in Vergessenheit geratende Konfuzianismus aus China über Korea importiert.

Die eigentliche Nationalreligion ist die Shinto- oder Kami-Lehre, „der Weg der Götter", so benannt nach dem japanischen „Kami" Gott, und nach den chinesischen Worten „Shin" Gott, und „To" Weg. Erwachsen aus übersinnlichen Vorstellungen, welche die Kräfte und Erscheinungen der Natur als Götter vorstellten, hat sich der Shintoismus zu einem Natur-, Helden- und Ahnenkult ausgebildet. Gegenwärtig fusst er auf den Lehren des heiligen Buches Kojiki, welches sowohl die Mythologie, wie die alte Geschichte Japans enthält und in Japan fast gleiches Ansehen geniesst, wie bei uns die Bibel. Um das Wesen dieser Religionslehren, welche fast noch gar keine Moralvorschriften geben und daher in die Kategorie der „Naturreligionen" gehören, zu begreifen, schalten wir einige leitende Gedanken der japanischen Mythologie ein.

Im Anfange war der leere Raum. Durch zwei zeugende Kräfte entstand ein „Unbeschreibbares", das gleich einer Wolke im Raume schwebte und sich zu einem Spross entwickelte, welcher sich ausbreitete und zum Himmel ward. Aus diesem ging Sonne und Mond hervor.

Hierauf entstanden sieben aufeinanderfolgende Götterpaare, deren letztes, Isánagi und Isánami, die japanischen Inseln erschufen. Eine grosse Brücke ver-

Tempelhof in Nikko.
Im Vordergrunde ein Shinto-Tor aus Bronze.

band den Himmel mit der Erde, und da das Götterpaar herabstieg, gewahrte es eine flatternde Schwalbe, von welcher es die „Erzeugung lernte". Eines ihrer sieben Kinder war Amaterasu, die „Sonnengöttin", und deren Enkel, Ninigo Mikoto, der erste Mikado, der als Symbole seiner Macht und Herkunft ein Schwert, einen Stein und einen Spiegel erhielt.

Ninigo Mikoto begegnete einst am Meeresstrande zweien Schwestern, Töchtern des Berggottes. Er wählte die jüngste, die lieblich wie eine Kirschblüte war, zum Weibe, wies dagegen die ältere zurück. Der Berggott aber verkün-

dete ihm: hättest du die ältere gewählt, so würden deine Nachkommen, die Menschen, ein ewiges Leben haben gleich den Felsen; nun jedoch wird das Menschenleben sein wie eine Kirschblüte, schön und vergänglich.

Da nun — so spekuliert die Shintolehre — die Japaner vom Mikado, dieser wieder von den Göttern stammt, so müssen auch die Menschen göttlicher Natur sein; für göttliche Wesen bedarf es aber keiner Morallehren! Ein weiterer Schluss aus dieser Ahnengeschichte ist, dass die Menschen nach dem Tode fortleben und zwar als Wesen verschiedener Rangstufen, Kami (die oberen Mächte).

Während die Shogune (Soldatenkaiser) die Verbreitung der buddhistischen Religion beförderten, blieben die Mikados der Shintolehre treu, und seit der Wiedereinsetzung des Mikado als Alleinherrscher wurden von der Behörde, im Jahre 1872, als Quintessenz des Shintoismus, folgende drei Glaubenssätze erlassen:

Die Götter zu ehren und das Vaterland zu lieben;

Das Verhältnis zum Himmel und die Menschenpflicht zu erkennen;

Dem Mikado Ehrfurcht und Gehorsam zu erweisen.

Äussere Lehren erscheinen unnötig. Um Tugend zu üben, soll man die Götter fürchten, im übrigen der Stimme des Gewissens folgen!

Ausschliesslich der chinesischen Sitte und Philosophie, die im 5. Jahrhundert n. Chr. in Japan eindrang, wird die Schuld beigemessen, den göttlichen Japanern viel Übles gebracht zu haben, so dass Moralgesetze nötig wurden.

Die Religionsübung der Shintoisten bestand anfänglich nur in Anrufung der Götter. Die gegenwärtig gebräuchlichen Gebete sind einfach und kurz. Eines der bekanntesten lautet etwa folgendermassen:

„Ehrfürchtig verehre ich aus der Ferne die Säulen des Himmels und der Erde. In Ehrfurcht bitte ich, dass Ihr mich segnet durch Ausrottung unbewusster Fehler, welche ich begangen und welche Ihr kennt und seht; dass Ihr hinwegblaset das Unheil, welches böse Geister mir zufügen können; - dass Ihr mein Leben gleich einem festen Fels macht — und dass Ihr (jetzt sind die Windgötter gemeint) allen Göttern des Himmels und der Erde dieses mein tägliches Gebet zutragt, auf dass sie es hören mit scharfem Ohr gleich dem des eilenden Füllens."

Da die Kamilehre die Menschen nach dem Tode fortleben lässt, und zwar entsprechend ihrer irdischen Führung in verschiedenen Gestalten, so steht der japanischen Volksseele ein Heer von allerlei Gespenstern zur Verfügung, und der Aberglaube spielt eine wichtige Rolle im Tagesleben, während die eigentliche Kamilehre auf die leichte Schulter genommen wird, wie der folgende

Ausspruch eines Mannes aus dem Volke beweist. Gefragt, wie oft er am Tage bete, antwortete er mir überlegen: „wir Japaner brauchen keine Religion mehr". Durchgehends ist jedoch der Japaner zu stolz auf sein Vaterland, um nicht auch dessen Religion zu ehren. Jede shintoistische Familie pflegt ihren Spezial-Kami, wozu etwa ein Urahn gewählt wird, zu verehren und bei Wohnungswechsel muss ein Abkommen mit demselben, als Orts-Kami, getroffen werden.

Dass man in den Shinto-Tempeln auch Tänzerinnen antrifft, wird im folgenden Kapitel ausführlich besprochen werden. Es werden teils gelegentliche Einzeltänze von jugendlichen Mädchen ausgeführt, teils, bei religiösen Festen, groteske Pantomimen in Masken. Ihre Entstehung ist aus den alten, dem Sonnenkult geweihten öffentlichen Kagura-Spielen abzuleiten, Schaustellungen, denen überhaupt das japanische Theater entstammt.

Als Konfuzius vor ein paar tausend Jahren seinen chinesischen Sittenkodex einsetzte, erhob er nur die damals landesübliche Praxis zur Vorschrift und der Volkscharakter gestattete seither keine Änderung dieser Moralgesetze, welche die Sohnespflichten als Basis aller gesellschaftlichen Beziehungen betrachten. Der Konfuzianismus ist daher keine Religion, denn er kennt kein Verhältnis zu einer Gottheit, keine Gebote, und was mehr sagt, er unterscheidet nicht strenge die geistige Tugend von sinnlichem Genusse, sanktioniert den Polytheismus, ohne eine Vorstellung zu geben von der Bedeutung der Götter, vermischt Moralsätze mit Zeremonien, fördert den Glauben an Träume und Vorzeichen, beschränkt Belohnung und Vergeltung auf diese Welt und vergöttlicht den Menschen in seiner Vervollkommnung als Genie. Konfuzius' System des sozialen Lebens ist Tyrannei: Kinder sind willenlos, Frauen sind Sklaven. — So imponierend auch viele Vorschriften des Konfuzius über die Pflicht sein mögen, so wenden sich seine Lehren nicht sowohl an das innerliche, als an das äusserliche Glück, und die Interessensphäre des Einzelnen bleibt auf die Familie beschränkt, ist daher beengt, kleinlich und minutiös.

Diesen konfuzianischen Sittenkodex befolgt im allgemeinen auch der Japaner. Das patriarchalische Leben, wo der Älteste weitgehende Gewalt ausübt, ist auch hier zu Hause, und die japanische Ehefrau ist nichts anderes als die erste Magd.

Die dritte Sitten- und Glaubenslehre in Japan ist der Buddhismus. Er breitete sich um die Mitte des sechsten Jahrhunderts n. Chr. über Japan aus und wurde vom Volke schnell absorbiert, da die kärglichen Vorschriften des Shintoismus und die trockenen Lehren des Konfuzius dem Volksgeiste keine Befriedigung gewähren konnten. Allerdings mochte das asketische Leben und die Bedürfnislosigkeit im Nirwana dem mehr auf reale Dinge gerichteten Geiste

des Japaners nicht als ein sehr begehrenswerter Ersatz erscheinen; aber immerhin eröffnete der Buddhismus doch die Aussicht auf Verbesserung der Lebenslage in den folgenden Wiedergeburten. Dem Mönche Kobo-Daishi gelang es sogar, ums Jahr 800, eine Art Versöhnung des Shintoismus mit dem Buddhismus herbeizuführen, indem er die Heldengestalten der Kamilehre für Verkörperungen Buddhas erklärte. Dennoch bliebe die rasche Verbreitung und Dauer der naturphilosophischen, an das Individuum die höchsten ethischen Forderungen stellenden Glaubenslehre Buddhas, welche keine Vergebung der Sünden, sondern nur ein Selbergutmachen der begangenen Fehler kennt, unerklärlich, wenn sie nicht durch imponierenden Pomp und kirchliches Gepränge, durch Heiligenbilder und Musik, durch Standarten und Räucherwerk auch auf die äusseren Sinne bestechend gewirkt hätte — Äusserlichkeiten, die der ursprünglich asketischen und zurückhaltenden Lehre im Laufe der Zeit angehängt wurden, in gleicher Weise wie dieses durch den orthodoxen Ritus dem modernen Hinduismus widerfuhr. Wie die katholische Religion, so kennt auch der japanisierte Buddhismus das Zölibat der Priester, Mönch- und Nonnenklöster, Heiligenbilder, Glauben an Fegefeuer und Wirkung des Ablasses, den Pomp der Ornate und den Schmuck der Andachtshäuser. Doch ist der Buddhismus stets duldsam gewesen gegen Andersgläubige, und er weiss von keiner Inquisition und keinen Religionskriegen zu erzählen; die Proselitenmacherei ist ihm fremd geblieben; ja er gestattete sogar die Errichtung von Shintotempeln inmitten seiner Haine, eine Toleranz von beispielloser Weitherzigkeit, die sich denn auch in dem geringen Interesse der Japaner für Religionen überhaupt wiederspiegelt.

Eine „Taufe" ist nicht erforderlich; es pflegt die Mutter den festlich gekleideten Neugeborenen in einen Shintotempel zu bringen, ein Gebet zu murmeln, einige Kupferstücke zu opfern und ihn in den Schutz eines Heiligen des Shinto-Pandämoniums zu stellen. Im späteren Leben schliesst sich der Bürger sowohl den zwanglosen Festlichkeiten des Shintodienstes, wie den pompösen Aufzügen des Buddhismus an, klatscht vor dem schmucklosen, ernsten Shinto-Tempel, bei welchem er vorübergeht, gelegentlich in die Hände, um den Gott aufmerksam zu machen, wirft eine Münze in den Sammelkasten, spricht einige Andachtsworte und dem religiösen Akt ist genug geschehen. „Hilft es nichts, so schadet's doch nicht." Liegt ein Buddhatempel auf seinem Wege, so entledigt er sich der Holzsandalen, tritt in den geschmückten Innenraum, macht vielleicht seine Reverenz vor diesem oder jenem Heiligenschrein, und flüstert eine Ansprache an den verklärten Buddha.

Ebensowenig wie bei der Geburt, wird bei Eheschliessung ein Priester herbeigezogen; wohl aber geschieht das bei der Bestattung. Denn da die Shintoisten keine sehr imponierenden Friedhöfe haben, so erfolgt die Leichenbestattung

häufiger auf dem buddhistischen Begräbnisplatze, und das kann nicht geschehen ohne Beistand eines Priesters. Die Leiche wird in ein weisses Gewand, die Farbe der Trauer, gekleidet, in aufrecht sitzender Haltung in eine Kiste gesetzt, zum Tempel gebracht, eingesegnet und auf dem Friedhofe verscharrt, und die Stätte oft durch einen Gedenkstein geschmückt. Grabhügel, welche unsern Kirchhöfen einen so schauerlichen Anstrich verleihen, werden nicht aufgeworfen, so dass ein japanischer Friedhof einem denkmalreichen Parke eher gleicht, als dem Schlafsaale einer Totenkaserne. — Bisweilen wird aber auch die Leiche verbrannt nach der im elften Jahrhundert überkommenen Sitte.

Im allgemeinen nimmt der Japaner seine religiösen Pflichten auf die leichte Schulter; das hindert ihn nicht, sich zu der einen oder andern Religion offen zu bekennen. Staatsreligion ist sowohl der Shintoismus als der Buddhismus, und ausser den Priestern selbst dürfen wenige Bewohner zu finden sein, die nicht beiden Glaubenslehren huldigen, allerdings stets mit Bevorzugung einer derselben. Besser auf den Leib geschnitten scheint dem Japaner die Shintolehre mit ihrem Ahnenkult. Heroen, sagenhafte und historische Persönlichkeiten, die verstorbenen Familienglieder werden verehrt und ihr Andenken, unter Veränderung des Namens, in lieber Erinnerung gehalten, gleich als lebten sie in Geistergestalt weiter. Daneben geniessen auch immer noch allerlei Naturkräfte und Gegenstände Anbetung, wie Berge, Flüsse, Mond und Sonne.

Während die Shintopriester kein Zölibat kennen, keinen Gottesdienst abhalten und ein feierliches Gewand nur während des Tempeldienstes anlegen, der sich im wesentlichen auf das Schlagen einer Trommel bei Sonnenaufgang, Darbringen von Morgen- und Abendopfern, sowie Ansprachen an die Gottheit beschränkt, sind die buddhistischen Priester, mit Ausnahme einer einzigen unter den 40 existierenden Sekten, strenge an das Zölibat gebunden.

Im Einklang mit den Shinto-Lehren vom Fortleben der Geister Verstorbener stehen, wie erwähnt, die allverbreiteten Geistergeschichten der Japaner, die sich tausendfach in Erzählungen und Abbildungen wiederfinden. Ausser an die Seelen der Verstorbenen, welche die Grabesruhe nicht finden können, glaubt das Volk an Gespenster und verzauberte Wesen, an Teufel, Fabeltiere mit scheusslichen Fratzen, an Spukwesen, wie z. B. Kombinationen von Frosch und Affe usw. Der Oberzauberer ist der Fuchs, der alle möglichen Gestalten annehmen kann, oft als schöne Frau, als irreführendes „Fuchslicht“ (Irrlicht) erscheint, indes der Dachs gerne in Form eines schönen Mannes die Frauen verführt. Der Aberglaube an die Wirkung von Geheimmitteln und Besprechungen hat sich tief im Volk eingenistet, und es gibt eine Unzahl von abergläubischen Regeln für Festsetzung des Hochzeitstages und aller möglichen Familienhandlungen, für Vorkehrungen zur Verhütung von Brand, zur Fest-

stellung von Terminen für den Aufbruch zur Reise und der Abschliessung von Kontrakten, welche sich auf Ernte, Handel und Schiffahrt beziehen, nach denen gewissenhaft verfahren wird. Ebenso stehen die Wahrsagekunst und allerlei sympathetische Mittelchen in grossem Ansehen. Den Teufel treibt man aus mit gerösteten Bohnen; zum Schlafen legt man sich nicht in die Mittagslinie und hundert andere lächerliche Vorschriften werden von dem Mann aus dem Volke streng befolgt. So wird auch der treulose Jüngling, der seine Geliebte im Stiche gelassen, durch sympathetischen Zauber verfolgt. Um zwei Uhr nachts begibt sich die Verlassene zum Orte ihres Schutzpatrons in den Wald. In weissem Gewande, mit aufgelöstem Haar, drei brennende Kerzen auf dem Haupte und einen Spiegel unter der Brust, nagelt sie das Puppenbild des Entflohenen an den Stamm, unter Anrufung der Götter, den Verräter zu strafen. Naumann berichtet über eine mit Nägeln ganz bespickte Kiefer! In Papierbildern und auf Handtüchern sieht man diese nächtliche Waldesszene nicht selten dargestellt. —

Verlassene Braut.
(Nach einer Photographie.)

Es möge hier noch eines stillen, heiligen Wallfahrtsortes gedacht werden, der nicht seinesgleichen hat auf der Welt.

Zwischen tiefem Waldesdunkel, in dem alten verlassenen Kamakura, der früheren Hauptstadt der Shogune, steht ein wunderbares japanisches Kunstwerk — eine fünfzig Fuss hohe sitzende Buddhagestalt in Bronze[1]. Ewiger als der Prachttempel, der früher diese Götterfigur überdachte, thront das gewaltige Bild unter dem Himmelszelte: Jahrhunderte flossen in den Schoss der Zeit,

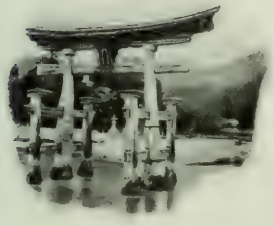
1) Das Bild auf Seite 298 gibt den grossartigen Eindruck dieser aus dem 13. Jahrhundert stammenden Statue und ihrer wundervollen Szenerie nur sehr unvollkommen wieder, da seitliche Aufnahmen, obwohl bei Weitem die schönsten, nur von erhöhtem Standpunkt aus genommen werden konnten.

Kriege und Feuersbrünste machten die Stadt dem Erdboden gleich, aber unberührt vom Sturme der Zerstörung schaut das hoheitliche, Ruhe und Sanftmut atmende Antlitz hernieder. Buddha ist eingegangen in das Nirwana! Er sieht nicht das Kriegsgetümmel, er fühlt nicht die heisse Glut der Flammen; Wunschlosigkeit, Vollendung liegt in seinen Zügen.

Keine Buddhastatue der Welt kommt ihr gleich! Sitzend, die Arme im Schosse ruhend, das Haupt ein wenig gesenkt, strahlt dieses Wunderbild einen unaussprechlichen Frieden aus, als höchsten Ausdruck jener Vollkommenheitslehre, welche im sechsten Jahrhundert vor Chr. der fürstliche Prophet verkündete: du sollst das Irdische bezwingen, Einkehr halten in das Geistige; mit deinem innern Auge sollst du das Eine, Grosse erkennen, um einzugehen in das Universum, aus dem du hergekommen, durch das du Gestalt gewonnen und in welches du zurückkehren musst durch eigene Kraft. Die Welt ist vergänglich, eine hinfällige Form, eine flüchtige Dunstwolke, die sich auflöst vor der Sonne des Alls, des Absoluten, des Nirwana.

VIII.

Theater.



Unter den vielerlei fremdartigen Theatern des bunten Ostens ist das japanische vielleicht das sonderbarste und interessanteste.

Während wir vor den chinesischen Schauspielen, die wir sowohl im indischen Archipel wie in Hongkong und Kanton wiederholt aufsuchten, stets nach kurzer Zeit wegen des ohrbetäubenden Lärms, der die Handlung begleitete und Musik vorstellen sollte, die Flucht ergriffen, wurden wir in Japan schon beim ersten Theaterbesuch mächtig gefesselt. Jedenfalls scheint auf die japanische Schauspielkunst nicht, wie in so vielen andern Gebieten des geistigen Lebens, chinesischer Einfluss eingewirkt zu haben.

Unsere erste Bekanntschaft mit der japanischen Bühne machten wir in Tokio gelegentlich einer Aufführung von sog. No-Spielen, wie sie nur zu besonderen Gelegenheiten in einem eigens dafür bestimmten Gebäude, unterm Schattendach des schönen Schibaparks, stattfinden.

Das No-Spiel ist die älteste Form der japanischen Dramatik, die uns gleichsam Thalia in den Windeln überraschen lässt. Mit strenger Observanz sind hier alle charakteristischen Merkmale erhalten, welche die Anfänge dramatischer Darstellung überhaupt in diesem Lande begleiteten: Kostüm, Sprache und Mimik hält sich starr in der alten Tradition. Ja selbst die Schauspieler sind ein Stück dieser Tradition, denn sie sind die Nachkommen von Familien, die seit vier Jahrhunderten ihre Kunst von Vater auf Sohn vererbten! Während die Darsteller des volkstümlichen Theaters, welches sich erst später entwickelte, noch

Theaterkostüm aus einem No-Spiele.

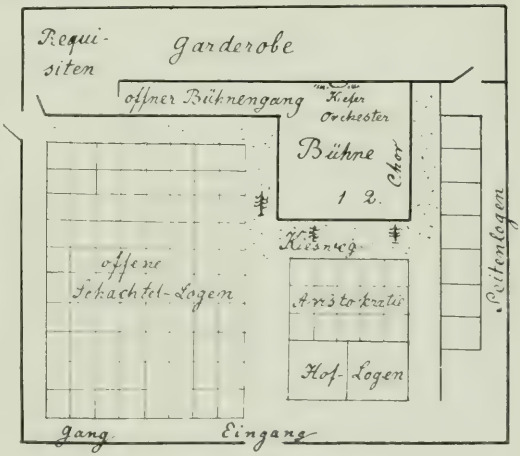
bis zur neuen Ära von der guten Gesellschaft ausgeschlossen wurden, so dass man sie z. B. bei Volkszählungen gleich Tieren mit Sammelzahlworten aufführte, waren die No-Darsteller von jeher geachtet; denn sie rekrutierten sich anfangs sogar aus dem Hofadel der Shogune und spielten nur vor Fürsten.

Noch heute, seitdem dies ehrwürdige Schauspiel der Menge für Geld zugänglich geworden ist, findet man hier im Gegensatz zu den profanen Theatern ein aristokratisches und gelehrtes Publikum, welches eifrig in den mitgebrachten Manuskripten den uralten, in altklassischer Sprache geschriebenen Inhalt der Darstellungen verfolgt, und nur hier gibt es Logen für den Hof, der sich in keinem der andern Theater zeigen darf. Die Hoflogen sind zwei rechteckige Kämmerlein von etwa acht Fuss im Geviert, vorn durch dünne Bambusvorhänge gegen das Publikum geschlossen, damit dieses den zarten Prinzesslein nicht allzu dreist auf die gemalten Wänglein schaue, wenn sie auf weichen Seidenkissen neben dem Kohlenbecken kauern. Nach hinten schliessen papierbeklebte Schiebtürfenster den Raum gegen den äusseren Gang ab. Frontseits vor den Hoflogen ist der etwa sechs Meter breite, stufenweis abfallende und glänzend braun polierte Fussboden in rechteckige, schachtelartige Abteilungen mit fusshohen Randbrettern geteilt; dieses Frontparkett nimmt die Aristokratie auf, die hier familienweise auf den Matten hockt. Beiderseits ziehen sich gleiche Behälter für den profanen Teil des Publikums hin, und zwar befinden sich auf der linken Seite viel mehr Kästen, da rechts zwischen Hauswand und Bühne nur ein schmaler Raum liegt. Die Bühne selbst ist nämlich nur ein am besten einem Podium vergleichbarer, erhöhter, glänzend polierter Fussboden, an drei Seiten ganz frei in den Zuschauerraum vorragend — und hinten seitlich mit einem schmalen, langen Holzsäulengang verbunden, durch welchen die Schauspieler kommen und gehen, so dass man sie stets langsam hervortreten und verschwinden sieht — was oft den Eindruck ungemein erhöht. Den einfachen Bühnenraum trennt von den Zuschauern ein mit Kieseln bestreuter Pfad, in dem drei kleine Kiefern wachsen; so bestimmt es alte Sitte. Das Ganze ist mit leichten, verschieden hohen Holzdächern überdeckt, die über der Bühne das Tageslicht einlassen. Denn gespielt wird nur von morgens acht bis abends sechs Uhr, aber während dieser Zeit fast ohne Unterbrechung.

Bevor wir diese seltsame Welt betreten, beraubt man uns gegen Einhändigung einer Marke auf den Stufen der kleinen Eingangstreppe unserer Stiefel, die zu den Scharen der Holzstöckelschuhe des japanischen Publikums gereiht

werden. Wir kauern nun in einer Schachtel rechts von dem Bühnenpodium nieder und treffen eben den Beginn des ersten Nachmittagsstückes.

Die Bühne besitzt keine Vorhänge; ihr einziger Schmuck auf der grauen Hinterwand ist ein alter lebender Kieferbaum, vor welchem zwei Musikanten mit Handtrommeln und ein Flötenspieler sich niederlassen: das Orchester. Sie vollführen zu ihren Instrumenten den absonderlichsten Gesang, der uns je vorgekommen. Bei bestimmten Situationen stossen sie nämlich eine Art von Schrei aus: a-ui! stets mit tiefem Grunzen beginnend und dann rasch den Ton bis zur höchsten Höhe hinaufziehend. Diese gesangliche Apostrophe, die bald rasch, bald langsam, bald viele Male hintereinander ausgeführt wird, wirkte auf uns unendlich komisch; aber diese kindlichen Züge der Darstellung vermögen das Interesse an den Vorgängen auf der Bühne nicht zu schmälern. Rechts von dem seltsamen Orchesterchen hocken fünf Chormänner. Ihnen fällt, ähnlich wie dies beim altgriechischen Chor der Fall war, die Aufgabe zu, in monotonem, tiefgehaltenem aber wohlklingendem Gesange die jeweilige Situation zu verdeutlichen, oder den Gang der Handlung und die Gefühle der Agierenden darzulegen. An pathetischen Stellen fällt der Chor auch wohl dem Helden in das Wort und führt dessen Rolle in direkter Rede weiter.



Grundriss eines No-Theaters.

Auf den in der Skizze mit 1 und 2 bezeichneten Orten kauern die beiden, für das No-Spiel charakteristischen Hauptpersonen. In unserem Falle ist es eine fürstliche Frau, deren Gatte von einem Daimio ermordet worden, nebst ihrem Söhnchen. Mutter und Kind, flüchtend vor den Nachstellungen des Familienfeindes, sind auf der Wanderschaft in ein ländliches Gasthaus eingekehrt, in dessen Besitzer sie einen früheren treuen, jetzt verarmten Vasallen des Ermordeten wiedererkennen. Die Ergebenheit des alten Mannes, der vor ihnen hockt, spricht sich in langatmiger, rhythmischer Rede aus, die, wie alle höhere Bühnensprache, mit gepresster, sehr forcierter Kopfstimme vorgetragen

wird. Diese dem Fremdling affektiert und unangenehm klingende Sprechweise erfordert so grosse Anstrengung, dass den Schauspielern dabei das Blut zu Kopfe steigt und durch die dicke Schminke vorleuchtet. Abgesehen von tiefen Verbeugungen, Neigen des Hauptes usw. werden Bewegungen von den Redenden gemieden, und auch das Mienenspiel bleibt gewöhnlich in engen Schranken, wo es nicht ganz und gar durch eine Maske verdeckt wird, wie bei allen Frauenrollen, die stets auch von Männern gespielt werden müssen. Sobald zwei Personen miteinander sprechen wollen, rutschen sie auf den Knien gegeneinander en face; ist die Unterhaltung beendet, drehen sie sich wieder in Profilstellung zu den Zuschauern — eine gar drollige Sitte, welche unwillkürlich an Holzpuppenspiele erinnert. Und in der Tat leiten sich die Bühnengesten des No aus Puppenspielen her, und wollen diesen Charakter auch nicht verleugnen.

Jetzt kommt die Verwicklung. Es erscheint zu später Abendstunde ein neuer Gast. Gefolgt von seinem Diener, schreitet er feierlich durch den Seitengang und beginnt ein Gespräch mit dem Wirte in ernstem Ton, der auch bei Bestellung des Nachtquartiers nicht an Pathos einbüsst. Alle Gäste, auch die Witwe mit ihrem Sohn, werden nun vorn auf die Bühne geleitet, wo sie sich langsam und steif niederlassen. Vorausgesetzt wird, dass jede Partei in ihrem gesonderten Gemache sich befindet und einander nicht sieht. Der Wirt nun, der in dem Ankömmling den Mörder seines früheren Herrn erkannt hat, rutscht zur Witwe und teilt ihr mit dröhnender Stimme das wichtige Geheimnis mit, unter unzähligen Verbeugungen und die Stirne immer auf den Boden tupfend. Sofort wird ein Racheplan verabredet und die Witwe, gestützt auf den demütigen Sohn, verlässt würdevollen Schrittes die Bühne durch den Seitengang, dem Publikum reichlich Gelegenheit bietend, ihre kostbare, altertümliche Gewandung zu bewundern: steif abstehender, grüner Seidenbrokat mit Stickereien bedeckt und von einem Gürtel nach alter Weise zusammengehalten. Auch der Knabe trägt ein prächtiges Seidenkleid, und seine noble Herkunft ist obendrein durch schwarze, schräg nach oben und aussen laufende Augenbrauenstriche gekennzeichnet. Nunmehr rutscht der Wirt zum Gaste und schlägt demselben als Abendunterhaltung vor, eine Strassensängerin anzuhören und den nationalen Löwentanz anzuschauen. Durch Vermittlung des Dieners und unter fortwährendem Hin- und Herrutschen wird endlich die Zustimmung des Gastes eingeholt. Langsam und abgemessen schreitet die Witwe als Goze oder Strassentänzerin, mit ihrem Sohne wieder auf die Bühne. Wir erwarteten, sie verkleidet zu sehen, aber nichts dergleichen! Unter der Begleitung des Orchesters — a-ui! — trägt die Witwe einen eindrucksvollen Rezitativ-Gesang vor, eine Vendettageschichte. Leidenschaftlicher wird der Vortrag; der Jüngling, sich selbst vergessend, stürzt auf den Feind, um ihn zu ermorden; doch der Wirt fällt ihm

in den Arm und mahnt ihn, sich zu beherrschen. Dies war das einzige Mal, wo die steife konventionelle Form durch natürlich-menschliche Bewegung durchbrochen wurde. Der Chor der Fünfe nimmt nun in markigem, tiefen Tonfalle den Rachegesang auf, das Herz aller Hörer erschütternd. Einer der Chormänner hat inzwischen dem Knaben eine groteske Maske mit lang flatternder roter Mähne aufgesetzt und dessen Kleider zurechtgezupft. Jetzt beginnt der Löwentanz! Unter wildem Hupfen und Drehen schüttelt der Jüngling die brandroten Strähnen der Mähne, während sich das rascher und rascher tönende a-ui! der Trommelschläger zu tierischem Fauchen steigert. Mehreremal springt er mit drohender Geberde dicht vor den Gast, der den Tanz für Spiel hält und, auf einen Arm gestützt, gespannt der Vorstellung zuschaut. Da plötzlich schleudert der Jüngling seine Mähnenmaske ab, stürzt auf ein gegebenes Zeichen, zugleich mit dem Wirte, auf den Ahnungslosen ein und schwingt den funkelnden Dolch über dessen Nacken. Der Angegriffene hält eine längere Rede, dann zuckt der Dolch, und der Getötete — läuft spornstreichs von der Bühne; das Stück ist aus.

Sehr überraschte uns das, was nun folgte. Es werden nämlich, gemäss alten Herkommens, die Pausen zwischen den No-Spielen durch burleske Szenen ausgefüllt, so dass während des Tages gewöhnlich je vier No- und vier Kiogen oder Scherzspiele miteinander abwechseln.

In den Kiogen wird immer mit drastischer Natürlichkeit gestikuliert und gesprochen. Zwei Männer in altertümlicher Kriegertracht erscheinen, schwatzen ein Weilchen, und darauf bindet der Eine dem Genossen einen mächtigen hölzernen Heiligenschein, wie ihn gewisse wundertätige Tempelbilder, die Nio, zeigen, auf den Rücken. Der Pseudo-Nio stellt sich in eine, solchen Holzbildern eigentümliche Positur, reckt den einen Arm seitlich, den andern in die Höhe, und bleibt mit dummem Gesichte bewegungslos stehen. Sein Kamerad verschwindet und kehrt alsbald mit einer Reihe absonderlich gekleideter Männer zurück. Dieselben zeigen nämlich die alte historische Tracht der Landedelleute. Ihre Hakamas oder Beinkleider sind um das Doppelte zu lang und hängen gleich einer langen Doppelschleppe an den Füssen, was den Eindruck hervorruft, als rutschten die Helden auf überlangen Knieen herbei. Die Edelleute nehmen nun vor dem Götzenbilde Aufstellung, der erste Gauner preist ihnen die Wunderkraft des auf rätselhafte Weise herabgekommenen Nio, spricht dem Gotte einen Wunsch aus und hängt ihm als Opfer sein Schwert an den Arm. Alle folgen seinem Beispiel, indem sie um gute Reisernte, langes Leben, um Bescherung einer schönen Frau oder vieler Kinder bitten und dem vermeintlichen Nio ihre Schwerter opfern. Beschwert von der Last der angehängten Waffen, lässt der Nio erschöpft seine Arme sinken, so oft die Edelleute sich demütig mit der Stirne zum Boden neigen, ruckt sich aber unter den drolligsten

Gesichtsverzerrungen hastig wieder in die frühere Stellung, sobald die Spender sich wieder erheben. Endlich ziehen die Edelleute ab, und die beiden Gauner ergötzen sich höchlich über die erlistete Beute. Da naht ein hinkender Pilger, in der Hand eine mannshohe Strohsandale, welche er dem rasch in Positur sich stellenden Nio opfern will, um Heilung seines kranken Fusses zu erlangen. Nio ist auch Gott der Arzeneikunst, und der Kranke gesundet, welcher denjenigen Körperteil des Gottes streicht und knetet, der ihm selber Schmerz bereitet. Hinkebein beginnt seine Verehrung mit unzähligen Verbeugungen und hängt dem Nio endlich die riesige Strohsandale über den Arm; mühsam verbirgt dieser seine Entrüstung über das wenig einträgliche Opfer. Als aber gar Hinkebein anfängt, den Nio zu streichen und zu massieren und, misstrauisch geworden durch die zuckenden Bewegungen und das Fratzenschneiden des Götzen, diesen kitzelt und endlich kräftig in die Waden kneift, da hält es Seine falsche Heiligkeit nicht mehr aus und läuft schreiend auf und davon, verfolgt von den für die Kiogen typischen Schlussworten: „packt ihn, lasst ihn nicht entschlüpfen!"

Sogleich nach dieser Posse trat die getragene, steife Romantik wieder in ihr Recht. Eine gepolsterte Matte wird hereingetragen; hervor wankt ein reichgekleideter, kranker Prinz und lässt sich auf dem Ruhebett nieder. Der Chor singt eine ernste Weise, betrübte Diener hocken um das Lager. Eine Dienerin naht und bringt Arzenei, die jedoch nicht genommen wird. Da meldet sich — es ist späte Nacht — ein buddhistischer Priester, der den Kranken heilen will. Lange wird unter den begleitenden Klängen der Handtrommeln, der Flöte und des Gesanges — a-ui! — verhandelt, bis endlich der Priester langsam aus dem Seitenhintergrund hervortritt. Die unheimliche Erscheinung trägt über weissem Untergewand das charakteristische Priesterkleid aus durchsichtigem, schwarzen, steifen Flor mit langen Ärmeln, eine eckige, schwarze Mütze über dem schneeweissen Gesicht. Trotz der umhersitzenden Figuren wird angenommen, dass der Fürst allein sei mit der gespenstischen Erscheinung, die plötzlich, wie durch Zaubermittel, aus der Hand eine Fülle langer, weisser Netzfäden, fadendünner Papierstreifchen mit Bleiklümpchen am Ende, schirmartig über den Erschrockenen auswirft. Es ist ein Dämon, eine Gespenster-Spinne, welche den Prinzen krank gemacht hat und nach seinem Leben trachtet! Der böse Geist verschwindet, und die durch den Lärm herbeigelockten Diener finden, umgarnt von den Spinnenfäden, den Prinzen, der nun in langer Rede das Geschehnis berichtet.

Ein treuer Diener beschliesst, die Spinne in ihrer Bergeshöhle aufzusuchen und ihr den Garaus zu machen, was im zweiten Akte zur Darstellung kommt. Der Diener erzählt unter Chorbegleitung langatmig, wer er sei, was er vorhabe, und dass er jetzt das Gebirge überschreite. Kriegsmannen begleiten

ihn. Da wird ein hohes, mit blauen Gardinen verhängtes Gestell, unter welchem trippelnde Füsse zu erkennen sind, hereingetragen, welches die Felsenwohnung der Spinne vorzustellen hat, und während die Krieger sich beraten und einander Mut zusprechen, wirft die in dem Gestell steckende Spinne die Vorderwand desselben auseinander und tritt in ihrer wahren Gestalt hervor, zwar in menschlicher Form und Gewandung, aber mit einem riesigen Spinnenkopfe voll borstiger roter Haare auf dem Haupte. Rotes Haar ist nämlich ein Abzeichen der Dämonen und Teufel; deshalb wurden auch die blonden Holländer, welche zuerst nach Japan kamen, als rote Teufel bezeichnet. Von grosser Wirkung waren nun die Evolutionen der Spinne: Das unheimliche Riesentier gleitet pfeilschnell durch den Bühnenraum und wirft, unter den schauerlichen a-uis! der Musikanten, in rascher Folge ihre weissen Fadengespinste über die Krieger, so dass die Luft davon durchzogen und die Feinde damit umgarnt sind. Die Szene wirkte in hohem Grade aufregend! Endlich ist die Spinne durch einen Schwertstreich getroffen, sie sinkt tot zu Boden, um sich aber schleunigst wieder zu erheben und wegzulaufen — denn das Stück und zugleich die Theatervorstellung ist beendet.

Während die Menge sich ihrer Schuhe versichert, begeben wir uns in die Garderobe hinter der Bühne, wo die Schauspieler sich umkleiden, oder bei Tee und Früchten um den Hibatschi kauern. Auf ihre freundlichen Begrüssungen antworten wir ein „taksan kekko", es war sehr schön, was ein höfliches Lächeln und Schlürfen bei den Angeredeten zur Folge hat. Angeregt von den fremdartigen Eindrücken wandern wir durch den herrlichen, tempelgeschmückten Shiba-Park im Abendsonnenscheine zurück nach unserer Wohnung.

Ich habe hier nur die Eindrücke unseres ersten Theaterbesuches in Japan wiedergegeben. Damals musste uns das Groteske und Seltsame in der Darstellung besonders ins Auge fallen, während die intimen Schönheiten der dargestellten Dichtungen uns entgingen. Denn es steckt in diesen altertümlichen Schauspielen nicht nur ein gutes Stück Poesie und Nationalgeschichte; sie sind zugleich treue Dokumente des Volkscharakters und der Volkideen der klassischen japanischen Kulturperiode. Die poetische Ausdrucksweise dieser No-Dichtungen wird noch heute von dem gebildeten und gelehrten Japaner als Blüteform der nationalen Sprache anerkannt, obwohl sie so viel Schwierigkeiten bietet, dass sie nur nach gründlichem Studium verständlich wird.

Auch die uns so fremd und widerstrebend anmutende Musik des No ist für das Empfinden des Japaners von einer unendlichen Bedeutsamkeit. „Das Seufzen des Windes in den Fichten, das Rauschen des Wasserfalles, unterdrücktes Schluchzen, entferntes Waffenklirren, der Gesang der Heimchen, das Klicken des Webstuhls," alles das soll für ihn in diesen Tönen nach Ausdruck ringen!

Wie fast alle dramatische Kunst, entsprang auch das japanische Drama aus uralten Darstellungen religiöser Natur, die von erklärenden Chorgesängen begleitet waren. Einen Überrest dieser ältesten Vorstellungen trifft man noch heute in den sog. Kagura, pantomimische Spiele, die bisweilen in offenen Hallen der Tempelgründe aufgeführt werden. Es soll ihnen die shintoistische, volkstümliche Mythe vom Verschwinden und der Wiederkehr der Sonnengöttin Amaterasu zugrunde liegen; doch wird heutzutage der Sinn dieser Spiele weder vom Volke, noch von den Gelehrten recht verstanden.

Wir hatten einmal Gelegenheit, der Aufführung einer Kagura in Tokio beizuwohnen. Die Ausübenden, ausschliesslich Männer, trugen Masken, darunter die eines wildbärtigen Mannes, einem Aino gleichend, welche den Dämon Honosuri vorstellt; ferner die eines mildblickenden Genius, der an unsere Engelbilder erinnert und den Halbgottherrscher Hikohoho-no-Mikoto repräsentiert. Diesem trägt eine komische Maske einen Bogen und Pfeile nach, die der Gott schliesslich gegen eine Fischangel des Dämons austauscht. Er fängt mit Hilfe derselben einen Fisch, der aber die Leine zerreisst und den Haken mit fortführt. Dann werden die Drachengottheiten der See zu Hilfe gerufen und bringen das Angelzeug zurück, wogegen der Bogen wieder ausgetauscht wird.

Diese ziemlich uninteressante Episode ist ein ständiger Bestandteil der im übrigen vielfach variierenden Kaguras. Auch die Figur der Uzume, deren Pausbackengesicht mit seinem unsäglich einfältigen, zugleich sinnlich schlauen Lächeln wir überall auf japanischen Kunstobjekten begegnen, ist eine typische Gestalt dieser Spiele. Ist sie doch in dem Sonnenmythus durch ihren unbändigen Tanz die unmittelbare Ursache des Wiedererscheinens der zürnenden Göttin Amaterasu, der Sonnengottheit, die sich grollend hinter Felsen verborgen.

Eingehendere Erklärung des Dargestellten wussten uns weder unser Dolmetscher, noch die herbeigerufenen Priester zu geben.

Zum Beschlusse des Tempelfestes ward ein riesenhafter Wagenbau mit vierfachem Stockwerk, ganz überdeckt mit lebenden und künstlichen Blumen, von der jubelnden Menge aus dem Tor des Tempelgartens heraus und durch die benachbarten Strassen gezogen. Musikanten und Tänzerinnen produzierten sich in den oberen Etagen, während eine übergrosse, shintoistische Götterfigur in phantastischer Kleidung und mit dichtem Haarwuchs das Ganze krönte.

Ähnliche Schauspiele mögen es wohl gewesen sein, denen der deutsche Militärarzt Engelbert Kämpfer vor zweihundert Jahren in Nagasaki beiwohnte und über welche er Folgendes erzählt: „Matsuri heisset . . . so viel als ein Jubiläum (für den shintoistischen Stadtgott), das mit ausserordentlichen Freudenbezeugungen, Prozessionen, Tänzen, dramatischen Stücken, Schauspielen zur Ehre und Vergnügen des Schutzgottes gefeiert wird . . . es werden Prozessionen

durch die Strassen, und auf einem besonders dazu angelegten Platz Schauspiele angestellet. Diese sind nichts anderes, als theatralische Stücke, die von acht bis zehn Personen vorgestellet werden. Die Materie dazu wird gemeiniglich aus ihren Götter- und Heldengeschichten genommen. Ihre merkwürdigen Begebenheiten, ihre grossen Taten, ihre Liebesgeschichten werden von den Tänzern in Versen vorgetragen, von den andern aber wird auf musikalischen Instrumenten dazu gespielet. Wenn der Inhalt sehr ernstlich und beweglich ist, so kommt unversehens ein Komödiant auf den Schauplatz gesprungen und belustiget die Zuschauer teils mit Erzählungen, teils mit lächerlichen Geberden und allerlei Schalkspossen. Einige unter ihren Vorstellungen sind aber nichts anderes als Tänze und Nachahmungen von allerlei Affekten. Denn diese Tänzer reden nicht, sondern suchen durch Kleidung, Handlung und Geberden die Geschichte so natürlich als möglich vorzustellen. Sie sind insgesamt prächtig gekleidet und zeigen bei Vorstellung ihrer Sache so viel Dreistigkeit und Annehmlichkeit, als man an europäischen Acteurs kaum findet. Die Musik ist aber so kläglich und elend, dass sie ohne Zweifel den Göttern besser gefallen, als die Ohren der Menschen ergötzen kann."

Offenbar ist also Kämpfer Augenzeuge gewesen, sowohl der rein pantomimischen, wie der in jener Zeit schon herausgebildeten dramatischen Entwickelungsform des profanen Schauspiels. Zu Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts hatte sich nämlich, unter der Ägide eines prachtliebenden Shogun und gelehrter buddhistischer Priester, aus den Kagura-Tänzen die Form des No-Spiels entwickelt, und zwar mit der Beibehaltung des Chors, aber mit Verteilung gewisser Gesangstellen an zwei redende Hauptfiguren. Alle No-Dichtungen, deren Zahl über zweihundert beträgt und einen Schatz von herrlichen Blüten der japanischen Muse umschliesst, entstanden während des 15. bis 16. Jahrhunderts, und da seither kein neues No-Spiel geschaffen wurde, so ist die ursprüngliche alte szenische Form von Geschlecht zu Geschlecht bis in die Gegenwart in unveränderter Gestalt übertragen worden. Um so eher konnten sich die No-Spiele unberührt erhalten, da sich daneben im sechzehnten Jahrhundert eine populäre Form des Schauspieles, und zwar teils aus den Kiogen, teils aus historischen Marionettenspielen, herausbildete. Als Begründer der neuen Gattung werden zwei Frauen genannt, wiewohl bis in die neueste Zeit das weibliche Geschlecht von der Bühne streng verbannt war.

Das profane Schauspiel zerfällt in die geschichtlichen Darstellungen, „Jidai-mono", unter denen sich mancherlei Bearbeitungen früherer No-Dramen befinden, und in die derbere Gattung der Sittenkomödie oder „Sewa-Mono". In der ersteren Gattung herrschen noch die konventionellen, Sprache und Bewegung in steife Form bannenden Bühnenregeln, wenn auch weniger streng

als in den No-Spielen. Auch wird grosse Pracht der Gewandungen entfaltet, und nur historisch richtige Kostüme gelangen zur Verwendung, wie denn überhaupt allein die Bühne heute noch Gelegenheit gibt, das Japan von ehedem zu studieren.

Das Äussere des japanischen Volkstheaters gleicht der Bretterbude unserer Wachsfigurenkabinette auf Jahrmärkten und ist mit bunten Schildereien bedeckt. Der Eingang zu demselben führt durch ein Teehaus. Hier entledigt man uns der Stiefel, und während freundliche Teemädchen unaufgefordert uns das duftige Getränk reichen, nimmt der Garderobier ebenfalls unaufgefordert für uns die Billets. Der Zuschauerraum ist wieder in schachtelartige quadratische Felder eingeteilt, deren jedes sechs Personen zu fassen vermag. An beiden Seitenwänden zieht sich balkonartig eine Reihe von Logen entlang. Die Bühne ist seit einigen Dezennien derjenigen unserer europäischen Theater ähnlich hergerichtet; jedoch ist der Spielraum flacher, und es fehlen die Kulissen. Links vom Zuschauer und ganz vorne auf der Bühne, aber durch ein Gitter versteckt, ist das Orchester untergebracht, sechs bis acht Personen mit geigenartigen Streich- und guitarreähnlichen Zupfinstrumenten, mit Holzharfe, Flöte, Hand- und Kesselpauke. Auch das musikalisch gebildete Ohr des Abendländers findet Gefallen an der Begleitung, durch welche dieses Orchester die seelisch-bewegten Stellen der Darstellung hervorhebt und unterstützt. Ein melancholisches Geigensingen oder ein sanftes Flötenspiel, stets in freiem musikalischen Rezitativ, erhöhen bisweilen die Stimmung ganz ausserordentlich und verleihen der Aufführung den Charakter eines Melodramas, während die geräuschvollen Ausfälle des Orchesters während der bewegten Szenen kaum als musikalische Leistungen in unserm Sinne bezeichnet werden können. Aber noch ein zweites Orchesterchen ist vorhanden, bei kleineren Bühnen rechts auf den Brettern, in grösseren Theatern aber in einer gleich einem Tierkäfig vergitterten und erhöhten Proszeniumsloge. Es sind stets nur zwei Musiker, die in gesanglichem Rezitativ, welches durch die eindringlichen Töne ihrer Streichinstrumente gehoben wird, die Gemütsstimmung des Schauspielers zu schildern, den Gang der Handlung zu erläutern oder lehrhafte und moralische Sentenzen zwischen den Gang der Handlung zu werfen haben. Wie das Orchester der Sechse aus dem Begleitorchester des No-Spiels, so scheinen die beiden Schicksalssänger aus dem Chor desselben hervorgegangen zu sein. Doch fehlt auch im Volkstheater der eigentliche Chor nicht ganz. Bisweilen tritt eine Schar von etwa zwölf Männern auf die Bühne und bringt in einförmigem Unisono die Stimme des Schicksals und Betrachtungen über die Regungen des Menschenherzens dazwischen. — Der Dekorationswechsel wird oft durch eine Drehung der Bühnenscheibe um 180 Grad bewirkt; Zugvorhänge schliessen den Bühnenraum ab.

Von der Bühne aus führt links, bisweilen auch nach rechts, ein anderthalb Meter breiter Bretterweg, Blumenpfad genannt, durch die ganze Länge des Parketts. Die meisten Schauspieler haben diesen langen Gang zu durchschreiten, um die Bühne zu erreichen, und finden so Gelegenheit, mitten im Publikum den Charakter ihrer Rollen effektvoll zu entwickeln und ihre kostbaren Gewänder bewundern zu lassen. Es ist nicht zu leugnen, dass durch diese Art des Auftretens das Publikum in intimere Verbindung mit dem Schauspieler gebracht und sozusagen in die Aktion mit hineingerissen wird!

Volkstheater.

Links der in Schwarz gekleidete Souffleur, rechts auf der Bühne die beiden Schicksalssänger.

Viele Sonderbarkeiten muss man freilich in den Kauf nehmen. Da pflegt rechts auf der Bühne ein in Lumpen gehüllter blossbeiniger Kerl zu sitzen; er hält zwei Holzstücke in den Händen und schmettert dieselben auf ein hohlliegendes Brett nieder als erschütternde Begleitung effektvoller Stellen, bald in prasselndem, ohrbetäubendem Wirbel, bald in einzelnen klappenden Schlägen. Ihm fällt auch die Aufgabe zu, den Theaterschluss anzukündigen. Sowie der erste Glockenschlag der ersten Mitternachtsstunde ertönt, unterbricht der Holztrommler das Schauspiel mit seinen Klapperhölzern, und sofort fallen die Schauspieler aus ihren Rollen, werfen Gewänder ab, lachen und scherzen untereinander, ohne jegliche weitere Rücksicht auf das Publikum, bis endlich der

Vorhang gezogen wird. Störend und lächerlich erscheint auch dem Abendländler, dass während des Spiels ein oder zwei schwarze Gestalten, die Kurombo oder „Neger", zwischen den Agierenden häufig umherhuschen; das sind die Kulissenschieber und Garderobiers, welche Büsche und andere Requisiten herbeizuschleppen, Kleidungsstücke, Waffen und dergleichen zuzutragen und abzunehmen haben und auch souffl ieren. Das Publikum beachtet dieselben nicht und nimmt sie für unsichtbar. Bisweilen beleuchten diese „Unsichtbaren" auch das drastisch verzerrte Gesicht eines Schauspielers mit einer Kerze, zum grossen Ergötzen des Publikums; im Verzerren des Gesichtes, im Augenverdrehen und Verschränken der Hände leistet der japanische Mime Ausserordentliches. Dazu wird in höchst naturalistischer Weise gestöhnt, geseufzt und geschluchzt zum Herzerbarmen. Die Bemalung der Gesichter muss vollends unser Missfallen erregen; Helden zeigen schräg nach oben gerichtete, Intriganten horizontal laufende Augenbrauen.

Für den gewöhnlichen Mann ist der Besuch eines Volkstheaters ein Familienfest. Er zieht mit Weib, Kind und Säugling in die Komödie, und den Proviant für den ganzen Tag nett arrangiert im lackierten Frühstückskasten mit sich führend, hält er von morgens früh bis Abend oder Mitternacht auf seinem Posten aus. Für wenige Heller bekommt er im Theaterraum warmen Tee, Früchte und Süssigkeiten, und, wenn es kalt ist, auch ein Kohlenbecken, den Hibatschi, geliefert. In den Pausen geht es ungeniert zu, Kinder klettern auf die Bühne und die Erwachsenen machen sich Besuche. Auch während des Spiels herrscht grosse Ungeniertheit; hier wird geflüstert, dort schreit ein Säugling so lange, bis er die Mutterbrust bekommt, Kinder balgen sich scherzend, und unausgesetzt vernimmt man das Ausklopfen der Tabakspfeifen: tik-tik-tik.

Was die Aufführungen selbst angeht, so muss anerkannt werden, dass dieselben trotz des beengenden Rahmens feststehender Bühnenregeln von grosser Wirkung sind durch das überraschend wahre und natürliche Spiel. Der Japaner scheint von Natur schauspielerisch begabt und weiss tiefe Gemütsbewegung herzrührend darzustellen. Ich erinnere mich des ergreifenden Spiels des berühmten ersten Schauspielers der Gegenwart, Danjiro, in der Hauptrolle eines modern bearbeiteten Dramas „Kagekiyo", dessen ältere Form wir im 11. Kapitel beifügen. Das Wiedersehen mit seinem Kinde, welches von Danjiros eigenem Töchterchen gespielt wurde — wohlbemerkt als erster Versuch, auf japanischer Bühne beide Geschlechter zusammen spielen zu lassen — konnte nicht packender und künstlerischer dargestellt werden, und auch das kleine Mägdelein gab seine Rolle mit grossem Geschick.

Es existiert übrigens seit einiger Zeit in Tokio auch eine Frauenbühne, auf der ausschliesslich das weibliche Geschlecht auftritt. Wir sahen dort einige

recht derbe Szenen aus dem modernen Volksleben mit grosser Verve spielen, und besonders die Männerrollen wurden mit staunenswertem Aplomb durchgeführt. Eine kurze dramatische Szene gehalteneren Charakters ist uns wegen des wahrhaft genialen Spiels der Hauptdarstellerin tief im Gedächtnis geblieben. So unwahrscheinlich es klingt; es hatte diese hagere, geschmeidige Gestalt mit ihren blitzartigen Bewegungen, ihrer verhaltenen Leidenschaft, etwas von der Genialität der Sarah Bernhard. Sie spielte ein dämonisches Wesen, die Erlenkönigin, welche mit berückendem Liebestanze einen ritterlichen Feind umgarnt, um dann plötzlich, verwandelt in einen schrecklichen, wildbehaarten Dämon, diesen zu überfallen und zu töten, worauf ihr Triumph in rasend kriegerischem Jubeltanz sich austobt. Sowohl dieser, wie auch der graziöse, sinnverwirrende Verführungstanz, aus welchem hie und da unwillkürlich das Wilddämonische hervorbrach, waren mimisch choreographische Leistungen ersten Ranges, die unseren europäischen Ballettänzerinnen mit ihren immergleichen Hüpf-, Trippel- und Wirbelbewegungen als nachahmungswerte Muster dienen könnten! – [1])

Sehr amüsant war ein Besuch hinter den Kulissen dieser Frauenbühne. Da sassen die puppenhaften, schmächtigen Gestalten in ihren kleinen Kämmerlein, eilig einige Süssigkeiten an die kirschrot gemalten Mäulchen führend und die Fingerchen über dem Hibatschi wärmend, andere niederkauernd unter den Händen geschickter Friseusen, die ihnen grimme Schnurrbärte unter die zarten Näslein malten und die Augenbrauen nach oben oder nach unten verlängerten, je nachdem die Rolle das edle oder böse Prinzip vertrat. Alle aber bewahrten, trotz des ungebundenen heiteren Tons, der in diesem weiblichen Musentempel herrschte, trotz der ungeniert vorgenommenen Kostümwechsel, den für Japan so charakteristischen zierlichen Anstand, der selbst das Bedenkliche noch annehmbar macht.

Unser letzter Theaterbesuch in Japan galt einer Aufführung der „Siebenundvierzig Ronin“ in dem berühmten Schauspielhause von Kioto. Dieses Stück, welches eine vielfach besungene, historische Episode aus dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts, nämlich die Rache treuer Vasallen an dem Mörder ihres Herren, behandelt, ist zum nationalen Lieblingsdrama geworden, und mit vollem Rechte; denn es bringt die wichtigsten nationalen Charakterzüge und Lebensanschauungen zum Ausdruck, welche Japan zu dem gemacht haben, was es war und ist. Schrankenlose Ergebenheit gegen den Feudalherrn, Todesverachtung, hochgeschraubtes Pflichtbewusstsein und Ehrgefühl, Kindesehrfurcht und Treue spiegelt sich in diesem Drama wieder, und wer dasselbe kennt, wird

[1]) Von der starken schauspielerischen Begabung der Japaner gab ja in jüngsten Jahren die japanische Schauspielerin Sada Yako dem Westen eine Probe; doch zählt diese durchaus nicht zu den ersten Bühnensternen ihrer Heimat.

die neuerlich auf dem Schlachtfelde errungenen Lorbeeren der Japaner nicht allein den geschickt verwerteten, modernen abendländischen Kriegsmitteln zuschreiben, sondern zugleich ihrer historischen gesellschaftlichen Schulung.

Da der Inhalt des Dramas neuerdings in mehrfachen Bearbeitungen dem deutschen Publikum zugänglich geworden ist, so beschränke ich mich auf die Beschreibung einiger jener Szenen, welche einen tiefen und nachhaltigen Eindruck auf mich gemacht.

Es war am Sylvesterabend, als wir, etwas verspätet, uns in einer Schachtelloge des Theaters niederhockten, wo die Handlung auf der Bühne bereits bei einem kritischen Moment angelangt war: Es sollte ein Harakiri, eine Selbsthinrichtung vor sich gehen. Asano, der Held, mit schneebleichem Antlitz, in weissem kurzärmeligen Gewande, wie es für solche Gelegenheiten vorgeschrieben, sitzt auf einer Matte inmitten der Bühne. Rechts neben ihm in starrer Haltung die Abgesandten, welche das Todesurteil überbracht und dessen Vollstreckung zu überwachen haben; zur Linken spähte mit angstvollen Mienen der junge Sohn von Asanos oberstem Vasall Yuranosuke hinaus, ob sein abwesender Vater nicht komme, um den geliebten Herrn noch lebend zu finden. Ernst und feierlich geht die Rede zwischen dem Verurteilten und den Boten, deren einer seines Amtes offenbar feindselig waltet, während der andere achtungsvolle Sympathie bekundet. Die Vorgeschichte der Szene ist kurz folgende:

Asano, ein edler Daimio, war vom Shogun zum Empfange eines Gesandten des Mikado ausersehen und hatte sich hierzu den Anordnungen des hochmütigen Zeremonienmeisters Moronaho zu unterwerfen. Dieser war längst ihm feindlich gesinnt und überdies erbost über die Zurückweisung, die das edle Weib Asanos seinen heimlichen Nachstellungen hatte widerfahren lassen. Asano, von jenem auf das Unerträglichste gedemütigt und zum Äussersten gereizt durch die Zumutung des Übermütigen, ihm die Sandalen festzuknüpfen, liess sich hinreissen, im geheiligten Bezirke des Palastes sein Schwert zu ziehen. Darauf steht der Tod und der Verlust aller Güter für die Familie, wie für alle Anhänger des Gestraften.

Harakiri.

Feierlich wurden nun auf der Bühne die Zurüstungen zum Harakiri ausgeführt. Ein kleiner Teppich mit seidenem Kissen wird vor dem Verurteilten ausgebreitet, damit kein Blut die weissen

Matten beflecke, zwei Zwergbäumchen werden vor ihn hingestellt, und auf zierlichem Gestell wird ein Schwert handgerecht dazwischen gesetzt. Nicht länger darf Asano zögern, noch eine letzte Frage an den jungen Rikiya zu stellen, ob der treue Vasall noch nicht gekommen sei, dem er so gern seinen Abschiedswillen kundgetan — dann senkt er mit raschem Griff die Schwertspitze in den Leib — kunstgerecht nach vorgeschriebener Regel wird der tödliche Schnitt vollführt, mit schauerlicher Realistik färbt sich sofort das weisse Sterbekleid mit einem breiten blutroten Streifen, Stöhnen entringt sich dem bleichen Mund, und der Körper neigt sich gebrochen vor. Da stürzt der erwartete Yuranosuke herein; tief auf den Boden beugt er sich vor dem sterbenden Gebieter. „Du siehst, ich durfte nicht länger warten, räche —" der Sterbende kann nicht ausreden, zieht das Schwert aus der Wunde und reicht es dem Getreuen mit ausdrucksvollem Blick; dieser ohne ein Wort zu sprechen, führt es an seine Stirn, sie haben sich verstanden. Tot sinkt Asano zusammen. — Die grausige Szene war trotz ihrer fremdartigen Steifheit und krassen Realistik von erschütternder Wirkung, und durch einen kurzen Gesang des verborgenen Chors wurde der Eindruck noch erhöht. Herrisch gebieten die Sendboten den trauernden Vasallen, das Schloss zu räumen, denn sie sind ja nun herren- und heimatlos, sind „Ronin", Wellenmänner, geworden. Nachdem die Leiche des Entseelten in eine Sänfte gelegt ist, kommt Kawoyo, sein Weib herbei, eine schöne, stolze Erscheinung. In stummem Schmerz trennt sie ihr reiches Haar vom Haupte, und indem sie den Getreuen zu verstehen gibt, dass ihr Gemahl um ihrer Ehre willen gefallen, legt sie mit rührender Geberde den Haarschmuck auf die Bahre.

Fesselnd war nun die folgende Szene, in der Yuranosuke in gut gespielter Verstellung die Gesinnung der übrigen Genossen prüft. Hier wie an manchen andern Stellen erinnert Handlung und Sprache unwillkürlich an Shakespearesche Szenen! Er hält ihnen die Nutzlosigkeit, ja Unmöglichkeit vor, Rache an dem Feinde zu nehmen, und weist sie darauf hin, schnell ihren Vorteil anderswo zu suchen. Einige gehen in die Falle und werden ausgeschieden; die meisten jedoch scharen sich um Yuranosuke, den „Hausältesten", unter gewaltigem Schwure: Alle werden sie ihr Leben daran setzen, Moronahos Haupt soll fallen durch dasselbe Schwert, durch welches der geliebte Herr den Tod fand!

Der zweite Akt ist voll dramatischen Lebens. In nächtlicher Landschaft begegnen sich zwei der Wellenmänner. Der jugendliche Kampe hat die Gemeinschaft mit Asanos Getreuen verscherzt, da er, zum persönlichen Gefolge des Herrn gehörend, in der kritischen Stunde des Palaststreites an seinem Platze gefehlt, versunken in Liebesscherz mit seiner Braut O-Karu. Er fristet nun sein Leben als Jäger, ganz von dem einen Wunsche durchglüht, den Flecken seiner

Ehre zu tilgen und unter die Schar der treuen Rächer aufgenommen zu werden, die sich, um die Wachsamkeit der Regierung zu täuschen, auf Yuranosukes Befehl im Land zerstreut und als Handwerker und Bauern verdungen haben. „Was faselst du von Racheplan", entgegnet der vorsichtige Sensaki dem Flehen des Kampe, nachdem er den früheren Genossen in dem verwilderten Gesellen erkannt. „Wir planen nur ein Denkmal auf unseres Herren Grab zu errichten, und dazu sammeln wir Geldmittel unter seinen wahren Getreuen!" Kampe hat verstanden: „Sagt eurem Anführer, Kampe wird einen Beitrag steuern!" Sie trennen sich.

Einsam durch das Dunkel wankt ein alter Mann daher; es ist O-Karu's Vater. Auf die flehentlichen Bitten seiner Tochter, dem durch ihre Schuld ins Unglück gestürzten Geliebten Geldmittel zu verschaffen, damit dieser sich wieder zur Ehre eines Samurai aufschwingen könne, hat er sich heimlich aufgemacht und in der nahen Stadt dem Teehauswirt seine Tochter zu dreijährigem Aufenthalt vermietet. Den Mietpreis trägt er im Beutelchen bei sich, und ermüdet an einem Garbenhaufen ausruhend, zählt er den Inhalt, des Dankes seiner Kinder sich im voraus freuend.

Kann etwas bezeichnender sein für das merkwürdige für unsere Sittenbegriffe befremdliche, dabei exaltiert idealistische Element des japanischen Ehrgefühls, als die Handlung des Vaters, der den Kaufpreis der Ehre seiner Tochter voller Freuden deren Verlobten zuträgt, damit dieser der Vasallenpflicht gegen einen toten Gebieter genüge!

Den armen Alten erreicht sein Schicksal; ein Räuber stürzt plötzlich aus dem Ährenhaufen hervor, erschlägt den vergeblich um Gnade Flehenden, beraubt ihn und versteckt den Leichnam in den Ährenbündeln. Aber als er mit der Beute entfliehen will, bricht aus dem Dickicht wütenden Laufs ein wilder Eber hervor, und der schlecht gezielte Schuss des verfolgenden Jägers streckt den Mörder zu Boden. Von Jagdeifer glühend, eilt Kampe herbei, in der Finsternis stösst sein Fuss an den hingestreckten Körper, den er für den angeschossenen Eber hält und mit wuchtigem Schwerthieb vollendet er sein vermeintliches Waidwerk. Ein menschliches Stöhnen lässt ihn seinen Irrtum erkennen, und da er voller Entsetzen sein Opfer betastet, dessen Züge ihm die Finsternis verbirgt, fällt ihm der Beutel in die Hände. Ein kurzer innerer Kampf — er ist ein Edelmann und kein Räuber! Doch der Unglückliche ist ja tot, und der Zufall gibt ihm das Mittel an die Hand, seine Ritterehre wieder zu gewinnen! Das japanische Gewissen hat da nur eine Wahl: er steckt den Beutel ein.

Auf keiner europäischen Bühne hätte diese wechselvolle, bewegte Szene lebendiger und eindrucksvoller gespielt werden können! Übrigens herrschte

auf dieser Bühne zu Kioto eine merklich freiere und natürlichere Spielweise als zu Tokio, obwohl alle charakteristischen Eigenheiten japanischer Szenik: Schicksalssänger im Proszenium, Orchestermusik aus einem Käfig vorn an der Bühne, „unsichtbare" Hilfsgeister und Souffleur mit Holzklappern, vertreten waren.

In der Zwischenpause gesellte sich der Theaterdirektor zu uns und frug höflich, wie uns das Stück gefalle. Er blieb neben uns hocken und dirigierte von unserer Loge aus das Spiel, laute Weisungen mitten in die Aktion rufend, wie „jetzt passt gut auf," oder „schwingt das Schwert tüchtig," oder auch ein lobendes „Das habt Ihr gut gemacht."

Die folgende Szene führt uns in O-Karu's Elternhaus. Man sieht das Innere des Wohnraums, sowie seitlich die Gitterpforte mit dem Vorgärtchen, anstossend an den erhöhten „Blumenpfad", der das Parterre des Zuschauerraums links durchschneidet und jetzt die Landstrasse vorstellt. In banger Sorge kauern O-Karu und ihre Mutter auf den Matten. Schon seit zwei Tagen ist der Vater fort; längst sollte er zurück sein! Rührend ist das Gespräch zwischen Mutter und Tochter. Jene teilt O-Karu den Zweck der Reise des Vaters mit, und das Mädchen beklagt die nahe Trennung von den geliebten Eltern: Wer soll sie pflegen in Krankheit, wenn sie fort ist? Ihres eigenen Geschickes, das sie so lange von dem Geliebten trennt und dem verhassten Teehausleben überliefert, gedenkt sie als echt japanische Tochter mit keiner Silbe. Nun glättet sie unter kummervollem Schluchzen, in welches die alte Frau einstimmt, vor dem metallenen Spiegelchen ihr glänzendes Haar, das sie als sittsame Braut in des Verlobten Abwesenheit nicht gepflegt, und rüstet traurig ihr kleines Bündel zur Reise. Da öffnet sich eine Pforte hinter dem Zuschauerraum, und eine Tragsänfte, ein Kango, wird über den Blumenpfad vor die Gartenpforte getragen. Ihr entsteigt der Teehauswirt und fordert Einlass. Verwundert, den alten Jochibei noch nicht zu Haus zu treffen, weist er den bestürzten Frauen dessen Verschreibung vor, durch welche O-Karu auf drei Jahre sein Eigentum ist. Er sei gekommen, sie zu holen. Mit viel tiefen Verbeugungen beider Parteien, unter höflichstem Lufteinschlürfen wird die traurige Angelegenheit verhandelt. Der Käufer weigert sich, die Rückkehr des Vaters abzuwarten, und nachdem das weinende Mädchen mit stummem Weh von der alten Mutter nach japanischer Weise, nämlich nur durch Niederwerfen und Berühren des Bodens mit der Stirn, Abschied genommen, besteigt sie die Sänfte. Die sorgende Mutter gibt ihr noch unter der Tür Ratschläge für ihre Gesundheit mit: sie solle zuweilen die Moxa anwenden, und ob sie auch ihre papiernen Nasentüchlein nicht vergessen habe? Solcher natürlichen, lebenswahren und naiven Züge ist das Drama voll, ganz im Geist der westlichen „Modernen". Mitten durch das Publikum wird nun die Sänfte

fortgetragen, hinter deren geschlossenen Vorhängen das laute Schluchzen der Insassin hervortönt. Da, auf dem Blumenpfad, vertritt plötzlich Kampe den Sänftenträgern den Weg; er erkennt die Stimme der Geliebten und zwingt die Träger zur Umkehr. Jetzt erst erfährt er von der Mutter, was den Vater in die Stadt geführt, und dass er noch nicht heimgekehrt sei. So sehr sich Stolz und Liebe in ihm sträuben — dort ist des Vaters Verschreibung, und gegen väterlichen Machtspruch gibt es keine Auflehnung in Japan! Er soll die Geliebte verlieren, jetzt, wo dies Opfer nicht mehr nötig? Hat er sich doch bereits in voriger Nacht mit jenem gefundenen Gelde bei den Verschwörern gemeldet und darf hoffen, Aufnahme in ihren Reihen zu finden! Er versucht noch einen Ausweg; vielleicht war die Kaufsumme noch nicht ausbezahlt? Aber entrüstet weist ihn der Teewirt ab: Hat er nicht selbst dem Alten einen Beutel geliehen, um das Geld einzustecken? „Da seht her! vom selben Stoff war er, wie das Kleid, welches ich trage; er muss ihn ja noch haben!“ Ein jäher Schreck durchfährt den Jüngling; dies Kleid und der Beutel, den er noch im Gürtel trägt, sind sie nicht beide vom gleichen Stoff? Verstohlen zieht er das Beutelchen hervor, und eine fürchterliche Ahnung dämmert dem Unglücklichen auf. So hat er denn den eigenen Schwiegervater erschlagen, den guten Alten, der um seinetwillen solch schweren Gang getan? Und der furchtbare Schwerthieb, den er noch zuletzt geführt! Deutlich liest man diese Gedanken in dem ausdrucksvollen Mienenspiel. „Kampe“, spricht das Mädchen zu dem dumpf vor sich Hinbrütenden, „muss ich wirklich mit dem harten Manne gehen, und noch ehe der Vater zurückkehrt?“ „„Du musst““, erwidert er, und mit unsicherer Stimme — „„vielleicht bleibt der Vater länger aus!““ Sie geht unter Tränen, dem Geliebten noch die Sorge für ihre verlassenen Eltern ans Herz legend. Stumm lässt Kampe sie ziehen, stumm kauert die Mutter zur Seite, ihr Auge unverwandt auf Kampe gerichtet. Eine unheimliche, angstvolle Schwüle lastet auf der Szene; es ist echte Tragödienluft. Wir verstanden die Ergriffenheit der Zuschauer, die sich deutlich kundgab, da selbst uns, denen das Verständnis des Gesprochenen nur lückenhaft durch den Dolmetsch vermittelt wurde, die meisterliche Situationstragik mächtig ans Herz griff.

Über die Strasse mit langsamem Schritte trägt man verhüllt eine Last — Jäger bringen die Leiche des alten Mannes und legen sie vor seinem Weibe nieder. Sie wirft sich weinend über ihn und „O Sohn, du wirst seinen Tod rächen an dem verfluchten Mörder“, schreit sie jammernd auf. Unbeweglich bleibt Kampe; kein Wort des Schmerzes, der Entrüstung. Da stürzt das Weib auf ihn zu und reisst ihm aus dem Gürtel das Beutelchen. Wahrhaftig, es klebt Blut daran! „O Ungeheuer, Teufel!“ schreit sie ihn an; „so hast du meinen armen Gatten umgebracht um des schnöden Geldes willen, das er doch nur

für dich so schwer erworben? Tag und Nacht ist er gelaufen um deinetwillen, und gleich einem Hunde hast du die Hand gebissen, die dich fütterte! O hätte ich doch die Kraft, dich in Stücke zu reissen, du Schändlicher!" Und in rasender Leidenschaft zerrt die schwache Alte den Jüngling an den Haaren hin zur Leiche.

In diesem Augenblick pocht es an der Pforte. Zwei Männer, deren Haupt und Schultern ein korbartiger Bambushut verdeckt, begehren Einlass. Es sind Sensaki und Goyemon, Yuranosukes Abgesandte. Sofort tritt die tiefgewurzelte japanische Höflichkeit bei den soeben noch von tiefster Leidenschaft durchrüttelten zwei Menschen in ihr Recht. Kampe bittet mit demütiger Verneigung die alte Frau sich zu beruhigen, bis er die Gäste empfangen; die Leiche wird bedeckt, er steckt seine beiden Schwerter in den Gürtel und, streng der Sitte gemäss, erfolgt die feierliche Begrüssung der Ankömmlinge. Sie bringen ihm die Entscheidung Yuranosukes, der seine treue Gesinnung schätzt, aber einen Vasallen, der einmal seine Pflicht schwer verletzte, nicht mehr in die „Schar der Rächer" aufnehmen kann. Hier bringen sie ihm seinen Beitrag für das Grabmal ihres Herrn zurück — und dem vernichteten Jüngling legen sie das Unglücksgeld vor die Füsse, das so teueren Preis erfordert hatte. Jetzt springt die Alte auf: „Das ist des Himmels Strafe für deine Missetat!" Sie schleudert ihre furchtbare Anklage gegen ihn, beschwört die Fremden, den Mord zu rächen. Überwältigt von den entrüsteten Vorwürfen der Freunde greift der Verzweifelte plötzlich zum Schwert und zu jener Lösung, die dem japanischen Ritter seit alter Zeit stets als die nächstliegende und natürlichste in verhängnisvollen Lagen erschien — er vollführt Harakiri! „Warum sucht er sich nicht zu verteidigen?" fragten wir erstaunt unseren Theaterdirektor. „Ein Edelmann kann sich nicht verteidigen gegen eine entehrende Anklage, ohne sich zugleich den Tod zu geben", war die Antwort. Und richtig, erst jetzt, trotz der tödlichen Wunde noch die Regeln höflicher Rede beachtend, erklärt Kampe den wahren Sachverhalt. Man beachte, wie fein der tragische Knoten dadurch geschürzt ist, dass Kampe sich wirklich für den Mörder des guten Alten halten muss, und dass Reue und Schmerz, sowie die Aussichtslosigkeit, die verwickelte Wahrheit ans Licht zu bringen, seinen raschen Entschluss menschlich verständlich machen. Nun aber sucht man an der Leiche nach der Schusswunde, und siehe, sie findet

sich nicht! Durch einen Hieb allein ist der Alte getötet. Jetzt erinnert sich Goyemon, dass sie auf ihrem Wege den erschossenen Leichnam des berüchtigten Räubers Sadakuro gesehen; Kampe hatte unbewusst den Tod seines Schwiegervaters gerächt! Jammernd stürzt die Alte dem Sterbenden zu Füssen, Goyemon aber zieht eine Papierrolle hervor, die Liste mit den Namen der sechsundvierzig Verschworenen. „Nimm sie mit dir auf den dunkeln Pfad", spricht er zu Kampe, „bringe sie Asano, unserm Herrn, und du selbst, dessen Treue wir erkannt — hier setz' ich deinen Namen als siebenundvierzigsten darunter; besiegele ihn!" und Kampe drückt mit letzter Kraft seine blutige Hand auf das Papier. „Mein Geist wird mit euch kämpfen!" und ein seliges Lächeln fliegt über sein Antlitz. Dann sinkt er zusammen.

Im Auditorium rauschte es von papiernen Tränentüchlein, und manch' unterdrücktes Schluchzen klang hinter vorgehaltenem Ärmel! Ich schäme mich nicht zu gestehen, dass auch unsere Augen voll Wasser standen! Was bedeuten fremde Sitten, fremde Laute und wunderliche Ideen! Spricht doch das Menschenherz auf der ganzen Welt ein und dieselbe verständliche Brüdersprache.

Den weiteren Verlauf der Handlung, deren vierter Akt nun begann, konnten wir an diesem Abend nicht mehr verfolgen, und zwar aus einem Grunde echt japanischen Stils. Mitten in einer hochdramatischen Szene — eine Mutter schwingt das Schwert über dem Haupte ihrer Tochter — erhebt sich plötzlich der Requisitenträger, der bisher regungslos dagesessen, tritt phlegmatisch zwischen die Handelnden, schlägt seine Holzklappern unflätig gegeneinander und erklärt, es sei Mitternacht, und die Schauspieler seien müde; man möge nach Hause gehen! Wer das Ende des Stückes sehen wolle, solle am folgenden Tage ein neues Billet lösen; man würde früher beginnen.

Andern Tags begaben wir uns zeitig in ein, dem Theater nahegelegenes Teehaus und liessen uns, um die Schlussakte nicht zu versäumen, von Zeit zu Zeit berichten, wie weit die Handlung vorgeschritten sei. Inzwischen vertrieben uns die gewandten Teehausmädchen die Zeit mit Scherzen und Vexierspielen; aber als endlich der Theaterdirektor die Botschaft sandte, es sei nun Zeit zum Schauspiel zu kommen, da schnitten unsere kleinen Freundinnen so betrübte Gesichter, dass wir uns kurz entschlossen, die ganze Schar mitzunehmen. Jeder von uns packte eines der in bunte Seidengewänder gehüllten Nixchen in seine Jinrikisha, und fort gings zum Theater, wo die lieblichen Kinder mit so viel Aufmerksamkeit und klugem Verständnis der Handlung folgten, dass wir wahre Freude daran hatten.

Obwohl auch am zweiten Abende unser Interesse an diesem merkwürdigen Drama von Szene zu Szene wuchs, will ich hier nur noch die Schilderung einer Episode geben, welche zu den Glanzpunkten der Aufführung gehört und

vielfach bildlich dargestellt wird. Sie ist auch der Vorwurf des auf Seite 402 beigegebenen Bildchens.

Der treue Yuranosuke hat sich, um den erregten Verdacht der Gegner abzulenken und den Feind in Sicherheit zu wiegen, zum Scheine der Ausschweifung und dem Müssiggang ergeben. Wir finden ihn wieder in dem Teehause, in welchem die arme O-Karu, nichts ahnend von ihres Vaters und ihres Verlobten Tod, den man ihr verschwiegen, damit sie nicht durch Trauer gestört werde in der heiligen Pflicht ihres Dienstes für die allgemeine Sache, ein verhasstes Leben falscher Freuden führt. Drei der Ronin kommen, um den scheinbar Abtrünnigen an seine Pflicht zu mahnen; sie treffen ihn, wie er mit O-Karu und ihren Genossinnen Blindekuh spielt.

So meisterlich spielt Yuranosuke, der sich belauscht weiss von einem Spion des Gegners, selbst vor den Freunden den in wüsten Freuden untergegangnen Ehrvergessnen, dass diese im ersten Zorn ihn töten wollen, dann aber auf das Flehen von Yuranosukes treuem Diener sich verächtlich von ihm wenden; ja, einer speit dem berauscht am Boden Liegenden seine Verachtung ins Gesicht. Kaum sind sie fort, so verwandelt sich Yuranosukes Wesen. Nachdem er auch den Verräter Kudaiu, einen abgefallenen Vasall Asanos, der ihm im Dienst des Feindes auflauert, dadurch getäuscht zu haben glaubt, dass er mit ihm heute, am Jahrestage des Todes des Gebieters, wo strenges Fasten jedes Getreuen heilige Pflicht ist, mit innerem Widerstreben ein Mahl geteilt, zieht er verstohlen einen Brief der Dame Kawoyo hervor, den ihm sein Sohn heimlich zugestellt, und beginnt ihn zu lesen. Langsam gleitet während des Lesens der lange Papierstreifen über die freistehenden Hausdielen zur Erde. Drunten unter der Flur aber kauert versteckt der Verräter und liest so den Brief, der wichtige Kunde über Moronahos Schloss enthält. Gleichzeitig liest vom oberen Stock herab die neugierige O-Karu mit Hilfe eines Metallspiegels das Schreiben. Da entfällt eine Schmucknadel O-Karus Haaren. Erschreckt blickt Yuranosuke zur Höhe und sieht nicht nur das lesende Mädchen, sondern zurückgeworfen vom Handspiegel auch des versteckten Spions tückisch vorlauerndes Antlitz. Wunderbar dramatisch entwickelt sich hier die Handlung. Yuranosuke lockt das zitternde Mädchen mit Schmeichelworten herab und verspricht ihr zuerst die Ehe, dann den Loskauf aus dem Teehause, wenn sie sofort auf drei Tage ihm folgen wolle. Er geht, um den Teehauswirt zu sprechen. Inzwischen trifft O-Karus Bruder ein, ein Untergebener des Yuranosuke, vor dem das Mädchen, beschämt, dass er sie in dieser Umgebung findet, ihr Antlitz verbirgt. Er tröstet sie, da er ja den edeln Grund ihres Hierseins kennt. Aber als sie ihm von dem Briefe erzählt und ihrer Freude Ausdruck gibt, dass sie durch Yuranosukes Hilfe nun losgekauft und wieder mit dem Geliebten ver-

einigt werden solle, da durchschaut der Bruder die Absicht des Gebieters, der offenbar die Schwester zu töten beabsichtigt, damit sie nicht zur Verräterin werde an der heiligen Sache. Er teilt der Ahnungslosen den Tod des Geliebten und des Vaters mit und macht ihr, in echt japanischer Gesinnung, den Vorschlag, da sie doch einmal unrettbar verloren, lieber durch seine Hand zu fallen, damit er in dieser Tat seine Ergebenheit beweisen und dann an dem grossen Rachewerk teilnehmen dürfe. Das verzweifelnde Mädchen will nun zwar sterben, aber nur durch eigene Hand; „denn", sagt sie, „unsere Mutter würde dir zürnen, hättest du mich getötet; so aber kannst du ja mein Haupt den Herren vorweisen und sagen, ich sei durch deine Hand gefallen." Doch da sie das Schwert auf sich zückt, fällt Yuranosuke ihr in den Arm. Er hat das Gespräch behorcht und fürchtet keinen Verrat mehr von ihr. „Dein Verlobter Kampe", spricht er, „ist einer der Unsern. Aber noch konnte er keinen unserer Feinde treffen, konnte unserm Herrn in jener Welt nicht Rede stehen. Sieh, diesen Streich führ ich in seinem Namen." Und damit fährt seines Schwertes Spitze durch den Hausboden nieder und durchbohrt den versteckten Verräter! Machtvoll bricht nun die langunterdrückte Natur des Helden hervor. „Elender", schreit er dem Getroffenen zu, „du, den unser Herr einst mit Wohltaten überschüttet, einem Hunde gleich hast Du dich seinem Mörder zugesellt! Sieh her, vierzig und mehr sind wir, die Eltern und Heimat und die Weiber verliessen, an deren Seite wir unser Leben zu beenden gehofft, Dirnen mussten sie werden, damit unsers edeln Herrn Name geehrt werde; in Traum und Wachen stand uns sein Tod vor Augen, unser Eingeweide wand sich vor Schmerz. O, wie hab ich nicht sein Andenken schänden müssen mit meinen Lippen; doch mein Herz häufte Ehrfurcht auf Ehrfurcht für ihn! Und heute, an seinem Todestage, hast du mich, dessen Geschlecht seit drei Generationen seinem Hause dient, nicht gezwungen, Fleisch zu berühren mit meinem Munde, ob mir auch die Glieder vor Schmerz und Wut zu zerbrechen drohten? Fahre zur Hölle, du Teufel!" Und da er ihm den Gnadenstoss gibt, kehren die vorher enteilten Ronin zurück und neigen sich ehrerbietig vor dem nun wieder in voller Ritterlichkeit dastehenden Anführer.

Szene aus den „47 Ronin".

Auch diesen Abend kam das Stück nicht zu Ende, sondern ward nach einigen weiteren Szenen wieder durch den Holzklappermann jäh unterbrochen.

Das Drama führt unter einer Fülle ergreifender Episoden das Schicksal der sechsundvierzig Helden zum geschichtlichen Abschluss. Moronaho wird in

seinem Schlosse überfallen und in ritterlicher Weise aufgefordert, sich selbst einen ehrenvollen Tod zu geben. Erst da er dies weigert, fällt er durch die Hand der Verschworenen. Dann zieht die ganze Schar, von langen Entbehrungen ermattet und in elende Kleider gehüllt, aber überall auf ihrem Wege vom Volke jubelnd begrüsst, zum Grab ihres toten Gebieters; dort legen die Rächer das Haupt des Feindes nieder nebst dem Schwerte ihres Herrn, auf welches sie einst die Rache geschworen. Ruhig erwarten sie dort den Richtspruch. Die Frucht ihrer rächenden Tat kann nur das Todesurteil sein, wie deren Unterlassung sie der Schande preisgegeben hätte. Die sechsundvierzig geben sich am Grabe ihres Herrn selbst den Tod.

So unerbittlich war der Moralkodex jener Zeit in seinen Forderungen, so tief wurzelten die damaligen Begriffe von Ehre und Pflichterfüllung, dass, um den Tod eines unschuldig Gerichteten zu sühnen, fünfzig der Besten ihr Leben in die Schanze schlugen, vollbewusst, dem sichern Verderben entgegenzugehen.

Sie ruhen in einem friedlichen Hain in der Umgebung Tokios; ihre Gräber sind noch heute das Ziel andachtsvoller und bewundernder Wallfahrer. —

In letzter Zeit sind vereinzelte Versuche gemacht, Neuerungen nach europäischem Muster auf die japanische Bühne zu bringen, doch bis jetzt ohne Erfolg. Chamberlain erzählt, wie er einer Aufführung beiwohnte, welche von einem japanischen Theaterdirektor eigens veranstaltet war zum Zwecke, eine italienische Sängertruppe auftreten zu lassen. Die Japaner, nachdem sie sich vom ersten Schrecken über diese unerwartete Kunstausübung erholt, stopften sich ihre seidenen Ärmel in den Mund im vergeblichen Bemühen, die Lachkrämpfe zu unterdrücken, welche sie bei den Gipfelpunkten der Kunstleistungen, insbesondere der Primadonna, überfielen!

In der Tat kann man nur wünschen, dass die eigentümlich nationale Eigenart der japanischen Bühne, sowie sie sich glücklicherweise mit Erfolg des chinesischen Einflusses erwehrt, möglichst lange auch gegen die Europäisierung standhaft sich bewahre.

Neben den eigentlichen theatralischen Veranstaltungen liebt das Volk noch eine ganze Reihe untergeordneter Vergnügungsquellen szenischer Art. So spielen die öffentlichen Erzähler eine nicht unbedeutende Rolle. Man trifft sie bei allen Volksfesten, Jahrmärkten, sowie auch häufig mitten im Alltagstreiben des Strassenlebens. In einer offenen Bude versammeln sie stets ein andächtig lauschendes Publikum um sich, und in ausdrucksvollem Vortrage, häufig durch direkte Anreden ihrer Zuhörer unterbrochen, tragen sie historische oder dichterische Erzählungen frei aus dem Gedächtnisse vor. Auch alte Frauen üben häufig dies Gewerbe aus.

Eine Volksbelustigung ganz aparter Art sind die Ringkämpfe.

Auf dem Wege zur deutschen Mission in Tokio hörten wir eines Tages Paukenschläge von einer hölzernen turmartigen Stellage ertönen. Dort war ein Theater aufgeschlagen. Was in unseren Landen der Zirkus, ist in Japan der allbeliebte Ringkampf. Truppen von sechzig und mehr Ringern durchziehen das Land und geben Vorstellungen in einer grossen quadratischen offenen Bretterbude, in deren Mitte sich ein anderthalb Meter hoher, runder und überdachter Kampfplatz von vielleicht fünf Metern Durchmesser befindet, während der mit Strohmatten belegte Erdboden den Zuschauern zum Sitze dient. An den Seiten ziehen sich schmale Tribünen hin. Als Ausländer haben wir natürlich das Doppelte des Eintrittsgeldes zu zahlen, erhalten dafür aber auch ein

kleines wackliges Bänkchen und einen Fusswärmer, Hibatschi, — es war Anfang Dezember! Unter den Zuschauern finden wir meist Männer aus dem Volke und auch einige Frauen, denen übrigens bis vor kurzem der Eintritt in diese heiligen Hallen versagt war, weil sie — solchen Genusses nicht würdig erachtet wurden.

Wir kamen gerade recht, denn ein neuer Abschnitt des Spiels begann. Im Gänsemarsche bestieg eine Sektion der Ringer die erhöhte Arena und rief durch Geberden die Hilfe ihrer Götter an. Die sonst nackten Gestalten waren mit einer goldgestickten steifen Schürze aus Samt oder Seide bekleidet, die, wie unser Führer erklärte, ein Geschenk ihrer Gönner ist; denn die „Ring-Schau" gehört zu den nobeln Passionen.

Wir wunderten uns über die Korpulenz einiger Ringer, sollten aber bald erfahren, dass ein solides Körpergewicht, besser noch ein Fettwanst, das Zeichen

eines guten Ringers ist. Es waren nur Anfänger, welche wir zuerst zu sehen bekamen, denn die dicksten und berühmtesten kamen erst hinterdrein.

Auf ein Zeichen des Kampfrichters betraten zwei nackte, jetzt nur mit einem dunkelblauen Lendentuche gegürtete, kräftige junge Männer die Arena, nahmen ein wenig Salz aus den an den Pfählen aufgehängten Büchsen, streuten es als Götteropfer auf die Erde, kräftigten sich mit einem Schluck Wasser, rieben Hände und Beine mit Sand ein, stampften bedächtig und wuchtig mit dem rechten, dann mit dem linken, im Knie gebogenen und nach auswärts gerichteten Beine auf den Boden, reckten die Arme und hockten nun wohl eine Viertelminute lang dauernd vor einander nieder. Plötzlich schnellten sie auf und rannten gegeneinander, suchten sich zu umklammern und trachteten mit äusserster Anspannung aller Muskeln den Gegner zu Falle zu bringen oder aus den Kreis der Arena hinauszudrängen. Es ist kein übler Anblick, dieses Ringen und Packen, Drängen und Winden, und das Publikum verfolgt denn auch jede Bewegung mit grosser Aufmerksamkeit und jubelt dem Sieger durch lebhafte Ausrufe zu. Oft ist auch Veranlassung gegeben zu den lächerlichsten Situationen, indem z. B. die Kämpfer gleich einem verwickelten Knäuel von der Arena hinabrollen mitten zwischen das Publikum.

Die Leistungen dieser Ringer werden in Paukbücher eingetragen, und das Resultat jedes Kampfes bestimmt den Rang des Einzelnen. Wer drei Gegner mehrere Male hintereinander besiegt hat, wird in eine höhere Klasse befördert.

Einmal passierte es, dass zwei Kämpfer, die an Kraft und Gewandtheit einander die Wage hielten, nach minutenlangem Ringen nicht zu Ende kommen konnten. Der Unparteiische gab das Zeichen „Ruhe", und nachdem beide sich verschnauft, stellte der Schiedsrichter ihre Stellung genau wieder her, so wie sie vor der Unterbrechung gewesen, und gab dann das Zeichen zur Fortsetzung. Als aber einmal der Ausgang zweifelhaft schien, fragte der Unparteiische das Publikum um seine Meinung und publizierte demgemäss den Namen des Siegers in üblicher, feierlicher Weise.

Die gegen Schluss auftretenden Kämpfer waren die fettleibigsten und renommiertesten. Der Kampf war erbittert.

Die nebenstehende Zeichnung ist von einem japanischen Künstler mit einem einzigen Pinzelzuge hingeworfen.

IX.

Beim Mikado zu Gast. Blumenkult.

Einmal im Jahre, im November, zur Zeit der Kiku- oder Chrysanthemum-Blüte, öffnen sich die Pforten der kaiserlichen Gärten den Sterblichen. Goldgedruckte Einladungskarten, die Wappenblume des Mikado, die Kikublüte, an der Spitze, versammeln eine auserlesene Gesellschaft zum Champagner-Frühstück.

Zwischen hausdicken Quadermauern und finstern Wallgräben führt auch uns die Jinrik'sha zu einem Gartenhäuschen, wo besternte japanische Würdenträger und Hofmarschälle uns begrüssen. Wir betreten den gut gepflegten, aber anspruchlosen Park; ein Schwarm einheimischer und fremder Gäste strömt über Hügelchen und Treppchen an künstlichen Felsen und seltsam geformten Teichen vorbei zum Empfangsplatze. Zierliche, schiefäugige Japanerinnen in Hoftracht, d. h. in pariser Hütchen und berliner Schleppkleidern, das Gesichtchen weiss geschminkt, klugschauende schmächtige Japaner in Frack und Zylinder, dazwischen die ragenden Gestalten der fremden Gesandtschaften und europäischen Gäste, die chinesische Gesandtschaft in Nationalkostüm, die koreanische Botschaft in wunderlicher Kleidung und mit breitkrämpigen, blumentopfartigen schwarzen Hüten. — Alles wogt durcheinander und bewundert sich und die unter Holzschuppen zur Schau gestellten Reihen der Kiku-Pflanzen. Japanische Gärtnerkunst hat aus der anspruchlosen Aster die prächtigsten Blütenformen gezogen und die „Kaiserblume" zur stolzesten und phantasievollsten Blume umgestaltet. Da sieht man Blüten bis zu Tellergrösse, flach ausgebreitet bis zur Kugelgestalt, in allen Farbennuancen vom schneeigen Weiss bis zum dunkeln Braunrot, einfarbig, gefleckt oder gestreift, in Kombinationen von lila und rosa, grün und crème, dunkelpurpur und blassblau, kardinalrot und see-

grün, goldgelb und korallenrot; hier streben die Blütenblätter keck durcheinander, dort wallen sie sanftlockig herab. Fünfzig, hundert und mehr der herrlichen Blüten überdecken oft einen einzigen Stock, und keine Pflanze der Welt kommt an Reichtum der Gestalten und Farben der Kiku-Blüte gleich.

Die Kiku wird als Abbild der Sonne betrachtet und gehört daher dem Mikado. Als Insignien der kaiserlichen Macht gelten nämlich seit alters her: ein Spiegel, eine Kette von Bergkristallen und ein Schwert. Der Spiegel, das Zeichen der Sonne, wurde in späteren Jahren auch auf dem kaiserlichen Brokatbanner als rote, aufgehende Sonnenscheibe in weissem Felde angebracht. Das Sonnenwappen soll die direkte Abstammung des Mikado von der Sonnengöttin Amaterasu andeuten, das fügsame Volk aber hat sich als Blumensymbol der kaiserlichen Macht das Chrysanthemum auserwählt, die Kiku-Blüte, die nun auch auf den kleineren Reichsmünzen prangt. Der Mikado selbst bedient sich als Hauswappen noch eines stilisierten Blütenzweiges der Paulonia Imperialis (Kiri), einer Scrophularinee; als Kaiserblume schlechthin wird aber das Chrysanthemum angesehen.

Beiläufig sei erwähnt, dass ein zweites Symbol der kaiserlichen Macht der Drache ist, wie er auf grösseren Münzen und Regierungssiegeln erscheint. Der Drache, der seit alters her in Mythe und Kunst eine grosse Rolle spielt, erscheint in verschiedenen Spezies: Ein weisser Drache erzeugt Regen, der Feuerdrache besteht ganz aus Flammen, andere dieser Ungeheuer gelten als Beschützer der Kunst und Wissenschaft, und „weil überhaupt der Drache mit Hirschgeweih, Pferdekopf, Teufelsaugen, Schlangenhals, Fischschuppenleib, Tigertatzen und Falkenklauen das gewaltigste aller Geschöpfe ist, nennt man des Antlitz des erhabenen Mikado das Drachengesicht."

Die kraftvollen, schwermütigen Klänge der japanischen Nationalhymne, von einheimischen Militärkapellen auf europäischen Instrumenten angestimmt, verkünden das Nahen des „Sohnes der Sonne", des Mikado, dessen Antlitz vor fünfundzwanzig Jahren noch kein Sterblicher erschauen durfte. Vier goldstrotzende Herolde voran, kommt der Zug langsam aus einer Seitenallee hervor. Ganz allein der Kaiser, in Uniform nach französischem Schnitt, barhaupt, rechts und links leise durch Neigung des Kopfes grüssend. Weit hinter ihm folgte die graziöse, hochbegabte Kaiserin, angetan mit hochrotem, schleppenden Brokatkleide; ihr schloss sich in ehrfurchtsvoller Entfernung ein Schwarm von Prinzessinnen und Hofdamen an, sämtlich — leider! — in europäische Korsetts und Taillenkleider eingezwängt. Den Schluss bildeten die höchsten Würdenträger und Generale in militärischem Kostüm. Langsam und gemessen schreitet die hohe Gesellschaft durch die Spalier bildende Doppelreihe der Geladenen, die sich dem Zuge anschliessen. Auf einem Rasenplatze ist eine hölzerne Halle

errichtet, unter welcher ein wohl 30 Meter langes Büffet mit auserlesener kalter Küche bereit steht. Unter bekränztem Dache halten die Majestäten Cour. Weder Kaiser noch Kaiserin sprechen englisch, und die Vorstellung geschieht durch den dolmetschenden Zeremonien-Minister. Alles was in die Nähe des Mikado kommt, bleibt in leicht gebückter Haltung stehen. Kaum hatte die kaiserliche Sonne den letzten der Beglückten bestrahlt und sich niedergelassen, so stürzten die Gäste auf das Büffet und gruppierten sich um Tischchen auf dem Rasenplatze: eine heitere, ungezwungene Stimmung ergoss sich über die bunte Gesellschaft. Was uns vor allem auffiel, waren die geistvollen, energischen Physiognomien der japanischen Staatsmänner und Grossen. Schade nur, dass die würdevolle, kleidsame Nationaltracht aus den höheren Kreisen verschwindet und nur noch in dem Hause und intimeren Verkehr erhalten blieb.

Aber nicht nur die Majestäten und der hohe Adel, — das ganze japanische Volk feiert im November die Aster als Kaiserblume! In den grossen Städten werden sogar grossartige Schaustellungen der Kiku-Pflanzen veranstaltet, und wenn schon die Schönheit der Blumen selbst unser Auge entzückt, so wirkt das künstlerische Arangement derselben geradezu verblüffend. Solch eine aparte Gartenkunst findet sich auf dem ganzen Erdenrund nicht zum zweiten Male wieder!

In Tokio befindet sich die volkstümliche Ausstellung der „Kiku“ auf einem Hügel unfern der Stadt. Links und rechts der Strasse führen bewimpelte Eingangspforten in saubere Gartenanlagen. Wir betreten eine derselben, zahlen einige Pfennige und erblicken eine Theaterbühne: Acht lebensgrosse Figuren sind zu einer dramatisch bewegten Gruppe zusammengestellt. Überrascht treten wir näher und erkennen zu unserer grössten Verwunderung, dass alle Gewänder aus blütenreichen Chrysanthemum-Pflanzen bestehen! Flatternde Gewänder, herabhängende Ärmel, Über- und Unterkleider sind in feinsten Farbenkombinationen aus verschiedenen Pflanzen zusammengesetzt, goldgesternte Kleider mit violettblütiger Kante, weisse Gewänder von farbigen Mustern durchsetzt — alles hergestellt von lebenden wurzelnden Topfpflanzen! Nur Hände und Gesicht, Kunstwerke japanischer Holzschnitzerei und Malerei, sind eingesetzt. Plötzlich taucht aus der Versenkung eine Frauengestalt empor in langem, schleppenden Gewande, und von oben, an unsichtbaren Fäden herabgelassen, schwebt eine Geistererscheinung herab, eine Blumenkomposition von prächtiger Wirkung. — Da beginnt das ganze lebende Blumenbild sich zu schieben; es ist auf einer zehn Meter grossen Drehscheibe aufgestellt, deren andere Hälfte allmählich zum Vorschein kommt, ein vom Sturm bewegtes Meer, dessen Wellentäler von grünen Blättern und blauen Blüten, dessen Schaumkämme von schlossweissen Blumen gebildet werden. Auf den Wogen schaukelt ein Nachen aus braunen Kikus, darin drei rudernde und kämpfende Männer.

Dutzende von solchen Theatern finden sich aufgestellt, und im Wettbewerb überbieten sich die Kunstgärtner in wirkungsvollen Darstellungen, Wahl der Motive, Mannigfaltigkeit der Blütenpflanzen, Naturtreue der Blumenplastik. Nicht steif, noch grotesk wirken diese überkünstlichen lebenden Pflanzenbilder, sondern in ihrer flotten Komposition und lebensvollen Modellierung vielmehr prächtig, natürlich, grandios! Es sind Beweise einer althergebrachten Kultur, Belegstücke des feinsinnigen, geduldigen Volksgeistes. —

Wie dem November der Kiku, so wird auch den anderen Monaten ihre Idolblüte zuerkannt, und die meisten tragen einen Blumennamen. Ist doch die Liebe zu den Blumen seit alters her in Japan ein dauernder Quell ästhetischen Genusses gewesen! Im Februar und März gilt die keusche, weisse oder grünlichweisse Pflaumenblüte, zumal ihre Knospe als gefeierte Blume, im April die rötliche Kirschblüte und die Azalie, im Mai die purpurne Blütentraube der Wistaria (Glycine); im Juni die Iris, im Juli die Winde und zumal die Päonie, die „Königin der Blumen", im August die mit dem Buddhismus aus China eingeführte Lotosblüte, im Herbst „die sieben Herbstpflanzen"; im Oktober werden die herbstroten Blätter des Ahorn als „Schaublumen" betrachtet, im November entfaltet das kaiserliche Chrysanthemum seinen pompösen Blumenstern, und in den Wintermonden bietet die „Schneeschau" einen Ersatz für die mangelnden Blüten.

An sonnigen Tagen wallfahrtet ganz Japan ins Freie, der Hauspapa voll Stolz und Würde als Familienhaupt voran, einige Schritte hinter ihm die erste Dienerin des Hauses, seine Gattin, und zum Schluss die Magd mit den Kindern. Ganze Völkerwanderungen ziehen aus, um die in den Tempelgärten, öffentlichen Anlagen und Hainen gepflegten Blütenpflanzen anzuschauen, ihre Schönheit zu loben, und, wenn die Muse sich meldet, zu verherrlichen in improvisierten Versen, die, mit Tusche auf schmale Papierstreifen gepinselt, an den Zweigen der Bäume aufgehängt werden. Lustige Kinder, hübsche Mädchen springen ausgelassen umher und spielen in dem blühenden Zaubergarten, indes der Genuss von Reiswein die besiegten Trinker zutraulich macht und zu drolliger Heiterkeit aufstachelt. Feiner, höflich-anständiger Frohsinn, wie er anmutender nirgends wiederzufinden ist, hält dann Einzug in die Herzen des glücklichen Volkes. Die Lieblichkeit der Landschaft harmoniert mit der naiven Heiterkeit der Menschen, und alles fliesst zusammen zu einem lachenden Gemälde.

Diese Volkssitze der „Blumenschau" sollten wir aus eigener Anschauung kennen und lieben lernen, als wir in unsern Jinriksha's die Umgebung Tokios eines Tages durchstreiften. Die karminroten Blättermassen der Ahornbäume leuchteten im Sonnenglanze wie feurige Blütenwolken in wundervoller Pracht, und beschriebene Papierstreifen flatterten dazwischen wie bunte Vögel.

Auf der Lagerbank eines Teehauses machten wir Rast, knüpften Bekanntschaft an mit einigen Gästen, tranken lustig aus den wechselseitig dargebotenen Schälchen heissen Reiswein und dichteten nun um die Wette vierstrophige Liedchen. Wir hatten es gut getroffen, denn unser neuer Freund war ein gewiegter Poet mit dem Schmucknamen „Bambusnachtigall". Sein erster Erguss lautete in der Übersetzung, welche unser gewandter Führer Igutschi gab: „Rot ist die untergehende Sonne, rot der erglühende Ahorn, rot sind auch die Herzen unserer Mädchen." Ein rotes Herz bedeutet nämlich ein braves Herz, gemäss einer alten chinesischen Redeweise. Nachdem dies Gedichtchen an den Mume-Zweigen aufgehängt war, kam die Reihe an uns, worauf wieder die Bambusnachtigall die Worte aufs Papier pinselte: „Was kann es Schöneres geben als diesen Wasserfall, diese Ahorne, diese Mädchenlippen, wenn sie von der Sonne beschienen sind!" Und so ging es fort. Nicht auf Reim und Qualität der Silben, sondern nur auf ihre Zahl kommt es bei diesen Gelegenheitsergüssen an. Meistens besteht das Gedichtchen aus vier Zeilen, welche abwechselnd sieben und fünf Silben enthalten. Da dergleichen Verslein bei geselligen Vereinigungen oft genug um die Wette geliefert werden, so hat sich jeder etwas Geschick im Versbau angeeignet; an den Inhalt stellt man in der Regel keine hohe Anforderung! Beim Abschiede tauschten wir die Visitenkarten aus mit der Bambusnachtigall und traten in sonniger Stimmung den Heimweg durch das versgeschmückte Wäldchen an.

Aber die Menschen der aufgehenden Sonne lassen sich nicht genügen an den Blumen da draussen; sie bringen dieselben in ihre Wohnungen, wo sie als lebendige Ornamente entweder in Form kleiner dauernder Topfpflanzen oder als abgeschnittene, in Vasen gesteckte Zweige das Zimmer schmücken. Während man bei uns die Mädchen im Sticken nach vorgelegten Mustern unterrichtet, so lehrt man sie in Japan Reiser und Blumen nach vorgeschriebenen Schönheitsregeln in kunstgerechte Anordnung und bestimmte ästhetische Harmonie bringen, und wie im japanischen Leben das Zeremoniell und die Etikette streng ausgeprägte Formen angenommen hat, deren Nichtbeachtung als schwerwiegender Bildungsmangel betrachtet wird, so unterliegt auch das Blumenarrangement ganz orthodoxen Regeln, die selbst der Frau aus dem Volke nicht unbekannt sind; denn Blumen fehlen in keinem Hause, und die Grundzüge der Verhaltungsmassregeln und des Benehmens im täglichen Leben sind ebenso ein Gemeingut Aller, wie der Kodex der künstlerischen und ästhetischen Regeln!

Doch nicht nur an der Blüte, sondern am ganzen Charakter der Pflanze erfreut sich der Japaner; er beachtet und studiert den Blütenstand, die Verteilung von Knospe und Blüte, Form und Oberfläche der grünen Blätter, Linien von Ast und Stamm. Ein Bukett in unserem Sinne, d. h. ein Zusammenpfropfen vieler

Blüten zu einer Art Kuchen oder Pyramide ist ihm ein Gräuel; und er hat darin nicht ganz unrecht! Er begnügt sich mit wenigen Pflanzen und Reisern, die er in eine Vase steckt, gewöhnlich nachdem dieselben vorher in ganz bestimmte Schönheitslinien gebogen sind. An Stelle der bei uns bis zur Langweile gepflegten Symmetrie und Wiederholung, die ein für allemal ängstlich gemieden wird, tritt hier ein feinerer Ersatz: Harmonie und Balance. Für eine Vasefüllung wählt man meistens drei Äste.

Als Spezialvorschriften gelten beispielsweise folgende: Die Pflanzen sollen anderthalbmal die Höhe der Vase übertreffen, eventuell dreimal. Das Arrangement von Frühlingspflanzen soll markig sein. Feste Blüten sollen gepaart werden mit weichen Blättern, und umgekehrt. Blüten sollen nicht stufenartig gruppiert sein. Nie stehe eine weisse Blüte zwischen zwei roten usw. Einige Pflanzen dürfen als „Felizitationsblumen" verwendet werden, wie z. B. Chrysanthemum, Narcissus, Ahorn, Kirschblüte, die Paeonia, andere nicht. Wistaria und Iris laevigata sind bei Hochzeiten zu vermeiden wegen der Purpurfarbe der Blüte. Die Camelia gilt als Unglücksblume, da ihre Knospen so leicht abfallen usw.

In Bildern werden mit Vorliebe Pflaume mit Nachtigall, Pfauhenne mit Päonie, Hirsch mit Ahorn, Fasan mit Wistaria, Wasservögel mit Iris, Kranich mit Chrysanthemum, Tiger oder Sperlinge mit Bambus u. s. f. zusammengestellt. Als Begleiter der Päonie wird auch wohl ein konventioneller Löwe abgebildet; die Figur ist chinesischen Zeichnungen entnommen und bildet einen konstanten Schmuck von Tempeln und Palastmauern. Diese Kombinationen beruhen auf natürlichen Verhältnissen, machen dem gesunden Beobachtungssinne des Japaners alle Ehre und bereiten selbst dem allzusehr auf Effekthascherei erzogenen Auge des modernen Abendländers ein inniges Vergnügen, da sie unerschöpflich und in tausend Variationen gefällige Vorwürfe für Bildchen und Dekorationsstücke abgeben.

Orthodoxe Vorschriften herrschen auch in der Wahl der im Alkoven (Toko-no-ma) aufzuhängenden Rollbilder, die mit den lebenden Pflanzen der Vase in Beziehung stehen müssen.

Es besteht der feinsinnige Gebrauch, einem verehrten Gaste das Arrangement dieser massvollen Zimmerdekoration selbst zu überlassen, indem man ihm die abgeschnittenen Zweige nebst den zierlichen Utensilien in bestimmter Ordnung auf einem lackierten Tischchen vorsetzt und, nachdem die Arbeit vollendet ist, die Geschicklichkeit des Gastes lobt.

Teehaus in Oji (bei Tokyo).

X.

Im Teehause.

Unsere lieblichsten Erinnerungen knüpfen sich an die heiteren Abende, welche wir in den Teehäusern, den Restaurationen der Japaner, verbrachten. Der bezaubernde Liebreiz der weiblichen Jugend kommt hier zur Entfaltung und verfehlt nie, den europäischen Besucher in Entzücken zu versetzen. Ich will einen unserer Besuche hier skizzieren, dessen Erinnerungsbild noch heute, wo ich wieder an Mikroskop und Seziertisch sitze, eine rosige Stimmung über mich auszugiessen vermag.

In Begleitung des Führers Igutshi, der unseren Besuch bereits vormittags angesagt, erreichten wir das Teehaus. Einige zierliche Mädchen begrüssen uns am Eingang, indem sie sich auf die mattenbelegte Flur niederwerfen und den Kopf bis zum Boden beugen. Der Schuhe beraubt, werden wir eine schmale Hühnerstiege hinauf in einen grossen Raum geführt, der im Handumdrehen

durch Einsetzen von papiernen Zwischenwandtüren halbiert ist; unser Zimmer misst jetzt ungefähr 6 Meter im Geviert. Einige auf meterhohen eisernen Leuchtern brennende Unschlittkerzen erhellen den Raum, der trotz des absoluten Mangels an irgend welchem Möbel behaglich aussieht durch die blonde Naturfarbe des Holzes und die unvergleichliche Sauberkeit. Einige flache Kissen werden gebracht, und wir hocken, so gut es eben gehen will, auf den elastischen Mattenboden nieder. Die gewöhnliche Sitzweise ist nämlich, dass man sich mit dem Gesäss auf die Hacken niederlässt. Jeder von uns erhielt dann ein zwanzig Zentimeter hohes lackiertes Tischchen vorgesetzt, auf welchem mehrere Gerichte von Fisch, sowohl gebraten und gefüllt, als roh und in Scheiben geschnitten, nebst Sojatunke, wohlschmeckende Fisch- und Reissuppe, gedünsteter Reis, Lotoswurzeln, Omelett, Gerstengericht in Nudelform, Konfitüren und Naschwerk mit feinem Aroma, aber fadem Geschmack usw. in kleinen lackierten Holzkummen oder Porzellantellerchen standen. Schlachtfleisch wird in Japan wenig gegessen, und nur äusserst selten bekommt man Schweinefleisch und Geflügel; dagegen gelten Krebse und Fische als Nationalspeise; denn an der Küste wie in süssen Gewässern, wo der räuberische Hecht fehlt, wimmelt es buchstäblich von Fischen, die daher sehr billig sind. Zwar verbietet der Buddhismus das Abtöten der Tiere, aber der Japaner erklärt den Fisch und Krebs „zur Seelenwanderung untauglich“ und isst sie ohne Gewissensbisse und ohne Furcht, in diesen Tieren vielleicht den Körper seines eigenen Grossvaters zu verspeisen. Im Innern des Landes und in den Bergen, wo Wassertiere selten sind, leben zahllose Menschen als Vegetarianer. Brot gibt es freilich in Japan nicht; seine Stelle vertreten Reis, Hirse und Gerste.

Geisha, eine Strassentänzerin darstellend.

Wir nehmen nun die beiden zierlichen Essstäbchen zur Hand und bringen nach dem Vorbilde unseres Führers bald ein geschnitten Fleischstückchen, bald ein wenig Gemüse, rohen Fisch, einen Ballen Reiskörner, ein Stückchen Stinkrübe, dann mal wieder ein Stück Zuckerwerk zum Munde, schlürfen ein wenig Fischsuppe, tunken Krebsstücke in das Miniaturtellerchen mit brauner Sauce — nach der Landessitte alles durcheinander. Es gilt für höflich, von Zeit zu Zeit laut aufzustossen, als Zeichen, dass das Essen geschmeckt hat. Ein halbes Dutzend allerliebster Puppen — ich meine junger Mägdlein von 13—15 Jahren nebst einigen gesetzteren 17—20jährigen ausdrucksvollen Wesen haben sich

Visite.

dicht vor uns hingehockt, betrachten mit kindlichem Erstaunen und bescheidenem Kichern unsere ungeschickten Finger, die nur mit Mühe die Speisestückchen zwischen die Enden der Essstäbchen festzuzwicken verstehen, und geraten gleich uns in eine harmlos ausgelassene Stimmung, wozu der Genuss des Sake beitragen mag, eines aus Reis bereiteten Weines, welcher heiss oder warm getrunken wird. Wir radebrechen Japanisch nach Herzenslust und erfahren unter Beihilfe unseres Dolmetschers allerlei fremdartige Dinge von unseren liebreizenden Musmes. Die meisten führen Blumennamen gemäss der in Japan herrschenden Sitte; alle sind vier, fünf, ja sieben Jahre lang von ihrem Tanzmeister, Gesang- und Schreiblehrer unterwiesen worden und beweisen durch dezentes, zurückhaltendes Benehmen, dass der Unterricht sich erfolgreich auch

Koto-Spielerin.

auf nette Manieren erstreckt hat. Die jüngeren sind Tänzerinnen, Trommel- und Paukenschlägerinnen; die älteren sind schon zum Gesang und Samisen- (Gitarren) Spiel übergegangen. Jene gleichen den aufbrechenden, taufrischen Knospen, diese den entfalteten, ausdrucksvolleren Blüten. Jede Musme ist mit einem kleinen Täschchen für Puder, Rotschminke und Moschus, mit einigen winzigen Papiertaschentüchern, sowie einem Miniaturnecessaire ausgestattet, welches Spiegelchen, Kämmchen, Puderquaste und Pinsel birgt — unentbehrliche Gegenstände, da das Gesicht stets weiss gepudert, die Mitte der Lippe dunkelrot und das Haar in Glätte erhalten sein muss; die öfters erforderliche Nachhilfe wird immer sehr ungeniert vorgenommen.

Im Gegensatz zu den in graue oder dunkelfarbige Kleider gehüllten soliden Bürgersleuten schmücken sich die Geishas oder Tanzmädchen mit prächtig gemusterten bunten Gewändern; zumal der Obi oder Leibgurt, der in einer Rückenschleife von überraschender Grösse ausläuft, zeigt öfter die köstlichste Weberei. Mit Zierrat behängen sich die Japanerinnen nicht; nur etwa ein Fingerring und eine Nadel im Haar, deren Spitze auch zum Anspiessen von Naschwerk benutzt wird, sind beliebt. Das pechschwarze, durch Salben und Öl fettglänzende und je nach dem Alter verschieden frisierte Haupthaar zieren künstliche Schmetterlinge und Blumen, Gold- und Silberfäden sowie goldene Nadeln, ein glitzernder Schmuck, der besonders bei den Tanzbewegungen zu prächtiger Wirkung kommt. Das sollten wir sogleich erfahren.

Es wurden nämlich plötzlich die Zwischenwandtüren zusammengeschoben, und sechs überaus zierliche, schlanke Mädchengestalten, in schmetterlingsbunte Seidenanzüge gehüllt und mit Fächern in den Händen, erschienen in gemessenem Schritt, verbeugten sich graziös und führten in rhythmischen, weichen und sanften Bewegungen nach dem Takte der Musik einen gemeinsamen, mimischen Tanz auf, anmutig den Fächer zwischen den Fingern, und Arme und Hände mit unnachahmlicher Grazie bewegend. Wein, Weib, Gesang — oder Sake, Geisha, Samisen gehören auch hier zusammen, als probates Schutzmittel gegen das Narrentum.

Nach einer Pause, welche durch Schwatzen, Essen und Trinken ausgefüllt wurde, führte ein Backfisch, an dessen Wiege zweifellos alle drei Grazien verweilt hatten, einen lebhafteren pantomimischen Solotanz auf. Sie stellte einen Spaziergang dar: die Vorbereitungen zur Strassentoilette, den Ausgang, Gruss zu Bekannten,

Dame-Spiel.

Kokettieren unter Zuhilfenahme ihrer lang herabhängenden Ärmel, Flucht vor dem Regen usw. Jede, auch die kleinste Bewegung geschah in unbeschreiblicher Anmut, und obwohl die Pantomime auf einem Plätzchen von zwei Schuhen Durchmesser dargestellt wurde, entfaltete die kleine Künstlerin eine überraschende Vielseitigkeit und Gewandtheit in den Gesten des charmanten

Geisha.

Körperchens und der Glieder. Und als sie nach beendetem Tanze herbeigerufen, sich sittsam neben uns huschelte und mit zierlichem Stimmchen zu plaudern begann, da glaubte ich wirklich, ein kleines verzaubertes Nixchen vor mir zu sehen. Schwarze melancholische Sternaugen, die aus den knopflochartigen Lidfalten sanft hervorguckten, ein feines Adlernäschen, ein Mund wie eine kleine Kirsche, Händchen und Füsschen puppig wie die eines Kindes und biegsam wie Kautschuk, mit unschuldsvollem Benehmen!

Samisen-Spielerin.

Auf der ganzen Welt gibt es nichts Zierlicheres und Niedlicheres, als solche kleine Geishas, und man begreift die Vorliebe der Japaner für die Teehäuser sowie ihre Ausdauer im Anschauen dieses verführerischen Spielzeugs. Die Langmut der Ehefrauen, welche ihren Männern den Besuch dieser Häuser wohl oder übel gestatten, wird denn auch oft genug auf eine harte Probe gestellt. Doch geht es in den besseren Teehäusern meistens ganz ordentlich zu, und die Geisha erscheint bei den feineren Teegesellschaften „als eine Blume, deren Duft man einsaugt, ohne sie zu berühren.“ Diese „Schmetterlinge des Bankets“, wie der Volksmund sie nennt, mit ihrem ästhetischen Raffinement üben in rein japanischen Zirkeln eher einen verfeinernden Einfluss aus.

Der mimische Tanz von feinsinniger, pikanter Grazie, der nun folgte, erinnerte lebhaft an die Pygmalion-Sage. Eine schlanke, blassgesichtige Tänzerin des vornehmeren Typus in dunkler Kleidung umtanzt mit ausdrucksvollen Geberden eine zweite kleinere, in bunter Gewandung, die regungslos im Hintergrund steht. Es ist, erklären unsere japanischen Freunde, ein berühmter Künstler, der in Liebe für eine von ihm geschaffene Holzfigur entbrannt war und diese zum Leben erweckte. Immer dringender, flehender wird das ausdrucksvolle Geberdenspiel der Tanzenden; bald scheint Verzweiflung sie zu peinigen, bald sehnsüchtige Hoffnung sie zu begeistern. Das stumme Spiel der zierlichen Hände und die geschmeidigen Bewegungen, die doch geschickt den männlichen Charakter der Rolle markieren, erzählen deutlich das Gefühl des Künstlers. Da beginnt die bunte Puppe im Hintergrunde sich leise zu regen, das Köpfchen neigt sich zierlich seitwärts langsam; und mit steifen Schritten tritt sie vor und folgt nun den Spuren ihres Schöpfers, unbeweglichen Gesichts, mit lieblicher

Teehausgruppe.

In der Tanzschule.

Ungelenkigkeit jede seiner Bewegungen nachahmend. Denn, das von einem männlichen Geist geschaffene und von männlicher Seele belebte Geschöpf kann doch selbstverständlich nur männliches Empfinden kennen; so raisonniert die filigranartig ausgearbeitete Logik des japanischen Genius. Der Tanz des Künstlers drückt nun nacheinander Erstaunen, Entsetzen und Kummer über die unerwartete Wendung aus. Was soll er mit dem geistigen Ebenbild seiner selbst in weiblicher Hülle anfangen! Plötzlich mit rascher Geberde zieht er einen Spiegel aus seinem Gewand und hält ihn dem hinter ihm trippelnden Figürchen vor die Nase. Hineinschauen und — die Weiblichkeit in sich erwachen fühlen, ist für diese nur das Werk eines Augenblicks. Den Spiegel in der Hand, mit reizend koketter Grazie, tanzt sie nun als liebesehnendes Weib vor ihrem beglückten Verehrer her; in neckischem Spiel wiederholt sich mehrmals durch Fortnehmen und Wiedergeben des Spiegels der Austausch von männlicher und weiblicher Seele, eigentlich nur durch das Geberdenspiel ausgedrückt, denn die lieblichen Züge in ihrem kindlich unbewussten, halb apathischen Ausdruck blieben fast unverändert.

In den nun folgenden Tänzen wurden die Tätigkeit einer Wäscherin, ein Sonnenschirmspiel, ein Fächerspiel usw., mit entsprechenden Pantomimen von einer oder mehreren Geishas unter Musik und Gesang dargestellt.

Nach und nach hatte sich eine ganze Reihe von jungen Tanzmädchen, welche die Nachricht von der Anwesenheit fremder Menschen herbeigelockt, eingefunden. Anfangs ging es noch ruhig zu; es wechselten Tänzchen ab mit musikalischen Produktionen, bei denen die kleine Pauke, zwei Handtrommeln und der Samisen sich hören liessen, bis mein Führer ein Gesellschaftsspiel vorschlug: Mutter und Wolf. Hurtig hoben sich die Geishas auf die Füsse, und nun tollten wir alle zum Hasch-Hasch auf dem Mattenboden herum! Es war wirklich reizend, wie die niedlichen Menschenschmetterlinge in gewandten und graziösen Bewegungen umherhuschten und jedesmal in Jubel ausbrachen, wenn sie uns ertappten.

Nachdem die Geishas sich müde gesprungen und atemlos auf die Matten gesunken waren, begann eines der bekannten japanischen Fingerspiele: „Stein, Schere und Papier.“ Zwei Spieler strecken sich die rechte Hand entgegen,

welche in gestrecktem Zustande das Papier, gespreizt die Schere, geballt den Stein bedeutet, und nennen zugleich den dargestellten Gegenstand mit Namen. Gewinner ist, wer den „stärkeren" Gegenstand wählte, nach der Annahme, dass

Kurtisane mit zwei Kindern und einem Schirmträger als Ehrenwachen.

die Schere das Papier schneidet, das Papier den Stein einhüllt, und der Stein die Schere abstumpft.

Erfreut über die lieblichen Eindrücke, beschenkten wir die munteren Kinder, brachen endlich auf, und vielstimmig klang uns ein „Sayonara", Ade, nach.

Wenn man den Tanz der Geishas — Männer finden es unter ihrer Würde, zu tanzen — auch als durchaus dezent bezeichnen muss, so halten es die Geishas

doch nicht allzustrenge mit der Moral. Meist niederer Herkunft, verdingen sie sich ihren Lehrern, den Tanzmeistern, um, in die Teehäuser gerufen, Bekanntschaften mit dem männlichen Geschlechte zu machen und mit Zustimmung ihres Herren, sich an Einheimische oder Fremde durch Vertrag auf einen Monat oder längere Zeit zu vermieten. Darin liegt nach den in diesen Kreisen herrschenden Begriffen nichts Anstössiges, und die Geishas finden über kurz oder lang einen Mann, der sie loskauft und heiratet. Sie haben ja feines Benehmen, sind hübsch und artig, können tanzen und singen.

Die Hässlichkeiten, welche in etlichen Teehäusern der Hafenstädte gangbar geworden, sind keineswegs national-japanisch und wurzeln nur in der Gewinnsucht einiger geldgieriger Unternehmer. Dagegen ist die Schar der professionierten Halbweltdamen in den Städten eine ständige Kaste, sanktioniert durch alte Sitte und Gewohnheit, indem unbemittelte Eltern ihre Töchter an Häuser bedenklichen Rufes verkaufen. Es geschieht dies nur im Falle äusserster Armut und auch dann gewöhnlich erst nach einem Familienrat. Ohne Murren fügen sich die armen Mädchen in ihr Geschick, denn die tiefgewurzelte konfuzianische „Pietät gegen die Eltern" macht die Kinder zu deren Sklaven. Freiwillige Prostituierte gibt es in Japan so gut wie gar nicht. Die grösseren Städte Japans besitzen meistens besondere Strassen mit glänzend eingerichteten Häusern, die Yoshiwara, in deren Parterre die Halbwelt, mit bunten Kleidern angetan, hinter Holzgittern den männlichen Besuchern als Ware ausgestellt ist. Da diese Mädchen ein wenig Erziehung geniessen, finden sie in der Regel einen Gatten, wenn auch geringen Standes, und gelten nach der Verheiratung als ehrbare Frauen. Sind sie doch selten an ihrer Lebensstellung selber schuld.

In Kioto gewahrte ich eines Tages ein junges Mädchen inmitten eines grossen Zuschauerkreises. Sie war soeben „eingekleidet", trug seidene bunte Gewänder, einen ganzen Heiligenschein von goldenen Nadeln im Haar und wurde in den Strassen umhergeführt, um die Aufmerksamkeit der Männer auf sie zu lenken! Die angehende Halbweltdame schien mit ihrem Schicksale gar nicht unzufrieden zu sein.

XI.

Japanische Schauspiele.

Hagoromo[1]).

(Das Federkleid.)

Ein No-Spiel.

Personen: Eine Fee. Ein Fischer. Chor.

Die Szene spielt an der Küste von Miho, nahe dem Fuji-no-Yama.

I.

Chor: Weh'! seh' ich dort nicht Sturmes Wolken ziehen?
Hör' ich nicht brausen den Orkan?
Lasst, Fischerbrüder, uns zur Heimat fliehen!
Doch nein! Glatt liegt der Wellen Plan,
S' ist Frühling, Frühling! war der Morgenwind
Des Stimme durch den Fichtenhain erklang;
Es träumt die See in seinem Hauch gelind,
Kein Sturmwind stört der Fischerschar Gesang!

Fischer: Da ich lande an Miho's tannenbewaldetem Strande und schaue umher — siehe! Blumen flattern herab aus dem Himmelsraum, süsse Melodien hallen wieder, und die Luft durchziehen überirdische Düfte.

Wahrlich, dies ist wunderbar. Ja, und dort hängt an den Zweigen jener Fichte ein herrlich Kleid! Wie ich es näher be-

[1]) Übertragen nach Chamberlain's englischer Übersetzung.

trachte, zeigt es sich so wunderschön und duftig, wie kein irdisch Gewand sein kann. Ich will es mitnehmen und meinen alten Eltern bringen; dann wird es auf alle Zeit in unserem Hause als Erbstück von Geschlecht zu Geschlecht wandern.

Fee: Mein ist dies Gewand! Warum willst du es mir nehmen?

Fischer: Fürwahr! Ich hab's gefunden, und ich werde es heimtragen!

Fee: Aber dies ist einer Feen Federkleid, ein Ding, das nicht wohl einem Sterblichen beschert sein mag — d'rum bitte, lass es an dem Zweige, auf dem es hing!

Fischer: Wie? bist du selbst denn eine Fee, dass du dies flaumige Gewand dein eigen nennst? Als ein Wunder für alle Zeiten will ich's behalten und einreihen in Japans Schätze. Nein, nein! ich kann dir's wahrlich nicht zurückgeben.

Fee: Wehe mir! Ohne mein Federgewand — nie mehr vermag ich zu schweben durch die luftigen Räume, nie mehr wiederzukehren in meine himmlische Heimat. Ich bitte dich, ich flehe dich an — gib es mir zurück!

Fischer: Nein, holde Fee! Umsonst sind deine Klagen;
Je mehr du flehst, je mehr muss ich versagen.
Mein hartes Herz erweichet nicht dein Leid,
Nie geb' ich dir dein schönes Federkleid.

Fee: O guter Fischer! Nimm dies Wort zurück.
Ach, weisst du nicht, dass ich, dem Vöglein gleich,
Dem man die Schwingen brach, nie mehr ins Reich
Der blauen Himmelsluft mag schwebend dringen,
In Sehnsucht muss vergehn, — beraubt der Schwingen!

Fischer: Wohl mag die Fee, zur Erd' gefesselt, klagen.

Fee: Wohin mein Blick auch schweift, ich muss verzagen.

Fischer: Nie gibt der Fischer ihre Schwingen wieder!

Chor: Und hilflos sinkt die zarte Fee darnieder.
Ach arme Maid! Im holden Augenpaar
Zittert der Tau. Die Blüten in dem Haar,
Sie welken hin, und in fünffachem Wehe
Kündet sich dir des Todesschmerzes Nähe.

Fee: Vergeblich sucht mein Aug' den Himmelsbogen,
Wo fahle Dünste rings die Luft erfüllen
Und den vertrauten Wolkenpfad verhüllen.

Chor: Wolken! Wandernde Wolken! vergeblich ist ihr Bemühen;
Schwebend wieder, gleich euch, die himmlische Bahn zu ziehen.
Des Paradiesesvogels Zaubertönen
Zu lauschen, quält umsonst sie heisses Sehnen.
Die Himmelsstimme schweigt — umsonst hallt wieder
Des zieh'nden Kranichs sanfte Heimkehrlieder
Der Himmelsdom, der Möve Jubelsang,
Wo leis' die Welle spielt am Uferhang,
Umsonst — des Zephyrs zartem Flügelrauschen
Auf blum'ger Au' umsonst sucht sie zu lauschen.
Ach, alle dürfen fliegen — sie nicht mehr!

Fischer: Lass mich ein Wort dir sagen! Zu mächtig ist das Mitleid, das mich fasst, da ich in dein Antlitz schaue.
Ich will dein Federkleid zurück dir geben.

Fee: O Freude! Wonne! Gib es mir zurück!

Fischer: Noch einen Augenblick! Ich gebe es dir unter der Bedingung, dass du mir hier, an dieser Stelle und zu dieser Stunde, den Feenreigen tanzest, von dem mein Ohr vernommen!

Fee: O, unaussprechliche Wonne!
So soll ich noch einmal zum Himmel wiederkehren! Ist es denn wahr, so will ich einen Tanz den Sterblichen zurücklassen zu meinem Angedenken.
Hier will ich ihn tanzen, jenen Reigen, von dem des Mondes Paläste erzittern; sein Geheimnis soll den armen Vergänglichen kund werden.
Doch kann ich nicht tanzen ohne mein Gefieder; darum bitte, gib es mir zurück.

Fischer: Nein, nein! — Wenn ich es dir gegeben, so flögest du wohl deiner himmlischen Heimat zu und hättest mir nicht getanzt.

Fee: Scham über dich! Am Wort von Sterblichen magst du zweifeln; doch in himmlischen Wesen ist kein Falsch.

Fischer: Feeenmaid! ich fühle Reu'!
Nimm das Federkleid — sei frei!

Fee: Nun beginnet die Fee zu tanzen, zu singen,
In Wolken gehüllt und schimmernde Schwingen.

Fischer: Schwingen, die flattern im Hauche der Luft!

Fee: Hüllen gleich tauiger Blüten Duft.

Chor: Sehet der Himmelsmaid göttliche Gunst!
Lieblichen Tanzes entzückende Kunst
In dieser Stunde zu ewiger Habe
Ward unserm Volke als himmlische Gabe!

II.

Chor: Lauscht, Sterbliche! Es kündet unser Sang
Uralter Zeit gewalt'gen Werdegang,
Des Firmamentes tief geheimes Weben.
Was nur sich regt in tausendfachem Leben
Hienieden — jenem hehren Götterpaar
Entspross' es, das zuerst entstiegen war
Aus sel'gen Höhen zu der niedern Erde,
Und toten Kräften sprach sein mächtig „Werde"!
Doch ihrer Macht entrückt, in Ewigkeit,
Auf Demantsäulen in dem Schoss der Zeit
Ruh'n die unendlichen Himmel, die nichts wandelt noch trennt;
Götter gaben den ew'gen den Namen d'rum — Firmament.

Fee: Und wo im Firmament den Mond ihr schaut,
Ragt ein Palast, von Götterhand erbaut.

Chor: Und dreissig Kön'ge dort in stetem Wallen
Die Krone teilen in den goldnen Hallen.
Nächtlich sich folgend, bis des Mondes Kreis
Sich füllet, zieh'n, gehüllt in schimmernd Weiss,
Die ersten Fünfzehn her in Strahlenpracht.
Doch wenn vollendet die sechzehnte Nacht,
Muss' nächtlich einer in den Raum entfliehen,
Und schwarz umhüllet ihren Thron beziehen
Die letzten fünfzehn Herrscher, Nacht für Nacht,
Bis ganz verhüllt des Mondes lichte Pracht;
Indes um jeden sel'gen König schlingt
Ein Reigen sich von Feen, leicht beschwingt,
In süssem Wettgesang. —

Fee: Aus jener Schar
Bin eine ich.

Chor: Ja, aus solch lichten Sphären
Die Wundermaid, herab zu Japans Land
Kam sie, für kurzen Augenblick entsandt,

Dem Volk des Tanzes Himmelskunst zu lehren!
Wohin wir schauen, weisse Nebel schweben.
Vielleicht, dass jetzt die zarten Kelche heben
Die Himmelsblüten in dem Mondenhain.
Die Blüten künden uns von Lenzesschein,
Die duft'gen Blüten in der Jungfrau Haar —

Fee: O süsse Stunde wunderbar! —

Chor: Der Himmel hat Wonne, doch Schönheit ist hier.
Weht, weht ihr Winde! dass die weissen Nebelwände
Den Pfad verhüllen mir zum heimischen Gelände!
Noch nicht zum meerumspülten Fichtenstrand
Von Miho's Küste ist mein Herz gewandt!
Noch eil' ich nicht, des Fuji schnee'ge Höhen
Im Spiegelbild des klaren See's zu sehen,
In's erste Rot des Morgenlichts getaucht,
Weil sanft der Lenzwind durch die Tannen haucht.
Was scheidet Erd' und Himmel fürder wieder!
Zu uns einst kamen ew'ge Götter nieder,
Und uns're Herrscher sind aus ihrem Stamm!

Fee: In diesem Reich, der Sonne Wiegenland,
Für Myriaden Zeiten
Herrscht ihr Geschlecht mit göttergleicher Hand —

Chor: Bis vom Vorübergleiten,
Von sanfter Feeenschwingen Flügelschlag
Granit'ner Fels in Trümmer stürzen mag!

III.

Chor: O Zaubertöne, die das Ohr betören!
Es singt die Fee, und aus den Wolkensphären
Erschallen drein der Engel Lautensänge,
Von Harf' und Flöten süsse Silberklänge
Ziehn durch des Himmelsraumes Purpurgluten,
Indes Someiro's stolzes Haupt umfluten
Des Sonnenabschieds Küsse. Silberschaum
Der Well' umspielt der Inseln Fichtensaum;
Von Ukishima's Hang ein Blütenregen
Herniedersinkt, in rhythmischem Bewegen
Noch immer, schauet, dort im Äther klar

Die Lichtgestalt ihr schimmernd Flügelpaar
Im sanften Takt des Himmelreigens hebt,
Und uns das Herz mit Wonnesturm durchbebt.

Fee: Heil sei den Herrschern in des Monds Palästen,
Buddha's sind sie, ihr Reich des Himmels Vesten.

Chor: Ein Zauberkleid umhüllt der Jungfrau Glieder.

Fee: Des Himmels zarte Bläue spiegelt's wieder.

Chor: Gleich Frühlingsnebeln, duftig, silberfein!

Fee: Zu hehr für Menschenaugen ist sein Schein.

Chor: Noch ende nicht, o holde Maid, den Tanz
In dieser Zauberstund'! Der Blütenkranz
Auf deinem Haar im sanften Winde bebt,
Den deiner Fitt'ge Wechselflug erhebt.
O tanze! Nie wird Sterblichen gegeben,
In solchem süssen Tanz beschwingt, zu schweben!
Und wenn, zu früh, ach! du den Wolkensteig
Emporschwebst zu des Mondes Heimatreich,
Dann hör' auf unser Flehn: Aus güt'ger Hand
Streu' siebenfält'gen Segen auf dies Land!
Segne den Strand! Der Flur durst'ge Gelände
Erfrisch' mit Tau und reicher Segenspende!

Doch ach! schon kam der Trennungsstunde Weh!
Es fasst die Zauberfittige der Fee
Der Wind, und himmelwärts vom Fichtenstrand
Schwebt sie — an Ukishima's Schilfsgeland
Vorbei, an Ashidaka's Felsenhöh',
An ew'gen Fusiyama's Gipfelschnee —
Empor — empor!
Bis von des Äthers Bläue aufgesogen
Das Wunderbild entschwand am Himmelsbogen.

Rokuninso[1]).

(Sechs geistliche Menschen.)

Japanisches Scherzspiel (Kiogen),

als Zwischenspiel der No-Aufführungen, aus dem 16. Jahrhundert.

Personen: Hitótsu, Futátsu, Mitsu } mit ihren drei Frauen.

Hitótsu: Ich bin hier in der Nähe ansässig. Kürzlich habe ich mich entschlossen, eine Pilgerfahrt nach einem buddhistischen Tempel zu unternehmen. Aber allein mag ich nicht gehen. Da nun ein paar Freunde von mir dieselbe Absicht haben, so werd' ich jetzt bei ihnen vorsprechen und sie mitnehmen. (Am Hause.) Ha, da haben wir den Platz. Hallo, Herr Futátsu, seid ihr zu Haus?

Futátsu: (von drinnen): Wer da?

Hitótsu: Nun, ich bins.

Futátsu: Und was führt dich her?

Hitótsu: Nichts weiter als dies: ich komme, dich abzuholen, weil ich denke, es ist jetzt eine famose Zeit, bei diesem schönen Wetter, uns auf die Pilgerfahrt zu machen, die wir neulich verabredet haben.

Futátsu: Das passt ja vortrefflich! Mitsu ist gerade bei mir. Wir wollten ihn ja abholen. Nun können wir uns den Weg sparen und ihn gleich mitnehmen.

Hitótsu: Gewiss! Also vorwärts marsch!

Futátsu: Ja, marsch, gehn wir!

Hitótsu: Also, wir gehen!

Futátsu: Weg sind wir!

Hitótsu: Da wir nun zusammen auf die Reise gehn, so wollen wir uns versprechen, Nachsicht und Geduld miteinander zu haben, einerlei, was uns passieren mag, und wär' es noch so ärgerlich.

Futátsu: Das ist recht.

[1]) Nach dem Englischen des Dr. Eby.

Hitótsu: Wir haben eine lange Reise vor, da dürfen wir's mit einem gelegentlichen Scherz nicht so genau nehmen. Was auch kommt, wir wandern in Frieden miteinander.

(Sie nähern sich einem Tempel.)

Ach, ich bin so müde; da ist zum Glück ein kleiner Tempel am Wege. Kommt, wir setzen uns und ruhn ein wenig aus. Ach, wie bin ich müde! Wir wollen ein kleines Schläfchen machen.

(Er schläft ein.)

Futátsu: Der scheint aber ganz gehörig müde zu sein.

Mitsu: Es ist ja auch unser erster Reisetag, er ist das Laufen noch nicht gewohnt.

Futátsu: Du, komm mal her! Er schläft wirklich ganz fest. Eben sagte er noch, keiner dürfte irgend etwas auf der Reise übel nehmen. Da wollen wir ihm einmal einen kleinen Schabernack spielen.

Mitsu: Er hat die Regel ja selbst aufgestellt, also können wir's wagen. Was sollen wir aber anstellen?

Futátsu: Er hat einen festen Schlaf. Mit dem können wir tun, was wir wollen, ohne dass er's merkt. Komm, wir wollen ihn in einen Priester verwandeln.

Mitsu: Das würde doch zu weit gehn!

Futátsu: Bewahre! Da er gesagt hat, er würde nicht bös werden, was auch geschehen möchte, so hat's nichts zu sagen. Und dann, sollt' er doch bös werden, so werden wir die Sache schon beilegen. — Hast du ein Rasiermesser?

Mitsu: Nein, das hab' ich nicht bei mir.

Futátsu: Du bist doch ein unvorsichtiger Mensch. Ich habe vorausgesehen dass ich mir selbst den Bart schneiden müsste, und nahm eins mit. Jetzt reib ihm mal das Haar hübsch weich ein.

Mitsu: Schon gut! (Futátsu wetzt inzwischen das Messer und beginnt, den Hitótsu zu scheren.)

Futátsu: So, eine Seite ist schon geschoren. Wie kommen wir nun an die andere? Halt, mir fällt ein, wenn man einem Schlafenden Wasser ins Ohr träufelt, so dreht er sich auf die andere Seite.

(Er lässt von dem Grift des Rasiermessers einen Wassertropfen in Hitótsus Ohr fallen, der sich umdreht und weiter geschoren wird. Sie ziehen ihm dann eine Haube über und vertauschen sein Kleid mit einem Priesterrock.)

So, nun lass' uns auch ein Schläfchen machen!

Mitsu: Mir ist's recht.

(Beide schlafen ein. Hitótsu wacht auf, ist sehr erstaunt über den Zustand seines Kopfes und das Kleid, das er anhat, und weckt die andern.)

Futátsu: Halloh! Wieso hast Du denn auf einmal ein Priesterkleid an?

Hitótsu: Geht mir mit Eurem Wieso! Wer hätte mich wohl so zugerichtet, als ihr selbst!

Mitsu: Was schwatzt du da für Unsinn! Du hättest uns wahrhaftig vorher ein Wort davon sagen können, wenn Du so was vorhattest.

(Hitótsu wird sehr böse und schilt heftig.)

Futátsu: Und wenn nun wirklich wir es getan hätten, so könntest du dich doch nicht beklagen; denn hast du nicht vor kurzem erst versprochen, nicht böse zu werden über irgend etwas, was unterwegs passieren würde?

Hitótsu: Ja, aber ..... was zu viel ist — Glaubt ihr, es ist ein Vergnügen so auf einmal in einen Pfaffen verwandelt zu sein!

(Er wird wieder zornig und kehrt um, d. h. er setzt sich neben den Trommler, die zwei andern setzen ihre Reise fort.)

Futátsu und Mitsu: Welch ein unvernünftiger Bursche; komm' lass uns weitergehen! (Sie gehen nach hinten.)

Hitótsu: (Steht auf und geht nach vorn.) Nein, wahrhaftig! Dies ist zu ärgerlich; dafür muss ich Rache haben. Halt! da fällt mir ein guter Plan ein! Schnell nach Hause! (Er kommt zum Hause des Futátsu.) Hallo! Ist Frau Futátsu zu Hause? Und ist vielleicht Frau Mitsu auch da? Bitte, haben Sie doch die Güte herauszukommen!

Die beiden Frauen: (Beide herauskommend.) Nanu-u! Das ist Herrn Hitótsus Stimme!

Hitótsu: O weh! o weh! Wie betrübt es mich, euch zu sehen!

Eine der Frauen: Ja! — Was ist denn passiert? Was ist mit meinem Mann geschehen? Kommt er nicht zurück?

Hitótsu: (kläglich) Ich dachte mir, ich wollte zu euch gehen und euch alles berichten, aber nun ersticken mich die Tränen, und ich kann gar nichts sagen.

Frau: Wie Ihr da sprecht, das macht uns nur ängstlich, mehr zu hören. Sagt heraus: Was ist's?

Hitótsu: Nun denn, es nützt ja doch nichts, es euch länger zu verhehlen; ich will's euch sagen: „Wir gingen also zusammen, wir drei — wo es gerade war, kann ich euch so schnell nicht beschreiben —

da kamen wir an einen grossen Fluss. Die beiden andern sagten: Lasst uns durchwaten! Ich sagte ihnen, ich glaubte, es wäre zu tief, und wir wollten es lieber genauer untersuchen, ehe wir durchgingen, aber sie wollten nicht auf mich hören. Hand in Hand sind sie hineingewatet, aber grad' in der Mitte gerieten sie in ein Loch, und da, — grad' wie ein Paar Balken wurden sie fortgerissen und trieben hinab und ertranken."

Frau: O Himmel! o Himmel! Welch' schreckliche Geschichte!

Die andere Frau: Ist das auch wirklich und wahrhaftig wahr?

(Beide Frauen weinen zusammen.)

Hitótsu: Ich war so betrübt über ihren Verlust, dass ich meine Lebensweise geändert habe und, wie ihr seht, ein Priester geworden bin. Eben wollte ich nach Koya gehen. Aber da fiel mir ein, dass ihr ja noch gar nichts von der Sache wüsstet, und so kehrte ich um, es euch zu sagen.

Frau: So muss es also wohl wahr sein! Ich dachte mir's schon — ich hatte vor kurzem so böse Träume. Nun will ich mich selber in den Fluss werfen und will auch sterben.

Andere Frau: Und ich will mich auch umbringen und auch sterben!

(Beide weinen und stöhnen.)

Hitótsu: Wenn ihr euch die Sache auch noch so sehr zu Herzen nehmt, so braucht ihr drum doch nicht gleich zu sterben; schert euch lieber die Köpfe und sprecht buddhistische Gebete für eurer Männer Seelenheil!

Frau: Jawohl! das wollen wir tun und so die Geister der Verstorbenen ehren.

Hitótsu: Das ist ausgezeichnet! Macht nur schnell!

Frau: Da wir niemand sonst haben, an den wir uns nun wenden könnten, so seid doch so gütig und schert uns selber!

Hitótsu: Wenn ihr das wirklich so sehr wünscht, so will ich versuchen, euch zu scheren.

Die beiden Frauen zusammen: Mich zuerst! Mich zuerst!

(Hitótsu schert sie und zieht ihnen baumwollene Mützen über.)

Hitótsu: Ich sagte euch schon, ich gehe nach Koya. Ich will nun euer Haar mit mir nehmen und es dort als eine Opfergabe niederlegen.

Die Frauen: Tut damit, wie es euch beliebt.

Hitótsu: Wirklich, die Nonnentracht steht euch beiden gar nicht übel. Adieu, lebt wohl.

(Die beiden Frauen ziehen sich zurück.)

Hitótsu: (Scheinbar wieder auf der Wanderung.) Das hab ich famos gemacht! Aber ich bin noch nicht zufrieden. Die Herrchen können noch nicht weit fort sein; lass sehen, ob ich sie einholen kann.

Futátsu und Mitsu (kommen nach vorn): Höchst wahrscheinlich ist er gar nicht einmal nach Hause gegangen.

Hitótsu (sie einholend): Wer sind Sie, meine Herren?

Futátsu und Mitsu: Was fällt dir ein zu fragen, wer wir sind? Wir sind doch Futátsu und Mitsu.

Hitótsu: Euren Stimmen nach sollte man wirklich glauben, ihr wäret es! Aber dies ist wirklich eine kuriose Sache!

Futátsu: Wovon sprecht ihr denn eigentlich?

Hitótsu: Nun einfach dies, als ich nach Haus kam — Gott weiss, wie das Gerücht entstanden ist, fand ich euere Familien jammernd und wehklagend über die Nachricht, dass ihr alle zwei in einen Fluss gefallen und ertrunken wäret!

Futátsu: Ach, lass uns mit solchem Unsinn zufrieden! Du willst dich nur ein Bischen rächen, aber uns bindest du nichts auf.

Hitótsu: Nein, durchaus nicht; denkt meinetwegen, was ihr wollt, aber euere Weiber erklärten, dass sie lebendig oder tot mit euch zusammen sein wollten — und — haben sich umgebracht!

Futátsu: Na, weisst du, auf die Geschichte fallen wir nicht herein.

Hitótsu: Schon recht, wie's euch beliebt! Aber den positiven Beweis hab' ich bei mir.

Futátsu: So, bitte, was für einen Beweis?

Hitótsu: Schaut her, dies, Herr Futátsu, ist eurer Frau Haar, und dies, Herr Mitsu, ist das von eurer Frau. Könnt ihr's nicht erkennen?

(Die beiden nehmen das Haar und untersuchen es.)

Futátsu: Ha! was ist das! Das ist wirklich ihr Haar; kurz und braun[1]).

Mitsu: Und dies auf einer Seite gelockt, ich hab's ihr selbst gekauft! Wahrhaftig die Sache muss wahr sein!

Hitótsu: Natürlich! Ich berichte euch keine Lügen. Ich dachte, ihr würdet nichts von der Sache wissen, und eilte her, sie euch zu sagen.

Futátsu: In der Tat, da erinnere ich mich eben, sie haben schon immer gesagt, wenn uns einmal was passierte, so wollen sie uns nicht überleben. Ach! was für ein schreckliches Ereignis. (Beide jammern laut.)

[1]) Gilt als hässlich bei den Japanern.

Hitótsu: Nun, wenn euer Kummer um sie so gross ist, so solltet ihr lieber etwas für das Heil ihrer Seelen in der andern Welt tun.

Futátsu: Was können wir tun? Ja, in der Tat, lasst uns Priester werden und nach Koya gehen!

Mitsu: Vortrefflich! Und wollt Ihr nicht die Güte haben, uns zu scheren?

Hitótsu: Mit dem grössten Vergnügen.

(Er schert den beiden die Köpfe, setzt ihnen baumwollene Kappen auf, und sie tauschen ihr weltliches Kleid mit einem Priestergewand.)

Hitótsu: Der priesterliche Stil steht euch ausgezeichnet. Nun lasst uns gehen, aber erst lasst uns doch noch einmal unsere Heimat aufsuchen!

Futátsu: Ja, das wollen wir.

Hitótsu: (Sie sind vor Futátsus Haus angekommen.) Da sind wir! Frau Futátsu und Frau Mitsu! seien Sie doch so gütig, herauszukommen. (Die Frauen kommen heraus; es erfolgt ein allgemeines Entsetzen über die gegenseitigen Veränderungen.)

Hitótsu: So hab' ich die Sache gemacht! (Alle andern werden sehr zornig.) Was sagt ihr nun?

Futátsu: Donnerwetter! Was sollen wir mit dem Burschen anfangen. Hol' dein Weib auch heraus, sie soll auch geschoren werden!

Hitótsu: Wollen Sie nicht gütigst mir erlauben —

Alle Vier: Nichts da erlauben.

(Sie schleppen Hitótsus Frau heraus, scheren sie, setzen ihr eine baumwollene Haube auf, und alle sechs stehen zusammen auf der Bühne.)

Hitótsu: „All zu scharf macht schartig", sagt das Sprichwort, und hier ist's wahr geworden. Vielleicht ist es ein Orakel, das uns anweisen will, unsere Gedanken auf das künftige Dasein zu richten.

Futátsu: Wahrlich, dies kurze Leben sollte nicht mit eitlen Bestrebungen vergeudet werden. So lasst denn dieses unsern ersten Schritt sein zur Erlösung und lasst uns von jetzt an das Paradies der Seligen suchen!

Hitótsu: Ja, folgt uns nun alle zu einem Leben der Andacht! „Namoda" [1]).

Die 3 Männer: „Namoda"!

Alle zusammen: N-n-a-a-m-m-o-o-d-a-a.

(Marschieren murmelnd hinter einander ab.

[1]) Buddhistische Gebetsanrufung.

Kağe-Kiyo[1]).

Ein No-Spiel.

Personen: Kağekiyo, vormals Samurai. — Hitomaru, seine Tochter. — Diener. — Landmann.

Hitomaru: Was wird werden mit meinem Leben,
Unbeständig wie Reif der Flur?
Wird er schmelzen? Welches Schicksal
Kündet mir die Windesbotschaft?

Ein Mädchen bin ich aus Kamegayegayatsu. Hitomaru ist mein Name. Mein Vater ist Kağekiyo, Samurai in des Heike Scharen. Verbannt ward er von Genji nach Chiuga-no-kuni. Langer Jahre Lauf, so ward mir Kunde, vertrauert er sein Leben dort.

Ungewohnt ist mein Fuss des Wanderns Mühe,
Not und Sorge dehnen des Weges Weite,
Doch um Vaters willen ist stark mein Herz. —
Auf das Rasenkissen, mein nächtlich Lager,
Folgt mir in den Schlaf die bange Sorge;
Nass sind mehr als von dem Reif des Grases
Früh die Ärmel mir von meinen Tränen.

Da ich nun hierher kam vom Lande Sagami — wer wird mir den Weg weisen, wer mein Schicksal künden?

Die Achtbrückenstadt und das weite Meer — wann werde ich sie erreichen?

Ach, vergebens suche ich in diesem flücht'gen Traum der Lebensreise meinen Weg. —

Diener: Eilig war unsere Reise. Nun endlich haben wir das Land Miyasaki erreicht. — Hier werden Sie Kunde von dem Herrn Vater empfangen.

Kağekiyo (in der Hütte): Fest geschlossen bleibt die Kieferpforte,
In mein Auge dringt kein Licht.
Jahr und Monde ziehen mir vorüber,
Wie die Zeit geht, weiss ich nicht.

[1]) Original-Übersetzung, getreu nach dem Japanischen.

In dunkler Hütte ist meine Lagerstatt,
Mein Kleid nicht wärmt noch kühlt den schwachen Körper!

Chor: Ach, wen das Schicksal aus der Welt verbannt,
Der muss in Tusche seine Ärmel färben. (D. h. Priester werden.)
Ein Grauen ist mir mein elender Leib!
Wer fühlte Mitleid mit mir Einsamen!

Hitomaru: Sonderbar! ganz verwahrlost ist diese Hütte — das kann keines Menschen Wohnung sein. (Man hört Stöhnen.)
Ha! welch seltsamer Laut! Vielleicht wohnt ein Bettler darin.

Kağekiyo (drinnen): Dass der Herbst gekommen,
Nicht sehen es meine Augen,
Windesbotschaft nur wird mir. —

Hitomaru: Irrend in dieser Fremde,
Kein Obdach will sich finden,
Den müden Fuss zu rasten.

Kağekiyo: Die Weite der drei Welten
Ist ohne Raum für mich,
Das All — ein Wolken-Nebel!
Wer höret meine Klage,
Wo wird mir Widerhall?

Diener: Ich will doch fragen in dieser Strohhütte. (Er pocht.)

Kağekiyo (aus der Hütte): Wer bist du?

Diener: Kannst du mir nicht Kunde geben von dem Schicksal eines Verbannten? —

Kağekiyo: Wie ist sein Name?

Diener: Kağekiyo — Samurai des Heike!

Kağekiyo: Wohl hört' ich schon von solchem Manne, doch ich bin blind und hab ihn nie gesehen. Von seinem grossen Elend ward mir Kunde, das schnitt mir tief ins Herz! Bei andern musst du nun fragen.

Diener: Hier ist nicht der rechte Ort. (Zu Hitomaru) Lasst uns weiter gehen, wir wollen anderswo nachforschen. —

Kağekiyo: Wahrlich mir sagt es mein Gefühl — die da gegangen — es war des blinden Mannes Tochter!
Vor langen Jahren in Kagiwa war's, da kannte ich eine Sängerin und sie gebar mir ein Kind. Ein Mädchen war es —

wenig versprach sich drum mein Stolz von ihr — ich liess sie in der Hut des Ortsvorstehers zu Kamegayegayatsu. Elternfremd vertrauert sie ihr Leben.
Und heute mit dem Vater tauscht' sie Worte!
Die süsse Stimme hab' ich wohl vernommen,
Doch sah' ihr Antlitz nicht; o traur'ges Los
Des blinden Mannes! Unerkannt und fremd
Liess ich sie gehen. — Grausames Geschick!

Diener: Ist hier niemand in der Nähe ansässig?

Waki (Landmann): Was wollt ihr?

Diener: Kennt ihr nicht das Schicksal des Verbannten?

Waki: Welches Verbannten?

Diener: Des Heike Samurai — Kağekiyo.

Waki: Als ihr hierher gekommen, sahet ihr nicht am Bergabhange eine Hütte — und darinnen einen Mann? —

Diener: In jener Hütte war ein blinder Bettler.

Waki: Nun, den ihr sucht, der Mann ist jener blinde Bettler — Kağekiyo ist's. Doch seltsam! Da ich diesen Namen nenne wie traurig wird das Antlitz dieser Dame! Was mag das bedeuten?

Diener: Begründet ist dein Staunen; — warum soll ich's euch verbergen — diese Dame ist des Kağekiyo Tochter. Den Vater einmal noch zu sehen, kam sie so langen Weg von fern hierher — Ich bitt' euch herzlich — wollet doch die Tochter nun dem Vater zuführen!

Waki: Ei — das ist ja um „Weg und Wort abzuschneiden"! Dieses Fräulein ist des Kağekiyo Tochter?

Beruhigen Sie Ihr ehrenwertes Herz und hören Sie mich an:

Auf beiden Augen blind ist Kağekiyo; sein Haupt hat er geschoren und nennt sich nun Chiuga-no-koto (der Blinde von Chiuga). Er bittet hier die Reisenden um Gaben. Und selbst vom Mitleid von uns niedern Leuten muss er sein Leben fristen.

So ganz verwandelt ist sein Dasein nun von dem, was einstens war — und darum wohl hat er euch seinen Namen nicht genannt.

Mit euch will ich nun zu ihm gehen, auf meinen Anruf wird er Antwort geben — so werdet ihr ihn sehen und von Vergangenem und Künftigem mit ihm reden können. —

Heda! ist Kağekiyo hier? Akusibiyoi Kağekiyo!

Kağekiyo (von drinnen): Still mit dem Lärmen!

Im Traume nur ist eine Welt, Nichts gibt sie wachend dem Bettler. — Vor Scham ob meines Elends hab' ich nun soeben selbst meines eignen Landes Leute ziehen lassen und nicht gab ich mich zu erkennen!

Darob entströmen tausend traurigste Tränen meinen Augen.
Wenn jemand ruft den Namen Akusibiyoi
Wie kann ich Antwort geben! Chiuga-no-koto
Nennt mich dies Land, warum rief er nicht so!

Chor: Kraftlos warf er von sich seinen Bogen,
Der Geworfene kehrt nun von selbst ihm zurück.

Kağekiyo: Doch Raum dem Zorne geben darf ich nicht.

Chor: Abhängig bin ich von der Menschen Güte
In diesem Land, und würd' ich sie erzürnen,
So wär' ich wie ein Blinder ohne Stab.
(zum Diener) Misstrauisch ist das Elend;
Ich tat euch Unrecht, bitte d'rum, verzeiht! —

Kağekiyo: (für sich) Ob meine Augen auch das Licht nicht sehen,
Doch les' ich in der Menschen Herzen. Schade,
Dass er aus meinem Traume mich geweckt!
Ich sah im Traum auf steilen Bergeshöh'n
Im Frühlingssturm der Tannen Häupter weh'n,
Ich sah den Lenzesschnee mit Blüten kosen,
Vernahm am blauen Strand der Brandung Tosen,
Die Flut stürmt an — (er unterbricht sich) zum Diener) Ja, ich war ein Vasall des Heike. — Verzeihet mir — es hatte mir etwas mein Herz beschwert, daher war ich so schroff gegen euch.

Waki: Ich bin es schon gewöhnt, lasst euch das nicht kümmern. Hat euch jemand soeben nach Kağekiyo gefragt?

Kağekiyo: Nein, keine Frage ausser eurer kam zu mir!

Waki: Warum verbergt ihr euch? Sicherlich, Kağekiyos Tochter hat nach euch gefragt — weshalb wollt ihr's leugnen? — Weil ihr

Leid mir weh tat, so hab ich sie hierher geführt. Eilen Sie, Fräulein, ihren Herrn Vater zu begrüssen. —

Hitomaru: Ich kam durch Reif und Nebel, Sturm und Regen,
Den Vater suchend auf mühevollen Wegen;
Soll fruchtlos ich die Schritte heimwärts kehren,
Und will der Vater nun sein Kind nicht hören?

Kagekiyo: Es war mein fester Entschluss mich nie mehr zu nennen — doch nun bin ich erkannt. —
Mein Reifhaupt ist für die Erde zu alt,
Doch du bist eine Blumengestalt!
Ich bin dein Vater — du bist mein Kind!
Wie trifft das teure Wort mein Ohr!
Neu blüht mein toter Name empor.
Einstmals zürnte ich schon, wenn in der Freunde Gedränge,
Das mich huld'gend umgab, einer nur fehlte der Menge.
So wird Vergeltung nun meinem Stolze, — dem eigenen Kinde
Wünschen musst' ich, dass nicht den Weg zum Vater es finde.

Chor: Da die Schiffe des Heike versammelt lagen,
Wenn auf nächtlichen Bord der Mondschein spielte,
Nie durfte fehlen Kagekiyo dem Schiff des Fürsten.
Viel doch waren der Vasallen des stolzen Heike.
Viel Samurai, ritterlicher Tugend Meister.
Er doch erwarb den Namen sich des Steurers,
Tori Kazi, des Neides Ziel für alle.
Ach, wenn Kirin[1]) altert, das Götterwesen,
Selbst ein elend Ross es ihm zuvor tut!

Waki: Beklagenswert! Hört mich Herr Kağekiyo! Eure werte Tochter hat einen Wunsch.

Kagekiyo: Was begehrt sie?

Waki: Sie möchte hören von des Kagekiyo Heldentaten in Yashima — und wie er nun auf diese öde Insel kam! —

Kagekiyo: Seltsames Verlangen. — Doch, da sie aus so weiter Ferne zu mir kam, so will ich ihrem Wunsch willfahren. Wenn ich geendet, dann geleite du in ihre Heimat sie zurück —.

Im dritten Monde war's des Jahres Inyei.
Zu Schiff lag Heike mit Vasallenscharen,

[1]) Eine Drachengottheit.

Und Genjis Macht am Strand. Entscheidungskampf
Stand zwischen beiden. — Unser Feldherr sprach:
„Durch List und Trug ging uns der Sieg verloren
Zu Midzushima. Heute muss uns fallen
Joshizune.“ Da neigte sich dem Herrn
Kaǧekiyo. „Mein Leben setz' ich ein —
Wär' er ein Dämon auch!“ und sprang zur Küste.
Als ich das Land erreicht, des Genji Scharen
Zu hellen Haufen stürmten mir entgegen.

Chor: Kaǧekiyo achtet nicht ihr Dräuen,
Mit Schwertes-Blitzen der Feinde Reihen
Durchbricht er — fliehend weichen die Krieger —

Kaǧekiyo: Samurai! Ritter! Schande über euch!

Chor: Will keiner stehen! Die Augen von zwei Heeren
Liegen auf euch! — Ich bin Kaǧekiyo,
Vasall des Heike! Steht zum Kampf mir, Ritter!
Das Schwert im Arm, verfolgt er rufend
Mihonoya's, des Feldherrn Helmring
Erfasst er da und reisst ihn heftig,
Dass der ersehnte Feind nicht weiche —
Ein Ruck — in Hand blieb ihm das Eisen
Des Helmrings — Jener flieht. Sich wendend:
„Stark ist dein Arm — o Kaǧekiyo“!
Und „stark ist dein Genick“! lacht dieser.

*) Kaǧekiyo: Aber das Schicksal wandte die Entscheidung,
Heike fiel und Genji Yoritomo
Triumphiert.

Chor: Doch seinen Herrn zu rächen
Sinnt Kaǧekiyo. Als Lastenträger
Steine schleppt er zum Tempelbau zu Nara,
Den der stolze Taikun erhebt. Die Augen,
Blind zu scheinen, mit Fischschuppen verdeckt er.
Prächtigen Zuges naht der Stolze, da fällt ihn
Wild der Verkappte an — doch ach, die Kami
Wollten's anders! Man packt ihn, beide Augen
Blendet man ihm, dem schon zum Scheine Blinden,

Anmerkung. Von *) bis *) ist freier Zusatz mit Verwendung einer geschichtlichen Tatsache aus Kaǧekiyos Leben. L. S.

Und verbannt auf ewig von der Heimat
Ward er hier auf dieses öde Eiland.*)

Kağekiyo: Nicht hat mein Herz vergessen dieser Taten;
Ich war so stark, nun bin ich schwach geworden,
Und der Gedanken selber kaum noch Herr.
Ich schäme mich! Lasst mich mit mir allein!
Nicht lange wird mich diese Welt mehr halten.
Kehr' nun, mein liebes Kind, zur Heimat wieder
Und bete für mein Ende!

ANHANG

ZUM KAPITEL „JAPAN“.

STREIFLICHTER AUF DAS JAPANISCHE GEMÜTSLEBEN.

(FRAGMENT.)

Anhang zum Kapitel „Japan".

Streiflichter auf das japanische Gemütsleben.

(Fragment.)

Beim Erscheinen dieser zweiten Auflage der „Sonnigen Welten" lenkt kein Land der Welt die allgemeine Aufmerksamkeit in so grossem Masse auf sich wie das Inselreich Japan.

Man hatte sich zwar gewöhnt, diesem noch vor kaum einem halben Jahrhundert tief in asiatischer Abgeschlossenheit und mittelalterlichem Feudalismus steckenden Inselvolke eine ungewöhnliche Auffassungsgabe und staunenswerte Assimilationskraft zuzuschreiben; aber Gründlichkeit und Vertiefung, eine innerliche Verarbeitung der zugeführten Errungenschaften, eine auf Selbständigkeit ruhende Tüchtigkeit war man wenig geneigt, ihm zuzugestehen.

In seinem gegenwärtigen Kampfe gegen das mächtigste Reich des Abendlandes entwickelt nun das so plötzlich am Horizonte der politischen Tagesgeschichte aufsteigende Volk nicht nur diese Eigenschaften, sondern auch ein so hohes Mass ethischer Kräfte, eine so vollkommen durchgebildete Selbstzucht und Aufopferungsfähigkeit, alle Schichten des Volkes hindurch, dass es den Westen umsomehr in Erstaunen setzen muss, als im allgemeinen demselben die Eigentümlichkeit der japanischen Volksseele bisher ein Buch mit sieben Siegeln war.

Sind doch selbst langjährig eingesessene Kenner des Landes sich darüber einig, dass vielleicht kein Kulturvolk der Erde für den Westländer so schwierig in seiner Eigenart zu verstehen und in seinen Vorzügen richtig zu schätzen ist wie das japanische.

Es dürfte daher dem Leser zum Verständnis des sich gegenwärtig so überraschend kundgebenden japanischen Volksgeistes die nachstehende flüchtige Zusammenstellung einiger seiner intimeren Charakterzüge nicht unwillkommen sein, für welche ich naturgemäss auf Anlehnung an die wenigen solcher genaueren Kenner des Landes angewiesen war.

Ich nenne unter diesen in erster Linie die vorzüglichen Beobachtungen des Schotten Lafcadio Hearn, Professor Satows, Lowells u. a.; daneben haben mir auch

neuere Publikationen von Japanern, wie von Professor Nitobe-Inaza, Hirai, dem Kunsthistoriker Okakura u. a. zum Anhalt gedient.

Zur richtigen Beurteilung des japanischen Volksgeistes, wie er noch heute die breite Masse wie die oberen Schichten des Volkes beseelt, sind zwei Elemente ins Auge zu fassen, die noch immer die treibenden Kräfte des Landes sind. Es ist die Einwirkung der uralten Landesreligion, des Shinto, und die als Blüte des feudalen Mittelalters herausgebildete Ritterethik, das „Buschido".

Der Shintoismus, dessen einfache Grundideen (siehe auch Seite 375) sich in den drei Glaubenssätzen zusammenfassen:

Die Götter zu ehren und das Vaterland zu lieben; das Verhältnis zum Himmel und die Menschenpflicht zu erkennen; dem Mikado Ehrfurcht und Gehorsam zu erweisen — kettet durch seine Lehre von der göttlichen Abstammung des in ununterbrochener Reihe seit zwei Jahrtausenden vererbten Herrscherhauses sowie des ganzen Volkes, durch seinen Glauben an den innigen Zusammenhang der gesamten Ahnenreihe mit der lebenden Generation, gleichsam Vergangenheit und Gegenwart des Volkes zu einer einheitlichen Existenz zusammen und gibt dem Universum einen verwandtschaftlichen Anstrich.

Lassen wir über Shinto einen Japaner selbst zu Worte kommen [1]):

„Die geheime Lebenskraft des heutigen Shintoismus, die Kraft, die allen missionären Bestrebungen widersteht, wurzelt viel tiefer als Überlieferungen oder Formentum. Alle diese kann Shinto überleben ohne seine innere Macht zu verlieren; denn er hat seine Realität nicht in Büchern, sondern im Herzen der Nation. Unter all dem Aberglauben, den kindlichen Mythen und Zaubereien pulsiert die Seele der Rasse; seine Lehren schliessen die beiden hervorragendsten Züge des Gemütslebens unserer Nation ein: „Vaterlandsliebe und Treue".

„Shinto hat kein philosophisches System, keinen Moralkodex, keine Metaphysik — er ist in erster Linie eine Religion des Herzens — verwoben mit den besten Instinkten unserer Rasse. Er ist der Geist kindlicher Ehrfurcht, der Trieb zur Pflicht, die Bereitschaft, das Leben einem Prinzip zu opfern. In seiner Essenz bedeutet Shinto: Charakter im höchsten Sinne, Mut, Höflichkeit, Ehre, vor allem Loyalität. In ihm liegt die Lenksamkeit des Kindes, die Sanftheit des japanischen Weibes".

„Er ist konservativ im höchsten Grad — ein wirksamer Zügel für die nationale Neigung, den Wert einer langen Vergangenheit in raschem Eifer hinzuwerfen für ein neu eindringendes Fremdes. — Seine Lehre prägt eine solche Treue zum Herrscher — solche Ehrerbietung für das Andenken der Ahnen, so viel Familiensinn, Kindes- und Vaterlandsliebe ein — wie kein anderer Glaube sie zu nähren vermag".

[1]) Netobe Inazo, Bushido.

Solche Grundanschauungen der Shintolehre bilden auch noch heute die Grundlage der volkstümlichen Jugenderziehung. Noch heute werden in einer Klasse halbwüchsiger Knaben, vom Lehrer befragt, was ihr liebster Wunsch sei, zwei Drittel mit aufrichtigem Herzen antworten: für den Mikado zu sterben!

In der Shintotheologie ist kein Platz für die Erbsünde, sie glaubt an die eingeborne Güte und göttliche Reinheit der menschlichen Seele dank deren göttlicher Abstammung. Daher soll alles Lernen, alle Erziehung nur dazu dienen, diese eingebornen Eigenschaften der Seele ans Licht zu ziehen. Wie tief schon im japanischen Kindergemüt dies Vertrauen in die eigene Seele eingepflanzt ist, zeigen die Worte, die ein Lehrer über dem Bett seines kranken Schülers fand: „Du meine Herr = Seele! Du beherrschest mich; du weisst, dass ich jetzt mich nicht selbst lenken kann. Mache, dass ich nicht zu viel spreche, lass mich den Befehlen des Arztes gehorchen! Geschrieben vom kranken Körper des Shibo an seine Seele“[1].

In obigem Sinn wird auch alles in der Naturanschauung dem ethischen Zwecke dienstbar gemacht. Man lese die Schulaufsätze junger Japaner, auch unter europäischen Lehrern! Jeder Gegenstand aus Natur und Leben, den man ihnen aufgibt, wird, meist nach altüberlieferten Formen auf seine Moralanwendung hin angeschaut.

Das Glühwürmchen erinnert sie an die Geschichte von jenem Studenten, der, zu arm um sich eine Laterne zu kaufen, sich Leuchtkäferchen fängt und bei deren Schein studiert, oder sie sollen über Mücken schreiben und enden: „Ich denke es ist gut, dass die Mücke einen Stachel hat, denn wenn wir einschlafen, wird sie uns wecken, und so werden wir weiter arbeiten“.

Dieser Satz ist zugleich charakteristisch für den grossen Lerneifer des japanischen Kindes. Es ist gewiss kein Zufall, dass man nach dem grossen Erdbeben im Jahre 1891 junge Kinder auf den Trümmern ihrer zerstörten Heimstätten sitzen fand, die eifrig zeichneten und schrieben auf den verbrannten Ziegeln, indes die Erde noch unter ihnen bebte. Derselbe wunderbare Pflichtgeist, die Geduld und Selbstkontrolle, die sich in früheren Jahrhunderten fast ausschliesslich auf moralische Ziele konzentrierten, werden jetzt dem Lernen zugewandt und machen die Japaner zu dem gelehrigsten und ehrgeizigsten der Schüler.

Auch die Poesie wurde in erster Linie als Seelenerziehungsmittel geschätzt und geliebt. Eines der häufigsten geselligen Spiele der Jugend ist das gemeinsame Improvisieren kurzer vierzeiliger Strophen. Jede lebhafte Empfindung, insbesondere Schmerz, Zorn oder Enttäuschung irgend welcher Art soll gewissermassen durch das Ausklingen in poetischer Form auf eine abgeklärtere Empfindungsstufe erhoben werden. Diese Leichtigkeit, Gefühle in poetischen Ergüssen auszusprechen, ist dem Volk ganz in Fleisch und Blut übergegangen und noch heute lebendig — wie sie früher zu den Bestandteilen der Rittererziehung gehörte. Es ist noch jetzt

[1] Nach L. Hearn.

nichts Seltenes, Soldaten auf dem Marsch Pinsel und Papierband herausziehen und ein Gedicht hinpinseln zu sehen. Bei Gefallenen fand man häufig die unterwegs gedichtete Ode im Helm verborgen.

In demselben Sinne wird das Studium der Musik betrieben, nicht um der Technik, der Kunst als solcher, willen, sondern wegen ihres ethischen Einflusses. Ihr Zweck ist die Reinigung des Herzens. Keine Tonharmonie, sagt man, ist möglich, ohne das Herz des Spielers mit sich selbst in Harmonie zu bringen. Die Musik wird gelehrt, damit sie der Ethik dienstbar sei.

Auch die japanische Kunst, speziell die Malerei, ist nur im Zusammenhang mit dieser moralisierenden Volkstendenz richtig zu begreifen. Sie ist nie Selbstzweck; ihre Schöpfungen gelten nur insoweit, als sie „zarte oder heroische, erzieherische oder religiöse Empfindungen in der Seele auszulösen geeignet sind".

Ebenso sind auch fast alle geselligen Unterhaltungen und Festlichkeiten der Japaner mit irgend einem ethischen Nebenzwecke verbunden. Dies gilt besonders von der aus dem feudalen Mittelalter stammenden feierlichen Tee-Zeremonie, dem Cha-no-yu, — die von einem Daimyo in der Hochflut kriegerischer Wirren als ein Mittel zur Ablenkung und Sammlung für die erregten Geister eingeführt wurde und noch heute eine Hauptfeierlichkeit des japanischen Hauses ist. Cha-no-yu ist mehr als eine Ceremonie, es ist „eine schöne Kunst, ist Poesie mit Gebärden an Stelle des Reimes".

Ein altes japanisches Zeremonienbuch gibt als notwendige Vorbedingungen für eine Teegesellschaft an: Reinheit, friedliche Stimmung, Ehrfurcht, Freiheit von weltlichen Sorgen etc.

Die peinliche Sauberkeit des kleinen Zimmers, das vom Getümmel der lauten Menge weit abliegt, ist an und für sich schon dazu geschaffen, die Gedanken von der Welt abzulenken. Alles geht nach feierlichen, festen Regeln, von denen manche ungemein charakteristisch sind für den Feinsinn der japanischen Etikette. Nicht nur dass der Wirt selbst mit grösster Sorgfalt das köstlichste Teegerät in fest bestimmter Ordnung auf den blendend weissen Matten aufstellt, er stimmt sogar den am Ehrenplatz aufgehängten Kakemono auf die Neigungen und wahrscheinlichen Gedanken seiner Gäste. „Unser Ziel ist die grösste Feinheit des Geschmacks, während alles, was an Prunk erinnern könnte, mit religiösem Abscheu verbannt ist". In einer gewissen Pause der Festlichkeit verschwindet offiziell der Wirt, um den Gästen Gelegenheit zu geben, die oft Kunstwerte höchsten Ranges repräsentierenden Gerätschaften, das Arrangement des Zimmers, des Kakemono gebührend zu bewundern; ins Gesicht loben wäre für das japanische Gefühl ein schwerer Verstoss gegen die gute Sitte.

Ähnliche Züge weisen andere Gesellschaftsunterhaltungen auf — wie z. B. das Weihrauchfest — für welches der Geruchsinn der Gäste — es gilt, aus einer Menge kostbarer Weihrauchdüfte die Ingredienzien zu erraten — „durch Einschränken der Nahrung durch Stillehalten des Gemütes" etc. sich zu schärfen hat.

Die feinsinnigen Züge der beliebten Blumenfeste Japans sind ja schon an anderer Stelle dieses Buches beleuchtet.

Sogar die Fechtkunst nimmt bei dem merkwürdigen Volke ein ethisierendes Gewand an. So ist das Jiujutsu, die Geheimfechtkunst der Japaner, im eigentlichen Sinne ein Triumph des Intellektes über die rohe Kraft zu nennen. Das Wort bedeutet „die Kunst, durch Nachgeben zu siegen", und das Prinzip ist die Erschütterung des Gleichgewichts des Gegners durch Ausnutzen von dessen eigenem Kraftaufwand.

Ihr Erfinder, ein Arzt Akiyama, soll aus der Beobachtung eines mit Schnee belasteten Weidenbaumes, dessen elastische Zweige der Last widerstanden, während die stärkere, unbiegsame Kiefer brach, die Kunst erlernt haben, und sie heisst darnach auch „der Geist der Weidenbaumschule".

In gewissem Sinne könnte man das Jiujutsu symbolisch nennen für manche Züge im Verhalten des japanischen Volkes gegenüber dem Westen und seinem aufgedrungenen Einfluss. „Der japanische Geist wird dem westlichen nur soweit nachgeben, wie es ein gut eingeführtes Jiujutsu eben verlangt."

Es existieren heute allein in Tokyo 30 verschiedene Schulen dieses Kunstfechtens. Es soll 303 Methoden geben, einen Gegner zu werfen, und 28 Arten, den durch Jiujutsu wie tot Hingeworfenen wieder zu beleben. Eine schwache Frau im Vollbesitze dieser, auf kluger Ausnutzung anatomischer Verhältnisse basierenden Kunst soll imstande sein, durch einen einzigen Griff einen kräftigen Mann wehrlos zu machen; ja es gibt Geheimgriffe, die auf der Stelle tödlich wirken.

Die Trainierung zu dieser echt japanischen Geheimkunst, die aus dem Mittelalter stammt und lange Zeit ein Monopol der Ritterkaste blieb, war wie alle ritterlichen Übungen derselben stark mit moralischen Momenten durchsetzt. Nur der durfte in den Besitz einer so gefährlichen Macht kommen, der ein Meister in dem ersten Erfordernis aller japanischen Charakterbildung geworden — einer unverbrüchlichen Selbstkontrolle. —

Diese Quintessenz der japanischen Ethik liegt ja allen, dem Ausländer oft unverständlich und unnatürlich erscheinenden Lebens- und Umgangsformen des Volkes zugrunde. In einer ihrer extremsten und auffälligsten Äusserungen hat sie zu vielen Missdeutungen Anlass gegeben und jedenfalls viel dazu beigetragen, dem japanischen Charakter mit Unrecht tieferes Gefühl und Sensitivität in unserem Sinne abzusprechen.

Es ist dies das rätselhafte Lächeln des japanischen Volkes — dieser Sonnenschein auf allen Gesichtern, der uns gleich in den ersten Stunden unseres Aufenthalts im Lande so merkwürdig berührt, zuerst seltsam anziehend, erwärmend wie eine Welle über uns hinflutenden allgemeinen Wohlwollens (in stärkstem Gegensatz zu China, wo eine spöttische, feindselige Abwehr neben brutaler Neugier der Hauptausdruck der dem Fremden entgegenstarrenden Gesichter ist); bald aber uns immer mehr erstaunlich, fast unheimlich erscheinend, — denn wir werden inne — dies

Volk „lächelt zu Schmerz, Zorn und Tod ebenso wie zu Leben, Liebe und Freude!"

Das Lächeln wird gelernt wie die Verbeugung, es gehört zur guten Lebensart.

Kein anderes Volk hat so sehr die Intuition der Einheit aller Wesen, ist so durchdrungen von der Überzeugung, dass unser Glück im Leben vom Glück unserer Umgebung abhängt, und setzt diese Erkenntnis in so vollendeter Weise in die Tat um.

Ernsthaft oder traurig auszusehen, würde den anderen unangenehme Gefühle erwecken. Besucht man daher einen japanischen Freund zur Zeit seines schwersten Kummers, sicher tritt er einem lachend, mit roten Augen und feuchten Wangen entgegen. Zuerst hält man ihn für hysterisch. Fragt man ihn, so antwortet er mit einigen abgebrochenen Gemeinplätzen: „Das menschliche Leben hat seinen Kummer", „Die sich begegnen, müssen sich trennen", „Der geboren ist, muss sterben", „Es ist töricht, die Jahre eines Kindes zu zählen, das von uns gegangen, aber der Frauen Herz geht Torheiten nach" usw.

Bricht ja einmal der Schmerz gewaltsam sich Bahn, so folgt alsbald eine reuige Bitte: „Vergebt, dass ich so selbstsüchtig und unhöflich war, euch meinen Kummer zu zeigen. Es ist rücksichtslos von mir, einen so nichtigen Gegenstand wie meinen Schmerz zu erwähnen."

Jede trübe Nachricht muss mit einem Lächeln überbracht werden. Ja selbst eine Mutter, die ihr Kind verloren, wird es mit lächelndem Munde melden, wenn auch die Lippen dabei zucken mögen.

Dieser, das Empfinden des Europäers so fremd, fast abstossend berührende Zug hat nichts zu tun mit äusserer Formseligkeit, noch weniger mit einer Stumpfheit der Empfindung. Er entspringt der echtesten Herzenshöflichkeit und streng anerzogener Selbstunterdrückung.

Der Japaner behauptet sogar, dass diese Unterdrückung der Äusserungen schmerzlicher Empfindung die letztere selbst steigern. „Einige unserer Gebräuche können dem Fremden hartherzig erscheinen, doch sind wir für zarte Empfindungen so empfänglich, wie irgend ein Volk unter dem Himmel. Man stelle sich vor, dass Eltern vor ihren Kindern, Gatten untereinander bei einer Trennung vielleicht für Lebenszeit sich nicht berühren, keinen Händedruck tauschen, keine Träne vergiessen. Nur eine stumme Verbeugung, einige gemurmelte zeremonielle Worte dürfen der inneren Empfindung zum Ausdruck dienen."

Zu welch tragischen Folgen dies Missverstehen des japanischen Lächelns führen kann, beweist ein Beispiel: Ein verarmter Samurai steht im Dienste eines Engländers; eines Tages erbittet er von seinem Herrn ein kleines Darlehen für Ausgaben zum Neujahrsfest und verpfändet ihm hiefür sein wertvolles Samurai-Schwert, das er nach einigen Wochen für die betreffende Summe wieder auslöst. Kurze Zeit danach gerät der Herr durch irgend einen unwichtigen Grund gegen den Alten in Zorn und lässt ihn das in heftigen Worten fühlen. Der Samurai er-

widert die Schmähungen mit Verbeugungen und dem typischen japanischen Lächeln; dies erbost den Europäer noch mehr, der keinen Begriff von dieser aus Jahrtausende alter Kultur stammenden Selbstbeherrschung hat; und er lässt sich hinreissen, den alten Mann zu schlagen. Im Nu scheint dieser verwandelt in einen Jüngling, und das einst verpfändete Schwert schwebt im drohenden Kreis dicht über dem Haupt des Europäers. Aber mit gleicher Plötzlichkeit kehrt es in die Scheide zurück, und der alte Mann wendet sich ohne ein Wort zu sagen und verlässt das Haus. Der Herr ward nachdenklich und erinnerte sich der unerschütterlichen Treue des Dieners, so mancher unbefohlenen Dienstwilligkeit und Freundlichkeit, und er wünscht sein Unrecht wieder gut zu machen. Aber es ist schon zu spät. Am selben Abend hat der Alte Harakiri begangen. Er hinterlässt den typischen Erklärungsbrief; ein Samurai kann einen ungerechten Schlag nicht erdulden ohne ihn zu rächen.

Unter andern Umständen hätte er ihn rächen können. Aber das Schwert, das er einst in einer Stunde der Not dem Manne verpfändet hatte, der ihn beleidigt, konnte er gegen diesen nicht gebrauchen, und so blieb ihm nur der Ausweg eines ehrenvollen Selbstmordes.

Dieser Fall gibt zugleich ein Bild davon, wie die verwickelten eigentümlichen Ehrbegriffe des untergegangenen feudalen Rittertums noch immer ins tägliche heutige Leben Japans hineinspielen. Jener alte Samurai war ein echter Schüler des alten „Ritterpfades" des „Bushido".

Unter diesem Worte begriff der japanische Ritterstand einen durch Jahrhunderte ausgebildeten Ehrenkodex, dessen Ausübung allmählich zu einem Bestandteil der durchschnittlichen Lebensübung des Japaners überhaupt wurde.

Die Haupttugenden, die Bushido fordert, sind Aufrichtigkeit, im Sinn von Wahrhaftigkeit sowohl wie Gerechtigkeit, Mut, Standhaftigkeit, Höflichkeit in der exquisiten japanischen Auffassung und Mitgefühl. Die „Milde und Zartheit des japanischen Kriegers" war sprichwörtlich.

„Die Ritterlichkeit ist eine Blume, welche auf dem Boden Japans ebenso einheimisch ist wie ihr Zeichen, die Kirschblüte. Sie ist keine getrocknete Gattung einer veralteten Tugend, die in dem Herbarium unsrer Geschichte aufbewahrt wird. Sie ist unter uns ein noch lebendes Wesen voll Kraft und Schönheit, und wenn sie auch keine greifbare Form und Gestalt annimmt, so durchdringt sie nichtsdestoweniger die Atmosphäre unserer Moral und zeigt uns, dass wir noch unter ihrem mächtigen Zauber stehen. Längst sind die gesellschaftlichen Bedingungen, die sie hervorbrachten und wachsen liessen, verschwunden, aber wie jene weitentfernten Sterne, die einst waren und nicht mehr sind, noch immer ihre Strahlen zu uns senden, so erleuchtet das Licht der Ritterlichkeit, dieses Kindes des Feudalismus, noch immer den Weg unserer Sittenlehre und überlebt die Einrichtung, die ihre Mutter war."

„Bushido, der Schöpfer und das Produkt des alten Japans, ist noch immer der leitende Grundsatz der Übergangszeit und wird sich als die bildende Kraft der

neuen Ära erweisen. Wenn die durch Bushido genährten Gefühle aufgeweckt werden, kann eine moralische Erneuerung von ungeahnter Grösse hervorgerufen werden, denn das Herz des Volks antwortet, ohne zu wissen warum, auf jeden Appell an das, was es ererbt hat . . . So mag Bushido als unabhängige Ethik vielleicht verschwinden, aber seine Macht über unser Leben wird nimmer vergehen".

Diese mächtige Nachwirkung des Bushido auch noch auf das heutige nationale Leben Japans beruht grossenteils darauf, dass es auf dem Boden des Shinto erwachsen ist, aus diesem seine Nahrung gezogen hat. Obwohl zur Zeit seiner Herausbildung der Buddhismus Staatsreligion geworden, so fand das Rittertum doch in den tief vererbten, zu Instinkten gewordenen Überlieferungen der uralten Landesreligion, der Lebensfreude und Naturfreude ebenso nahe liegen, wie dem alten Griechentum, den Ansporn und die Tatkraft, die ihm der Buddhismus nicht geben konnte. Nicht auf asketisch-weltabgewandte, sondern auf kraftvoll tatenfrohe Erfassung des Lebens war seine strenge Selbstzucht gerichtet.

Eine mehr als spartanische Erziehung ward den kleinen Samurai-Söhnen zuteil. Man gewöhnte sie schon früh an den Anblick von Blut; man liess sie Hinrichtungen beiwohnen, ohne dass sie Bewegung zeigen durften, und um ihren geheimen Schauder zu überwinden, liess man sie bei ihrer Heimkehr blutrot gefärbten Reis essen, ja man schickte sie selbst um Mitternacht auf den Richtplatz und liess sie den Kopf eines Enthaupteten zurücktragen.

Das Kind eines Samurai durfte nichts fürchten. „Die Bären werfen ihre Jungen den Abhang hinunter", war ein Wahrspruch der Rittererziehung. Geschichten kriegerischer Heldentaten wurden den Kindern erzählt, wenn sie noch an der Mutterbrust[1]) lagen. Ein kleiner Junge weint vor Schmerz; die Mutter schilt ihn folgendermassen: „Was bist du für ein Feigling! Was willst du tun, wenn dein Arm in der Schlacht abgeschlagen wird? Was, wenn du Harakiri begehen sollst?"

Besonders gegen Kälte wurden die Kinder in harter Weise abgehärtet; man liess sie im Winter Nächte im Freien zubringen, ja häufig Nächte durchwachend bei ihren Studien verbringen.

Insbesondere wurde der Samurai-Sohn schon in frühester Jugend belehrt, wie er sich, wenn je es eine Ehrensache von ihm verlangen sollte, in gebührlicher Weise das Leben nehmen könne. — „Unsere Etikette" sagt ein moderner japanischer Autor, „beginnt mit den Regeln, wie man einen Fächer überreicht, und endet damit, wie man einen Selbstmord begeht".

Auch das junge Mädchen wurde dazu erzogen, ihre Gefühle zu unterdrücken, ihre Nerven abzuhärten, den Umgang mit Waffen zu lernen, besonders mit dem langstieligen Schwerte, naginatu genannt, so dass sie fähig war, bei unerwarteten

[1]) Die japanischen Kinder werden wie fast überall im Osten weit später entwöhnt als im Westen.

Ereignissen ihren Mann zu stehen. Es wäre eine Schande für sie gewesen, den richtigen Weg nicht zu kennen, auf dem sie Selbstmord begehen konnte. So wenig sie z. B. von der Anatomie lernte, so musste sie doch die Stelle genau kennen, an der sie sich die Kehle durchschneiden konnte; sie musste wissen, wie sie sich die Füsse mit einem Gürtel zusammen zu binden hatte, damit auch nach dem furchtbarsten Todeskampfe ihre Glieder in vollständigster Sittsamkeit gefunden würden.

Bei den zahllosen Feudalkriegen hatten oft Frauen jahrelang die von Männern entblössten Ritterhöfe selbständig zu verwalten und zu verteidigen, und so war das Bushido-Ideal von der Frau zugleich ein Hausfrauen- und Amazonenhaftes. Und noch heute ist dieses Ideal zum Teil in der Seele der sanftesten Japanerin verwirklicht.

In einem der letzten inneren Aufstände soll noch ein ganzes Korps junger Mädchen sich aktiv am Kampfe beteiligt haben. Wie manchen Beleg stillen wie aktiven Heldentums bei Frauen zeitigt jeder Tag der gegenwärtigen Kriegslage des Landes! Alte Mütter entleiben sich, um dem Sohne das Fortziehen in den Krieg zu erleichtern; Gattinnen verlassen heimlich ihr Haus, um dem Gatten das Herz für den Kampf frei zu machen — es sind gewiss die wenigsten nur solch stiller Heldentaten, die bekannt werden — denn die japanische Aufopferung ist stolz und verschwiegen. Aber gewiss würde auch heute noch der grausige Heroismus der Mutter, die, um den Sohn des Feudalherrn zu retten, das eigene Söhnchen den Mördern preisgibt, (Gegenstand eines beliebten mittelalterlichen Volksdramas), in mancher Japanerin sein Widerspiel finden können

Ein erschütterndes Beispiel lebendigen Bushido-Geistes in der Frau gab der Öffentlichkeit vor einiger Zeit folgender Vorfall:

Auf seiner Reise in Japan wurde bekanntlich ein kaiserlich russischer Prinz angefallen und verwundet. Ganz Japan sympathisierte mit dem Kummer des Mikado über diese seinem Gaste angetane Unbill. Der dem Sicherheitsdienste vorstehende erste Staatsbeamte, einer der höchsten Würdenträger des Reiches, erhielt von einer Anzahl Edelleuten ein kostbares Schwert mit einem Schreiben zugesandt, welches die Aufforderung enthielt, dass er sein Bedauern über den Vorfall durch Harakiri beweisen solle. Ein blühendes junges Mädchen aus verarmtem edlen Geschlecht aber weiss seinem Schmerz über diesen Vorfall, welchen selbst ein patriotisches Gemüt des Westens gar nicht als persönliches Erlebnis zu erfassen vermöchte, nicht anders Ausdruck zu geben als durch das Opfer des eigenen jungen Lebens. Sie reist nach Kioto, lässt sich ihr kleines Rasiermesser, das zu jeder weiblichen Toilette gehört, doppelt schärfen, schreibt einen flehentlichen Brief an die Würdenträger der kaiserlichen Stadt, dass der „Sohn des Himmels" angegangen werden möge, seinen Kummer zu beenden, da ein Leben sich freiwillig für das Geschehene geopfert. Dann bindet sie sich ihre Gewänder mit ihrem seidenen

Untergürtel nach alter Buschido-Vorschrift fest um die Füsse und tötet sich, wie es einer Samurai-Enkelin gebührt, durch einen Schnitt in den Hals.[1])

Wie hier die rasche Selbstaufopferung des japanischen Herzens, — die Anhänglichkeit an den Herrscher — sich in impulsiver, fast sentimentaler Weise offenbaren, so gab ein typisches Beispiel der überlegten, zielbewussten Hinopferung des eigenen Lebens zur Bekräftigung einer Gesinnung und zum Wohl des Landes die Tat jenes Offiziers, der vor etwa zehn Jahren sich auf einem Begräbnisplatz den Bauch aufschlitzte, um wie sein Sterbebrief an den Mikado sagte, „die Aufmerksamkeit auf die Gefahr des russischen Eindringens in die nördlichen Meere zu lenken." Ohne das Siegel des Blutes wäre seine Warnung ihm vermessen und ohne Wirkung erschienen.

Dieser Zug, eine tiefe Empfindung, eine Überzeugung durch den Tod zu besiegeln, wurzelt tief im japanischen Volksgemüt. Er hat sich sogar verkörpert in einer Gottheit, die sie „Shinigami", „Herr des Todeswunsches" nennen. „In Dantes Hölle müsste," sagt ein japanischer Schriftsteller, „im Kreise der Selbstmörder die grösste Abteilung für die Japaner reserviert sein.

Dass bei solcher Todesbereitschaft im Wesen eines ganzen Volkes auch jene Leidenschaft die Reihen des Selbstmordes füllt, die in andern Völkern seine meisten Opfer fordert, ist nur begreiflich.

Das häufige und als etwas Selbstverständliches hingenommene Vorkommen des Doppelselbstmordes von Liebenden ist zugleich der beste Beweis dafür, dass innige, ja sentimentale Liebesleidenschaft dem Japaner nicht fremd ist, wenn sie auch schwerlich je den schwärmerisch-idealistischen Flug wie in westlicher Empfindung erreicht. —

Hierfür spricht auch die grosse Beliebtheit, die Werthers Leiden unter japanischen Lesern findet, und das folgende moderne Gedicht, das ich der Sammlung von Professor Florenz entnehme[2]), mutet uns fast an wie ein Klang aus Beethovens Adelaide.

Meine Augen, die nichts anderes als Dich sehen,
Meine Tränen, die unbewusst herabtropfen,
Warum siehst Du sie nicht?

Das Lächeln, das ich niemandem als Dir zeige,
Die Wangen, die sich nur
Vor dem Glück Dich zu sehen, färben,
Warum siehst Du sie nicht?

Dies mein Herz ist der Liebe Eigentum —
Liebe ist ein anderer Name für Dich —

[1]) Nach Lafcadio Hearn.
[2]) Zur japanischen Literatur der Gegenwart.

Von Liebe verzehrt werde ich sterben —
Dann wird selbst auf dem Grabe,
Wo mein Körper begraben liegt,
Kein anderes Gras als Liebe wachsen.

Stirb, o Leib!
Wenigstens, wenn ich dahin gegangen,
Werde ich von Dir in meinem wahren Wesen verstanden werden.

Es fehlt sogar nicht an einer Vertreterin der Hero in den japanischen Liebesüberlieferungen, nur nimmt das Mädchen hier den härtern Teil auf sich, denn sie ist es, die über den Meerbusen zu ihrem Liebsten schwimmt und ertrinkt, da jener seine Laterne erlöschen lässt.

„Shinju", „Herzenstod" nennt der japanische Volksmund das gemeinsame in den Tod gehen zweier Liebenden. Früher war eine der beliebtesten Todesarten die, dass der Liebhaber erst die Geliebte mit seinem eigenen Schwert tötete und sich sodann selbst den Hals durchschnitt, oder sie banden sich mit des Mädchens langem Seidengürtel fest aneinander und sprangen ins Wasser. In neuerer Zeit machen sich die Liebesselbstmörder sogar die Fortschritte der Technik zunutze, indem sie sich zusammengebunden auf die Eisenbahnschienen legen. Regelmässig bitten sie dabei in ihren Sterbebriefen um ein gemeinsames Grab, und wo in seltenen Fällen es ihnen versagt wird, hält der Volkssinn dies für eine schwere Grausamkeit. Ihre Särge werden zusammen herabgelassen, und drunten wird die Zwischenwand zerschlagen; Liebespaare kommen an ihre Gräber, um zu beten.

Wird eines der beiden Liebenden gerettet, so ist es der Volksauffassung nach verpflichtet, dem Vorangegangenen bei erster Gelegenheit nachzufolgen, besonders wird dies vom Mann erwartet, und ein Shinju-Überlebender wird sein Lebenlang mit grösster Missachtung angesehen.

Ein häufig von Liebesselbstmördern hinterlassenes Verschen lautet:

Ist in diesem Leben Vereinigung nicht uns beschieden,
Ein gemeinsames Heim harrt unser im Lotosschloss drüben.

oder auch:

Wehe ich leide zuviel — doch wohl in früherem Dasein
War ich zu glücklich einst, Leid zweier Leben nun wird mir.

Sie sind ja überzeugt, dass die Hindernisse ihrer Liebe nicht von aussen kommen; es ist ihr Karma, die Schuld eines früheren Lebens. Sicherlich, wenn sie nicht zusammenkommen können in dieser Existenz, ist es, weil eines von ihnen oder beide in einer früheren ein Liebesversprechen brachen. Wenn sie nun zusammen sterben, werden sie nicht nur im Paradiese auf derselben Lotosblume ruhen, sondern auch in sieben künftigen Existenzen einander angehören. Die Verbindung von Gatte und Gattin gilt in der Volksauffassung nur für ein Leben —

die von Kind und Eltern für zwei — während die des Samurai für den Feudalherrn durch drei Leben führte!

Niemals scheiden die Liebesselbstmörder aus dem Leben ohne rührende Entschuldigungsbriefe an ihre Familien oder Brotherren zu hinterlassen. Einen solchen typischen Shinju-Brief eines Teehausmädchens an seinen Wirt [1]) lasse ich hier folgen:

„Diesen Brief hinterlasse ich. Ihr wisst, letzten Frühling fühlte ich Liebe für Tanschiro, und er auch begann mich zu lieben; nun ist die Wirkung unserer Liebe in einem früheren Leben über uns gekommen, jenes Versprechen, das wir uns brachen in früherem Dasein, und so muss ich schon heute in den Neido hinabfahren. Ihr habt mich stets freundlich behandelt, und obwohl ich töricht und ungeschickt war, habt Ihr meiner Mutter und Schwester geholfen, und nun da ich Euch nicht ein Tausendstel der grossen Güte, gross wie die Berge und die See, vergolten habe, werdet Ihr mich gewiss als eine grosse Verbrecherin hassen. Aber seht, ich bin dazu gezwungen durch mein tiefes Herz, darum bitte ich, vergebt mir alle begangenen Fehler! Auch im Neido werde ich Eure Milde für mich nicht vergessen, gross wie die Berge und die See. Von jenseits des Schattens der Gräser werde ich versuchen Euch zu belohnen und meine Dankbarkeit über Euer Haus zu senden. Manches möchte ich noch schreiben, aber mein Herz ist nun kein Herz mehr, und ich muss rasch gehen; so lege ich meinen Schreibpinsel nieder."

Wie hier — stammen überhaupt die Heldinnen solcher Liebestragödien, wie durchschnittlich auch der Liebesliteratur, aus jener eigentümlichen Halbweltklasse der Teehausmädchen, Tänzerinnen oder auch Sängerinnen (oft auch Dichterinnen und Schauspielerinnen), für welche in unserem westlichen modernen Leben kein entsprechendes Gegenbild sich findet — und die am ersten noch dem griechischen Hetärentum zu vergleichen ist. Von diesem unterscheidet sie jedoch der charakteristische Zug, dass in den seltensten Fällen eigene Neigung und Interesse – meist einzig — die Aufopferung für ihre Familie sie in diese Laufbahn drängt.

In ihnen konzentriert sich für den Japaner die raffiniert ästhetische Ausbildung, die bewegliche Geistesgrazie und der romantische Lebensschwung, den er bei der durch die Eltern ihm zuerwählten Gattin weder sucht noch findet. Bleibt so für stürmische Liebesleidenschaft im Reich der Ehe wenig Raum, und tritt sie jedenfalls in der Dichtung nicht ans Licht, da man nur Heroinen ehelicher Treue und Aufopferung für Gatten, Kinder oder gar den Lehnsherrn des Gatten vorführt, so zeigt doch so manche Volksüberlieferung, dass im Herzen der Ehefrauen der Liebesgott wenigstens sein Eifersuchtsszepter heftig schwingen kann.

Das japanische Weib wird freilich dazu erzogen, niemals Eifersucht zu zeigen, aber dies Gefühl ist älter und stärker als alle Erziehung. Unter ihrer passiven Maske fühlt die Japanerin wie ihre westliche Schwester.

[1]) Nach Lafcadio Hearn.

Einen schauerlichen Ausdruck hat diese unterdrückte Eifersucht in einer Erzählung gefunden, in welcher eine sterbende Frau unter dem Vorwande, noch einmal die Kirschblüte zu sehen, sich von der jüngeren Rivalin auf deren Rücken ins Freie tragen lässt und ihre erstarrenden Hände so fest in den Busen derselben einkrallt, dass sie nach dem Tode nicht mehr zu lösen und als vertrocknetes, scheussliches Anhängsel von der Unglücklichen durch das Leben geschleppt werden müssen.

Eifersüchtige Frauen werden auch wohl in der Hölle zu Schlangen, die den Ungetreuen am Halse würgen. Ganz landläufig aber ist die Auffassung, dass die Haare aufeinander eifersüchtiger Frauen sich nachts zu Schlangen verwandeln und bekämpfen. So fand ein nächtlich heimkehrender Mann seine Gattin schlafend neben der im Wachen mit der anerzogenen Unterwürfigkeit der japanischen Ehefrau geduldeten Konkubine und sah die Haare der Schläferinnen als zischende schwarze Schlangen sich ineinander verbeissen — indes ihre an der Papierwand aufgehängten Metallspiegel klirrend gegeneinander schlugen. Wie fast immer vom Erleben besonders erschütternder Seelenvorgänge entsagt der Mann dem weltlichen Leben und wird ein Mönch.

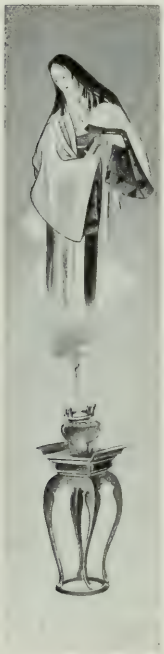
Der Spiegel ist in der japanischen Auffassung der Hüter der Seele der Frau, der ihre Schmerzen und Freuden teilt und dementsprechend trüb oder klar erscheint und auch häufig mit ihr begraben wurde. Wie die Gattin bei des Gatten Tode oft ihr schönes schwarzes Haar in das Grab legte, so brachte sie auch den Zeugen ihrer Schönheit — den Spiegel — ihm zum Opfer. In Hakata steht ein Buddha, von dem erst der Kopf fertig, — ganz hergestellt aus solch geopferten Bronzespiegeln; Haufen dieser meist ausserordentlich kunstvollen Spiegel liegen noch gehäuft davor, um schliesslich den Leib des Buddha zu bilden.

Ihren lieblichsten Ausdruck hat diese Auffassung in der bekannten Erzählung vom Matsuyama-Spiegel gefunden: Ein Ritter bringt seinem jungen Weibe aus der Hauptstadt einen schönen Silberspiegel mit. Es war der erste, den sie sah; verwundert fragt sie, wessen das hübsche, lächelnde Gesicht sei, das sie erblicke, und da er sie auslacht und ihr sagt, dass sie es selbst sei, verbirgt sie ihr Kleinod, um sich nur im Geheimen daran zu freuen; aber sie erkrankt, und vor dem Sterben gibt sie ihrem Töchterchen den Spiegel, indem sie sagt: „Weine nicht, wenn Du hineinsiehst jeden Morgen und Abend, dann siehst Du mich, und ich bleibe bei Dir.“ — Und das Mädchen schaute Abend für Abend auf das liebliche Bild, das ihr der Spiegel zuwarf, sprach und lachte mit ihm in dem beglückten Wahn, die Mutter vor sich zu sehen.

Der Vater, sagt die alte Erzählung, wurde aufmerksam auf die scheinbare Eitelkeit des Kindes, aber da er ihren holden Irrtum erfuhr, wagte er ihn nicht zu zerstören und weinte nur heimliche Tränen.

Haben die vorstehenden Beobachtungen uns Einblick in die mehr heroischen oder leidenschaftlichen Gefühle der japanischen Volksseele gegeben, so mögen hier noch einige Bemerkungen Platz finden, die die weicheren und zarteren Töne ihres Empfindungslebens anklingen lassen.

Einer der anmutigsten Züge des japanischen Gemütslebens bildet die ausserordentliche Kinderliebe des Volkes, deren phantasievolle Ausgestaltung aus dem Lande nicht nur ein irdisches Kinderparadies geschaffen, sondern den Kleinen auch noch im Jenseits besondere Fürsorge sichert. Diese Rolle fällt der blühenden Gestalt des Kindergottes Jizo zu — der in einem besondern Kinderhimmel sich der Seelen jung gestorbener Kinder annimmt. Er tröstet die Kleinen, wenn sie nach den verlornen Eltern jammern, spielt mit ihnen und versteckt sie in seinen langen Ärmeln vor den hässlichen Dämonen, die immer wieder suchen, die Steinhäufchen umzustossen, die die Kleinen als Gedächtnis- und Segensopfer für die verlassenen Eltern allmählich aufwerfen. Hier wie anderswo finden sich Anklänge an die germanische Mythe vom Tränenkrüglein in Erzählungen, z. B. wie der heraufbeschworene Geist des Kindes die Mutter anfleht, nicht soviel zu weinen, weil ihre Tränenflut das mühsame Werk der Kinderhändchen immer wieder zerstört.



Wo eine Mücke schreit, da bin ich! [1])

In Izumo an der westlichen Küste Japans fliesst in einer Grotte ein weissfarbiger Quell, der der Brunnen des Jizo heisst, der „Milchbrunnen", von dem die Seelen toter Kinder trinken. Mütter, denen Milch mangelt, gehen dorthin, um darum zu bitten, und solche die mehr als nötig davon haben, pilgern hin und beten zu Jizo, dass er von ihrem Überfluss für die toten Kinderchen nehmen möge; und „ihr Gebet wird erhört", so sagen wenigstens die Leute von Izumo. Hunderte kleiner Steinhaufen sind in einem Teil dieser Höhle aufgeführt von den Geisterhändchen toter Kinder, die nächtlich dort aufhäufen, unermüdlich wieder aufbauen, was die rastlose See hinwegwäscht. Allmorgendlich sieht das Fischervolk die Spuren kleiner, nackter Kinderfüsse auf den feuchten Klippen; dazwischen liegen winzige Strohsandalen, — die die Fischer den Kindergeisterchen spenden, damit sie ihre Füsse nicht verletzen; aber die dürfen sie wohl nicht gebrauchen, denn nur nackte Fussabdrücke finden sich auf den Steinen. Fischer, die des Nachts in die Höhlen eindrangen, hörten „vom Gewölbe der Höhle zurückgeworfen das Geplauder und Gemurmel tausender verstummter Kinderlippen".

Die Schutzgottheit der lebenden Kinder ist die jungfräuliche Kwannon, „der Diamant des Mitleids", deren Sinnspruch ist: Wo eine Mücke schreit, da bin ich! Ihr werden auch die Erstlingsarbeiten der kleinen Mädchen dargebracht, ihre Tempel hängen voll kleiner Näh- und Flechtarbeiten.

[1]) Entnommen aus „Ghastly Japan" von Lafcadio Hearn.

Ein Kindergebet zur Kwannon lautet: „O du Liebliche mit den klaren Augen, du deren Augen voll von Mitleid — O du Reine, deren Licht ohne Flecken, deren Wissen ohne Dunkel, die du leuchtest wie die Sonne, der niemand widersteht, du Sonnengleiche, im Glanze deines Mitleids ergiessest Licht in diese Welt!"

Das liebevolle Eingehen auf die Kinderseele spiegelt sich auch in dem Respekt, den die japanische Puppe geniesst.

„O Hina Sau", „die ehrenwerte Puppe", hat eine wirkliche Ehrenstellung nicht nur bei den Kindern, sondern in der Familie. Sie wird von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, und es gibt historische Puppen, die adeligen Geschlechtern Glück oder Unglück brachten; ja die Legende sagt, dass bei Feuersbrünsten solche Puppen eigenfüssig aus dem Hause liefen. Sie wurden oft wirklich wie Kinder des Hauses behandelt; man gab ihnen täglich Nahrung.

Zu solchem Leben gelangt aber die Puppe erst, wenn sie lange in derselben Familie gehegt und vererbt, wenn Generationen von Kinderhänden nacheinander mit ihr gespielt, wenn genug Kinderherzen sie geliebt haben. Erst dann bekommt sie eine Seele. —

Aber selbst die vielgeliebteste Puppe geht endlich kaput im Lauf von Jahrhunderten; und wenn sie schliesslich ganz als tot betrachtet werden muss, so sind doch ihre Überbleibsel noch Gegenstände des Respektes. Sie werden nun dem Puppengott geopfert, der fast in jedem Shinto-Tempel einen geheiligten Baum hat mit einem kleinen Altar davor. Auf diesem oder in einer Höhlung des Baumes kann man tragische Reste der Kinderlieblinge finden, zugleich als Zeichen, dass auch die Besitzerin tot ist. Häufig sind diese Reliquien, die man beim Tod auch erwachsener Frauen gefunden, ein Andenken an ihre Kindheit oder die ihrer Vormütter.

Dass in einem Lande, wo die Puppen ein Heim im Tempel haben, auch den Tieren ein Platz dort offen steht, kann nicht wunder nehmen, zumal der Japaner — als Buddhist — den Tieren Seele zugesteht. Geht doch diese Annahme von Beseeltheit der Tiere sogar soweit, dass nach dem Volksglauben selbst manche japanische Tierfiguren, berühmte Drachen, Pferde die Eigentümlichkeit haben, nachts spazieren zu gehen. Einer riesigen, bronzenen Tempel-Schildkröte von 17 Fuss Länge musste man „den Kopf abbrechen", um sie von ihren nächtlichen Gängen abzuhalten.

In einem bestimmten Tempel in Tokio werden an jedem Morgen Gebete gesprochen für Lieblingshunde, für Kühe und Pferde, und in vielen anderen Tempeln befinden sich kleine Altäre zum Opfern für die Seelen toter Tiere. In besonderen Fällen erhalten Tiere auch Begräbnisse im Tempelbezirk nebst Totentafeln und dem Kaimjo, dem Totennamen. —

Auch der japanische Shintoist glaubt ja nicht an das Aufhören der Existenz von etwas, das er liebt. Das geliebte Tier lebt ihm fort, wie die Seele seines Grossvaters und der Ahnen, denen er am Hausaltar sein tägliches Liebesopfer

bringt und zu denen er, nachdem er sie durch Händeklatschen herbeigerufen, etwa Folgendes spricht: „Euch erhabenen Geistern unserer Ahnen, Euch Urvätern dieser Generation und dieses Stammes, Euch Gründern unseres Heims bringen wir heute die Freudigkeit unseres Dankes dar". Nach dem Shintoglauben schwirren ja die Seelen der Ahnen und Verstorbenen im Raum umher und kehren mit Vorliebe zu den Stätten zurück, die ihnen vorher vertraut waren.

Auch die in der Ferne Gestorbenen, zumal im Kriege ausser Land Gefallenen kehren als Geister unfehlbar in ihr Vaterland zurück. „Sie alle kehren zurück", so sagte vor zehn Jahren ein alter Priester zu Lafcadio Hearn, „sie finden den Weg von China, von Korea und aus der salzigen See — sie hören die Hörner, die ihre Kameraden zum Sammeln rufen — werden sie hören an dem Tage, wo das Heer des Sohnes des Himmels aufgerufen wird zum Kampfe gegen Russland".

Ganz Japan feiert ausserdem das Fest der „Heimkehr der Toten", eine Art Allerseelentag, dem Fremden meist als Laternenfest bekannt. Die weissen künstlerisch geformten Laternen vor jedem Hause sollen den nahenden Geistern den Weg in ihr ehemaliges Haus zeigen, in dem sie nun drei Tage als unsichtbare Gäste weilen — von Liebe gehegt und stündlich bewirtet mit frischem Tee und Reis, zu dem auch die Essstäbchen nicht fehlen.

Während der Japaner sonst die Begräbnisplätze möglichst meidet, schmückt er sie an diesen Tagen, und diese ernsten Stätten gleichen dann bunten Gärten und flimmern von Tausenden farbiger Laternen. Altertümliche getragen-heitere Wechsel-Tänze und Gesänge werden dort dreimal im Innern des Landes von Jünglingen und Mädchen aufgeführt, und am dritten Tage werden in den Flüssen und an den Küsten viele Tausende von sogenannten „Seelenbooten", winzige Schifflein mit brennenden Laternchen, ausgesetzt, die das Volk vom Ufer aus mit Segenswünschen begleitet — in ihnen ziehen die Seelen der Abgeschiedenen wieder in das ungekannte Land zurück. In dieser Nacht wagt sich der japanische Schiffer nicht gern in die offene See, die unter den Kielen der Geisterschiffe in wilden Aufruhr gerät.

Wo die Geister der Verstorbenen im Hause mit besonderer Hingebung und Liebe gepflegt werden, sollen sie öfter für längere Zeit auch sichtbar werden; sie erscheinen dann in der Nähe ihrer Totentäfelchen in Form kleiner bronzeähnlicher Figuren; allmählich werden sie immer kleiner und in etwa 100 Jahren sind sie ganz verschwunden. Die Totenverehrung im Haus erstreckt sich daher nicht über diesen Zeitpunkt, und man macht einen Unterschied in der Behandlung der Seelen von vor längerer Zeit und solchen vor Kurzem Verstorbener, den sogenannten „neuen Buddhas." Diese können den Lebenden noch nicht helfen; sie bedürfen selbst noch der Hilfe, besonders die Kinderseelen. Ihnen gibt die Mutter noch lange liebevolle Unterweisung, ja selbst Nahrung. Zum Beleg, wie innig die Verbindung von Mutter und Kind auch nach dem Tod gedacht wird, wird erzählt, dass eine junge Mutter, die bald nach der Geburt ihres jüngsten Knaben starb, dem Gatten das Versprechen abnimmt, dass er das Kind drei Jahre lang mit ihrem Schatten

vereint lasse. „Entferne ihn nicht von meiner Totentafel, damit ich fortfahren kann, ihn zu lehren und zu nähren, denn du weisst, dass er noch drei Jahre lang der Milch meiner Brust bedarf.“ Der Vater, ein armer Pfeifenmacher, dem das Kind gedieh, obwohl er ihm nur dürftige Nahrung geben konnte, erklärte oft seinen Freunden, „das kommt daher, dass die tote Mutter ihn nährt“.

Auch folgendes Geschichtchen zeigt den gleichen Geist: Allabendlich kam in den Laden eines Verkäufers von Malzsirup, wie er in Japan den Kindern gegeben wird, wenn Milch für sie nicht erhältlich, eine todesblasse Frau ganz in Weiss gekleidet, um für eine kleine Münze von dem süssen Stoff zu kaufen. Dem Verkäufer fiel ihr bleiches Gesicht auf, und er fragte sie öfter nach ihrem Ergehen. Sie antwortete aber nie. Eines Nachts folgte er ihr und sah sie am Tor des Begräbnisplatzes verschwinden. Am nächsten Abend kam die blasse Frau wieder, kaufte aber nicht, sondern winkte dem Mann mitzukommen. Er folgte ihr mit einigen Freunden bis zu einem frischen Grab, wo die Gestalt verschwand. Von unten aber hörten sie das Wimmern eines Kindes; da man das Grab öffnete, lag darin die Leiche der nächtlichen Besucherin und daneben ein lebendes Kindchen, das lachend die Hände nach den Laternen ausstreckte, neben ihm halb ausgeleert ein Tassenköpfchen voll Sirup. Das Weib war vorzeitig begraben, das Kind im Grab geboren, und so hatte der Geist der Mutter noch für das neue Leben gesorgt mit einer Liebe stärker als der Tod. —

Insbesondere bei dem ersten Kinde wird das Band der Mutterliebe für so stark gehalten, dass es den abgeschiedenen Liebling aus der Nacht des Todes zurückführen kann — nicht nur in Träumen — sondern in Fleisch und Blut.

Eine junge Mutter schreibt unter Gebeten in die Hand des kleinen Leichnams den Anfangsbuchstaben des geliebten Namens. Wird sie wieder Mutter, so ist das erste, dass die das winzige Händchen untersucht, und siehe, der Schriftzug ist darinnen ein rosiges, kleines Geburtsmal auf der zarten Haut, und sie ist überzeugt, dass aus den kaum geöffneten Augen die Seele des einst geliebten Kindes sie anschaut. Dies soll, so glaubt das Volk, nur bei jungen Müttern passieren, und es kommt wohl vor, dass bei einem Begräbnis alte Frauen die weinende Mutter trösten und ihr sagen: „Habe Geduld, es kommt ja wieder zu Dir zurück“.

Noch ein charakteristisches Geschichtchen von solcher Wiederkehr der Kinderseele ins eigene Vaterhaus: Es lebte im Dorfe Itzumo ein Bauer, der war so arm, dass er sich fürchtete, Kinder zu haben, und wenn sein Weib ihm eines gebar, so warf er es in den Fluss und gab vor, es sei tot geboren. Manchmal war es ein Sohn, dann eine Tochter. So kamen sechs um das Leben. Aber im Fortgang der Jahre gelangte der Bauer zu Wohlstand, und sein Weib gebar ihm ein siebentes Kind, einen Knaben. „Diesen wollen wir aufziehen, es ist ein schöner Knabe, und nun können wir ein Kind erhalten“, sprach der Bauer; und das Kind gedieh und wuchs dem Bauern täglich mehr ans Herz. In einer Sommernacht trug er es in seinen Armen im Garten umher, gerade als es fünf Monate alt war, und bewegt

von seiner Liebe und von dem Schimmer des Mondlichts, rief der Mann: „Oh, wie schön und herrlich ist diese Nacht!" Da blickte das Kindchen auf in sein Gesicht und sprach mit der Sprache eines Erwachsenen: Ja, Vater, als Du mich das letztemal fortwarfst, war die Nacht ebenso schön wie diese, und der Mondschein gerade wie heute. Darnach aber sprach das Kind kein Wort wieder und war wie andere kleine Kinder; der Bauer aber ward ein Mönch[1]).

Auffällig für den japanischen Sinn ist an dieser Geschichte nur die sehr frühe Erinnerung des kleinen Weltbürgers an sein Vorleben. Denn es heisst sonst, dass nur an einem einzigen Tage seines Lebens, wenn es zwei Jahre alt wird, das Kind sich seiner früheren Existenz bewusst ist. Dann nimmt die Mutter es in einen stillen Winkel des Hauses, setzt es in ein Reissieb und fragt: „Dein früheres Leben — was war es? Erhabener Weise beliebe zu schauen und sage es!" Und das Kind stammelt ein einziges Wort, oft den Namen einer Blume, eines Baumes. (Blumennamen sind häufig Mädchennamen.) Das Wort wird dann mit Hilfe eines Priesters oder eines Nachbarn gedeutet.

Hier und da soll auch wohl spätere Ernennung an die Vorexistenz im Kindesalter noch vorkommen. Ein kurioses, japanisches Dokument erzählt von solchem Falle, der ganz ordnungsmässig von den Behörden untersucht und beglaubigt worden ist.[2])

Dies gibt folgendes Gespräch wieder zwischen dem kleinen Wiederkömmling und seiner Schwester, während sie im Reisfeld zusammen spielen. „Ältere Schwester", fragt der Bruder, „woher kamst Du, ehe Du in unserem Haushalte warst"?

Schwesterchen antwortet: „Wie kann ich wissen, was mir geschah, ehe ich geboren ward"? — und das Bübchen schaut ganz erstaunt und fragt: „So kannst Du dich nicht erinnern, was vorher war"?

„Erinnerst Du dich"? frägt Schwesterchen. „Gewiss thu ich's", sagt der Knabe. „Ich war der Sohn von Kjubaisan in Hodokubo, und mein Name war Tozo. Weisst Du das alles nicht"?

„Ah!" sagt Schwesterchen, „das will ich Vater und Mutter sagen", und nun erzählt auf Befragen der Eltern das Knäbchen, dass Kjabai-San, sein ehemaliger Vater, gestorben, als es selbst fünf Jahre alt gewesen, dass es einen Stiefvater bekommen, namens Hanshiro-San, der ihn auch sehr geliebt; aber im folgenden Jahre sei es selbst an den Pocken gestorben. „Ich ward in einem Krug begraben, oh, ich höre noch den Ton, wie die Erde darauf fiel. Dann war ich wieder zu Hause und schwebte über meinem Kopfkissen, und dann ging ich mit einem alten Mann durch die Luft, als ob ich flöge, und ich hörte das Murmeln der Gebete, die sie im Hause für mich sprachen, und roch den Duft der Opferspeisen und nach langem Wandern kam ich hieher, und vor diesem Hause sagte der alte Mann: Nun musst Du hier

[1]) Nach Lafcadio Hearn.
[2]) Erzählt nach Lafcadio Hearn.

wieder geboren werden, denn es sind schon drei Jahre her. Und dann schlüpfte ich in meiner Mutter verehrungswürdigen Schoss und ward wieder geboren".

Es wird dann berichtet, wie amtlich erst die Namen und die Familiengeschichte der frühern Eltern in jenem andern, weit entfernten Dorf mit grosser Ausführlichkeit recherchiert und gefunden werden, und da man das Kind an den betreffenden Platz führt, erkennt es sofort das betreffende Haus.

Die schlichte Selbstverständlichkeit, mit der hier eine übersinnliche Vorstellung mit Akt und Siegel belegt wird, ist sehr charakteristisch für das Land der aufgehenden Sonne, wo neben der männlichen Schärfe und Energie der Auffassung und Aneignung westländischer Wissenschaft, Technik und wirtschaftlicher und staatlicher Institutionen, ein tiefsinnig naiver Kinderglaube mit voller Lebenskraft pulsieren und die praktische Gegenwart in inniger Verschmelzung mit der Romantik und Kindlichkeit eines ganz naturwüchsig gebliebenen Volkslebens bestehen kann.

Sollte es mir in den hier lose aneinandergereihten Bildern gelungen sein, das Interesse des Lesers auf die tiefern seelischen Eigenschaften dieses bedeutenden und vielleicht liebenswürdigsten der Völker zu lenken, das die Aufmerksamkeit des Westens bisher zu grossem Teile, neben seinen Fähigkeiten und Talenten durch seine Seltsamkeiten auf sich zog — so wäre ihr Zweck erfüllt.

Ein Volk, das neben soviel Heroismus solchen Zartsinn, neben soviel intellektueller Kraft soviel Herzenswärme, eine so tiefgehende moralische Veranlagung neben der exquisitesten ästhetischen Begabung entwickelt, welche letztere schon seit zwei Jahrzehnten befruchtend auf die westliche Kunst wirkte — ein solches Volk dürfte an dem Tage, wo es seinen Platz unter den geschichtlichen Völkern sucht, von diesen wohl mit einem Willkomm begrüsst werden, in der Erwartung, dass — wie es viel von uns lernte und noch lernen wird — es auch noch manche wertvolle Gabe aus seinem in der Stille von zwei Jahrtausenden gereiften Kulturschatz uns zu geben hat.

UNSERE BRAUNEN DIENER.

Unter den vielerlei neuen Empfindungen, die das Reisen in fernen Ländern in uns auslöst, ist wohl eine der seltsamsten und unvergesslichsten die, welche mein Gefährte und ich uns gegenseitig klar zu machen suchten mit dem Ausdruck: „Einen Erdteil küssen."

Da fährt man auf dem schwanken, deutschen Bretterboden, der uns mit seinem Komfort und seiner uns vertrauten Kultur bis hieher getragen, entlang an der Küste eines noch nicht betretenen neuen Erdenteils.

Welch ein wundersames, unaufgeschlagenes Märchenbuch!

Hinter diesen sanften, verschwimmenden Linien, die sich in weichem Graugrün so einheitlich geschlossen hinziehen, da beginnt und regt sich, pulsiert und atmet, liebt, hasst, schafft, geniesst und stirbt ein ganzes ungekanntes Geschlecht unserer Menschenbrüder, nach denselben grossen, ewigen Gesetzen wie wir und doch ein Fremdes, Neues, mit tausend Rätseln uns erwartend, uns lockend.

Noch vertiefter durchklingt die Empfindung unsere Seele, wenn, nachdem ein selbst nur flüchtiger Einblick uns vergönnt war in diese vielgestaltige Menschen- und Naturwelt, und wir eine Zeitlang Teil gehabt an ihrem Leben, wir wiederum auf schwimmenden Brettern uns langsam von ihrer Küste entfernen; wenn diese durcheinander wogenden komplizierten Lebensmengen gleichsam wieder zusammenfliessen in die einheitlich ruhige Kontinentlinie der Gesamtheit. Es ist wie ein von Zeit in Raum übersetztes Anschauen „sub specie aeternitatis."

Schlagen aus diesem gewaltigen, neuen Menschenozean dem Wanderer, der nicht auf Jahre in seine Fluten sich versenken kann, auch nur einzelne Wellen flüchtig an Herz und Sinne, sie genügen, um ihm den abstrakten Begriff jenes fremdartigen Menschenkonglomerats in ein warmes, greifbares

Lebensbild zu wandeln, das fortan, ob auch in der Erinnerung verblassend, in seine Weltanschauung und Lebensauffassung hineinspielen und sie beeinflussen wird.

Ja, der mit empfänglichem Gemüte Reisende gewinnt mit jedem neuen Weltgebiete, das er durchwandert, nicht nur eine Summe neuer Kenntnisse und Anschauungen; er erweitert gewissermassen die Organe seiner Lebensempfindung und fühlt und sieht fortan nicht nur aus dem Sehwinkel der eigenen Rasse und des eigenen Volkes heraus, sondern zugleich ein wenig aus dem Aug' und Herzen der ganzen Erde.

Wie gewiss manchen anderen Reisenden auch, waren es (neben vereinzelten wirklichen Freunden von anderer Rasse, die uns die Wanderfahrt gewann), zumeist unsere braunen Diener, die uns die ersten lebendigen Brücken in die neuen Lebenswelten schlugen.

Und ihnen — diesen unentbehrlichen, demütigen, viel geschmähten — noch öfter ignorierten Hilfsgeistern und unbewussten Lehrmeistern — soll hier eine Schuld der Dankbarkeit abgetragen werden.

Auch ist eine solche Quelle erster Bekanntschaft mit einer fremden Volksseele in jenen Ländern nicht gar so unzuverlässig, wie sie auf den ersten Blick erscheinen möchte, und es in westlichen Ländern, mit ihrer enormen Differenzierung der geistigen und seelischen Entwicklung in verschiedenen Lebensschichten, auch sein würde.

Je mehr wir uns dem Osten nähern, desto mehr sehen wir die ausgesprochene Individualisierung der Einzelmenschen zurücktreten hinter einer Art von Gesamtseele der Völker. Der Ideen- und Empfindungskreis bewegt sich in stabileren und allgemein gültigeren Grenzen, besitzt mehr typischen Charakter als bei uns, trotz der so viel extremeren Betonung der Standesunterschiede, wie sie im Kastenwesen, im Gebrauch streng getrennter Sprachformen zwischen Hoch und Niedrig und in hundert andern Zügen sich niedergeschlagen hat.

Was könnte z. B. charakteristischer sein für diese das Individuum ignorierende Tendenz des östlichen Geistes, als der gemeinsame Geburtstag, den Japan für alle seine, im gleichen Jahr geborenen Kinder feiert?

Diese Unpersönlichkeit der Seele des fernen Ostens erscheint ja auch aufs tiefste verwoben mit den geistigen Kulturen jener Länder; mit den sozialen und politischen Bildungen, mit den tiefsinnigen, das Menschenmass fast übersteigenden metaphysischen Systemen, die sein Boden nährte. Rang sich doch auch hier zuerst der gewaltige Gedanke der Irrealität des Ich empor — als nur eines Wiederscheins, eines Aspektes des einzigen wahren Seins, der Allseele, bestimmt wieder darein aufzugehen. Und solche Ideen, zu denen das westliche

Bewusstsein nur unter innerem Widerstand seines stärker entwickelten Persönlichkeitsgefühls sich durchringt, sie sind dem Empfinden des Ostens kongenial; sie erleichtern ihm in ihren in Fleisch und Blut gedrungenen volkstümlichen Formen das Leben und das Sterben, und, fasse man das nun als Vorteil oder Hemmnis auf, gewiss erscheint, dass der östliche Mensch nicht mit so viel „Ich in seinem Kosmos" zu rechnen hat, wie wir Kinder des Westens.

Lasse ich nun die Reihe unserer braunen Helfer aufsteigen vor der Erinnerung, sprunghaft und flüchtig, wie sie in mein Leben getreten, so taucht als erste und zugleich lieblichste jener Gestalten vor mir auf „Mina", die Kluge, meine erste, braune Babu.

Sie stand vor meinem geöffneten Koffer, da ich, nichts ahnend von ihrer Existenz noch deren Verknüpfung mit meiner, am Tage meiner Ankunft in Batavia in mein Zimmer trat. Der vorsorgliche Hotelwirt hatte sie unaufgefordert für mich engagiert, wohl wissend, dass ich ohne eigenen dienstbaren Geist in seinem wohlbestallten Hause würde hungern und darben müssen; denn selbst bei den Hotelmahlzeiten ist man auf Bedienung durch eigene Leute angewiesen, ebenso wie für den Zimmerdienst.

Da stand sie, lächelte mich an mit perlweissen Zähnen und deutete auf ihre zarte, durch die halboffene inländische Kabaya braun durchlugende Brust, auf der eine kunstvoll gearbeitete Silbernadel blitzte.

„Mina, Babu", sagte sie.

Da ich es nicht gerade für Landesbrauch hielt, mich ihr nun meinerseits vorzustellen, und sie meine auf holländisch an sie gerichtete Frage, was sie hier mache, nicht verstand, so liess ich sie neugierig gewähren, wie sie mit zierlicher Gewandtheit ein Stück nach dem andern aus meinem Koffer nahm und im Zimmer verteilte, dazu bei jeder Berührung eines Gegenstandes dessen malayischen Namen aussprechend. In solch empirischer Weise hat mich die braune Mina in knappen vier Wochen sprachflügge gemacht fürs Malayenland, und das war dort fast eine Lebensfrage; denn da die Holländer absichtlich, um den Abstand zu vergrössern, die Eingeborenen in Unkenntnis ihrer Sprache erhalten, so ist man beim Reisen im Innern völlig aufs Malayische angewiesen.

Ich war aber auch mit meiner Mina geradezu an eine Perle geraten. Das zierliche Figürchen, das mir knapp an die Schultern reichte, war von katzenhafter Anmut, das Gesicht schmal und fein, von mattem Hellbraun, und die malayischen Merkmale in Backenknochen, Lippen und Augen nicht aufdringlich hervortretend, die Stimme wohllautend lieblich, eine Eigenschaft, die ich fast nie wieder bei Malayen getroffen habe. Besonders auffallend erschien mir das

seltsame Ergrauen der braunen Haut bei Gemütsbewegungen, das ich gleich am ersten Morgen bei ihr beobachtete, als eine riesige, bunte Pythonschlange uns ganz harmlos an den Frühstückstisch gebracht wurde, denn, da uns das Gerücht voraufgegangen war, dass wir „Tiere suchten", wurde uns ohne Unterschied alles, was da kreucht und fleucht, zugetragen.

Einkäufe mit Mina in den Bazaren und Märkten Batavias waren mir stets ein wahres Vergnügen, und ihre Sicherheit in der schwierigen Beurteilung der Finessen inländischer Industrie, zumal der handgemalten, kunstvollen Sarong-Muster, hat uns manches interessante Stück in die Hände gespielt. Dabei drückte sich ihre Verachtung für minderwertige Erzeugnisse oder gar für unechte Schmuckstücke, ein Greuel für jedes Malayenherz, immer drastisch in dem weichen, beweglichen Gesichtchen aus.

Schlief ich, überwältigt von der noch ungewohnten Hitze, auf der offenen Terrasse ein, so hütete sie meinen Schlummer wie ein Cerberus. Oft beobachtete ich sie unter halb geöffneten Lidern, wie sie verzweifelte Anstrengungen machte, mir die Landplage europäisch-asiatischer Hotels, die Klings (indische Kaufleute) vom Hals zu halten, wenn diese vor der schlafenden Herrin ihre goldgestickten Herrlichkeiten auf dem Steinboden ausbreiteten, um sie beim ersten Augenaufschlag durch flehend emporgehaltene Goldpantoffeln und spinnwebfeine Seidenshawls in Versuchung zu führen.

Als ich am ersten Abend meines Aufenthaltes in Batavia mich zur Ruhe begeben wollte, stolperte ich vor der Türschwelle über ein weiches rundes Paket — Mina war es, in einem dünnen Kattunlappen zusammengerollt, festschlafend auf den nackten Steinfliesen vor meiner Tür. Da ich sie nicht wecken konnte, holte ich mir Rat beim Wirt, was mit ihr anzufangen sei, und wurde dahin belehrt, das sei ihr ordnungsmässiges Nachtquartier, so lange sie meine Dienerin sei.

Wenn man nun auch schon am ersten Tage in solchen Breiten mit Lokalkolorit gehörig durchtränkt wird und vieles als selbstverständlich hinnimmt, was man gestern noch für unmöglich gehalten hätte, (so z. B. das Erscheinen der holländischen Damen an der mittäglichen Tafel mit der nachtjackenähnlichen Kabaya und dem glatt um die Hüften gespannten Sarong der Eingeborenen, mit offenem Haar und die blossen Füsse in losen Klapppantöffelchen) — so folgte mir doch das Bild des zarten, fast nackten Körperchens da draussen auf dem harten Lager in meinen ohnehin leichten Tropenschlummer, und Mina ging fortan auf mein Geheiss des Abends mit ihrem Ming nach Hause.

Mina war nämlich verheiratet, und Ming, ihr Gatte, zwar ebenso träge und gedankenfaul, wie sie klug und behende, aber von einer ritterlichen Fürsorglichkeit, die sich vorteilhaft unterschied von der rücksichtslosen Behandlung

der Frauen gleichen Standes seitens ihrer Männer, wie sie nicht selten ist in Europa, und wie ich sie nirgend in all meinen östlichen Fahrten gefunden habe. Niemals verfehlte Ming sein hübsches Frauchen des Abends bei mir abzuholen und oft stundenlang auf sie zu warten; dabei waren sie schon dreizehn Jahre verheiratet, hatten eine zwölfjährige Tochter, und Mina, die fünfundzwanzigjährige, hätte von rechtswegen, nach typischem tropischen Frauenlos, schon ein verblühtes altes Weiblein sein müssen.

Neben den vielseitigen sonstigen Fähigkeiten, mit denen mir Mina mein Tropennoviziat erleichterte, versah sie bei mir schliesslich auch noch das Amt eines Doktors. Tatsächlich hat mich, nachdem ich fast drei Monate an einer lästigen Tropenkrankheit gelitten, die trotz Behandlung mehrerer europäischer Ärzte nicht weichen wollte und sie mir schon die Rückreise nach Europa anraten liess, die braune Mina in einem Tage kuriert und zwar durch ein inländisches Kräutermittel, Seriawan genannt, dessen frühere schüchterne Anerbietungen ich, und selbstredend meine Ärzte, mit dem ganzen Stolz europäischen Besserwissens zurückgewiesen hatten.

Gar zu gerne hätte mich Mina nach diesem sensationellen Erfolge auch noch zum Betel-Kauen bekehrt, das die einzige Unappetitlichkeit an dem ganzen sauberen Persönchen war und ihre wohlgeformten Lippen stets mit der für Europäer so übelriechenden rotbraunen Sauce übergoss.

Über Javas Grenzen hinaus mir zu folgen, war sie leider nicht zu bewegen, denn sie hatte, wie man es seltsamerweise so häufig findet, bei dem als Seefahrer par excellence bekannten und als Piratenvolk berüchtigten Malayenstamm, eine unüberwindliche „tacut laut" (Furcht vor dem Meere). Bei meinem späteren kurzen Aufenthalt in Batavia verliess sie aber augenblicklich ihre damalige Stellung und hockte wieder dienstbereit zu meinen Füssen.

In Wahrheit ist die so oft den Malayen nachgesagte Falschheit in unseren persönlichen Erfahrungen selten hervorgetreten. Wir haben vielmehr noch viele Beispiele wirklicher Treue und anständiger Gesinnung erfahren.

Sogar von der berüchtigten malayischen Unehrlichkeit haben wir starke Proben nicht erlebt. Wir wurden zwar hie und da in den Hotels der Küstenplätze von einheimischen Bediensteten bestohlen, aber selbst dabei machte ich noch kuriose Erfahrungen. So ward mir eine Brosche, die mir bei meiner letzten Abreise von Batavia im Hotel abhanden gekommen war, nach Jahresfrist von dem Wirt nach Europa geschickt; der Mann der Babu, die mich damals vorübergehend bediente, hatte sie unter deren Sachen gefunden und aus freiem Antrieb zurückgebracht. Dass dies Schmuckstück mir wenige Tage nachher in dem deutschen Hotel, wo ich es zurückerhielt, gestohlen wurde und nicht mehr wiederkam, ist wohl nur ein boshafter Zufall zu nennen.

Noch eines vorderindischen Erlebnisses von Diebstahl möchte ich hier gleich gedenken: Mein Hindu-Diener Ali, ein Muhammedaner, hatte mir wenige Stunden vor der Abreise von Kalkutta einen Sovereign entwendet, ihn aber auf einen energischen Wink der gleichzeitig in meinem Dienst stehenden Ayah wieder an Ort und Stelle gelegt. Ich liess mich von dem Sünder, ohne ihn etwas merken zu lassen, an Bord begleiten, gab ihm seinen Lohn und ein ihm zugedachtes Geschenk und sagte ihm dann mit einigen ernsten Worten, dass ich von seinem Diebstahl wisse und ihn nicht angezeigt habe, um sein Weib und seine Kinder nicht ins Verderben zu bringen. Er solle es sich aber um so mehr zu Herzen nehmen und die grosse Sünde vor Allah bedenken, der den Diebstahl doch verboten habe.

Damit entliess ich ihn. Etwa drei Stunden nachher — so lange hatte der Dampfer noch im Hafen gelegen — blickte ich vom Briefschreiben auf und sah gerade über den Treppenkopf des Decks unter einem weissen Turban zwei riesige schwarze Augen wie verzaubert auf mich hinstarren. Ali hatte dort die ganze Zeit gestanden, dicke Tränen liefen ihm unablässig übers Gesicht, und als ich auf ihn zutrat mit der Frage, was er noch an Bord mache, schluchzte sein ganzer Körper auf in dem einen hervorgestossenen Wort „Never!“ Damit küsste er mir von seinem niedrigen Standpunkte aus die Fussspitzen und verschwand vom Schiff. Noch stundenlang sah ich ihn am Ufer stehen, bis das Schiff aus Gesichtsweite entschwand. Mag man mich nun der Leichtgläubigkeit zeihen, — ich glaube, dass dies „never“, erpresst unter dem Eindruck einer unverhofften Milde, an welche die niederen Hindu bei den herrschenden Europäern nicht gerade gewöhnt sind, einen dauernden sittlichen Aufschwung des armen Burschen bedeutet hat.

Von Minas mancherlei Nachfolgerinnen in verschiedenen Ländern hat zwar keine ihr das Wasser gereicht an Lieblichkeit und Klugheit, doch ist mir noch manch anderer weiblicher Hilfsgeist in freundlicher Erinnerung geblieben. Zunächst unsere Affenbabu, die ihren Namen der Sorgfalt verdankte, mit der sie sich der Hütung der unartigen Orang-Utankinder widmete, die in Borneo unser Hauswesen unsicher machten, und von denen sie gewöhnlich eins, fest geklammert um ihre Fussknöchel, mit sich herumschleppte. Neben diesem schwierigen Posten versah sie noch den der „Njai“ eines holländischen Soldaten der kleinen Garnison, dem sie täglich ein mit Kokosöl und Liebe bereitetes Mahl in die Kaserne trug. Diese eigentümliche Versorgungsart ist charakteristisch für die holländisch-indische Armee; fast jeder Soldat derselben hat sein gewissermassen sanktioniertes inländisches „Verhältnis“, und man sieht häufig ganze Truppenabteilungen auf Versetzungsreisen behaglich und offiziell den weiblichen Anhang nebst Kochtöpfen und Babies mitschleppen. Auch in den sogenannten Kanton-

nements, besonders in den kleinsten vorgeschobenen Garnisonen begegnet man häufig ganz ordnungsmässig installierten Njais, wenn auch deren häusliches Revier sich manchmal, wie wir es in Sintang sahen, auf den mit Sarongs verhängten Unterteil eines breiten Tisches im gemeinsamen Kasernenraum beschränken kann.

Dajakehepaar auf Besuch in Sintang.
Im Hintergrund mein Wohnhaus.

Gewitzigt durch die Erfahrung, dass solch geteilte Fürsorge die einzige in jenen Teilen Borneos aufzutreibende weibliche Hilfe sei, nahm ich mir bei meiner späteren Rückkehr in die Urwaldinsel eine Babu aus Singapore mit, die wackere braune Sipa, ein Unikum von Hässlichkeit, aber von einer wirklich rührenden Treue, die sich in den schwierigsten Verhältnissen zu bewähren Gelegenheit hatte. Diese meine braune Gardedame hatte sich wenig träumen lassen, in welch unwirtliches Land sie dieser Dienst entführen sollte, und ihr von dem verhältnismässigen Wohlleben brauner Dienerschaft bei javanischen Europäerfamilien verwöhnter Körper hatte fast mehr als ich zu leiden unter den Anforderungen des Wildnislebens und dem feuchtschweren Klima Borneos. Aber niemals habe ich sie bestimmen können, sich eine Anstrengung zu ersparen, der ich mich auszusetzen hatte. Ich sehe noch ihr aschfahles, entsetztes Gesicht, wenn sie, trotz meiner ausdrücklichen Ermahnung, im Boote meine Rückkehr abzuwarten, mit ihren nackten Füssen auf den schlimmsten „Affenwegen" mir nachgehumpelt kam bis in ein entlegenes Dajakhaus und dann am Fusse des Kerbbaumes erschöpft zusammenbrach, wo ich sie mit Kognak und guten Worten erst wieder aufmuntern musste. – Mich, ihre Herrin, unter diesen „Wilden" allein zu lassen, das ging gegen ihr braunes Gewissen, und dutzendmal erhielt ich auf meine Gegenvorstellungen die Antwort: „Kalu nonjah misti mati, Sipa mati djuga!" (Wenn die Herrin sterben muss, will Sipa auch sterben!) Denn, dass es in dieser Wildnis an Kopf und Kragen ginge, war ihr nicht auszureden. Ganz glücklich war sie, wenn sie abends beim Flackern der Moskitofeuer zu meinen Füssen hockend mir ihre Ehekümmernisse mit einem dem Hahnenkampf und Würfelspiel ergebenen Tunichtgut erzählen durfte, die schliesslich mit einer Scheidung à einen Gulden (zwei Gulden billiger als die Eheschliessung selbst),

geendet hatten. Nie aber habe ich, weder bei dieser noch bei anderer Gelegenheit, wo ich mir weibliche Lebensberichte herauslockte, etwas von roher Misshandlung seitens des Mannes gehört.

Von meinen nicht-malayischen Dienerinnen sei hier nur kurz der schon erwähnten intelligenten indischen „Ajah", (d. h. eigentlich „Amme") gedacht, die mir in Kalkutta kurze Zeit diente, und vor allem der stilvollen „Amah" aus meinem japanischen Aufenthalt, deren inneres und äusseres Wesen am besten mit den zwei Worten „Würde" und „Seide" zu charakterisieren ist; sie hat mich, glaube ich, nie ganz für voll angesehen, weil ich Baumwolle an meinem Körper trug.

Unter unserem männlichen malayischen Personal war unbedingt die imposanteste Figur unser Riesenkoch „Bang". Er wurde uns vom Wirt in Pontianak in unsern damaligen Aufenthaltsort im Innern Borneos unbesehen nachgeschickt, als Ersatz für einen etwas windigen Vorgänger „Nuredin", den wir durch ein „Mimpi" verloren (d. h. die Traumerscheinung irgend eines unheilkündenden Familiengliedes — diesmal war es der Grossvater, der ihn abgerufen hatte).

Zwar war mir anfangs etwas unheimlich zumute, wenn ich dem schier baumlangen Bang, dem grössten Malayen aus meiner Erfahrung, von unten herauf — denn von oben herab, wie es sich für eine richtige europäische Nonjah geschickt hätte, wars hier schlechterdings unmöglich, meine Befehle fürs Mittagsmahl zu erteilen hatte. Er aber lächelte aus seinem breiten, gutmütigen Gesicht so wohlwollend unterwürfig auf mich nieder, dass ich mich schliesslich sogar zu manchem Rüffel aufraffte, wozu sein Phlegma oft genug Veranlassung gab.

Dabei ist man natürlich in solch improvisierter tropischer Haushaltführung weit mehr als unter gewöhnlichen Verhältnissen auf Geweckheit und Gewandtheit der Dienenden angewiesen. Manch lustige Episode wäre hier zu erzählen aus diesem Hintertreppenrevier östlicher Reisen, wie wir in dem von keinem Europäer bewohnten Fleckchen Tajan am Kapuas-Flusse wochenlang warteten auf das Neujahrsbabi (Schwein) des Chinesenkampongs als das einzige erlangbare Stück frischen Fleisches; wie im Militärörtchen Sintang, weiter stromaufwärts, allmorgendlich der stattliche Basar-Chinese Ai mit der Würde eines Ministers und der Solidität eines Hamburger Grosskaufmanns uns seine altehrwürdigen Konserven verhandelte; wie dort die „Kuh der Woche" unserm lieben Garnisonsdoktor überall in

Windhund Nuredin.

seine ärztliche Praxis nachgeführt wurde behufs Untersuchung ihrer Zunge — und wie es denn scharf aufpassen galt, um von diesem für die Garnison bestimmten Opfertier eine kurze Unterbrechung der endlosen Hühnerreihe unserer Mittagstafel zu erhaschen; und noch so mancher andere heiter-schwierige Objektkampf, bei dem die Schwerfälligkeit unseres Küchenriesen nicht eben eine Erleichterung war. Als wir ihn aber eines Tages gar friedlich weiterschnarchend fanden, während unsere beiden köstlichen Orangbabies „Muffel" und „Stoffel" mit einer dicht über seiner Nase herabstibitzten Kokosfunzel sich fast bei lebendigem Leibe aufgebrannt hätten, wobei der Geruch ihrer versengten Haare und ihr jämmerliches Quieken uns in weiter Entfernung weckte, da riss uns beinahe die Geduld. Doch kündigt man nicht so leicht in einem Lande, wo ein Ersatz erst mit zehntägigen Bootsfahrten zu beschaffen. Wir hatten es schliesslich auch nicht zu bereuen, dass der Goliath in unseren Diensten blieb, denn besonders bei unsern Kreuz- und Querzügen im Innern Borneos und durchs Sarawakgebiet hat er sich uns nachträglich in vielfacher Weise und weit über seine Pflichten als Koch hinaus nützlich gemacht. Solchen Übereifer im Dienst haben wir, trotz der im Osten so streng eingehaltenen Arbeitsteilung unter den Dienenden, in diesen Ländern bei unseren Leuten fast immer erfahren, wenn wir durch eine gewisse Anerkennung ihren Ehrgeiz zu wecken wussten.

So hat uns „Bang" auf unseren vieltägigen Kahnreisen im Ketungau- und später im Batanglupar-Flusse mit seinen Riesenarmen freiwillig die Kräfte zweier Ruderer ersetzt, dazwischen seinen Küchenobliegenheiten mit grösster Pünktlichkeit nachkommend. Und die waren wahrlich keine Kleinigkeit! Den gigantischen Körper zusammengekauert im schwanken, schmalen Küchenboote, gebeugt über den aus einem Petroleumherd bestehenden Backofen, und das vom Fahrtwind verwehende Feuer mit seinen feisten Backen anblasend, wusste er uns trotz so erschwerter Kochkunst täglich mit neuen schmackhaften Gerichten zu überraschen, wobei oft ein einziges mageres Hühnchen in sechs verschiedenen Inkarnationen erschien, die er mit stolzem Lächeln uns über die aneinander gelegten Bootränder in unseren Kahn herüberservierte.

Auch seine Hünenhaftigkeit erwies sich schliesslich als ein Werkzeug der Vorsehung. Wie manches Mal hat mich sein breiter brauner Rücken über wildschäumende Waldströme befördert, in denen er selbst oft bis über die Schulter versank, und die mein ungeschickter Fuss auf dem als Brücke dienenden losen, wackelnden Baumstamme kaum hätte überschreiten können. Ein Schauspiel war es, wenn der braune Riese in stummem Gemisch von Unterwürfigkeit vor der weissen Herrin und dem etwas humoristischen Bewusstsein ihrer Hilflosigkeit, durch stummes Niederhocken und einen unnachahmlichen Rückwärtsblick mich zum Aufsitzen ermunterte.

Seine ganze Charakterprächtigkeit aber offenbarte Bang erst bei unserem Durchzug durchs Sarawak-Gebiet. Hier packte ihn ein tückisches Fieber; dessenungeachtet überbot er noch tagelang unermüdlich mit seinen mächtigen Armen unsere lässigen Bootsruderer, bis wir, aufmerksam geworden durch sein immer aschgrauer werdendes Aussehen, ihn fast mit Gewalt in einer der kleinen Blockhaus-Militärstationen am Batanglupar-Flusse als Fieberpatienten zu Ruhe und Chinindosen verurteilen mussten. Nie werde ich vergessen, wie der Riese, hingestreckt auf dem Bretterboden des weiten nur durch Schiessscharten erhellten Blockhauses, so oft ich ihm einen kühlenden Trank oder das verhasste Chininpulver brachte, zwischen den fiebertrocknen Lippen phantasierende Worte glühender Dankbarkeit ausstiess für solche „zuviele Güte"! — und wie er „banjak, banjak kardja" machen werde (furchtbar viel Arbeit), wenn er wieder „kras" (stark) sei.

Sobald sein wirklich ernster Zustand es zuliess, sandten wir ihn in einem Ruderboot flussab zur Küstenstadt Sarawaks, ins Hospital zu Kuching, mit Weisung an den Arzt, ihm auf unsere Kosten die beste Pflege zu teil werden zu lassen.

Er wurde geheilt, weigerte sich aber entschieden, seinen Aufenthalt im Krankenhaus von uns bezahlen zu lassen, da er ja indessen keine „kardja" für uns getan; und er hat richtig, ohne dass wir es hindern konnten, sein bischen in unserm Dienst Erspartes zur Deckung der Kosten dort verwendet.

Wir sahen ihn nicht wieder. Aber als er ein halbes Jahr später, damals in einem anderen Küstengebiet arbeitend, von meiner Rückkehr nach Borneo erfuhr, sandte er mir durch befreundete Boten einen malayischen Brief, mir einen neuen treuen Diener empfehlend und Ratschläge über die Affenjagd erteilend. Dabei muss man nicht vergessen, dass dies Prachtexemplar eines Malayencharakters nur ein einfaches Kind des Volkes war, freilich ein Sohn der Wildnisinsel Borneo und nicht verderbt durch javanischen Europäerdienst.

Bang's Nachfolger wurde bei unserer Durchquerung Sumatras ein anderes Original, Sidin, ein Buginese von Geburt und merklich geweckter und intelligenter als der Durchschnittsmalaye Javas, ein kleines vertrocknetes Kerlchen mit runzligem Gesichte, trotzdem er der Elastizität des Körpers und dem ganzen Gebaren nach sicher kaum vierzig Jahre zählte.

Das frühe Verwittern der tropischen Menschen, das nach meinen Beobachtungen aber nicht von vorzeitigem Ergrauen der Haare begleitet ist, macht ein Taxieren des Alters oft sehr schwierig; eine Frage nach demselben nützt aber nie etwas, denn durchschnittlich hat der Malaye von seinem Alter keine Ahnung. Diesem Glücklichen schlägt nicht nur keine Stunde, sondern auch kein Jahr.

Sidins rundliches Köpfchen war, im Gegensatz zu unserer gewohnten malayischen Umgebung mit ihrem völlig straffen Haupthaar, von kurzen krausen Löckchen geziert, wohl Dank seiner buginesischen Abkunft.

Er barg aber diese Hauptzierde ängstlich unter den tadellosen Kunstfalten des auf Java gebräuchlichen Kopftuches, ohne welches kein dortiger Diener seinem Herrn unter die Augen treten würde. Ein javanischer Malaye, der etwas auf sich gibt, hält es für tödlich beschämend, seine Haare „nackt" sehen zu lassen. Und Sidin hielt noch ganz besonders auf Würde und „Deftigkeit"; war er doch schon mit mehreren holländischen Tuans auf Reisen, auch ausserhalb Javas, gewesen und war nicht wenig stolz auf die paar holländischen Brocken, die er diesen abgelauscht. So ist mir zumal sein mit unnachahmlichem Ausdruck hervorgestossenes „Sloddery!" in Erinnerung geblieben, mit dem das braune Kerlchen beim ersten Rundgang mit mir durch ein sumatranisches Dorf seiner Verachtung Luft machte über das verwahrloste Aussehen von Häusern und Menschen, das freilich von dem gepflegten Landschaftscharakter Javas auffällig abstach. Auch sein treuherziges „Ik kan Mevrouw" klingt mir in den Ohren, wenn in irgend einer der tausendfachen Schwierigkeiten der Fahrten in unwegsamen Gebieten Sumatras sich unerwartet eine neue Findigkeit des Vielgewandten entpuppte, um uns aus der Patsche zu helfen. Es ist schwer zu sagen, was uns Sidin nicht gewesen: jedenfalls war er uns Koch, Schneider, Wagenschmied, Kutscher, Dolmetsch, Affenwärter, Reisemarschall, Büchsenmacher usw. in einer Person.

Erst bei einem späteren Zuge durch Borneo lockerte sich ein wenig Sidins zeremoniöse Würde. Unvergesslich ist mir das Bild, wie er dort mit nacktem Oberleib und nach javanischer Art zwei Gepäckstücke an den Enden eines über die Schulter gelegten Stabes, pikuln̈d, graziös mir voraustänzelte über die grässlichen Affenbrücken, das jetzt schamlos den Augen preisgegebene Krullhaar umkränzt mit riesigen Waldblüten, unter denen das runzlige braune Gesicht sich possierlich genug ausnahm. Eitelkeit war bei ihm, wie bei allen Malayen, ein hervorstechender Zug.

Damit verband das schwächliche Männlein aber eine Eigenschaft, die wir nicht allzuhäufig bei unseren braunen Gefährten erprobt fanden, nämlich persönlichen Mut. Er fürchtete sich nicht einmal vor den Unmassen böser, neckischer Geister, die hier überall Luft, Wasser und Erde unheimlich machen; ja, er brachte es einmal fertig, mit unseren zwei sumatranischen Gäulchen, die sich hartnäckig weigerten, uns auf dem elenden Gebirgspfad weiter zu befördern, uns eine ganze Nacht hindurch einsam nachzuwandern, auf einem Wege, wo man Tags zuvor die Reste einer Tigermahlzeit gefunden. Man muss die blasse Furcht der Eingebornen nicht nur vor diesem König der Wildnis, sondern vor

nächtlichem Draussensein überhaupt kennen, um dies Heldenstück richtig zu schätzen.

Bei all dem hatte Sidin noch einen unbewussten Humor, der mancher Verdriesslichkeit die Spitze abbrach. So in dem Fall, als mir mein schon Monate lang gepflegtes, kostbares Exemplar von Tarsius spectrum, das ich meinem Gatten lebendig nach Europa zu bringen hoffte, durch seine Schuld zugrunde ging. Der gedankenlose Mensch hatte dem zierlichen Geschöpfchen, dessen Fütterung ich ihm ausnahmsweise einmal überlassen, als „Futter" ein wahres Ungeheuer von gepanzertem Riesenkäfer in den Käfig gesetzt. Hatte dieser nun den Spiess umgedreht und anstatt sich fressen zu lassen, dem Gespenstertierchen lieber selbst mit seinen scharfen Scheren den Garaus gemacht — genug, das seltene Tier, das wenige Minuten zuvor noch munter im Käfig hüpfte, war tot, und das hornige Scheusal brutal lebendig. Als ich meiner begreiflichen Entrüstung ziemlich deutlichen Ausdruck gab, erwiderte der Braune in aufrichtiger Zerknirschung und vollstem Ernste: „Lebeh beik nonjah potong leher sindiri" (besser, die Herrin schneidet mir selbst den Hals ab). Was war da noch zu sagen! —

Dieser Bereitwilligkeit, die eigene Versäumnis zuzugeben und zu bereuen, bin ich viel bei meiner braunen Dienerschaft begegnet. Mein Tagebuch sagt darüber, offenbar unter einem frischen Eindruck: „Sind alle Malayen im Grunde liebenswürdigen Gemüts? Edwin Arnold nennt sie „graceful minds". Oft sind sie nicht zuverlässig, und man muss sie ernstlich tadeln, dann gibts wohl in der ersten Bestürzung eine ungehörige Antwort, aber meist heisst es sofort: „Saya-punje salah" — ja, es ist meine Schuld".

Ein Faktotum ganz anderer Art, ein wilder Naturbursche, war unser „Tambi", ein borneanischer Küstenmalaye, der noch nie in europäischen Diensten gestanden und uns vom Wirt in Pontianak eigentlich nur zu ganz untergeordneten Hilfsleistungen auf unsere Binnenfahrt mitgegeben wurde. Eine wahre Freude war es, zu beobachten, wie dieser natürlich begabte, flinke Junge schon nach wenigen Wochen unter unserm Einfluss sich entwickelte und uns von allen unseren Hilfsgeistern schliesslich der nützlichste wurde.

Er hatte jung geheiratet, wie alle Malayen, und es gab erst einen kleinen Kampf mit der Frau, ohne deren Zustimmung uns der Ehemann natürlich nie gefolgt wäre. Denn starke Familienanhänglichkeit ist uns, trotz der unter mohammedanischem Gesetz so leicht gelockerten Ehebande, bei den Malayen vielfach entgegengetreten; auch Zärtlichkeit gegen den Nachwuchs bei selbst so jugendlichen Vätern, wie Tambi es war. Auch er ist uns einmal auf kurze Zeit davongegangen auf Grund eines blossen „Mimpi" (jener ominösen Traumerscheinung) von Erkrankung seines Söhnchens. „Geld kann man wohl finden,

aber Kinder gibt nur Tuan Allah", sagte er ganz einfach, als er wiederkam.

Gewiss, es mögen solche lokalfarbene Gründe auch oft als bequemer Vorwand dem dummen Europäer gegenüber gebraucht werden; doch haben wir unzweifelhafte Proben echter Empfindung hierin erlebt.

Ein zweites Mal, bei meiner Rückkehr nach Borneo, musste ich mir den unentbehrlichen Tambi nicht nur aus den Armen der Gattin, sondern auch aus denen des Gesetzes erobern. Er sass zur Abwechslung im Gefängnis, hatte eben in echt malayischem Hitzblut einen guten Kameraden gestochen und wurde mir nur aus besonderer Vergünstigung für meine Ziele aus der Strafhaft freigegeben.

Faktotum Tambi.

Was hätten wir wohl ohne Tambis Geschicklichkeit angefangen auf unseren langen Fahrten in Urwaldgebieten, ja selbst in jenen verlorenen Grenzgebieten der Zivilisation, den kleinsten vorgeschobenen Militärposten im Innern Borneos, welche die jeweilige Basis unserer Unternehmungen bilden mussten, und die dem Fremdling kein Obdach bieten.

So hat er uns in Sintang aus einer Ecke des einzig verfügbaren Raumes der „Soc" (abgekürzt aus „Societät" ein Versammlungsraum, den sich die versprengten holländischen Offiziere und Beamten selbst im gottvergessensten Erdenwinkel einzurichten trachten) in wenig Stunden eine möblierte Wohnung von drei Zimmern mittelst Palmgeflechten hergestellt, durch die freilich bisweilen bis in späte Nacht das Rollen der Billardkugeln und das einförmige „dua! tiga!" (zwei, drei) des Würfezählenden alten Soc-Dieners Nuripan uns in den Schlummer folgte.

Daneben entstand im Handumdrehen ein Küchenhaus mit wohlfunktionierendem Herde; die flachen Kähne, in denen wir unsere Binnenfahrten antreten mussten, verwandelten sich dank Tambi in Tagesfrist in ganz trauliche Wohnstätten mit Kämmerchen, durch Sarongs abgeteilt, mit Vorratskammer, Küche, Hühnerstall und einem „itup" (lebendigen Dache). Mit diesem Worte bezeichnet der Malayensinn sehr anschaulich alles, was beweglich ist.

Tambi besass dabei eine naiv ästhetische Ader und suchte seinen Stolz darin, unsere primitive Umgebung über das Notdürftige hinaus zu verschönern, ein Zug, der mir nur selten bei Malayen niederer Klasse begegnet ist. Er sprang auch mit Feuereifer in jede Lücke ein, die Nachlässigkeit der Babu oder schwierige Verhältnisse in meiner persönlichen Bedienung einreissen liessen

und dabei entwickelte er ein Zartgefühl, das bei dem ungeübten Naturkind wirklich Staunen erregen musste. —

Ich kann mir nicht versagen, hier im allgemeinen nachdrücklich auf die zahllosen Beweise natürlichen Taktes und angebornen Herzensanstandes hinzuweisen, die ich auf allen meinen östlichen Reisen, zumal aber gerade in jenen Monaten erlebt habe[1]), die ich ohne jede europäische Begleitung und viele Tagereisen weit von jeder weissen Ansiedelung entfernt mit meinen braunen Kameraden im Herzen der Wildnis verbracht habe.

Bei allem Prestige der weissen Haut — verstärkt durch Regierungsgeleitbriefe — bleiben noch genug spontane Züge dieser Art übrig, um mich behaupten zu lassen, dass es für eine Frau weniger peinlich ist, sich allein und unbeschützt inmitten dieser unzivilisierten Naturkinder zu bewegen, als es in vielen Strecken des zivilisierten Europas sein würde. —

Freund Silananda.

Nie in all' meinen östlichen Wanderfahrten (ich nehme natürlich Gegenden aus, wo der Einfluss europäischer oder auch orientalischer Raffiniertheit bereits vorherrscht, wie die Umgebung wichtiger Hafen- und Handelsplätze) habe ich mein Auge abzuwenden gehabt vor anstössigen oder widerwärtigen Anblicken, und dabei baden die Menschen dieser Länder vielfach zweimal täglich, beide Geschlechter zusammen. Man sieht selbst bei diesem auf allen Wegen sich darbietenden Anblick nie etwas Verletzendes. Gewiss ist ein gut Teil an dem minder aufdringlichen Hervortreten roher Anblicke in diesen Ländern der grösseren Seltenheit der den Westen durchseuchenden Trunksucht zuzuschreiben. Aber selbst in den Langhäusern vom Erntefesttrank berauschter Dajak sah ich zwar wilde leidenschaftliche Übermutsszenen, doch keine Obszönitäten, und

[1]) Nachdem ein wichtiger Teil der wissenschaftlichen Ausbeute unseres borneanischen Aufenthaltes bei der Überführung aus dem Innern zur Küste durch einen Bootsunfall zugrundegegangen war — von dem wir erst nach Monaten in Japan Kenntnis erhielten — entschloss sich mein Gatte, dem der Ablauf seines Urlaubs eine Rückkehr nach Borneo nicht gestattete, mich zur Überwachung der von ihm sogleich ins Werk gesetzten erneuten Expedition dorthin zurückkehren zu lassen. Hierbei war beabsichtigt, dass ich nur von der Militärstation Sintang am oberen Kapuas aus die Arbeiten der für das Unternehmen angeworbenen holländischen Jäger dirigieren sollte. Da aber diese sich bald als untauglich erwiesen, sah ich mich genötigt, die Leitung des nunmehr ganz auf die braunen Jäger gestellten Unternehmens im Innern persönlich zu unternehmen.

die einzigen rohen Trunkenheitsszenen, die ich auf meinen Reisen erlebte, habe ich weissen Stammesgenossen zu danken.

Ich möchte hier die bescheidene Kritik einfügen, die mein singhalesischer Priesterfreund Silananda einst hieran übte. Ich hatte ihm geschrieben, für mich gelegentlich eines Tempelfestes zu Kandy ein Zimmer im dortigen Hotel zu bestellen, und er suchte mich davor zu warnen mit folgenden Worten:

„Dear Sister lady, my thought also this . . . . . Hotel is not place at that days for gentlemens like you. Reason this can tell after yours visiting here but this is the reason. In that all like these festival days coming to the hotel some mery Englishman and then they begin to do unhapy things. Upon this not so good for yours this my opinion but if you like come please."

(Liebe Schwester — Dame, mein Gedanke dies . . . . . Hotel kein guter Platz in solche Tage für Herren wie Sie. Grund dafür kann sagen nach Ihrem Besuch hier aber dies ist der Grund. Nämlich, dass alle so Festtage kommen zum Hotel manche vergnügte Engländer und dann sie fangen an und tun unglückliche Dinge. Auf dies nicht so gut für Ihriges aber wenn Sie mögen kommen Sie bitte.)

Ich beachtete seine Warnung nicht, ging in das Hotel und erlebte richtig die „unhapy things."

Diese Abschweifung bringt mich zu dem Aristokraten unter unserer Gefolgschaft, unserm unvergesslichen „Soult Pereira", für den uns dauernd ein wirklich freundschaftliches Gefühl im Herzen geblieben ist. Er war einer der wohlbekanntesten Shikari von Colombo, berühmt als Elefanten- und Tigerjäger, der schon manchen sportsfreudigen hohen Herrn zu seinen Jagderfolgen verholfen hat. Von guter singhalesischer Abkunft (ein Ahnherr hatte zur Portugiesenzeit zum Christentum übertreten müssen, daher der Name „Pereira", doch hatte sein Geschlecht längst wieder, wie oft dort der Fall, zum Buddhismus zurückgravitiert) trug sein geschmeidiger, stahlfester Körper die besten charakteristischen Merkmale seiner Rasse zur Schau, wie sein Wesen die Anmut der Bewegungen, die Weichheit und Liebenswürdigkeit des Gehabens und die rasche geistige Auffassung besass, die uns in der ostindischen Bevölkerung bis in die untersten Schichten herab so stark entgegentritt.

Deutlich trat bei ihm auch im Gegensatz zu unseren meist malayisch-mongolischen Untergebenen die grössere Affinität des rasseverwandten Arierblutes zutage. So dienstbereit und ergeben er auch war, so stand uns in ihm immer der ähnlicher empfindende Mensch, eine gewisse Ebenbürtigkeit gegenüber.

Auch lehrte ein tragisches Ereignis uns schon im Anfange unserer Bekanntschaft die tiefern Gemütseigenschaften dieses Singhalesenherzens kennen. Ganz ohne sein Verschulden hatte die Kugel des trefflichen Jägers, da er

für uns im Dickicht des Dschungels von Anuradhapura, entfernt von jeder menschlichen Wohnung auf Wanderu-Affen jagte, einen unvermutet dorthin versprengten singhalesischen Kräutersucher ins Herz getroffen. Die Verzweiflung des braven Menschen über diesen, uns selbst erschütternden Unglücksfall war so tiefgehend, dass auch das ihn von jeder Schuld freisprechende Urteil des sogleich unter Vorsitz eines englischen Beamten zusammenberufenen einheimischen Gerichtes ihm keine Linderung gab, und wir den Schatten dieses Ereignisses noch viele Wochen in den sanften dunklen Augen des Mannes schweben sahen.

Leider blieben alle Nachforschungen, um die Identität des armen Opfers festzustellen, ohne Resultat. Hier war eines jener namenlosen Blätter vom Baum des Lebens gefallen, wie sie der heisse Lufthauch wohl zu Tausenden über dem gewaltigen indischen Menschenmeer dahinwirbeln mag.

Nachdem sich die tüchtigen Eigenschaften dieses Mannes auf zweimaligen Jagdexpeditionen im Innern Ceylons trefflich bewährt hatten, liess ich mir denselben durch gütige Vermittlung des Konsuls Freudenberg in Colombo für die erneute Expedition nach Borneo anwerben, mitsamt seinem Bruder Aposinghe (der Überlöwe heisst das), ohne dessen Begleitung selbst der kühne Soult, der nie seine Heimatinsel verlassen, die Reise in das unbekannte wilde Land nicht wagen wollte.

Das Zusammentreffen der beiden Brüder mit mir in Singapore war begleitet von einer kleinen Romanepisode. Ich suchte dort mit Hilfe der freundlichen, weit bekannten Wirtin des Adelphi-Hotels eine zuverlässige Babu, der ich meine persönliche Bedienung während des Aufenthalts in Borneo anvertrauen könnte. Da meldete mir zu meinem Erstaunen der sonst nicht sehr regsame „Überlöwe", er habe eine solche für mich gefunden, und zwar eine Landsmännin, die er „zufällig" in Singapore getroffen.

Herein spazierte ein entzückendes Singhalesenweib, mit dem Teint einer Süditalienerin, mit blitzenden Augen und Zähnen in dem feinen Ovalgesicht; italienisch anklingend auch die roten Korallenschnüre um den zierlichen Hals über der kleidsamen, kurzen singhalesischen Brustjacke. Sie zählte mir mit lebhafter Zeichensprache all ihre Kenntnisse und Fähigkeiten für Babudienste auf.

So gern ich das anmutige Geschöpf dauernd um mich gesehen hätte, so lehnte ich doch, zu Aposinghes sichtlicher Enttäuschung, das Engagement ab mit der Begründung, dass diese Babu wirklich zu hübsch und jung sei, um sie als einzige weibliche Begleitung mit mir in das wilde Land zu nehmen. Es würde „Russu" (Streit) geben zwischen meinen malayischen Jägern, sagte ich wohlweislich.

Schon dachte ich nicht mehr an den Vorfall und verhandelte eben mit einer ebenso hässlichen wie ältlichen Bewerberin, da erbat sich mein würdevoller Soult selbst Gehör bei mir und gestand mir, unter dem charakteristischen Schamergrauen seiner dunklen Haut, jenes verführerische Persönchen sei sein eigenes lang gesuchtes eheliches Weibchen, das ihm vor knapp Jahresfrist aus Ceylon durchgebrannt sei. „Sie konnte sich mit der Schwiegermutter nicht vertragen", mit diesem waschecht indischen „Scheidungsgrunde" meinte der sichtlich noch stark Verliebte alle Zweifel niederzuschlagen, die ihn etwa in der Rolle des betrogenen Ehemannes erscheinen lassen konnten. Offenbar aber war er ängstlich besorgt, den wiedererwischten Tunichtgut unter Kontrolle zu halten, wozu die Rolle meiner Babu erwünschte Gelegenheit erschien.

Begreiflicherweise durfte ich im Interesse der Expedition dem braven Menschen nunmehr erst recht nicht den Gefallen tun; doch nahm ich den lieblichen Ausreisser gehörig ins Gebet, veranlasste ihre Unterbringung in einer ehrbaren malayischen Handwerkerfamilie und vertröstete Soult auf seine Rückkehr durch Singapore, von wo er sie dann in die Heimat zurückführen werde. Folgende Zeilen aus einem vor Kurzem von ihm erhaltenen Schreiben mögen die Weiterentwicklung dieses Stückleins braunen Herzenslebens kennzeichnen, in welches ich unvermutet einen Einblick tun konnte, was uns Fremdlingen bei unsern eiligen und wenig in die Tiefe dringenden Besuchen fremder Länder ja so selten vergönnt ist:

„Dear Madam, very sorry to inform you when your letter reach Ceylon I being on shooting tour with Gentleman by that happened a great accident. Gentleman shot huge Elefant missed the shot, Elefant came towards us. I jump off to the front, shot from my double barrel gun which got from you both chambers fired at once Elefant fell down one side, I am to the other side, my collar bone entirely fractured, from that my blood one year is entirely poisoned, but by kind attention doctors well cured me again and to state when I come from Borneo after finished your collection, I found my first wife again at Singapore and she very badly misbehaving then I fainted and soon reach Ceylon. After four years time I leave my sorrowful mind and married second wife now living haply."

(Sehr traurig Ihnen zu melden als Ihr Brief Ceylon erreichte ich auf Schiessjagd mit Gentlemen wobei passierte grosser Unglückstall. Gentlemen schoss riesigen Elefant, Schuss fehl gegangen, Elefant kommt auf uns zu, ich springe vor, schoss aus meiner Doppelflinte welche von Ihnen habe beide Läufe gingen zugleich ab. Elefant fiel hin eine Seite, ich anderer Seite. Mein Schlüsselbein gänzlich zerbrochen. Hiervon mein Blut ein ganzes Jahr ganz vergiftet, aber durch gütige Pflege Doktors mich wieder gut kuriert und zu melden als ich kam von Borneo nachdem fertig Ihre Sammlung ich fand mein erstes Weib in Singapore und sie sich sehr schlecht aufgeführt, dann ich Ohnmacht gefallen und bald kam Ceylon. Nach vier Jahren verlasse ich mein trauriges Gemüt und heiratete zweites Weib. Nun glücklich lebend.)

Hatte sich Soult schon in unseren ceylonischen Tagen unser Herz gewonnen, wie viel mehr in jener Zeit fast kameradschaftlichen Beisammenseins in der Wildnis Borneos, wo ich mich durch die Nähe dieser naiv ritterlichen Ehrennatur ebenso sicher und behütet fühlte, wie mich diejenige der anfänglich mitgeführten weissen Jäger, ausgedienter indischer Militärs und wie viele dieser der Flasche ergeben, zeitweise bedrückt hatte. Wie mir, schien auch meinen braunen Begleitern deren Abgang eine Erleichterung, und wäre es nicht gegen die Solidarität der weissen Haut gewesen, ich hätte herzlich lachen können über die drollige Drastik, mit der sie sich noch tagelang die sauren Mienen und das ärgerliche Fluchen des „tuon bolanda" über diese „gottverdammte Wildnis" vormimten.

Soult Pereira, Shikari.

Das kameradschaftliche Verhalten meiner braunen Gesellschaft unter sich war mir überhaupt eine stete Freude und um so interessanter zu beobachten, als dieselben aus zwei verschiedenen Menschenrassen und, rechnet man den markanten Unterschied zwischen Dajak und Malaye hinzu, eigentlich aus drei Menschengattungen zusammengewürfelt war, mit ebensoviel Sprachen. Da war es nun höchst amüsant, in wie liebenswürdiger Weise diese unerzogenen Naturmenschen in ihrem babylonischen Sprachgewirr sich durchhalfen, eins das andere unterweisend. Mein kluger Soult, der beim Betreten der Insel kein Wort malayisch verstand, lernte so in wenigen Wochen sich völlig zu verständigen nicht nur mit den Malayen sondern auch im Dajak-Idiom.

Und welche herzensgütige Rücksicht von einem zum andern! Wie wurde für einen auf der Jagd Entfernten gesorgt, wenn es galt, einen inzwischen erworbenen Leckerbissen, etwa einen frischgefangenen fetten Fisch zu verteilen, wie wurden seine im Boot zurückgelassenen Vorräte respektiert, und wie herzlich war der Anteil und die Hilfeleistung, wenn einer aus der Schar erkrankte!

Am besten charakterisiert sich das originelle Zusammenleben jener Tage wohl aus der Schilderung eines derselben, die ich an Ort und Stelle niedergeschrieben und aus meinem Tagebuche hier folgen lasse:

Wir hielten damals mehrtägige Station am Einflusse des Mrekai in den Ketungau an einer wunderbar malerischen Flussecke.

Ein etwa 50 Meter im Quadrat haltender Raum ist hier vor kurzem von malayischen Rotang-Suchern abgeholzt worden und bietet meinen Leuten den lang

entbehrten Genuss eines Lagerns am Lande, meinen seit Wochen an das enge Boot gebannten Füssen den Luxus einer Wandelbahn, die trotz des noch dicht wuchernden Bodengestrüpps mir wie ein Parkett vorkommt.

Morgenbesuche im Ketungau.
Links mein Boot.

Im Vorjahre haben wir an dieser, damals noch unberührten Uferstelle den Aufstieg zu einem zwei Stunden in den Wald hinein entfernten Dajakhause angetroffen. Als ich meine Leute nunmehr dorthin ausschicke, finden sie das fast noch neue Langhaus verlassen, das ehemalige Reisfeld schon von jungem Wald überwuchert; die Hausgemeinde hatte sich, vor der verhassten Malayennähe flüchtend, ein neues Dorfhaus mehrere Stunden landein erbaut. So scharf scheidet sich noch immer das Dajak- vom Malayenelement. Sie sind wie Öl und Wasser. Dabei ist von jener Invasion nur ein einzelner, harmloser Rotang-Mann zurückgeblieben, der jetzt einige 50 Meter flussauf mit seinem Floss noch ankert. Tagsüber sitzt er auf einer hoch in einer Baumgabel angebrachten Plattform und flicht endlose Seile nach unten aus den oft 100 Meter entfernt wurzelnden

Im Ketungau.

Morgenbesuche in Ketungau.

Rotanglianen, deren eines Ende er sich auf dem Baum heraufzieht. —

Voll träumerischen Reizes, noch sanft umschleiert vom Nebel des Frühregens, enthüllt sich mir das malerische Bild der beiden ruhigen Ströme, wenn ich, den Rücken noch etwas steif vom nächtlichen Lager auf der schmalen Bootsbank, den Vorhang beiseite schiebe, der allein mich von all der morgendlichen Urwaldschönheit trennt. Noch ist die Sonne nicht auf, in den Baummassen schweigt noch das Tierleben. Nur ein vereinzelter schimmernder Vogel huscht dicht über die Flussfläche; eine verfrühte Affenfamilie im Uferbaum ist schon mit der Morgentoilette beschäftigt. Mein Bootsvolk aber schwatzt schon lustig im Küchenboote neben mir und bei dem Frühmahlsfeuerchen am Uferrand.

Unter dem weissen Lappen hervor, der nachts meinen „Bootssalon“ von der Leuteabteilung trennt, reicht mir nun Sidins braune Hand diskret den Morgen-„Koppi.“

Schon aber schwirren von allen Seiten die Nussschalenboote der Dajak heran. Sie sind tageweit hergerudert, um der weissen Frau, die Tiere sucht, zu begegnen; denn die Nachricht meines Kommens hat sich seit Wochen weit ins Dajakgebiet verbreitet. Auch habe ich in entlegene Dajakhäuser, von denen mir Gerüchte über dort vorhandene Gewehre und schiesskundige Leute zugegangen, den „Surat Tsap“ vorausgeschickt, den Geleitbrief des indischen Gouvernements mit dem imposanten angehängten Siegel, — den ich in mehreren Exemplaren mit mir führe. Der Brief sagt, dass die Dajakleute mir helfen sollen, „Djangang tida“, sie sollten nicht „Nichtwollen“ und die fremde Frau

„Minta obat“.

würde alles ordentlich bezahlen (letztere Versicherung bezog sich auf das im Vorjahre durch Orchideen suchende Amerikaner in einigen Dajakgegenden mit Grund hervorgerufene Misstrauen).

Mehr als dies aber ist es kindliche Neugier und der Wunsch nach Salz und „tabacco", diesen beiden ihnen so schwer erreichbaren Luxusartikeln, der die Leute mir zugeführt — nicht zu vergessen das „minta obat", („Bitte um Arznei"!), das mir von allen Seiten entgegenschallt. Es ist fast unmöglich, die Leutchen abzuweisen, so kindlich unbewusst sind sie in ihrer naiven Zutraulichkeit. Gibt es wohl noch einen zweiten Stamm auf der Erde mit einem so

Morgenbesuche im Ketungau.

durchgehenden Stempel unschuldiger und dabei nicht dummer Einfalt auf allen Gesichtern?

So heisst es denn immer erst eine Stunde Doktorspielen, ehe ich mit meinen Dajakbesuchern ans Geschäftliche komme, und auch meine malayische Mannschaft hat ihr Teil daran, die für alle ihr wenig komplizierten Beschwerden — meist heilt sie ein Löffel Rizinusöl — unter dramatischen Schilderungen bei mir Heilung sucht. Bemerkenswert ist die starke Wirkung selbst schwächster Dosen auf die unverdorbenen Konstitutionen, zumal bei den Dajak. Ich hatte mich für diese unfreiwillige Arztpraxis zwar vom Garnisonsarzt in Sintang einigermassen vorbereiten lassen, der mir auch eine speziell für diesen Zweck berechnete Apotheke mitgegeben hatte; dennoch war mir oft etwas bange dabei zu Mute, und ich erinnere mich noch der Spannung, mit der ich die

Wirkung einer minimalen Chinindose bei einem im höchsten Fieber und offenbar fast dem Tode nahe mir zugetragenen Säugling entgegensah, und wie glücklich ich war, als das braune Würmchen mir zwei Tage später triumphierend als genesen gebracht wurde.

Nach der ärztlichen Sprechstunde kommen langatmige Konferenzen mit den herbeigekommenen Dajakhäuptern über gute Fundplätze für Wau-waus und Orang-Utan. Ihr wiederholtes „Viele! Viele!“ ist dabei cum grano salis zu nehmen; denn wie bei allen kindlichen Stämmen ist zwischen Mehrzahl und Vielheit bei ihnen nur eine unklare Grenze. Ihre Auskünfte erschwert noch die Scheu speziell bei Orang-Utans, deren Fundstellen und Nesterstätten genau zu nennen. „Kami Dajak“ dürfen nicht sprechen, da und da wollen wir hingehen um Maias zu fangen, diese hören das gleich, und dann wechseln sie ihre Häuser.“

Nun gehts ans Verteilen von Munition, ans Prüfen der mitgebrachten, vorsintflutlichen Gewehre und der Schiesskunst ihrer Besitzer. Wird einem besonders Geschickten eines von unseren Gewehren anvertraut, so funkeln ihm die Augen vor Wonne. Unter Soults gewandter Hilfe werden dann die Wildlinge in die Art der Präparation eingeweiht, strohumwickelte Spiritusflaschen werden ihnen auf den Rücken gebunden, und mit genauen Instruktionen über Zeit und Ort des Wiedertreffens werden sie in tageweit entfernte Jagdgebiete entsandt.

Erstaunlich ist die rasche Auffassungskraft, mit der so fremdartige Begriffe von dem Völkchen erfasst werden. Ein wirklicher Dummkopf ist mir unter dem ganzen Dajakmaterial, mit dem ich zu tun hatte, nicht vorgekommen. Einzelne der Häupter zeichnen sich sogar durch grosse Begriffsschnelle und hellen Mutterwitz aus. Da ist vor allem mein alter Banjang, unfehlbarer Schütze und richtiger Dajak-Grandseigneur mit regelmässigen intelligenten Zügen, und Lajanjaja, der Kapalla einer achtzig Türen umfassenden Hausgemeinschaft im oberen Flussgebiet, mit seinen charakteristischen drei langen weissen Bartfäden am Kinn, einer besonderen Ehrenzierde bei den fast ganz bartlosen Dajak. Beide sind seit längerer Zeit in ständigem Dienst bei mir, und ich freue mich immer von Neuem an ihrer scharf ausgeprägten Individualität, ihrem sicheren, würdigen und humorvollen Wesen.

Als Pfadfinder und Wegbahner sind auch zwei Dajakjünglinge, Launin und Umpani, meiner Schar einverleibt, mit sanften schönen Gesichtern, dabei kraftvoll und geschmeidig wie ein paar Dioskuren, sie gehen auch immer Hand in Hand. Wenn sie mich in meiner Hängematte durch den dichten Wald in ein fernes Dajakhaus tragen, kann ich ihnen kein grösseres Vergnügen bereiten, als wenn ich in die dichten Baumkronen hinauf deutsche Lieder singe. Dies

ist das einzige Publikum von östlichen Ohren, bei dem ich eine andere als indifferente, wenn nicht gar sichtlich unangenehme Wirkung der Melodienfolge und Klangfarben westlicher Musik beobachtet habe.

Bevor ich die überzähligen Dajakbesucher entlasse, verteile ich noch einige illustrierte Zeitungen, zu ungeheurem Jubel, obwohl sie die Darstellungen durchschnittlich gar nicht erfassen. Berge, Bäume und Menschen werden auf den Kopf gestellt, ein Pferd erregt bedenkliches Kopfzerbrechen und wird nicht einmal als Tier erkannt. „Kami Daja tida n'garti" („Wir Dajakmenschen verstehen nichts") ist immer wieder die rührende Antwort, wenn ich sie frage, „Was ist dies?" Auch hier ist die Weiblichkeit begriffsrascher; ein Dajakjüngferlein hat richtig in einem Pariser Modebild eine weisse Frau erkannt, was bei solchem Zerrbild der Natur etwas sagen will. Wie hoch sie aber jeden Fetzen bedruckten Papiers schätzen, zeigt sich mir wieder, da ich die Papierschnitzel, mit denen wir voriges Jahr in einem Dajakhause Glasperlen und Tabak verlost haben — beim jetzigen Wiederbesuche über der Tür des Häuptlings sorgfältig an die Wand geklebt finde.

Über all jenen Verrichtungen ist's Mittag geworden, und die scheitelrechten Sonnenstrahlen durchstechen die dünne Blätterdecke meines Bootes. Ich lasse dieses ans andre Ufer unter dichten Baumschutz rudern, und nun kommt flussüber mein Makanan (Mittagessen) herbei; abwechselnd bringt es Sidin oder die Babu, die beim Hinüberreichen aus dem wackeligen Nussschalenboot stets mit einem Bein ins Wasser fällt unter verstörten Anrufen „Tuan Allahs" und unter dem gutmütigen Hänseln der losen Gesellen vom anderen Ufer, die ihr stetes Gaudium an dem Entsetzen der armen „Orang-tua" (Altes Weib) über dieses Wildnisleben haben. So tituliert sie nämlich Soult respektlos aus seinem neu akquirierten Sprachschatz. Er hat sich soeben beim Kugelgiessen unterbrochen, um mir im Boote über der Kugelflamme eine köstliche Ananasomelette zu braten; denn, wie er mir vertraulich auf Englisch über den Fluss hinüber zuruft, das heutige Menu Sidins war „not fit for a Lady." Die kurze Rast nach dem Mahle wird etwas beeinträchtigt, indem Osman, das mitgeführte Orang-Utan-Kind, hartnäckig darauf besteht, sein rundlich borstiges Köpfchen auf mein Kopfkissen zu schieben — nachdem er sich eine Weile damit belustigt, dem am Bootsende in Körben verwahrten lebenden Hühnervorrat durch die Korbritzen an den Schwanzfedern zu zupfen; auch seine Spielgesellen, ein Wau-wau-Baby und ein urdrolliges, winziges Nasenaffenkind mit einem „der frommen Helene" gestohlenen Stulpnäschen, sind nicht darnach angetan, die Ruhe meiner Siesta zu vermehren — dennoch möchte ich diese lustige Bootsgesellschaft nicht missen und bedauere nur, dass ich bei den Streichen dieser interessanten, durch keine Gefangenschaft

in unpassendem Klima gebrochenen Spielkameraden das einzige beobachtende Auge bin.

Neben meinem Boote taucht plötzlich Tambi im Flusse auf. „Kamar mandi suda klar“ (Badhaus schon fertig) meldet er mit stolzem Lächeln. Er hat mir heimlich in einer halben Stunde ein richtiges Schwimmbad gebaut, etwa zehn

Dajakmädchen.
Nach einer Ölskizze von Frau L. Selenka.

Minuten flussauf, mit Wänden, Leitern und Stabboden zum Schutz gegen die Krokodile, die im Fluss nicht selten sind, aber meine Leute nicht von einem täglichen Bad abhalten.

Nun steuert er mein schweres Boot dorthin, im Wasser daneben schwimmend; die Geschicklichkeit dieser Menschen in allem, was Wasser und Boote betrifft, ist einfach stupend. Mir fällt immer der „Fussbreit Erde ausserhalb der Erde ein“ — ich glaube, ein Malaye hätte es auch ohne das gekonnt.

Nach dem erfrischenden Bade ans Ufer steigend, finde ich dort vom unermüdlichen Tambi bereits mein „Tampat gambar" aufgestellt, die Staffelei, die er mir selbst aus Bambussplittern gefertigt. Und nun kommen einige Stunden genussreicher Arbeit an meinem Dajakmodell, einem lieblichen 14jährigen Geschöpf voll scheuer Anmut.

Das lange Rabenhaar und der nackte Oberleib tropfen perlend, so kommt sie zur Sitzung direkt aus dem Flusse, in dem sie tags wohl zehnmal badet; ein kurzes blaues Hüfttuch ist ihre ganze Kleidung. Dabei weht geradezu ein Hauch von Reinheit und Sittsamkeit um das jugendliche Geschöpf, und selbst der alte Spassmacher Oding, unser Steuermann, schlägt gegen sie einen ritterlichen Ton an. Tambi, der mir wiederholt ihre Pose zurechtrückt, unaufgefordert, nach blosser Betrachtung meiner Arbeit, rührt sie wie eine kostbare Statue an.

Ich hatte sie einmal im Vorbeifahren gesehen beim Toba-Fischfang; ihre ganze Dorfgemeinde war zum Flusse ausgezogen, um durch Vergiftung des Wassers den Fischvorrat zu fangen für ihr Gaweih-Fest, zu dem sie mich auch einluden; dem Sohn des Kapala sollte das Haar geschoren werden! Aber es bedurfte mehrerer Wochen und Botensendungen, bis der alte Nekal, ihr Vater, sie mir endlich im Schatten ihres Riesenhutes zuführte, auch nur unter der Bedingung, dass ich sie stets in meiner eigenen Bootsabteilung behielte. Sie war erst seit vierzehn Tagen verheiratet und galt auch unter ihren Dorfgenossen als „bagusan" — Schönheit, besonders wegen ihrer hellen Haut.

Erst als die sinkenden Schatten deren dunklen Elfenbeinteint in violetten Tinten begraben, wird der Pinsel niedergelegt, und schon steht die Mannschaft mit Geräten zum Pinsel- und Händewaschen bereit. Bis auf den letzten Bootskuli eifern sie, mir den ersten Handreich zu tun bei dieser sie intensiv interessierenden Arbeit; jeder leise Befehl von mir hallt in dreisprachigem Echo zu den Booten hinunter.

Mein Klappstuhl wird ans Ufer gebracht, und nun kommt die zauberische Stunde, wo die schwachschimmernde Mondsichel mit den rosigen Wolken des Abendrots und dem silberigen Grün des Zenithes kämpft, der Leuchtkegel des Zodiakkallichtes am Osthimmel emporklimmt, die nun schnell herabsinkende Dunkelheit in farbtiefem Blau wie durchleuchtet erscheint, auf den beiden stillen Strömen starkzitternde Sterne sich spiegeln — es ist so schön, dass der Geist nicht bewundert, nur ruht! Wie unzählige Zeiten schläft die Natur in diesem weltfernen Flusswinkel nun schon allabendlich in solch feierlicher Schönheit ein, ohne dass ein Menschenherz kam, sich daran zu erfreuen! —

Nicht allzulange darf ich mich dem Zauber dieser Stunde überlassen, denn wir müssen die Mondnacht benützen, um heute noch ein neues Standquartier weiter flussauf zu erreichen.

Während wir langsam durch die traumhaft schöne Flussszenerie hingleiten, intonieren, am Bug des Bootes stehend, plötzlich Soult und Aposinghe — meine beiden arischen Braunen, ein singhalesisches Andachtslied an Buddha. Denn heute, in dieser Nacht, feiert man in ihrer schönen Heimatinsel den Geburtstag des grossen Weisen. Feierlich fremdartig hallen die getragenen, halb klagenden Töne über den stillen Fluss, und meine malayischen Bootsleute lauschen ihnen verdutzt. Sie scheinen von diesen fremden Klängen, obwohl sie auch den für den ganzen Osten typischen, verdeckten Gutturalcharakter tragen, unwillkürlich wie von etwas Höherem, ihr Empfinden Übersteigendem getroffen.

Da ich ihnen erkläre, dass jene ihren Gott besingen — denn wie wäre diesen kindlichen Seelen der erhabene Buddhabegriff wohl anders zu erläutern, — so fallen sie, da jene geendet, zum Takt ihrer Ruder in einen rhythmischen, leidlich wohlklingenden Gesang; einen jener malayischen Vierzeiler, die meist von sehr weltlichen Dingen handeln, heute aber sich um „Tuan Allah" drehen. Sie wollen sich von den schwarzen Fremdlingen nicht übertreffen lassen. Seltsam sticht der realistische Tonfall ihres Gesanges ab gegen die schmachtenden verschleierten Weisen der arischen Genossen, mit ihrer fortlaufenden, monotonen an- und absteigenden Melodie, die gleichsam symbolisch ist für die cyklischen Gedanken der sie inspirierenden Weltauffassung.

Und wie um den seltsamen Eindruck vollzumachen, heben nun auch meine beiden Dajakhäuptlinge, Banjang und Lanjanjaja, ein Lied zu singen an. Kindlich klingt es und rauh, eine Welt schon trennt den Gesang dieser unberührten Waldmenschen selbst von dem der ihnen so nahe verwandten malayischen Stammesgenossen.

Aber rührend spricht er mir zu Herzen.

Sie singen von ihrem Petara, jenem unklaren, hinter Wolken verschwimmenden Geisterwesen, zu dem sie nicht beten, der aber die Seele des Menschen in Gewahrsam hält, den sie nicht einzuladen wagen wie ihre anderen Götter zum Kopffestschmaus — in dunkler Ahnung, dass das höchste Wesen ein Geist der Liebe, nicht der Rache ist.

Und in diesem Dreiklang von laut- und stammesverschiedenem Gottesanruf aus meinem kleinen Boot hinaus in die sterndurchfunkelte Urwaldnacht — tönt es dem einsam lauschenden Europäerohr wie ein Chor der Menschheit entgegen, wie der tausendstimmig verschlungene – doch immer gleiche Sehnsuchtsruf der Erdgebundenen nach dem Ideal.

Singhalesin.

DS
507
S46
1905

Selenka, Emil
Sonnige welten 2. umgearb.
und ergänzte Aufl.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 10 09 21 01 006 5